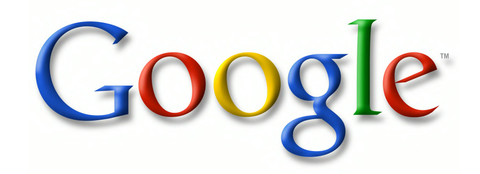


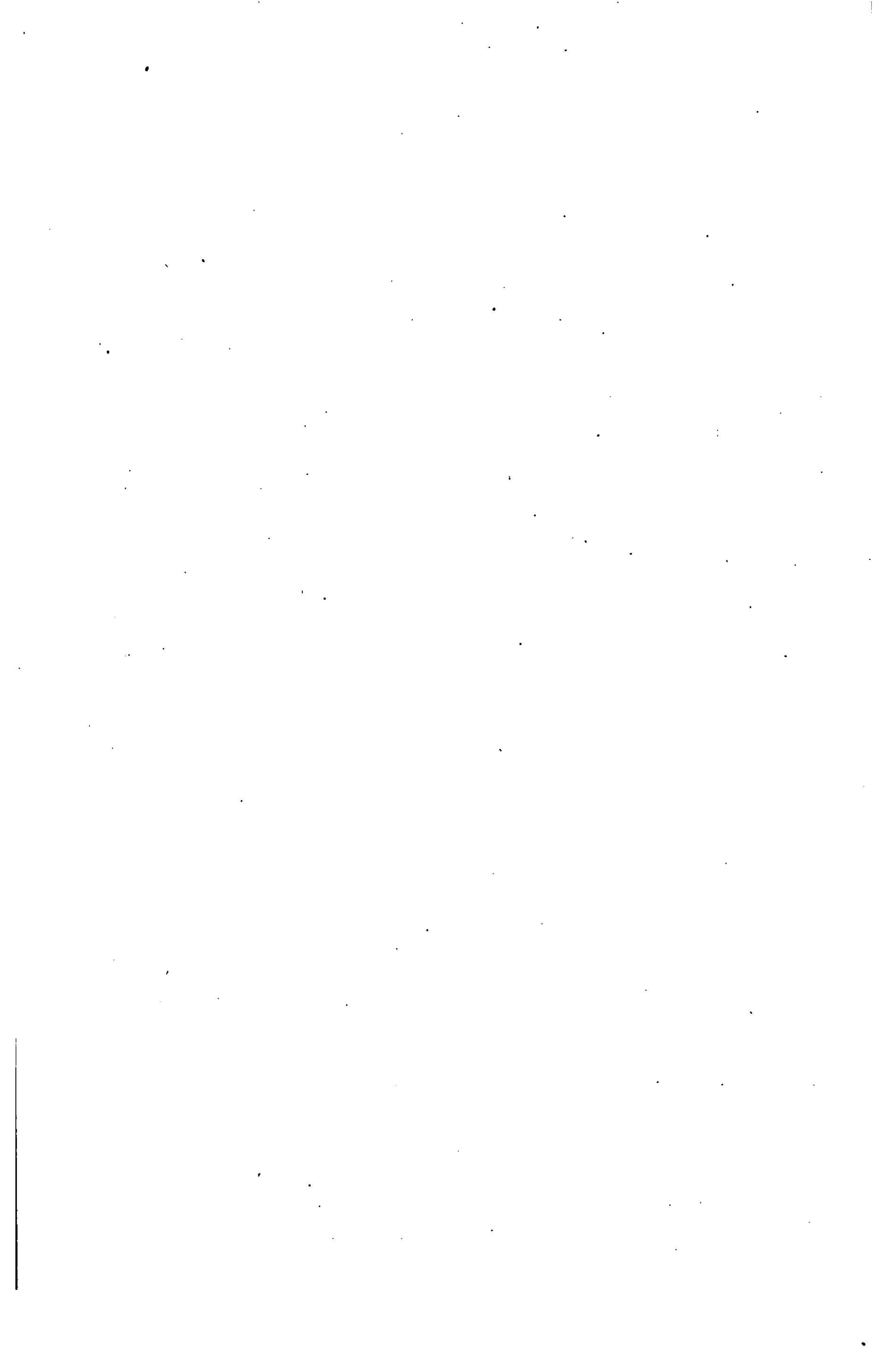


SCARTAZZINI

DANTE ALIGHIERI







DANTE ALIGHIERI

SEINE ZEIT, SEIN LEBEN UND SEINE WERKE.



DANTE ALIGHIERI

SEINE ZEIT, SEIN LEBEN UND SEINE WERKE

VON

JOH. ANDR. SCARTAZZINI.

Zweite mit Nachträgen versehene Ausgabe.



FRANKFURT A. M.

LITERARISCHE ANSTALT

RÜTTEN & LOENING.

1879.

DEM TIEFEN KENNER

UNERMÜDLICHEN FORSCHER

UND

VERDIENSTVOLLEN BEFÖRDERER

DANTE'SCHER WISSENSCHAFT

HERRN

Dr. KARL WITTE

GEHEIMER JUSTIZRATH, PROFESSOR DER RECHTE
AN DER UNIVERSITÄT HALLE

IN DANKBARSTER EHRERBIETUNG

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite

Vorwort VII
Literaturverzeichniss XI
Einleitung 1

Erstes Buch. Zeitverhältnisse 7
Cap. I. Kaiserthum und Papstthum 9
Cap. II. Das Vaterland 22
Cap. III. Die Vaterstadt 29
Cap. IV. Die Sitten 39
Cap. V. Der Glaube 46
Cap. VI. Wissenschaften und Künste 56
Cap. VII. Nationalsprache und Nationalliteratur . 67

Zweites Buch. Jugendleben 81
Cap. I. Biographische Quellen und Bearbeitungen . 83
Cap. II. Die Vorfahren 91
Cap. III. Vorzeichen und Geburt 99
Cap. IV. Die Erziehung 107
Cap. V. Frühlingsliebe 117
Cap. VI. Freundschaften 130
Cap. VII. Der doppelte Schmerz 140

Drittes Buch. Der Bürger und Staatsmann 149
Cap. I. Tröstungen 151
Cap. II. Die Familie 157
Cap. III. Waffenthaten 164
Cap. IV. Staatsdienste 172
Cap. V. Das Priorat 180
Cap. VI. Die Katastrophe 193
Cap. VII. Ein Unglücksschlag 206

	Seite
Viertes Buch. Innere Entwicklungsgeschichte . .	215
Cap. I. Das Paradies der Jugend	217
Cap. II. Die Krisis	226
Cap. III. Die Untreue	232
Cap. IV. Innere Kämpfe	245
Cap. V. Die Rückkehr	252
Cap. VI. Der neue Standpunkt	263
Cap. VII. Der politische Uebertritt	271
Fünftes Buch. Der Dichter und der Forscher . .	279
Cap. I. Lyrische Dichtungen	281
Cap. II. Das neue Leben	292
Cap. III. Ein politisches Buch	304
Cap. IV. Eine philologische Arbeit	317
Cap. V. Das Denkmal der zweiten Liebe . .	325
Cap. VI. Der Briefwechsel	337
Cap. VII. Eine naturwissenschaftliche Abhandlung .	349
Sechstes Buch. Der Verbannte	355
Cap. I. Hoffnungssterne	357
Cap. II. Wanderungen	372
Cap. III. Neue Hoffnungen und neue Enttäuschungen	384
Cap. IV. Neue Wanderungen	401
Cap. V. Die verschmähte Gnade	416
Cap. VI. Lebensabend und Heimgang . . .	423
Cap. VII. Das Charakterbild	435
Siebentes Buch. Das ewige Denkmal	447
Cap. I. Die Entstehungszeit	449
Cap. II. Die äussere Ansicht	458
Cap. III. Der Grundgedanke	472
Cap. IV. Die Geheimnisse des Eingangs . . .	488
Cap. V. Die geistige Wanderung	507
Cap. VI. Der bleibende Werth	522
Cap. VII. Die Arbeit der Nachkommen . . .	531
Nachträge	541

VORWORT.

„Wir Deutschen," sagte vor sieben Jahren Dr. Theodor Paur, „erfreuen uns erst *einer* vollständigen Lebensgeschichte Dante's, nämlich von Franz Wegele."

Ich wage es nun mit einer zweiten hervorzutreten, die wohl auch eine *vollständige* genannt werden dürfte.

Dieselbe kann und will nicht mit Wegele's gründlicher und ausgezeichneter Arbeit in Concurrenz treten und noch viel weniger sie entbehrlich machen. Wegele schrieb als Forscher und als Historiker ein Werk, das meines Erachtens zunächst für Solche bestimmt ist, die in das geschichtliche Verständniss von Dante's Person und Werk tiefer eindringen wollen. Ich hatte dagegen einen ganz anderen Leserkreis vor Augen. Ich wollte Denen, die, ohne sich eingehender mit diesen Studien zu befassen, den grössten Dichter der Neuzeit kennen zu lernen wünschen, einen zuverlässigen Führer in die Hand geben. Mit einem Worte: ich wollte ein populäreres Buch als das Wegelesche schreiben. Ob mir diess gelungen, das mögen Andere beurtheilen. Sollten die Kunstrichter finden, einige Partien meines Buches passen mehr für die eigentlichen Kenner als für Neulinge, so kann ich versichern, dass ich selbst

das Nämliche gefühlt habe. Es hat mich wiederholt grosse Ueberwindung gekostet, auf das nähere Eingehen von speziellen Fragen zu verzichten. Und es ist mir bei der Ausarbeitung dieses Buches klar geworden, dass die Kunst, populär zu schreiben, eine sehr schwierige ist.

Dantefreunde mögen nicht erwarten, viel Neues in meinem Buche zu finden. Ich mache keinen Anspruch auf Originalität. Ueber Dante ist im Laufe von bald sechs Jahrhunderten so unendlich Vieles geschrieben und gedruckt worden, dass es nachgerade Sache der Unmöglichkeit geworden ist, etwas Neues, sei es Sinn oder Unsinn, darüber zu sagen. Ich habe mich desshalb hin und wieder der Worte Anderer bedient, wo ich mir bewusst war, nichts Besseres und auf bessere Weise sagen zu können. Die Stellen, die ich von Anderen aufgenommen, sind durch Anführungszeichen als solche bezeichnet. Dass ich aber gleichwohl selbständig gearbeitet und nicht blos compilatorisch verfahren bin, diess werden hoffentlich Kundige beim Durchlesen meines Buches finden.

Wo ich Stellen aus der Göttlichen Komödie anführte, habe ich mich, mit seltenen Ausnahmen, der Uebersetzung von *Witte* bedient. Prosaische Stellen dagegen habe ich meistens selbst übersetzt.

Das beigegebene Literaturverzeichniss hat keinen andern Zweck, als einerseits den Kritikern die Quellen anzugeben, woraus ich geschöpft, andererseits die Leser auf Hülfsmittel hinzuweisen, die für ein eingehenderes Studium geeignet sind. Angeführt ist nur, was in meiner Privatbibliothek sich befindet. Ich habe nämlich ausserdem nur ein paar biographische Arbeiten vergleichen können, die mir durch

die Güte des Herrn Geheimerathes Witte in Halle mitgetheilt wurden. Die nach meiner Ansicht empfehlenswerthesten Bücher und Ausgaben sind durch ein * bezeichnet.

Den Dantefreunden, die mich bei meiner Arbeit auf irgend eine Weise aufgemuntert und unterstützt haben, spreche ich hier öffentlich meinen aufrichtigsten Dank aus. So den Herren Dr. *Hacke van Mijnden* in Amsterdam, Dr. *Antonio Lubin* in Gratz, Cav. *Pietro Fanfani* in Florenz und D. *Luigi Tosti* in Montecassino; ganz besonders aber meinem hochverehrten väterlichen Freunde, Herrn Geheimerath Prof. Dr. *Karl Witte* in Halle, dessen Schriften mir erst das richtige und tiefere Verständniss Dante's erschlossen, der mich brieflich so oft ermunterte und belehrte und mir freundlich gestattete, mein Buch mit Seinem Namen zu schmücken. Möge ihm das Werk keine Veranlassung geben, die mir gegebene Erlaubniss zu bereuen!

Dieses Buch ist an einem Orte geschrieben worden, wo Dante niemals auch nur dem Namen nach bekannt gewesen. Möge ihm diess eine günstige Vorbedeutung sein, dass es dazu dienen werde, dem erhabenen Dichter neue Freunde zu gewinnen!

Im September 1869.

SCARTAZZINI.



LITERATURVERZEICHNISS.

Ausgaben von Dante's Werken. DIVINA COMMEDIA: con l'espositione di *Chr. Landino* et die *Aless. Vellutello,* 1 vol. fol. Venet. 1564. — Dass. Giusta la lezione del Cod. *Bartoliniano,* 4 vol. Udine 1823-27. — Dass. l'*Ottimo Commento,* 3 vol. Pisa 1827-29. — Dass. in: Parnasso italiano ed. *Wagner,* 1 vol. 4⁰ Lpzg. 1826. — Dass. col comm. di *G. Biagioli,* 3 vol. Mil. 1829. — * Dass. colla prefazione degli editori della Minerva, 1 vol. 4⁰ Fir. 1838. — Dass. lo Inferno col. comm. di *Giuniforto delli Bargigi,* 1 vol. 4⁰ Marsilia 1838. — * Dass. col comm. di *Fr. da Buti,* 3 vol. Pisa 1858-62. — Dass. col comm. di *Benvenuto Rambaldi da Imola,* 3 vol. Imola 1855-56. — * Dass. ricorretta sopra quattro dei più autorevoli testi a penna da *Carlo Witte,* 1 vol. 4⁰ Berl. 1862 (beste Ausg.) — * Dass. ediz. minore di *Carlo Witte,* 1 vol. Ebd. — * Dass. nuovam. riv. nel testo e dichiarata da *Brûnone Bianchi,* 1 vol. Fir. 1863. — Dass. col comm. cattolico di *L. Bennassûti,* 3 vol. Verona 1864-68. — * Dass. col comm. di *P. Fraticelli,* 1 vol. Fir. 1864. — Dass. con spiegazioni ecc. 1 vol. Paris 1864. — * Dass. il codice Cassinese, 1 vol. fol. Montecassino, 1865. — Dass. col comm. di *Jacopo della Lana,* 3 vol. Bologna 1866. — Dass. col comm. di Anonimo Fiorentino ed. *P. Fanfâni,* 1 vol. Bologna 1866. (noch unvollendet). — * Dass. illustr. da G. Doré e dichiarata da *E. Camerini,* 1 vol. fol. Mil. 1868. (noch unvollendet). — Dass. illustr. da *Ugo Foscolo,* 4 vol. Lond. 1842-43.

OPERE MINORI: con le Annotaz. di *AM. Biscioni,* 2 vol. Venez. 1741. — * Dass. c. note e illustr. di *P. Fraticelli,* 3 vol. Fir. 1861-62. — * Vita Nuova e Canzoniere, commentati da *G. B. Giuliani,* 1 vol. Fir. 1868. — * Monarchia (liber I), Motorum ope emendata per *Carolum Witte,* 4⁰ Halis 1863. — * Dass. liber II per *Carolum Witte,* 4o Halis 1867. — Epistole ed. et ined. per cura di *Aless. Torri,* 1 vol. Livorn. 1842. — Amori a Rime di Dante, 1 vol. Mantova 1823. —

Uebersetzungen. DIE GÖTTLICHE KOMÖDIE, übers. und erklärt v. *Kannegiesser,* 3 Vol. Lpzg. 1843. — Dass. Metr. Uebersetzung m. Erläut. etc. v. *A. Kopisch,* 1 Vol. Berl. 1862. — Dass.

I. Die Hölle; f. d. deutsche Volk bearbeitet v. *J. Braun,* 1 vol. Berl. 1863. — Dass. übers. u. erläut. v. *L. G. Blanc,* 1 Vol. Halle 1864. — * Dass. übers. v. *Karl Witte,* 1 Vol. Berl. 1865 (Octavausg.). — * Dass. übers. v. *Witte,* 1 Vol. Berl. 1865 (Sedezausg.). — * Dass. Metrisch übertragen u. m. krit. u. hist. Erläut. versehen v. *Philalethes,* 3 Vol. Lpzg. 1865-66. — Dass. übers. u. erläut. v. *K. Streckfuss,* 1 Vol. Braunsch. 1867. — Dass. übers. v. *A. Doerr,* 1. Lief. Darmst. 1867. — * Dass. metr. übertragen u. m. krit. u. hist. Erläut. versehen v. *Philalethes*, 3 Vol. Lpzg. 1868. *(Lateinisch)*: DIV. COMŒDIA, hexametr. latinis redita ab Abb. *dalla Piazza,* 1 vol. Lips. 1848. — *(Holländisch)*: DE KOMEDIE van D. A. In dichtmaat overgebracht door *Dr. J. C. Hacke van Mijnden;* 1. De Hel. 1 vol. fol. Haarlem 1867. — *(Französisch)*: LA COMÉDIE DE DANTE. Trad. en vers selon la lettre et commentée selon l'esprit, etc. par *E. Aroux,* 2 vol. Par. 1857. — LA DIVINE COMÉDIE. L'Enfer, trad. par M. *Fr. Villain Lami,* 1 vol. Par. 1867. — *(Englisch)*: THE DIVINE COMEDY, transl. by *Henry Wadsworth Longfellow.* 3 vol. Lpzg. 1867. — *(Spanisch)*: LA DIV. COM. de D. A., con notas de Paolo Costa, traducida al castellano por *M. Aranda y Sanjuan,* 1 vol. Madrid 1868. — *(Hebräisch)*: LA DIV. COM. di D. A. I. Inferno. Traduz. ebraica di *S. Cav. Dr. Formiggini,* 1 vol., Trieste 1869. — — * LYRISCHE GEDICHTE. Uebersetzt u. erklärt v. *K. L. Kannegiesser* u. *K. Witte,* 2 Vol. Lpzg. 1842. — Dass. Text, Uebersetzung und Erklärung v. *K. Krafft,* 1 Vol. Regensb. 1859. — DAS NEUE LEBEN, übersetzt u. erläut. v. *K. Förster,* 1 Vol. Lpzg. 1841. — PROSAISCHE SCHRIFTEN mit Aus. d. Vita Nuova, übersetzt v. *K. L. Kannegiesser*, 2 Vol. Lpzg. 1845. —

Erläuterungsschriften. *Abeken B. R.* Beiträge f. d. Studium d. Göttl. Kom. 1 Vol. Berl. 1826. — *Albo Dantesco Veronese,* 1 vol. 4° Mil. 1865. — *Allegherii, Petri,* super Dantis ipsius genitoris Comoediam Comment. ed. cur. Vinc. Nannucci, 1 vol. 4° Flor. 1845. — *Aroux, E.,* Dante hérétique révolutionnaire et socialiste. 1 vol. Par. 1854. — *Aroux,* l'hérésie de Dante, etc. Par. 1857. — *Arrivabene,* il secolo di Dante, 1 vol. Udine 1828. — *Bähr, J.K.,* Dante's Göttl. Kom. in ihrer Anordnung nach Zeit u. Raum, 1 Vol. Dresden 1852. — * *Balbo, C.,* Vita di Dante, 1 vol. Fir. 1853. — * *Barelli, V.,* l'allegoria della D. C. 1 vol. Fir. 1864. — *Barlow,* Critical, hist. and philos. contributions to the study of the Div. Com. 1 vol. Lond. 1864-65. — * *Batines, Colomb de,* Bibliografia Dantesca, 2 vol. Prato 1845-46. — *Berardinelli, F.,* il concetto della Div. Com. 1 Vol. Nap. 1859. — * *Blanc, L. G.,* die beiden ersten Ges. der Göttl. Kom. etc.

1 Vol. Halle 1832. — * *Dess.* Dante Allighieri (in Ersch. n. Gruber's Encycl. 1 Sect. XXIII Thl. Lpzg. 1832). — * *Dess.* Vocabolario Dantesco, 1 vol, Lpzg. 1852. — * *Dess.* Versuch einer blos philol. Erkl. mehrerer dunklen Stellen d. Göttl. Kom. 2 Vol. Halle 1861-65. — *Boccaccio,* il comm. sopra la Commedia, c. le annot. di A. M. Salvini etc. 2 vol. Fir. 1863. — *Dess.* Vita di Dante. Ebd. — *Böhmer, E.,* Ueber Dante's Monarchie, Halle 1866. — *Dess.* üb. D.'s Schrift de vulg. eloq. Ebd. 1868. — *Boissard, F.,* Dante révolutionnaire et socialiste mais non hérétique, 1 vol. Par. 1854. — *Boncompagni, B.,* intorno ad un passo della D. C. etc. Roma 1865. — *Brocchi's* Briefe üb. D.'s Göttl. Kom. 1 Vol. Bonn 1865. — *Bruni, Leon., Aretino,* Vita di Dante, Fir. 1863. — *Busson, A.,* die florentin. Gesch. d. Malespini u. deren Benutzung durch Dante, Innsbr. 1869. — *Cantù, C.,* Dante (in storia della lett. ital. 1 vol. Fir. 1865). — *Carpellini, C. F.,* Della letter. Dantesca degli ultimi venti anni, 1 vol. Siena 1866. — * *Carriere, M.,* Dante (in: die Kunst im Zusammenhang d. Culturentwickl. III. Bd. Lpzg. 1868). — *Castiglia, B.,* Dante Alig. ou le problème de l'humanité au moyen âge, Par. 1857. — * *Compagni, Dino,* Cronaca fiorentina, Tor. 1860, e Fir. 1862. — * *Dante e il suo secolo,* XIV Maggio 1865. 1 vol. fol. Fir..1865. — *Delécluze, E. J.,* Dante Al. ou la poésie amoreuse, 2 vol. Par. 1854. — * *Dionisi, G. G.,* Serie di Aneddoti n° I—V. 4° Verona 1785-90. — *Fauriel,* Dante et les origines de la langue et de la littér. ital. 2 vol. Par. 1854. — *Ferrazzi, J.,* Manuale Dantesco, 3 vol. Bassano 1865. — *Fischer, A.,* Die Theologie der D. C. München 1857. — *Floto, H.,* Dante Alig., sein Leben u. seine Werke, 1 Vol. Stuttg. 1858. — *Foscolo, U.,* Discorso sul testo della Comm. di Dante, 2 vol. Lug. 1827. — * *Fraticelli, P.,* Storia della vita di Dante Al. 1 vol. Fir. 1861. — *Gigli, O.,* Studi sulla Div. Com. 1 vol. Fir. 1855. — *Giornale del Centenario di D. A.,* 1 vol. 4° Fir. 1864-65. — * *Giuliani, G. B.,* Metodo di commentare la Comm. di D. A. 1 vol. Fir. 1861. — *Göschel, C. F.,* Dante Al.'s Unterweisung üb. Weltschöpfung etc. Berlin 1842. — *Dess.* Dante Alighieri (in Herzog's theol. Realencyklop. Vol. III). — *Dess.* Vorträge u. Studien üb. D. A. 1 Vol. Berl. 1863. — *Gregoretti, Fr.,* Vita di Dante, Venez. 1864. — *Grieben, H.,* Dante Al., Studie, Köln 1865. — * *Hegel, K.,* Dante üb. Staat u. Kirche, Rostock 1842. — *Hillebrand, K.,* Dino Compagni. Étude hist. et littér. sur l'époque de Dante, 1 vol. Par. 1862. — *Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft,* I. II. Lpzg. 1867-69. — *Köhler, R.* Dante's Göttl. Kom. u. ihre deutschen Uebersetzungen, Weimar 1865. — *Lafayette, Ch. C. de,* Dante, Michel-Ange, Macchiavel, 1 vol. Par.

1852. — *Lubin, A.* La Matelda di Dante, Gratz 1860. — *Dess.* Intorno all'epoca della Vita Nuova, Ebd. 1362. — *Dess.* Allegoria morale, eccles. e polit. nelle due prime Cantiche delle D. C. Ebd. 1864. — *Maschio, A.*, Nuovi pensieri sull'Inferno di Dante, Venez. 1858. — *Missirini, M.*, Vita di Dante, 1 vol. Mil. 1844. — *Nordmann, J.*, Dante's Zeitalter, Dresden 1852. — *Notter, Fr.*, Dante Alighieri, 1 vol. Stuttg. 1861. — *Dess.* Die zwei ersten Ges. v. Dante's Hölle übers. u. besprochen, Stuttg. 1869. — * *Orelli, G. C.*, Gronichette d'Italia. 2 vol. Coira 1822. — *Ozanam, A. F.*, Dante et la philos. cathol. au treizième siècle, 1 vol. Par 1839. — * Dass. 2ᵉ éd. 1 vol. Par. 1845. — *Dess.* Dante u. die kathol. Philosophie, 1 Vol. Münster 1844. — *Palermo, Fr.*, San Tommaso, Aristotele e Dante, 4° Fir. 1869. — *Pasquini, P. V.*, le allegorie del 1° Canto dell'Inferno di Dante, Verona 1867. — * *Paur, Th.*, Ueber die Quellen zur Lebensgesch. Dante's, Görlitz 1862. — *Dess.* Dante in Deutschland (In: Unsere Zeit, Jahrg. 1865). — * *Pelli, G.*, Memorie per servire alla Vita di Dante Al. 1 vol. Fir. 1823. — *Perez, Fr.*, La Beatrice svelata, 1 vol. Palermo 1865. — *Petzholdt, J.*, Versuch einer Dante-Bibliographie, Dresd. 1868. — *Picchioni, L.*, Del senso allegorico della D. C. Basil. 1857. — *Dess.* La lupa della D. C. Ebd. 1866. — *Piper, F.*, Dante u. seine Theologie, Berl. 1865. — *Rossetti, G.*, La Beatrice di Dante, Lond. 1842. — *Ruth, E.*, Gesch. der ital. Poesie, 2 Vol. Lpzg. 1844. — *Dess.* Studien üb. Dante Al., 1 Vol. Tübing. 1853. — *Sanfilippo*, Storia della lett. ital. 3 vol. Palermo 1858-63. — *Schelling, F. W.*, Ueber Dante in philosophischer Beziehung (Mscrpt.). — *Schier, Ch. H.*, Ciel et Enfer. Supplément des commentaires de la Div. Com. Dresd. 1865. — * *Schlosser, F. Chr.*, Dante-Studien, Lpzg. 1855. — *Scolari, F.*, Della piena e giusta intelligenza della D. C. 4° Padova 1823. — *Studi inediti* su D. A. 1 vol. Fir. 1846. — *Tiraboschi*, Storia della lett. ital. 16 vol. 4° Modena 1787-93. — *Torricelli, F. M.*, Studi sul poema sacro di Dante, 2 vol. Nap. 1850-53. — *Troya, C.*, Del Veltro allegorico di Dante, 1 vol. Fir. 1826. — *Dess.* Del Veltro allegorico de' Ghibellini. 1 vol. Nap. 1856. — *Villani*, Croniche, 2 vol. 4° Trieste 1857. — * *Wegele, Fr. X.*, Dante Al.'s, Leben u. Werke, 1 Vol. Jena 1865. — * *Witte, K.*, Ueber Dante, Breslau 1831. — * *Dess.* Quando e da chi sia composto l'Ottimo commento a Dante, Lips. 1847. — *Dess.* De Bartolo a Saxoferrato Dantis Allig. studioso, Halis 1861. — * *Dess.* Dante und die ital. Fragen, Halle 1861. — * *Dess.* Dante-Forschungen, Halle 1869. — *Wolff, A.*, Die ital. Nationalliteratur, 1 Vol. 4° Berl. 1860. — *Zinelli, F. M.*, intorno allo spirito religioso di D. A. 2 vol. Venez. 1839.

Einleitung.

Erweiset dem erhabnen Dichter Ehre!

Während bei weitem die meisten unter den Menschen wie die Blumen des Feldes entstehen und in Kürze vergehen, — während Millionen und abermals Millionen nach einem mehr oder weniger langen, verhältnissmässig aber stets kurzen irdischen Dasein für die Welt im Grossen und Ganzen spurlos vorübergehen, um in wenigen Tagen auf Erden völlig vergessen zu sein, — während man sich bei den Vielen verlegen fragen möchte, wozu sie eigentlich in der Welt gewesen? und auf eine befriedidigende Beantwortung dieser Frage vergebens harrt: ist es einigen Wenigen gegeben, auf ihre nicht blos, sondern auch auf die folgenden Zeiten mächtig einzuwirken, von Mit- und Nachwelt mit Bewunderung gefeiert zu werden, einen unsterblichen, glorreichen Namen auf Erden sich zu machen. Ob aber auch Einer noch so hoch über seine Zeit emporragt, — ob er sich auch noch zu derselben in entschiedenen Gegensatz stellt, — ob er auch noch von den kommenden Geschlechtern als der Schöpfer einer neuen Welt begrüsst, angestaunt und verehrt wird, — dennoch ist und bleibt jeder Mensch ein Kind seiner Zeit, ein Erzeugniss derselben. Durch die äusseren Weltverhältnisse ist seine äussere Stellung in der Welt, überhaupt sein äusseres Leben, — durch die Zeitvorstellnngen und Zeitanschauungen das Leben seines Geistes,

sein Denken und Glauben bedingt. Und wie ein jeder Mensch ein Product seiner Zeit ist, so ist hinwiederum ein Jeder auch ein Arbeiter für seine Zeit. Wohl kann er mit anhaltendstem Eifer nach dem Ruhme streben, nicht allein für seine eigene Zeit zu wirken, sondern Werke einer Ewigkeit zu schaffen, — Werke, aus denen die Mitwelt nicht blos, sondern auch die späteren und entferntesten Geschlechter Erquickung und Belehrung schöpfen können: diese unsterblichen Werke aber sind zunächst nicht auf die Zukunft, sondern auf die Gegenwart des Schöpfers derselben berechnet, — sie sollen nicht auf die *Nach*welt nur, sondern auf die *Mit*welt in erster Linie ihre Wirkung ausüben. Je mehr in einer Persönlichkeit oder in einem Werke der Geist des betreffenden Zeitalters concentrirt sich abspiegelt, um so mehr wird diese Persönlichkeit das Interesse zukünftiger Geschlechter für sich wach rufen, — ein um so höherer Grad von Unsterblichkeit wird einem solchen Werke beschieden sein. Ein Werk, eine Geistesarbeit dagegen, die ausschliesslich blos auf die *Nach*welt, auf die *Mit*welt aber nicht im Geringsten berechnet wäre, — eine solche Geistesarbeit gibt es in der Welt wol nicht, — und gäbe es eine, sie bliebe bei der Nachwelt ebenso, ja, noch mehr unbeachtet als bei der Mitwelt. Der Mensch *ist* nicht blos ein Kind seiner Zeit; wenn anders sein Dasein von segensreichen Wirkungen für die Welt sein soll, so *muss* er ein Kind seines Zeitalters sein, so sehr er auch seiner Zeit vorauseilen, über sie emporragen möge.

Und wenn der Mensch ein Erzeugniss seiner Zeit, ein Arbeiter für dieselbe ist und sein soll, so wird er und seine Werke nur im Zusammenhange mit seiner Zeit und deren Geschichte völlig verstanden werden können. Von Solchen besonders wird diess gelten, die in bedeutungsvollen Entwicklungsperioden lebten, die eine hervorragende Stellung in denselben einnehmen. Die Geschichte ihrer Zeit und Umgebung wird stets den besten Commentar zu ihrem Leben und zu ihren Werken liefern. Ohne

die Kenntniss jener aber werden auch diese unbegriffen und unverstanden bleiben.

Es gab eine Zeit, wo diess nicht erkannt wurde, — eine Zeit, wo man von der Biografie eines grossen Mannes keinen höheren Begriff hatte, als den einer trockenen Zusammenstellung der äusserlichen Ereignisse seines Lebens. Der innere Entwicklungsgang hingegen, sowie auch die Darstellung der Zeitgeschichte, als des Bodens, auf dem er gewachsen, als des Schauplatzes, auf dem er gewirkt, — das alles wurde fast gänzlich vernachlässigt.

Seit einem Jahrhundert hat aber der Begriff einer Biografie wesentliche Umgestaltungen erfahren. Der Biograf soll, wenn er anders den an ihn billig zu stellenden Forderungen genügen will, nicht allein seines Helden äussere Lebensschicksale zusammenstellen, — er soll auch den inneren, den geistigen Entwicklungsgang desselben zur anschaulichen Darstellung bringen und dazu noch ein Bild der allgemeinen Zeitverhältnisse, die das äussere und innere Leben des Einzelnen beeinflusst haben, in kurzen und möglichst getreuen Zügen zeichnen. Erst wenn er diess thut, kann ihm die Zeichnung eines getreuen Bildes gelingen.

Bei dem Manne besonders, der in den vorliegenden Blättern uns beschäftigen soll, ist diess schlechterdings unentbehrlich. Der erhabene, unsterbliche Sänger der göttlichen Komödie kann durchaus nur im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit im Grossen und Ganzen, sowie mit der speciellen Geschichte seines weiteren und engeren Vaterlandes begriffen und verstanden werden; sein eminentes, bis zur Stunde in der italienischen nicht nur, sondern in der gesammten europäischen Literatur noch immer einzigartig und unerreicht dastehendes poetisches Hauptwerk bleibt, ohne eine mehr als blos oberflächliche Kenntniss der Zeitgeschichte, zumal der apenninischen Halbinsel, ein Buch mit sieben Siegeln. Gelingt es doch selbst der gründlich-

sten Geschichtsforschung nicht, alle sieben Siegel des erhabenen Buches zu lösen; mögen ihrer auch schon sechs geöffnet sein, das siebente bleibt doch noch ungeöffnet, — wird es auch wohl auf ewig bleiben.

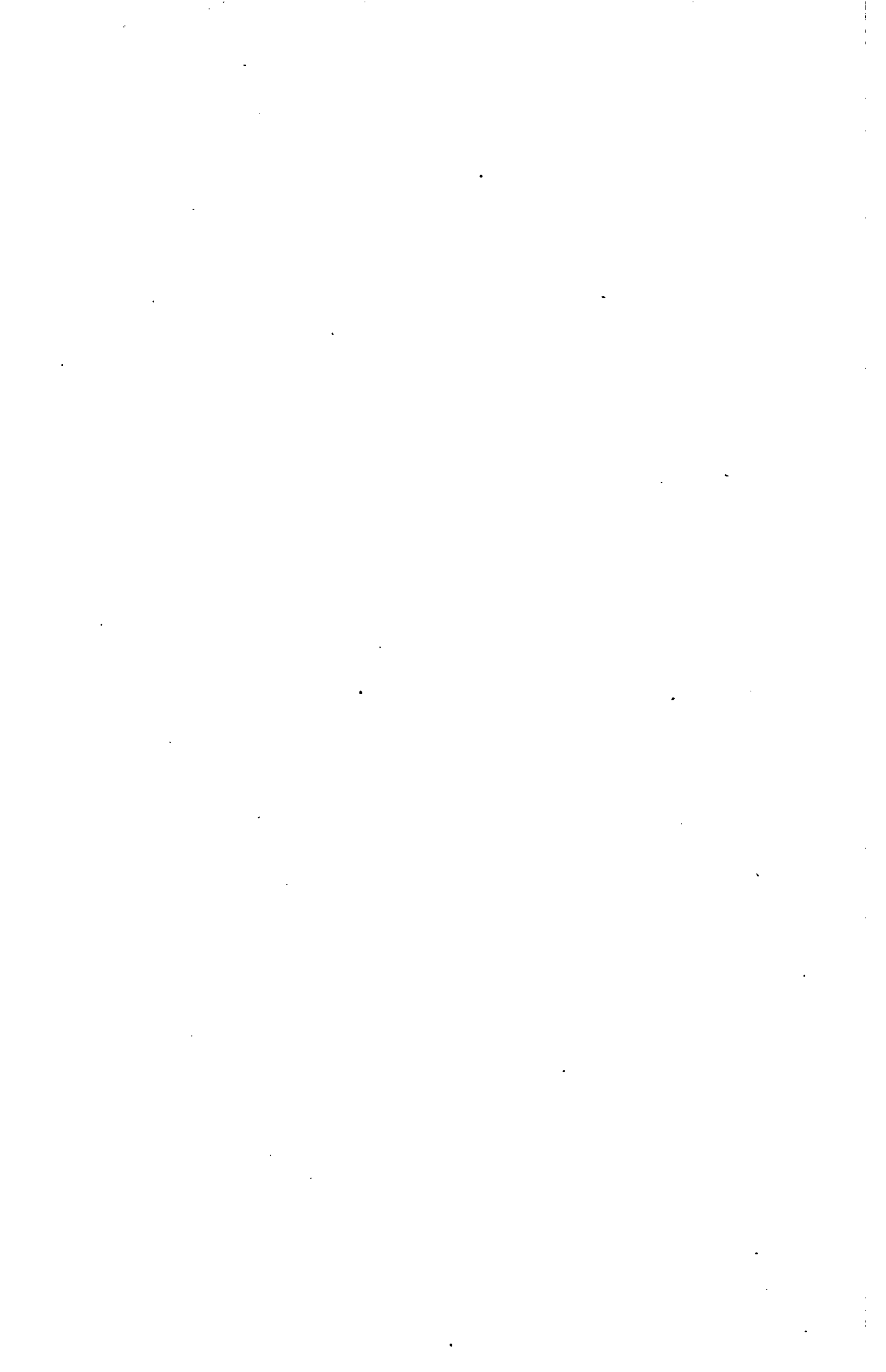
Dante Alighieri ist nicht allein einer der erhabensten, tiefsten und geistvollsten Dichter aller Völker und aller Zeiten, — er ist nicht blos ein Gelehrter, dessen umfassende Kenntnisse in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens, wovon seine Werke ein glänzendes Zeugniss ablegen, die anstaunende Bewunderung aller folgenden Generationen hervorriefen und noch immer erregen, — Dante Alighieri ist zugleich auch selber ein Stück Geschichte. In einer Zeit, die vielleicht eine der wichtigsten genannt werden dürfte, — mitten unter einem Volke lebend, welches die glorreichste Vergangenheit hinter sich hatte und noch immer sich rühmen konnte, Hauptträger der europäischen Civilisation zu sein, hat er in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt und nimmt unter den Trägern der Cultur, unter den Beförderern geistigen Fortschrittes, unter den Herolden der Wahrheit eine der eminentesten Stellen ein. Ein edler Menschenfreund, dessen ganzes Dichten und Streben nur das suchte, was er als zum zeitlichen und ewigen Wohle seiner Zeit- und Volksgenossen dienend und dasselbe fördernd erachtete, hat er in seinen Werken die Mittel dargelegt, die zur Glückseligkeit zu führen ihm am geeignetsten schienen; — ein tiefer Menschenkenner, durch das Schicksal lange von einer Stadt zur anderen von einer Provinz zur anderen hin und her geworfen, hat er die Geschichte und Sitten vieler Menschen kennen gelernt und die von ihm selber miterlebte Geschichte war es, die ihm den rohen Stoff lieferte, aus dem er das erhabenste Kunstwerk bildete; — ein ernster sittlich-religiöser Character, der in der Wahrheit Freundschaft sich niemals furchtsam zeigte, hat er seiner Zeit einen ernsten Spiegel vorgehalten, einen Spiegel, der, richtig erkannt und gebraucht, auch für uns ein treffliches Mittel ist, um jene

Entwicklungsepoche mit den sie bewegenden Ideen tiefer kennen zu lernen.

Die Biografie des grossen Dichters hat demnach mit einem Ueberblick über den politischen, sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und culturhistorischen Zustand seiner Zeit und besonders seines Vaterlandes zu beginnen. Die Betrachtung der drei erstgenannten Zustände zeigt uns, was ein Mann von der Gesinnung und Begabung eines Dante als seine Lebensaufgabe betrachten musste; — die Betrachtung des wissenschaftlichen und culturhistorischen Zustandes wird uns die Mittel kennen lehren, welche seine Zeit ihm darbot, um diese seine Lebensaufgabe zu lösen.

ERSTES BUCH.

ZEITVERHÄLTNISSE.



Erstes Kapitel.

Kaiserthum und Papstthum.

Einst pflegte Rom, der guten Ordnung Gründrin,
Zwei Sonnen zu besitzen, welche diesen
Und jenen Weg, der Welt und Gottes, zeigten.
Verlöscht hat eine jetzt die andr', es eint sich
Das Schwert dem Hirtenstab, und so verbunden
Muss sich nothwendig Beides schlecht behaben
Dieweil vereint eins nicht das andre fürchtet.
PURGATORIO XVI, 106—112.

Die Entwicklungsperioden in der Geschichte der Menschheit zeichnen sich dadurch aus, dass sie nicht Zeiten angenehmer Stille und behaglicher Ruhe, sondern vielmehr Zeiten sind, in welchen die drückende Schwüle und des Kampfes Unwetter wechselseitig einander ablösen. Nicht dem im lieblichen Thale in geräuschloser Stille dahinfliessenden Bächlein, — das Leben gleicht in solchen Zeiten dem von den Bergen herabstürzenden Strome, dessen wildes Geräusch in der Ferne vernommen wird und in der Nähe eine fast übertäubende Wirkung auf den Zuschauer ausübt. Zeiten des Kampfes sind wohl nicht immer zugleich Zeiten der Entwicklung, aber Uebergangs- und Entwicklungsepochen sind stets Zeiten des Kampfes. Denn die neuen Gedanken, Ideen, Principien, Wahrheiten, die in einer solchen Epoche zur allgemeinen Geltung zu gelangen streben, stossen stets auf mehr oder weniger erbitterte Feinde, die, sei es aus kurzsichtiger Verblendung, sei

es, weil persönliche Interessen sie am Alten festgebunden halten, oder sei es aus missgünstigem Aerger darüber, dass Andere und nicht *sie* zu Hauptträgern der neuen Entwicklung bestimmt wurden, die neuen Gedanken, Ideen, Principien, Wahrheiten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken suchen. Aus diesem Streben des Neuen, zur allgemeinen Anerkennung zu gelangen, — aus diesem Ringen des Alten nach der noch ferneren Alleinherrschaft und alleinigen Geltung, — daraus muss mit nothwendiger Consequenz der Kampf sich entwickeln.

So ist denn auch Dante's Zeitalter eine sturmbewegte und kampferfüllte Zeit. Es ist dies die Zeit, in welcher der alte und bis zur Stunde noch nicht ausgekämpfte Streit zwischen Kirche und Staat in voller Blüthe steht. Zwei diametral entgegengesetzte Principien, zwei grundverschiedene Ideen ringen da mit all ihrer Macht um die Herrschaft über die Welt. Hauptrepräsentant des einen Princips ist das *Kaiserthum*, Hauptrepräsentant des anderen ist das *Papstthum*.

Zu Anfang zwar hatten sich Kaiserthum und Papstthum einträchtig und in gleicher Richtung über die mittelalterliche Gemeinde erhoben. Doch wurde diese Eintracht durch den Stolz und durch die Herrschsucht derer gestört, deren Aufgabe und Beruf es gewesen wäre, mit leuchtenden Beispielen dienender Demuth Anderen voranzugehen. Nur zu bald hatten es die angeblichen Sendboten Jesu Christi gänzlich vergessen und ausser Acht gelassen, dass ihr göttlicher Meister nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen sie berufen, zum Dienen sie in die Welt ausgesandt. Von Denen vorzüglich ward dies vergessen und vernachlässigt, welche die irdischen Stellvertreter des erhöheten Gottessohnes zu sein behaupteten. Hatte Er, der Göttliche, von sich erklärt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", so nahm umgekehrt sein angeblicher Stellvertreter die Herrschaft über die ganze Welt, die politische nicht weniger als die religiöse, für sich in Anspruch. Hatte Jener in seiner tiefen Demuth von sich bezeugt: „Des Menschen Sohn

ist nicht gekommen damit er sich dienen lasse, sondern um zu dienen", so kehrte Dieser den Satz um und, wiewohl er sich in erheuchelter Demuth den Namen eines „Knechtes der Knechte Gottes" beilegte, so betrachtete er sich in seinem schrankenlosen Stolze als den König aller Könige und Herrn aller Herren der Welt; — selbst von den Nachfolgern der römischen Imperatoren wagte es der stolze und ehrsüchtige Oberpriester der Christenheit, Knechtesdienste zu verlangen.

Allein nicht immer zeigten sich die weltlichen Fürsten willig, den überspannten Ansprüchen einer herrschsüchtigen Clerisei sich zu fügen. Als diese letztere ihre Prätensionen aufs Höchste schraubte, — als der geniale, reichbegabte und hochstrebende Zimmermannssohn aus Toscana zur Stelle eines Stellvertreters des armen Zimmermannssohnes aus Galilæa erhoben ward, da waren die Zeiten des Friedens zwischen Kaiserthum und Papstthum zu Ende.

Mit dem Pontificat des siebenten Gregors nimmt der verhängnissvolle Kampf seine ernsteren Anfänge. Die geistliche und die weltliche Macht, — Papstthum und Kaiserthum, Kirche und Staat stehen von da an im principiellsten Gegensatz einander gegenüber. Gregor's Besteigung des römischen Stuhles bezeichnet daher auch den Beginn einer neuen Periode der Kirchengeschichte.

Die Ideen zwar, welche Gregor's Seele erfüllten, für welche er lebte und kämpfte, — die Idee der völligen Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Gewalt, — die Idee der Unterordnung des Reiches unter den römischen Stuhl, — die Idee eines vollkommen ausgebildeten, absoluten Theocratismus, — diese Ideen waren keineswegs neu, — der Zimmermannssohn aus Toscana hat sie nicht selber erst erfinden müssen. In der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts schon sehen wir sie auftauchen, damals schon hatte die Curie den sehr ernstlich gemeinten Versuch gemacht, die Zügel der weltlichen Herrschaft selber zu ergreifen, Könige und Kaiser als ihr untergeordnet, als von ihr abhängig zu be-

trachten und zu behandeln. An dem Rechtsbewusstsein des germanischen Volkes waren aber diese kühnen Versuche gescheitert. Ueber das Kaiserthum sich zu erheben, die weltlichen Machthaber ihrer rechtmässig erworbenen Kronen zu berauben und sie den Günstlingen der Curie zu verleihen, — das konnte damals dem Papstthum doch nicht gelingen. Noch war die Zeit nicht reif hiezu.

Allein die Zeiten änderten sich und auch die Geistesrichtung der Völker ward mit der Zeit eine andere. Die Anschauungen derselben wurden den päpstlichen Ideen immer günstiger und günstiger, so dass der siebente Gregor es bis zur bekannten, in der Geschichte einzigartig dastehenden Scene von Canossa zu bringen vermochte. Von nun an stieg die Gewalt und das Ansehen des Papstthums immer höher und höher, bis es unter dem dritten Innocenz, dem unstreitig geistvollsten, herrschbegierigsten und kühnsten Priester, der je auf Petri Stuhl gesessen, seinen Culminationspunkt erreichte. Das Ansehen und die Gewalt des Kaiserthums sank dagegen immer tiefer und tiefer, bis es zuletzt nahezu null wurde. Nachdem es aber auf die höchste Höhe sich erhoben, musste auch das Papstthum in die tiefste Tiefe, — tiefer, weit tiefer als das Kaiserthum hinabsteigen. In ihrem langen gegenseitigen, mit aller Erbitterung geführten Kampfe hatten die zwei Mächte einander tiefe Wunden geschlagen, — hatten einander bedeutend geschwächt, — waren beide in ihrer Macht nicht allein, sondern auch im Ansehen bei den Völkern tief gesunken und hoch über sie erhob sich eine andere, eine neue Macht, — die Macht der Städte und Völker, — die Macht der Freiheit.

Lassen wir die Hauptmomente dieses Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum in grossen Umrissen an uns vorübergehen.

Die beiden Hauptaufgaben, welche Hildebrand sich gestellt, — welche er auf seine Nachfolger vererbte, — diese beiden Hauptaufgaben waren nichts Geringeres, als einerseits die gesammte Geistlichkeit von jeglicher Beaufsichtigung seitens der Träger der staatlichen Gewalt völlig zu befreien und sie als einen durchaus

willenlosen Organismus an Rom zu ketten, andererseits das Reich, das Kaiserthum selbst, dem päpstlichen Stuhle untergeordnet und unterwürfig zu machen.

Natürlich musste das Papstthum in diesem Bestreben auf energischen Widerstand, zumal von Seiten der ersten weltlichen Machthaber der Christenheit, der deutsch-römischen Kaiser, stossen.

Es ist bekannt, wie dieser Widerstand dem Anscheine nach gleich im Anfange von Gregor siegreich bekämpft wurde. Als sich Heinrich IV., der Inhaber der römischen Imperatorenwürde, zu Canossa so tief vor dem Papste erniedrigte, da mochte der letztere wohl der Hoffnung sich hingeben, das Ziel seiner hohen Bestrebungen bereits erreicht zu haben. Doch täuschte er sich in dieser Hoffnung. In den drei schmachvollen Tagen von Canossa war im Inneren des deutschen Machthabers eine Wiedergeburt vor sich gegangen. Racheschnaubend kehrt Heinrich über die Alpen zurück nach Deutschland, nach wenigen Jahren zieht er als Sieger ein in die Tiberstadt, Gregor wird in der Engelsburg von dem nämlichen Fürsten belagert, der im Büssergewande einst seine Gnade erfleht. Und ob auch Gregor durch den Normannen Robert befreit wird, so muss er doch aus der ewigen Stadt entfliehen und bald darauf steigt er zu Salerno als Exulant in das Grab hinab, den Trost mit sich nehmend, sein Sterben in der Verbannung sei durch seine Liebe zur Gerechtigkeit, durch seinen Hass gegen die Ungerechtigkeit verursacht worden.

So hatte denn Heinrich IV. den ersten Anlauf des Papstthums zur Unterjochung des Kaiserthums mit siegreichen Waffen zurückgeschlagen.

Rom gab sich aber damit noch keineswegs besiegt, seine stolzen Pläne liess es noch nicht fallen. Keine, auch die unsittlichsten Waffen nicht verschmähend, bereitete es seinem mächtigen Gegner ein Loos, unermesslich schmerzlicher als dasjenige es war, welches den siebenten Gregor getroffen. Gegen sein eigenes Blut

muss Heinrich das Schwert ziehen. Die Empörung seines Sohnes Konrad gelingt es ihm zwar zu unterdrücken. Aber von der Priesterschaft aufgehetzt, verführt und bis zur haarsträubendsten Unnatur verleitet, erneuert sein jüngerer Sohn, Heinrich, des älteren Bruders absalomische Empörung wieder, seiner Krone beraubt stirbt der edle, fromme und unglückliche Vater zu Lüttich am gebrochenen Herzen und selbst die Grabesruhe wird ihm von der fanatischen Priesterschaft und dem unnatürlichen Sohne nicht gegönnt.

Ob aber auch das päpstliche Princip im Kampfe gegen Heinrich IV. die Oberhand behauptet, — in der nächsten Zeit sinkt es doch schon wieder und muss dem entgegengesetzten weichen. Kaum sieht sich Heinrich V. im unbestrittenen Besitze der Krone, da wandelt auch er in seines unglücklichen Vaters Fusstapfen und wird ein ebenso entschiedener Gegner des Papstthums und seines Princips, wie sein Vater es gewesen. Was es gesäet, das muss jetzt Rom selber ernten. Zwei gleichzeitige Statthalter Jesu Christi verfluchen einander gegenseitig und beweisen dadurch vor der ganzen Welt, dass die von der römischen Curie zwischen Vater und Sohn gestiftete Zwietracht am römischen Stuhle sich rächt. An dem Gelingen seiner hochstrebenden Absichten verzweifelnd, gibt das Papstthum sogar dem kühnen Gedanken Raum, dem Kaiserthum alles das zurückzugeben was es jemals der Kirche verliehen und letztere durch Verzichtleistung auf alles Weltliche gänzlich vom Staate zu befreien, sie von ihm völlig zu trennen. Dieser unerhörte Gedanke kommt freilich nicht zur Ausführung; so weit war es mit dem Papstthum nicht gekommen. Aber das Wormser Concordat, wodurch ein längerer Waffenstillstand zwischen den zwei hadernden Mächten herbeigeführt ward, — das Wormser Concordat bewies, dass sie, diese zwei Mächte, die bei dem schneidendsten Widerspruche ihrer Interessen und Principien Kirche und Reich aus allen ihren Fugen reissen zu wollen schie-

nen, am Ende des fünfzigjährigen Kampfes ebenso wie vor demselben da standen, keine bedeutenderen neuen Resultate erzielt hatten.

Dem aufmerksamen Beobachter wird es indessen nicht entgehen, dass in diesem Kampfe das Papstthum doch gar vieles gewinnt. Das Kaiserthum erficht äusserlich freilich einen Sieg nach dem anderen. Aber nicht immer werden die Siege auf den Schlachtfeldern entschieden. Die Ideen, für welche Gregor den Kampf führte, — sie stimmten allzusehr mit der allgemeinen Zeitströmung überein, als dass sie mit ihm hätten zu Grunde gehen können. Während dieser aus Rom entfloh, vollzogen jene die Eroberung der Welt. Gregors nächste Nachfolger vermögen es, die grossartigste Weltbewegung hervorzurufen, wovon die Geschichte des Mittelalters zu erzählen weiss, sie sind es, welche in den Kreuzzügen die Initiative ergreifen. Hiedurch gewinnt der Papst von selbst den Schein, als wäre er das Oberhaupt der gesammten christlichen Welt. Auch stehen ihm die Kreuzheere gegen den Kaiser zu Diensten; sie bekämpfen den von diesem eingesetzten Gegenpapst und vertreiben ihn aus der päpstlichen Residenzstadt. So musste denn das päpstliche Princip ganz naturgemäss immer mehr und mehr um sich greifen, immer festeren Boden gewinnen.

Hiezu kommt aber noch Eins. Bei dem immer deutlicher zu Tage tretenden Bestreben der Städte und der kleineren Fürsten von der kaiserlichen Gewalt sich zu emancipiren musste es in ihrem Interesse liegen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die Bestrebungen des Papstthums zu fördern. Daher die Erscheinung, dass sich in den meisten Fällen die deutschen Fürsten so leicht entschliessen können, den Machtsprüchen des kirchlichen Oberhauptes sich fügend, den ihrem Kaiser geleisteten Treueeid zu brechen; daher ferner die Erscheinung, dass die meisten italienischen Städte fast immer auf die päpstliche Seite sich schlagen. Freiheit und Unabhängigkeit beginnt der Völker Loosung zu werden und mit kluger Berechnung werden die Fehden zwischen Kaiser und

Päpsten benützt, um zu immer grösserer Selbständigkeit zu gelangen, um immer wichtigere Freiheiten zu erwerben.

Bei einer solchen Lage der Dinge liess sich das Endresultat des Kampfes zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit leicht voraussehen. In ihrem gegenseitigen Aufreibungsprocesse mussten die beiden Mächte je länger je tiefer sinken, immer höher und höher musste eine dritte Macht, — die Macht der Völker und Städte emporsteigen.

In dem zweiten Hauptstadium des Kampfes zwar, in dem Streite der Päpste mit der hohenstaufischen Dynastie, steht die Kirche, steht das Papstthum mächtiger als je da. Zwei Feinde, zwei mächtige Feinde sind es, gegen welche das Kaiserthum sich zu wehren hat: hier das nach der Weltherrschaft lüsterne Papstthum, — dort die nach Unabhängigkeit strebenden Völker. Im Kampfe gegen diese zwei Mächte findet die kaiserliche Gewalt zuletzt ihren Untergang.

Mit bewunderungswürdiger Energie hat Friedrich I., der grosse Barbarossa, den Kampf gegen beide aufgenommen. Aber vergeblich. Die furchtbare Zerstörung von Mailand rief den mächtigen lombardischen Städtebund ins Leben; nach der Niederlage von Legnano musste Friedrich in seiner Zusammenkunft mit Alexander III. zu Venedig Ideen aufgeben, welche er ein Vierteljahrhundert hindurch mit allen Kräften verfolgt, — im Frieden von Constanz musste er den Städten was sie erstrebt hatten gewähren.

Das Uebergewicht der Kirche ward in Venedig vollständig anerkannt. Von nun an konnte sich der römische Kirchenfürst als der Welt Oberhaupt betrachten.

Und er that es auch in der That. Innocenz III. wagte es, die tollkühne Theorie aufzustellen: Dem Petrus und seinen rechtmässigen Nachfolgern habe der Herr die Herrschaft über die gesammte Kirche nicht allein, sondern auch über die ganze Welt übertragen; daher tragen alle weltlichen Fürsten, Kaiser und

Könige ihre Reiche vom Papste zu Lehen und sind ihm dafür einen jährlichen Zins schuldig.

Während aber das Papstthum die Oberhoheit den legitimen weltlichen Fürsten entreissen will, entgleitet sie doch seinen Händen wieder um in die Hände des Volkes zu fallen. Hiefür liefert die *Magna charta* einen schlagenden Beweis. Alles Eifern und Protestiren des Papstes dagegen war uud blieb vergeblich. Und ob auch das Papstthum dem römisch-deutschen Kaiserthum gegenüber glücklicher zu sein schien, ob es ihm auch gelang, dessen Macht und Ansehen, zumal in Italien bedeutend zu schwächen, so sank es doch auch selber immer tiefer und tiefer herab, — so ward es doch auch selber je länger je mehr geschwächt. Wohl mochte Innocenz III. der Hoffnung leben, endlich das erreicht und verwirklicht zu haben, was seine Vorfahren seit Jahrhunderten schon erstrebt: doch nicht auf die Länge liess die neue Errungenschaft sich behaupten. Ein neuer, ein mächtiger, ein unüberwindlicher Feind hob bereits gegen die wahnwitzigen Prätensionen der römischen Curie sein Haupt empor. Und dieser Feind war: das in den Völkern erwachende Emancipationsstreben, — die öffentliche Meinung.

Diese Erscheinung trat zum Theile schon in dem Kampfe des Papstthums mit den Hohenstaufen an den Tag. Barbarossa ward freilich genöthigt, die päpstlichen Ansprüche anzuerkennen: aber der gleiche Kaiser hatte zuvor schon dem Papstthum seinen gewaltigen Arm leihen müssen, um es von dem volksthümlichen, die weltliche Macht des Papstthums so gewaltig bedrohenden *Arnold von Brescia* zu befreien. Und als der starrsinnige Gregor IX. über Barbarossa's ebenbürtigen Enkel und Nachfolger, den feingebildeten, freidenkenden und weit über seiner Zeit stehenden Friedrich II. den Bann verhängte, da ward es bereits offenbar, dass die Stimmung und die Anschauungen der christlichen Völker seit Gregor VII. sich wesentlich schon geändert, — dass die Zeiten andere geworden. Die Scene von Canossa wiederholt sich nicht

wieder und trotz dem ausgesprochenen Banne brechen die Völker ihrem rechtmässigen Kaiser nicht die Treue. „Es steht dir das Recht nicht zu, Kaiser abzusetzen, sondern nur *den* zu krönen, welchen die weltlichen Fürsten gewählt!" so beantworten die Reichsstände Gregor's Mahnung, an Friedrich's Statt ein neues Reichsoberhaupt zu wählen. Was kühnen Geistes, was edler Gesinnung, was vornehmen Sinnes war huldigte dem Kaiser und seiner geistesfreien Richtung, für die Anschauungen und Ansprüche Roms aber hatte es wohl nur ein mitleidig-verächtliches Lächeln. Zahlreiche Schriften wider die römische Curie gingen vom hohenstaufischen Hofe zu Palermo aus, gewaltig rüttelten dieselben an dem kühnen Gebäude der mittelalterlichen Kirche, mächtig erschütterten sie die herkömmliche Volksmeinung, dem Papstthum brachten sie tiefe Wunden bei.

So schien es denn, als würde Friedrich den Sieg über die Curie davontragen. In den Büchern des Schicksals stand jedoch geschrieben, dass in dem gegenseitigen Aufreibungsprocesse zwischen Kaiserthum und Papstthum *jenem* zuerst das Loos des Unterliegens zufallen sollte. Dem hohenstaufischen Geschlechte hatte das Papstthum ewig unversöhnliche Feindschaft, ja, den völligen Untergang hatte es ihm geschworen. Und nicht vergeblich. Meistens mit Glück zwar schlägt Friedrich die Angriffe des hochmüthigen Pfaffenthums zurück, mit furchtbarer Energie rafft er noch in den letzten Momenten seines Lebens seine ganze Kraft zusammen, um für die Pfaffheit, der er lange als Ambos gedient zu haben glaubte, zu einem zerschmetternden Hammer zu werden. Allein mitten aus seinen gewaltigsten Anstrengungen, mitten aus seinen kühnsten und weittragensten Plänen, mitten aus seinen höchsten und schönsten Hoffnungen rafft der kalte, unerbittliche Todesbote im Schlosse Fiorentino bei Luceria ihn hinweg. Friedrich stirbt und er nimmt die Glorie der Hohenstaufen mit sich ins Grab. Die edle, hochherzige Kaiserdynastie eilt von nun an mit Riesenschritten dem Untergange entgegen, der glänzende Stern

der alten Imperatorenmacht ist mit Friedrich erloschen. Mit dem Fluche des römischen Priesters beladen sinkt Konrad IV., während er mit dem Schwert in der Hand seines väterlichen Erbes sich zu bemächtigen sucht, in ein frühes Grab. Sein tapferer Bruder Manfred, nachdem er eine Zeit lang mit Erfolg den Kampf gegen die entartete Kirche geführt, sucht sich, mit dem Kämpfer der Kirche, dem Räuber Karl von Anjou streitend, bei Benevent den Heldentod und Roms Bannfluch, unter dem er gestorben, verfolgt ihn auch noch nach dem Tode, seiner Asche die Ruhe raubend. Nur noch ein letztes, junges Sprösslein blieb nun von dem einst so mächtigen Herrscherstamme übrig — und auch diesem ward von der hasserfüllten Curie der Untergang bereitet. Von den kaiserlich Gesinnten angerufen, wagt der jugendmuthige Conradin den verhängnissvollen Schritt eines italischen Zuges. Das kühne Unternehmen scheint anfangs gelingen zu wollen. Siegreich zieht Conradin ein in die ewige Stadt, von allen Castellen Roms wehen die hohenstaufischen Fahnen noch eine Weile wieder, der muthige sechszehnjährige Jüngling kämpft in den Ebenen von Tagliacozzo um die ihm geraubte Krone seiner glorreichen Väter so tapfer, dass er dem unwürdigen und gemeinen Usurpator von Anjou Thränen der Angst auspresst. Aber nur der letzte Strahl ist dies, den die untergehende Sonne wirft. Treulos verrathen geräth Conradin in die Hände seines herzlosen Feindes und es erlebt die Welt die ewig fluchwürdige Scene, dass das fürstliche Haupt des letzten Sprösslings eines ebenso tapferen als hochherzigen und edelgesinnten Stammes am 29. October 1268 auf dem Blutgerüste zu Neapel durch Henkershand fällt.

So hatte denn das Papstthum in seinem Kampfe gegen das Kaiserthum den Sieg davongetragen. Die Macht des letzteren war von nun an, zumal in der apenninischen Halbinsel, vollständig gebrochen. Dieselbe „gleicht jetzt einer verlassenen Stadt, deren gefürchteter Gebieter sich nach einer ganz anderen Seite gewandt und Thore und Thürme erledigt hat, mit seinem Namen

aber noch lange andrängende Feinde scheu von den Mauern entfernt, bis sich allmählich die Furcht vor ihm gänzlich abstumpft."

Allein auch das Papstthum konnte nicht lange die Früchte seines Sieges geniessen. Auch *sein* Schuldmaass war mit der Schandthat des Justizmordes Conradins voll geworden. Plötzlich sinkt es von jetzt an hinab zur Unbedeutendheit und von da noch tiefer hinab zur Knechtschaft. Es ist ein fürchterlich strenges Urtheil, welches die Hand des Schicksals über die römische Curie gefällt. Dieselbe Macht, deren sich das Papstthum um das Kaiserthum zu bekämpfen und zu schwächen bedient hatte, — dieselbe Macht ward erkoren, um das Papstthum tief, sehr tief zu erniedrigen.

Bonifaz VIII., „der Fürst der neuen Pharisäer", gerieth auf den abenteuerlichen Gedanken, die Zeiten der Gregore und Innocenze wieder heraufbeschwören zu wollen. Gerade an *dem* Reiche, aus welchem der römische Stuhl Hülfe zu seinem Vernichtungskampfe gegen die Hohenstaufen sich geholt, — an *dem* Reiche, welches bis dahin von der päpstlichen Herrschsucht und Anmassung am Wenigsten berührt worden, — gerade an diesem Reiche will Bonifaz den Versuch machen, ob die neue Zeit Roms alte Ansprüche noch vertragen könne. Die alte Frage tauchte in dem Streite mit Philipp dem Schönen von Frankreich wieder auf, — die Frage nämlich, ob die weltliche Macht der geistlichen unbedingt untergeordnet sei, oder aber mit gleicher Berechtigung ihr gegenüberstehe. Im thörichten Wahne, die alten Prätensionen seiner Vorgänger auch jetzt noch geltend machen zu können, stellt Bonifaz die wahnwitzige Behauptung auf, Ihm, als dem Statthalter Jesu Christi auf Erden, habe Gott die geistliche nicht blos, sondern auch die politische Oberherrschaft über die ganze Erde und ihre Fürsten übertragen und es stehe demnach in seiner, des Papstes, Macht, den König „wie einen Knaben" abzusetzen. Im sicheren Bewusstsein seines Rechtes erwiedert Philipp, sein Reich sei älter als das Papstthum, könne also nicht von die-

sem seine Rechte erhalten haben. Und wenn sich Bonifaz auf die Gewalt berief, die, nach der Ueberlieferung, Christus seiner Kirche verliehen haben soll, so antwortete Philipp, dass die Könige ebenso gut wie die Päpste, die Laien ebenso gut wie die Priester zur Kirche Jesu Christi gehören.

Man sieht, die beiden Principien stehen hier aufs Neue einander gegenüber, wie zur Zeit Gregors VII. und Heinrichs IV. Damals hatte das päpstliche die Oberhand gewonnen. Diessmal aber fand es seinen Untergang. Das päpstliche Princip scheiterte diessmal an dem energischen Widerstand Philipps und es scheiterte an der fortgeschrittenen Intelligenz. Mit unanfechtbaren wissenschaftlichen Gründen traten die bedeutendsten juristischen Autoritäten jener Zeiten den päpstlichen Rechtsgrundsätzen entgegen und Bonifaz VIII. musste sich zu Anagni überzeugen, die Zeiten der Gregore und der Innocenze seien auf immer vergangen. Unter ihm war das Papstthum wol noch erhaben da gestanden,— „erhaben aber, wie die Spitze eines Vulcans, die mit ihrer letzten Kraft höher noch emporstrebt, ehe sie in sich zusammenstürzt.“ Der Sturz folgte rasch. Die Scene von Anagni bezeichnet den Untergang des päpstlichen Ansehens, der päpstlichen Macht. Die „babylonische Gefangenschaft“ des Papstthums beginnt, aus einem Oberbeherrscher der Welt sinkt der Rombischof plötzlich hinab zu einem Oberceremonienmeister und gehorsamen Diener der französischen Könige und ihrer Politik. In den Büchern der Zukunft aber stand geschrieben, dass das Papstthum die alte Glorie und die verlorene Macht nie wieder erlangen sollte. —

Diess war die allgemeine Weltlage im dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Kaiserthum und Papstthum, — diese zwei Mächte kämpfen gegeneinander um die Oberherrschaft einen Kampf auf Leben und Tod, in demselben reiben sie sich gegenseitig auf. Aber der Kampf ist zugleich auch ein Kampf zwischen zwei entgegengesetzten *Principien.* — Dass auch die Völker in diese Kämpfe verwickelt wurden, — dass auch sie an

demselben sich betheiligten, — dass sie zu dieser Zeit viel, oft unsäglich zu leiden hatten, — diess lässt sich wol von selbst erwarten. Diese Kämpfe, diese Leiden, diese Unruhen aber, — sie waren die Geburtswehen einer neuen Aera der Freiheit, — sie waren die Geburtsschmerzen neuer nationaler Selbständigkeit.

Solche Zeiten sind wol geeignet, die Wiege des Genius zu werden. Und der Genius, wenn er mit den umfassendsten Kenntnissen und der tiefsten Einsicht ein mit den Leiden seiner Mitmenschen mitfühlendes Herz verbindet, — was wird er dann wol als die Hauptaufgabe seines Lebens betrachten? —

Zweites Kapitel.

Das Vaterland.

> Geknechtetes Italien, Haus der Schmerzen,
> Schiff ohne Steuermann in grossem Sturme
> Nicht Länderkönigin, nein Hurenkammer!
> Betrachte ringsum deine Meeresküsten,
> Du Aermste, blicke dann in deinen Schooss,
> Ob Frieden irgend einen Theil erfreue.
> PURGATORIO VI, 76 ff.

Als Hauptschauplatz, oft Mittelpunct und nicht selten auch noch Gegenstand des Haders zwischen Kaiserthum und Papstthum, musste sich *Italien* im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nothwendigerweise an dem welthistorischen Kampfe am meisten betheiligen, musste ganz vorzugsweise von demselben berührt wer-

den, bald darunter leidend, bald wahre oder vermeintliche Vortheile aus demselben ziehend. So zerfällt denn auch die ganze italienische Geschichte dieser Epoche einestheils in die Geschichte der mit wechselndem Glücke geführten Kämpfe zwischen den Anhängern der beiden hadernden Mächte, anderntheils in die Geschichte der Art und Weise, wie die italischen Städte diese Verhältnisse zu benützen wussten, um sich zuerst die Freiheit zu erkämpfen, dann aber in die Hände von kleinen Tyrannen zu gerathen.

Die glänzendsten und ruhmreichsten Zeiten der italienischen Geschichte gehörten schon längst der Vergangenheit an. Die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums unter Karl dem Grossen hatte sie, diese Zeiten, nicht wieder heraufbeschworen und, obwohl der mächtige Herrscher nahezu die ganze Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt hatte, so war es ihm doch nicht einmal gelungen, die politische Einheit des Landes auf die Dauer wiederherzustellen. Kaum waren die Karolinger vom Schauplatze der Geschichte abgetreten, da begannen die Einwohner Italiens ihr Jahrhunderte lang getriebenes Spiel, zwei Herren gegen einander aufzustellen, um sich des Namens des einen oder des anderen für ihre Interessen zu bedienen, während sie zu keinem von beiden in ein eigentliches Unterthanenverhältniss traten noch treten wollten. Auch den Ottonen gelang es nicht, die innere Einheit Italiens zu vollenden. Dagegen bereitete sich unter ihnen das vor, was später zur vollen Blüthe gelang, — nämlich die Erhebung der italischen Städte zu einer selbständigen Macht, — zur Freiheit. Geräuschlos, fast unmerklich hatten diese mitten unter den Kämpfen und Wirren des elften Jahrhunderts den Grund zu ihrer Selbständigkeit und Macht gelegt; sie hatten nahezu ohne allen Widerstand die Regalien aus den Händen der Bischöfe entrissen und sie an sich genommen; sie hatten den Feudaladel bekämpft und besiegt, oder wenigstens doch zum guten Theil gedemüthigt; sie hatten Handel und Gewerbe mit Glück und mit

Geschick getrieben und dadurch zu grossem Wohlstande sich erhoben, hin und wieder wol auch bedeutende Reichthümer sich erworben: sie hatten endlich ein organisches Gemeindewesen gegründet und die Stellung von völlig reichsfreien Städten für sich in Anspruch genommen. Und es ist bekannt, mit welcher Energie und Tapferkeit sie diese allmählich erworbenen, wol auch theilweise usurpirten Rechte gegen den deutschen Kaiser, den gewaltigen Barbarossa, zu vertheidigen wussten. Vom Papste begünstigt und unterstützt gelang es ihnen, den mächtigen Herrscher zu zwingen, das anzuerkennen und gut zu heissen, was von ihrer Seite geschehen. Der Constanzer Friede im Jahre 1183 hatte den italischen, zumal den lombardischen Städten ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Es war ein grosses staatsrechtliches Princip, welches im Constanzer Frieden zur Anerkennung gelangte, — ein Princip, das bald im ganzen Abendlande sich verbreitete und dem mittelalterlichen Lehnsystem die erste Todeswunde beibrachte. Waren bisher Fürsten, Adelstand und Hierarchie die einzigen Träger der Staatsgewalt gewesen, so ward von nun an auch das freie Bürgerthum als neben ihnen gleichberechtigt anerkannt.

Dieses Ergebniss mag wohl mit grosser Freude von den betheiligten Städten begrüsst worden sein, — wohl mochten sie grosse Hoffnungen auf diese Errungenschaft bauen. Denn keineswegs waren sie gesonnen, nun stille zu stehen. Vielmehr schritten sie auf dem eingeschlagenen Wege weiter fort, der Constanzer Friede ward die Brücke, wodurch sie zu vollkommener republicanischer Freiheit gelangten und die dem deutschen Kaiser vorbehaltenen Rechte sanken bald herab zu einem bedeutungslosen Schatten.

Allein das, was Italien als sein höchstes Glück betrachtete, — das gerade ward die Quelle seines Unglücks. Die Kämpfe nach Aussen hörten mit dem Constanzer Frieden keineswegs auf und es kamen nun noch dazu die inneren Spaltungen und Unruhen, welche gar oft zu blutigen Bürgerkriegen führten. Denn

auf der einen Seite waren die italischen Städte oder Republiken wohl gleicherweise frei, nicht aber gleich mächtig. Daher die Gier und das Streben der mächtigeren nach Vergrösserung ihrer Macht und Erweiterung ihres Gebietes, — daher Misstrauen, Eifersucht und Neid zwischen den verschiedenen Städten, — daher Schutz- und Trutzbündnisse zwischen mehreren Städten, — daher endlich erbitterte und blutige Kriege zwischen den einen und den anderen. Andererseits brachten es die Streitigkeiten zwischen Kaiserthum und Papstthum mit sich, dass nicht blos die verschiedenen Städte, sondern gar oft auch die Bürger einer und derselben Stadt in verschiedene Parteien sich spalteten und dann sah man sie, „die Eine Mauer einschloss und Ein Graben“, die Waffen gegeneinander ergreifen und einander wüthender bekämpfen, als sie äussere Feinde bekämpft haben würden. Zuletzt ergriffen einzelne unter den reichsten und mächtigsten Bürger die Zügel der Herrschaft und die Städte mussten die traurige Erfahrung machen, dass sie die Herrschaft des deutschen Kaisers von sich geschüttelt nur um in die Hände von kleineren und darum oft viel ärgeren Tyrannen zu gerathen. So kam es denn dahin, dass der Dichter klagen musste:

> Sind doch Italiens Städte sammt und sonders
> Voll von Tyrannen; ein Marcellus dünkt sich
> Jedweder Bauer, der Parteiung zettelt.

Dieser Zustand wär zu Dante's Zeiten zwar noch nicht überall, aber doch bereits an vielen Orten, zumal in Oberitalien, eingetreten. Während Dante seine unsterblichen Terzinen niederschrieb, war die Lombardei unter der Herrschaft vieler solcher „Tyrannen“ zerrissen. In Mailand herrschten die *della Torre*, in Piacenza *Albert Scotto*, in Treviso hatte ein Mann wie *Alberich* sich erhoben, in Ferrara ein *Azzo* und in Verona und Padua hatte der Schreckensmensch *Ezzelino*, „dieser Teufel in Menschengestalt“, gewüthet und sich allmählich zum alleinigen Ge-

bieter im nordöstlichen Italien aufgeschwungen. In den übrigen Theilen der Halbinsel befanden sich grosse Ländergebiete unter Grafen oder Markgrafen. Im Süden herrschten zwei Könige, ein Aragonier in Sicilien und ein Franzose in Neapel. Daneben bestanden auch noch einige Republiken, die einen streng oligarchisch, wie Venedig, andere wild demokratisch, wie Florenz. Hiezu geboten die ritterlichen Geschlechter, welche auf zahlreichen Burgen sassen, über mehr oder weniger bedeutende Schaaren von Lehensmannen und Dienern, während noch andere Gebiete im Besitze der Klöster sich befanden.

So war denn die Spaltung in voller Blüthe. Ueberall standen sich mindestens zwei Parteien einander gegenüber: die Guelfen und die Ghibellinen. Diese Parteinamen sind in Italien erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgetreten, aber längst zuvor schon war der Inhalt derselben vorhanden. Und auch nachdem sie aufgetreten, blieben diese Benennungen in den meisten Fällen reine Aushängeschilde der verschiedenen Parteien. Denn, dass hinter diesen Parteinamen zwei verschiedene Ideen, zwei verschiedene politische Principien zu suchen wären, — dies lässt sich schwer einsehen, noch schwerer nachweisen. Im Allgemeinen zwar kann man sagen, unter den *Ghibellinen* seien die Anhänger der *kaiserlichen* Macht, unter *Guelfen* die Freunde der *päpstlichen* Oberhoheit begriffen worden. Allein diese Unterscheidung lässt sich keineswegs beständig festhalten. War es doch gar nicht so selten, dass selbst ein römischer Papst auf Seiten der *Ghibellinen* stand! Und umgekehrt, das Haupt der *Guelfen* war zuweilen — ein deutscher Kaiser.

Wie dem aber auch sei, so viel bleibt immer stehen, dass sich diese Parteien durch ganz Italien verbreiteten, dass sie die leidenschaftlichsten Kämpfe verursachten, dass nicht Eine Provinz, nicht Eine Stadt von diesen Parteigräueln unberührt geblieben und dass die Zwistigkeiten zwischen Kaiserthum und Papstthum

jedenfalls dazu dienten, in dieses Feuer der Parteiungen in reichlichstem Maasse Oel zu giessen.

Und noch war es nicht genug, dass in ganz Italien *zwei* Parteien einander gegenüberstanden und auf das Erbittertste bekämpften. Der Geist der Zwietracht hatte sich so sehr der Gemüther bemächtigt, dass es geradezu schien, als könnten sie unter keiner Bedingung zur Ruhe kommen. Hatte irgendwo die eine Partei über die andere den Sieg davon getragen, — war es ihr gelungen, die Gegnerin zu verdrängen, so geschah es nicht selten, dass die *eine* Partei in neue Gegensätze sich spaltete, dass neue Parteien sich bildeten, welche dann mit womöglich noch grösserer Erbitterung einander befehdeten. Von Rücksicht und Schonung war da im Entferntesten nicht die Rede. Die besiegte Partei musste in die Verbannung ziehen, von den Siegern wurden ihre Güter geraubt, die Häuser der Häupter niedergerissen und dem Boden gleich gemacht, Todesurtheile in Hülle und Fülle gefällt. Rachedürstend suchten dann die Vertriebenen anderswo Hülfe und kehrten, wenn sie solche gefunden, kriegsgerüstet nach der Heimath zurück, aus der sie als Exulanten hatten ziehen müssen. Dann fanden neue Kämpfe statt, Blutströme flossen wieder. Gelang es den Zurückkehrenden, den Sieg davon zu tragen, so übten sie Wiedervergeltung im ausgedehntesten Maasse. Die Ueberwundenen mussten nun auch ihrerseits in die Verbannung ziehen, — um vielleicht auch wieder in Kurzem mit neu erworbenen Kräften als Feinde zurückzukehren. So befand sich denn die Halbinsel in einem nie endenden Bürgerkrieg, in nie aufhörenden Unruhen. Und wenn sich zuweilen auch bessere Gesinnungen zu regen schienen, — wenn sich auch die Parteien und feindlichen Geschlechter zur Versöhnung und zum Frieden die Hand boten und diesen geschlossenen Frieden durch Wechselheirathen zu befestigen suchten, — der Geist des Haders und der Zwietracht hatte dennoch zu tiefe Wurzeln geschlagen, der Kampf brach in Kurzem wieder aus und nahm eine um so traurigere Gestalt an,

als er auch den Frieden der Familien vergiftete. So kam es denn, dass Italien seit 1250 einen ähnlichen Anblick darbot, „wie Griechenland nach dem Zuge Alexanders nach Asien."

Diese Kämpfe, diese Unruhen, diese Verwicklungen trugen freilich fruchtbare Keime in sich; sie waren das Todesgeläute der mittelalterlichen Zustände und zugleich die Geburtswehen der neuen europäischen Cultur. Sie waren bestimmt, ein neues Staatsleben zu schaffen und ohne sie hätte Italien wol nicht *die* Bedeutung erlangt, die ihm am Ausgange des Mittelalters unstreitig zukommt. Schon Dante scheint eine Ahnung davon zu haben, wenn er die zweifelnde Frage zum Himmel emporsendet:

Bereitest Du vielleicht in Deines Rathschluss'
Grundloser Tief' ein Heil auf diesem Wege,
Das menschlichem Erkennen unerreichbar?

Allein ein Anderes ist es, auf solche Entwicklungszeiten von der Ferne zurückzuschauen und ein Anderes, sie zu erleben, in ihre Leiden verwickelt zu werden. Dante sah seine Zeitgenossen unter diesen Zuständen tief leiden, — musste selber tief darunter leiden, während hingegen die Frucht, die sie tragen sollten, vor seinen Augen verborgen war. Wie natürlich daher, wenn er auf bessere Zeiten mit heissem Sehnen zurückschauend wehmüthig klagte:

Und jetzt sind sonder Krieg nicht die Lebend'gen
In dir und es benagen sich einander,
Die Eine Mauer einschliesst und Ein Graben! —

Doch hatte der Dichter für sein Vaterland noch mehr, als blos Seufzer und Klagen.

Drittes Kapitel.

Die Vaterstadt.

> **O meine unglückselige, unglückselige Heimath! Welch' ein Mitleid mit dir durchdringt mich, so oft ich etwas lese, — so oft ich etwas schreibe, was auf die bürgerliche Regierung sich bezieht!**
>
> Convito, l. IV. c. 27.

In den so lange andauernden Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum, an denen sich Italien mehr noch als irgend ein anderes Volk betheiligt hatte und von welchen es am allermeisten berührt worden war, — in den ebenfalls lange andauernden Kämpfen der italienischen Staaten und Städte untereinander hatten diese letzteren, zumal in Oberitalien, ihre Kräfte nahezu gänzlich erschöpft. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts steht, wie ein geistvoller Geschichtsschreiber bemerkt, ganz Oberitalien den kriegerischen Dynasten verfallen da. Die glorreichen Tage der lombardischen Städte waren dahin. Der kriegerische Muth war der Erschlaffung gewichen, das hohe und ruhmwürdige Streben nach Freiheit hatte einer gewissen Indolenz Platz gemacht. An die Stelle der einstigen Oberherren traten jetzt Zwingherren, „die oft in Demagogengestalt aufstanden," an die Stelle der einst so tapfer erkämpften, so tapfer behaupteten Freiheit trat jetzt die Knechtschaft unter Haustyrannen.

Eine Provinz gab es indess in Italien noch, die bis dahin mehr in den Hintergrund zurückgetreten war, wo daher die Kräfte noch nicht aufgerieben, wo sie noch jugendfrisch waren, wo die Kämpfe erst in ihrer vollen Gewalt auflodern mussten. Im drei-

zehnten Jahrhundert wird *Toscana*, die grosse und mächtige Hauptstadt *Florenz* voran, der Hauptschauplatz der gewaltigen Zeitbewegung.

Florenz, die Stadt, welche von allen übrigen italischen Städten des Mittelalters in der Culturgeschichte Europa's die erste Rolle zu spielen berufen war, — Florenz tritt als die letzte auf den Schauplatz der Geschichte. Still und nahezu geräuschlos war sie, diese Stadt, herangewachsen, still und geräuschlos hatte sie die Gründe ihrer Macht gelegt. Durch Handel und Gewerbe hatte sie sich sehr bedeutende Reichthümer erworben, durch Unterjochung der umliegenden Landschaften hatte sie ihre Macht nach Aussen vergrössert, durch die Demüthigung der aristokratischen Familien ihre innere Macht befestigt. Die Bevölkerung von Florenz übertraf im dreizehnten Jahrhundert zweihunderttausend Seelen, das vierfache der Bevölkerung Roms; ihre Gebäude prangten in einer für die damalige Zeit nicht gewöhnlichen Pracht, so dass, wie ein Zeitgenosse versichert, viele aus fernen Ländern kamen um die Stadt zu sehen.

Es kann unsere Absicht nicht sein, die Geschichte von Florenz von dem Ursprunge der Stadt an auch nur in kurzen Umrissen wiederzugeben. Wir erwähnen nur, dass Florenz, nach der übereinstimmenden Ansicht seiner Geschichtschreiber, von den Römern gegründet sein soll. Stolz auf diese ihre Abstammung lebten die Florentiner der Ueberzeugung, ihre Stadt sei, auch was die welthistorische Bedeutung angeht, an die Stelle der alten römischen Welthauptstadt getreten. Und in der That hatte Florenz eine hohe Aufgabe zu erfüllen.

Schon zur Zeit Gregors VII. zeigen sich in Florenz die Keime der Zwietracht, welche sich später so reichlich entfalten und viele traurige Früchte bringen sollten. Aber erst im Jahre 1215 brach der Kampf aus, ward die Stadt in die zwei Parteien der Guelfen und Ghibellinen getheilt. Die Veranlassung hierzu war ein Familienzwist. Ein junger Mann aus der reichen und

mächtigen Familie der Buondelmonti hatte einem Mädchen aus der mit den ebenfalls mächtigen und reichen Uberti befreundeten Familie der Giantruffetti die Ehe versprochen. Bald darauf, durch die Lockungen einer Dame aus der Familie der Donati verführt, brach er das gegebene Wort, um sich mit der schönen Tochter dieser Dame zu verbinden. Racheschnaubend beschlossen die beleidigten Giantruffetti in Verbindung mit den Uberti den Tod des Ungetreuen. Der ruchlose Entschluss ward an dem Tage vollzogen an welchem Buondelmonte seine Hochzeit mit der Donati feiern wollte. Die Frucht dieser Mordthat war, dass die Bürger von Florenz sich spalteten, die Verwandten und Freunde der beiden Parteien traten zusammen, „so dass der Zwiespalt kein Ende nahm; daraus entstanden viele Scandale und Mordthaten und bürgerliche Kämpfe."

„Dieser Tod des Buondelmonti war Veranlassung und Anfang der verwünschten Parteien der Guelfen und Ghibellinen in Florenz." Aus dieser von den florentinischen Chronisten übereinstimmend bezeugten Thatsache erhellt, wie wenig man sich unter Guelfen und Ghibellinen die Träger verschiedener Principien und Ideen denken darf. Aus *Privatinteressen* waren, in Florenz wenigstens, die Parteien entstanden, für ihre *Privatinteressen* fochten sie wider einander und in diesen Kämpfen suchten dann die einen bei dem deutschen Kaiser, die anderen bei dem Papste Hülfe, ohne dass es ihnen um das kaiserliche oder um das päpstliche Princip zu thun gewesen wäre.

So war in Florenz die Zwietracht gesät, die Parteien waren nun auch hier vorhanden. Bei dreissig Jahren indess blieb der Streit mehr ein Familienstreit zwischen den patricischen Geschlechtern. Die Bürgerschaft nahm an demselben wenig oder keinen Antheil. Sie bildete gewissermassen eine dritte, wenn man will, *neutrale* Partei, fast nur darauf bedacht, sich zu bereichern und die Stadt zu vergrössern und zu verschönern. Als aber der Vernichtungskampf zwischen Kaiser Friedrich II.

und Innocenz IV. ausbrach, da änderte sich die Sachlage. Florenz tritt nun ein in den grossen Kampf der mittelalterlichen Mächte, um in demselben auf lange Zeit hin eine grosse Rolle zu spielen.

Es musste natürlich dem Kaiser viel daran liegen, eine so wichtige Stadt wie Florenz für sich zu gewinnen. Durch Briefe und Gesandte forderte Friedrich die Uberti, die mächtigste und hervorragendste Familie der ghibellinischen Partei, auf, ihre guelfischen Gegner aus Florenz zu vertreiben. Der Bürgerkrieg brach aus. Auch die Bürger begannen nun, sich wie der Adel in Parteien zu spalten. Mit Hülfe der vom Kaiser ihnen zugesandten deutschen Reiter gelang es den Ghibellinen im Jahre 1248 ihre Gegner zu nöthigen, die Stadt zu verlassen. Die Ghibellinen blieben jetzt alleinherrschend und begannen, „die Stadt auf ihre Weise zu reformiren.“ Es kam „die fluchwürdige Sitte“ auf, die Häuser der feindlichen Partei zu zerstören. Sechsunddreissig Paläste und Thürme der Guelfen wurden dem Boden gleich gemacht.

Aber nicht lange blieben die Ghibellinen in Florenz herrschend. Durch harte Bedrückungen und übermüthiges Wesen machten sie sich unter der Bürgerschaft allgemein verhasst. Allmählich drangen die Guelfen wieder in die Stadt und wurden förmlich zurückgerufen, nachdem ihre Gegner bei Fegghine eine empfindliche Niederlage erlitten, das Volk sich zu einer eigenen Macht constituirt und eine neue, eine *Volksverfassung* eingeführt hatten. Zwischen den zwei Parteien kam am 7. Januar 1250 ein Friede zu Stande, aber ein Friede, der, weil er nicht aus gutem, aufrichtigem Willen geschlossen worden, nicht lange währen konnte. Die bedeutendsten der ghibellinischen Geschlechter wanderten schon 1251 freiwillig in die Verbannung. Und als sieben Jahre später, 1258, eine Verschwörung ihrer Partei zum Umsturze der bestehenden Verfassung entdeckt ward, da mussten ihnen auch die Uebrigen nachfolgen und *ihre* Paläste und Thürme wurden nun zerstört. Die verbannten Ghibellineu fassten aber frischen

Muth, als Friedrichs tapferer Sohn, Manfred, das Erbe seines Vaters in Unteritalien wieder gewonnen. Von Manfred und den Sienesen unterstützt, von dem stolzen Farinata degli Uberti angeführt, erstritten die verbannten Ghibellinen am 4. September 1260 bei Montaperti an der Arbia einen glänzenden Sieg,

Der roth von Blut der Arbia Wasser färbte

und ihnen Florenz mit ganz Toscana in die Hände lieferte. So hoch war die Parteiwuth damals gestiegen, dass die siegenden Ghibellinen in einer Versammlung zu Empoli fast einstimmig den Beschluss fassten, die Stadt Florenz „zum Besten der ghibellinischen Partei" gänzlich niederzureissen. Nur durch den muthigen Widerstand des hochherzigen Farinata kam der verzweifelte Beschluss nicht zur Ausführung. Farinata widersetzte sich mit aller Kraft und erklärte, er werde das Schwert in der Hand Florenz vertheidigen so lange er lebe, wenn auch Alle gegen ihn wären. Noch in der Hölle lässt ihn Dante dessen sich rühmen:

Doch *da* war ich allein, als alle riefen,
Vertilgt vom Boden müsse Florenz werden.
Der es mit offenem Visir vertheidigt.

Auch diesmal war die Herrschaft der Ghibellinen von kurzer Dauer. Mit dem Sturze Manfred's sanken ihre Hoffnungen und die Guelfen gewannen neuen Muth. Auf dem Schlachtfelde von Benevent wurde die Sache der florentinischen Ghibellinen für immer entschieden. Von den Seitens des Volkes zurückgerufenen Guelfen wurden sie auf's Neue aus der Stadt vertrieben, ihre Güter eingezogen und im Interesse der guelfischen Partei verwaltet.

Noch einmal leuchtete den Ghibellinen ein Hoffnungsstern, noch einmal erhoben sie sich, als die Nachricht von dem Zuge des unglücklichen Conradin nach Italien kam. Umsonst. Die Guelfen, die wie früher ihre Gegner an den Hohenstaufischen, so jetzt an dem französischen Herrscher von Neapel eine Stütze, aber auch

einen Oberherrn fanden, — die Guelfen wandten sich hülfesuchend an Carl von Anjou. Dieser gewährte sie seinen Getreuen und sobald sich seine 800 Reiter Florenz naheten, zogen sich die Ghibellinen ohne Kampf zurück. Der Tod Conradins entschied endlich ihr Schicksal und obschon ihnen im Jahr 1273 die Rückkehr nach Florenz gestattet wurde und sie sieben Jahre später auch ihre Güter zum Theile zurückerhielten, so war doch ihre Macht gebrochen, ihr Einfluss vernichtet. Nicht nur blieb Florenz fortan guelfisch, sondern es ward zum Haupte der ganzen guelfischen Partei in Italien.

Die toscanische Hauptstadt gelangte indess damit keineswegs zur inneren Ruhe. Neue Parteiungen entstanden, die Zwistigkeiten der Bürger dauerten fort. Von diesen späteren Unruhen werden wir in der Folge zu reden haben. Für jetzt werfen wir nur noch einen flüchtigen Blick auf die *Verfassung* der Heimathstadt unseres Dichters.

Die sächsischen Kaiser, welchen Florenz wegen des Arnoüberganges wichtig war, hatten diese Stadt, wie viele andere, unter die weltliche Gewalt der Bischöfe gestellt. Es gelang ihr indessen, dieser geistlichen Gewalt nach und nach sich zu entziehen und der Unabhängigkeit entgegenzugehen. Gegen das Ende des elften Jahrhunderts, — näher lässt sich die Zeit wohl nicht bestimmen, ward eine Consulatsverfassung eingeführt. Diese erste Verfassung, welche Rechtspflege und Verwaltung unter zwei, später vier und zuletzt sechs Consuln, welchen ein Rath von hundert Senatoren beistand, vereinigte, erhielt sich ziemlich unangetastet bis um das Jahr 1207, wo man, nach dem Beispiele anderer Republiken, zur Verwaltung der Rechtspflege einen auswärtigen Podestà berief. Bei der Wahl der Behörden durften alle freien Bürger mitwirken, die Behörden selbst wurden aber ausschliesslich aus dem Stadtadel genommen, welcher aus reich gewordenen alten Bürgerfamilien und aus Nachkommen von germanischen Einwanderern zusammengesetzt war.

Die Bevölkerung von Florenz bestand damals aus zwei Classen: den *Patriciern* und dem *Volke.* Zu jener gehörten die Nachkommen der alten adelichen sowie derjenigen Familien, welche unter den Kaisern frei geblieben; zu dieser gehörten alle übrigen Stadtbewohner, — ehemalige Unterworfene des Bischofs, freigelassene „Clienten" des Adels und Eingewanderte aus anderen Städten. Diese letztere Classe, das sogenannte Volk, begnügte sich nun bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an den Wahlen der Behörden Theil zu nehmen, strebte aber nicht darnach, diese Aemter für sich in Anspruch zu nehmen.

Dass aber das Volk, je mehr es durch Fleiss sich bereicherte und durch Reichthum mächtiger wurde, mit einem gewissen Neid auf die Patricier, welche alle Staatsämter inne hatten, sah, dies lässt sich von vornherein erwarten. Die Gewaltherrschaft der Ghibellinen erweckte endlich im Volke die schlummernde Oppositionskraft. Im October 1250 ward eine neue Verfassung eingeführt. Statt des Podestà wurde ein Volkshauptmann, *capitano di popolo,* gewählt, welchem zwölf Aelteste, zwei aus jedem Stadtviertel, zur Seite standen. Diese letzteren wurden auf ein Jahr gewählt und bildeten die Signoria. Nur Bürger aus den Zünften wurden zu diesen Aemtern genommen. Der Volkshauptmann dagegen wurde, wie früher der Podestà, aus der Fremde berufen.

Nach der Schlacht von Montaperti ward diese, im Grunde *militärische* Volksverfassung von den siegreich zurückkehrenden Ghibellinen gestürzt und eine strenge Adelsherrschaft eingeführt. Wie aber nach Manfred's Sturze ihre Stellung unsicher zu werden schien, da begannen die Ghibellinen dem Volke nachzugeben. Sie beriefen zwei *podestà* aus Bologna, einen Ghibellinen und einen Guelfen. Ihnen wurde eine Commission von sechsunddreissig Bürgern, *buonuomini* genannt, beigefügt, um die Verfassung abzuändern. Die von ihnen eingeführte Verfassung war aber, wie die von 1250, wesentlich eine militärische. Wie im übrigen mittelalterlichen Europa hatten sich auch in Florenz Zünfte gebildet

und den oberen unter ihnen, den sogenannten *arti maggiori* (zu denen auch Rechtsgelehrte und Aerzte gezählt wurden), ward die Vertheidigung der Stadt anvertraut. „Jede der sieben höheren Zünfte sollte Consuln haben und ein Banner, auf dass, wenn Jemand in der Stadt mit Waffengewalt sich erheben würde, sie unter ihrem Banner zur Vertheidigung des Volkes und der Gemeinde stets bereit wären.“

Eine neue, wenigstens theilweise Aenderung trat ein, als nach der Schlacht von Benevent die Macht der Ghibellinen in Florenz auf immer gebrochen wurde. Statt der sechsunddreissig *buonuomini* wählte man ein Collegium von zwölf Räthen, welche die vollziehende Gewalt hatten und nur zwei Monate im Amte blieben. Neben diesen wählte man eine Art geheimen Rath, die *Credenza*, aus achtzig Bürgern bestehend, worin auch die Vorsteher der höheren Zünfte sassen; ferner einen *Rath des Volkes*, aus hundert Bürgern gebildet, — einen *Rath des Podestà*, aus neunzig edlen und bürgerlichen Gliedern und den Häuptern der Zünfte zusammengesetzt — und einen *Gemeinderath*, in welchem dreihundert Bürger sassen. Alle wichtigen Angelegenheiten der Gesetzgebung und Verfassung wurden zuerst dem Rath des Volkes zur Berathung vorgelegt, dann mussten sie noch am nämlichen Tage vor die Credenza und endlich, Tags darauf, vor die zwei anderen Räthe gebracht werden. Von den beiden ersten Räthen war der ganze Adel und alle Ghibellinen ausgeschlossen.

Neben diesem Gemeinwesen organisirten sich die Guelfen noch besonders, so dass sie einen Staat im Staate bildeten. Sie hatten ihren eigenen Schatz, in den ein Drittel der eingezogenen Güter der Ghibellinen wanderten; — sie hatten ihre Hauptleute, die auf zwei Monate gewählt wurden; — endlich hatten sie einen Rath und ein organisirtes Militär, — kurz, eine vollständige Verfassung.

Bis dahin hatte die Verfassung, allen Volksbewegungen

gegenüber und trotz dem demokratischen Einflusse der Räthe, einen vorwaltend aristokratischen Charakter behalten. Erst später, 1282 erlangte der Demokratismus die Oberhand.

Kaum sahen sich die Guelfen im unbestrittenen Besitze der Herrschaft in Florenz, da brachen Feindschaften zwischen einzelnen Geschlechtern ihrer Partei aus. Aus diesen Uneinigkeiten der Guelfen unter sich ging, „ein grosser Strom aus kleinem Quell,“ der Friede mit den Ghibellinen hervor. Der Papst Nicolaus III. ward als Friedensvermittler angerufen. Dieser sandte den Cardinal Latino als Friedensstifter und im Februar 1280 fand eine grosse Versöhnungsfeier statt. Die Ghibellinen wurden mit wenigen Ausnahmen zurückberufen, vierzehn Bürger, acht Guelfen und sechs Ghibellinen, wurden an die Spitze der Regierung gestellt. Ruhe und Frieden kehrten wieder in die Stadt ein.

Aber Ruhe und Frieden dauerten nicht lange. Die Guelfen, als die mächtigeren begannen bald wider die Friedensverträge zu handeln. Zuerst entzogen sie den Ghibellinen den ihnen ausbedungenen Lebensunterhalt; dann erklärten sie die, welche noch in der Verbannung lebten, für Rebellen und schlossen sie zuletzt von allen Aemtern aus. Dieses Gebahren brachte eine unblutige Revolution und eine *Volksverfassung* hervor.

Um den drohenden Gefahren vorzubeugen wurde ein Verfassungsrath, aus sechs hervorragenden Bürgern bestehend, gewählt. Unter diesen Sechs befand sich auch *Dino Compagni*, der grosse, edle Geschichtschreiber von Florenz, ein würdiger Zeitgenosse Dante's. Zunächst begnügte man sich mit Wenigem: man wählte drei Vorsteher der Zünfte, welche im Nothfall den Kaufleuten und Handwerkern helfen sollten. Wie aber die Bürger sahen, dass der Adel keine Einsprache gegen die neue Einrichtung zu erheben wagte, da gewannen sie neuen Muth und mit dem Muth wuchs auch ihr Durst nach Freiheit. Die oberste Gewalt wurde in die Hände der Gewerbtreibenden gelegt. Am 15. August 1282 wurden sechs Vorsteher, einen für jedes Sechstel

der Stadt gewählt; man nannte sie *Prioren der Zünfte.* Diese übten in der Stadt die Oberherrschaft aus, ihre Aufgabe war die Verwaltung des Gemeindevermögens, die Sorge, dass jedem Recht wiederfahre „und dass die Kleinen und Schwachen von den Grossen und Mächtigen nicht unterdrückt würden.“ Ihr Amt währte zwei Monate. Damit sie vor der Furcht vor den Mächtigen geschützt wären, wurde verfügt, dass sie den Thurm, in welchem sie ihre Sitzungen hielten, auf die ganze Dauer ihres Amtes weder bei Tag noch bei Nacht verlassen dürften. „Und andere Privilegien hatten sie und man gab ihnen sechs Diener und sechs Häscher.“

So war denn eine demokratische Verfassung eingeführt. Die Prioren durften nur aus den Zünften genommen werden. Da indess manche Glieder vom Adel zu den obern Zünften gehörten und andere, wenn auch nur dem Namen nach, in eine der Zünfte eintraten, so waren sie nicht absolut vom Regiment ausgeschlossen. Ihr Uebermuth und junkerhaftes Wesen dauerten fort, die Bürger wurden von ihnen geschlagen oder auf andere Weise beschimpft. Dadurch gereizt, schritt das Volk auf dem betretenen Wege fort zur vollendeten Demokratie. Unter der Anführung *Giano's della Bella* erhob sich das Volk (1292) wieder, der Adel wurde auf's Tiefste erniedrigt. Zu dem Prioratsamte wurde eine neue Behörde in's Leben gerufen, eine Art Volkstribun, Bannerherren der Gerechtigkeit (*gonfaloniere di giustizia*) genannt. Ihm zur Seite stand ein *Venner der Volkswaffen* mit tausend Bewaffneten, die den Befehlen des Volkstribuns unbedingt folgen mussten. Die neuerlassenen Gesetze, Gerechtigkeitsordnungen (*Ordini della giustizia*) genannt, verfügten die grausamsten Strafen für jede Beleidigung, welche einem Bürgerlichen von Seiten eines Adelichen wiederführe. Zur Ueberführung sollte die öffentliche Meinung und zwei Zeugen genügen. Die Familie haftete für das Vergehen des Einzelnen. Dreiunddreissig adeliche Familien wurden für immer von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Der Adel war so furchtbar erniedrigt, es wurde ge-

gen ihn eine solche Schreckensherrschaft ausgeübt, dass er nothwendig zur Verzweiflung gebracht werden musste. Es gelang ihm (1295) Giano della Bella in die Verbannung zu schicken. Das Werk des grossen Demagogen war aber damit noch nicht vernichtet; noch dauerte es fort und verursachte zuletzt den verderblichsten Bürgerkrieg.

Als derselbe ausbrach, war Dante nicht allein ein Mann, sondern auch ein Florentinischer *Staatsmann.*

Viertes Kapitel.

Die Sitten.

> Denn jener Ort, wo mir zu leben obliegt,
> Entkleidet täglich mehr sich von der Tugend
> Und scheint verfallen unheilvollem Umsturz.
>
> Purgatorio XXIV, 79 ff.

Zeiten, wie die, welche wir betrachtet, sind unstreitig in hohem Maasse geeignet, das an den Tag zu fördern, was im Menschen schlummert. In viel grossartigerem Massstabe können die verschiedenen Charaktere in solchen Zeiten sich entfalten, die guten und die bösen Seiten hervortreten. Politische, sociale und religiöse Gegensätze haben in sittlichen Gegensätzen ihre ursprüngliche Quelle und diese zeigen sich um so deutlicher, je reichlicher jene vorhanden, je höher jene gespannt werden.

Ein vollständiges Sittengemälde dieser Zeit zu entwerfen,

kann unsere Aufgabe nicht sein. Das ganze, grossartige Dante'-sche Gedicht ist ein solches. Wie es sich zum Voraus erwarten lässt, wie es in solchen Zeiten kaum anders möglich ist, treten uns da bei Weitem mehr Schatten- als Lichtseiten entgegen.

Zwar fehlten auch letztere keineswegs. Der tiefe Kenner und verdienstvolle Geschichtschreiber *Schlosser* gibt von dem italienischen Sittenzustand dieser Zeit folgende Charakteristik: „Der Volkscharakter einer edeln aber heftigen und leidenschaftlichen Nation entfaltete sich frei. Ritterthum und Feudalität, wie Pfaffenthum und Möncherei neben tiefer und wahrhaftiger Religiösität und Adel der Gesinnung auf Adel der Geburt gegründet, glänzten dort wie nirgends sonst. Alle Kräfte und Fähigkeiten waren entwickelt und das grosse Schauspiel der ganzen Weltgeschichte ward in *zwei* Jahrhunderte, ward in *ein* Land zusammengedrängt. Keine Tugend, keine edle Aufopferung, kein Hingeben für Gott und Vaterland und Freunde fehlte; aber Laster und jeglicher Frevel, unerhörte Selbstsucht und Verrath erschienen zugleich offen und ohne Scheu; völlige Abgezogenheit vom Leben und vom Irdischen zeigte sich neben der zügellosesten Ausgelassenheit, der unerhörtesten Wollust und der grenzenlosesten Schwelgerei, und wurden als Genialität bewundert."

Aber die sittlichen Erscheinungen im Guten wurden je länger je seltener, während diejenigen im Bösen in stetem Zunehmen begriffen waren. Jene waren mehr blosse Ausnahmen, diese bildeten die Regel. Die ganze Zeit schritt der sittlichen Verderbniss mit eiligen Schritten entgegen.

Wohl ist, so wie Du sagst, von jeder Tugend
Die Welt verlassen und von arger Bosheit
Ganz überdeckt und von noch weitrer trächtig.

Und die Sittenverderbniss ging von Oben aus. Papst und Clerus sind das Volk, „das am schlimmsten sündigt." Von Habgier und Herrschsucht waren die Hirten der Christenheit be-

herrscht, von christlicher Tugend war kaum noch eine Spur bei ihnen zu finden.

> Verderblich ist Eu'r Geiz der Welt, die Guten
> Tritt er mit Füssen und erhebt die Schlechten.
> Gemacht habt Ihr aus Silber und aus Golde
> Euch Euren Gott; Ihr gleicht dem Götzendiener,
> Doch betet der nur Einen an, Ihr Hundert.

Solche Klagen über die Habgier des Clerus sind aber nicht erst von Dante, auch nicht erst zu seiner Zeit erhoben worden. Ein Jahrhundert früher schon hatte der heilige Bernhard geklagt, der Priesterstand sei mehr verderbt noch als das Volk. „Wer," ruft er aus, „wer zeigt mir auch nur einen einzigen Priester, der nicht mit grösserem Eifer beflissen wäre, die Beutel seiner Untergebenen zu leeren, als ihre Laster auszurotten."

Aber Habgier und Herrschsucht waren nicht einmal das Aergste. Das unter dem Clerus herrschende Hauptlaster war die schamloseste Unzucht, die ihm alle Achtung rauben musste. Die Kirche im engeren Sinne war zu einem grossen Hurenhause geworden. „Bei Nacht im Bordell, des Morgens am Altar; bei Nacht umarmen sie die Venustochter, des Morgens tasten sie den Sohn der Jungfrau an," mit diesen Worten beschreibt Jacob von Vitry das Treiben der Priester zu dieser Zeit.

Wenn das alte Sprichwort: „wie der Hirte, so die Schafe" wahr ist, dann lässt sich leicht aus der Sittenverderbniss des Clerus auf den sittlichen Zustand des Volkes schliessen. Und in der That bietet dieser Zustand einen im Ganzen keineswegs erfreulichen Anblick dar. Schon die beständigen Parteikämpfe mussten einen verderblichen Einfluss auf die Sitten ausüben. Von Parteiwuth war Alles beherrscht. Humanität, Treue und Redlichkeit waren nachgerade unbekannte Tugenden. Grausamkeit und Rachsucht, Betrug und Verrath waren an der Tagesordnung. Die heiligsten Bande lösten sich, Stadt kämpfte gegen Stadt, Fa-

milie gegen Familie. Die nächsten Angehörigen verklagten und verfolgten einander vor Gericht, nicht selten auch mit roher Gewalt. Freundschafts- und Familienrücksichten galten so viel wie nichts, man beschimpfte einander um die Wette und die beleidigenden Worte richteten nicht selten noch mehr Unheil an, als das Schwerdt. „Neue Heirathen," sagt ein Zeitgenosse, „galten nichts; jeder Freund ward dem Freunde ein Feind; Brüder verliessen einander, der Sohn verliess den Vater; alle Liebe, alle Humanität war erloschen; Treue, Mitleid und Erbarmen fand sich bei Niemandem."

War das das Verhalten des Freundes dem Freunde, — des Verwandten dem Verwandten gegenüber, — wie musste dann erst das Benehmen dem Feinde und Gegner gegenüber sein! Da erst kannte man durchaus keine Rücksichten. Wehe dem, der seinem Feinde in die Hände gerieth! Des Alters und des Geschlechts ward nie, oder doch nur ausnahmsweise geschont und Wen das Loos eines schnellen Todes traf, der konnte sich noch glücklich preisen, denn gar Viele traf ein noch viel härteres Schicksal. Hier ward ein Feind auf die grässlichste Weise verstümmelt, dort ward ein Anderer dem Hungertode preisgegeben, — hier wurden Einem die Hände oder die Füsse, — dort ward einem wehrlosen Weibe die Nase abgehauen, — hier ward Einer lebendig geschunden und dort wurden sogar die Kranken den Spitälern gewaltsam entrissen und starben elend und hülflos dahin. Mochte auch der Gegner ein Mitbürger sein, er ward deswegen keineswegs mit grösserer Schonung behandelt! noch eher durfte der Entferntere auf Milde hoffen. Und Wen man nicht mit offener Gewalt, den verfolgte man auf dem gerichtlichen Wege. Denn auch das Recht ward gebeugt, um den geringsten Preis oft waren die Urtheile käuflich. Mit Geld konnte Straflosigkeit für die schwärzesten Verbrechen, — mit Geld aber auch die Verurtheilung eines Unschuldigen erkauft werden. Habsucht und Geldgier, — das war die Krankheit, an welcher der ganze Leib kränkelte,

Fast schien es, als hätten die Menschen alle Menschheit abgestreift, als wären sie zur Thierheit herabgesunken. So schien es auch dem grossen Dichter selber und er entwirft darum von den Bewohnern des schönen Arnothales folgendes traurige Bild:

— — — — wohl verdiente
Den Untergang der Name dieses Thales.
Wird doch von seinem Anfang, wo die Kette
Von der Pelorum losgerissen wurde,
An Quellen reicher ist, als irgend sonst wo,
Bis dahin wo zu dem Ersatz des Nasses
Es beiträgt, das vom Meer der Himmel aufsaugt
Und dann den Flüssen ihren Inhalt spendet,
Von Jedermann die Tugend so als Feindin
Verscheucht, wie gift'ge Schlangen; sei's die Schuld
Des Bodens, sei es Unsitt', ihnen eigen.
Gewandelt haben deshalb die Bewohner
Des argen Thals so gänzlich ihre Weise
Als wären sie in Circe's Kost gewesen.
Den argen Pfad lenkt zwischen wüsten Schweinen
Zuerst es, denen, mehr als Menschenspeise,
Zur Nahrung Eichelmast geziemen würde.
Dann findet es im Niedersteigen Kläffer,
Viel knurriger, als ihrer Macht gemäss ist;
Doch denen kehrt verächtlich es den Rücken.
Und weiter senkt der maledeite Graben,
Der unheilvolle, sich, und wie er anschwillt,
Sieht er die Hunde sich in Wölfe wandeln.
Zuletzt, durch düst're Schlünd hinabgestiegen
Trifft er auf Füchse, die so voller Trug sind,
Dass auch der Schlau'ste sie nicht überlistet.

Daneben nahmen, zumal in des Dichters Vaterstadt, in Folge des stets anwachsenden Wohlstandes, der immer mehr sich aufhäufenden Reichthümer, Luxus und Ueppigkeit in bedenklicher Weise zu. An die Stelle der einfachen Wohnhäuser traten die präch-

tigsten Paläste, an die Stelle der einheimischen die fremden Sitten. In Kleiderputz und Tischfreuden trieb man es so weit, dass gerade um Dante's Zeit besondere Gesetze erlassen werden mussten, um dem übertriebenen Luxus und Ueppigkeit Grenzen zu setzen. Die natürliche Folge der Ueppigkeit, der Weichlichkeit war Unsittlichkeit, nicht selten geradezu Schamlosigkeit. Wie es in dieser Hinsicht aussehen musste, das lässt sich nur zu leicht aus folgenden Worten Dante's schliessen:

Selbst die Barbagia in Sardiniens Bergen
Hält mehr auf Scham bei Mädchen und bei Frauen,
Als die Barbagia, wo ich sie zurückliess!
Was soll, o süsser Bruder, ich Dir sagen?
Schon seh' ich eine künft'ge Zeit im Geiste,
Der nicht gar alt wird heissen diese Stunde,
Wo von der Kanzel man den Florentiner
Schamlosen Weibern untersagt, die Brüste
Bis zu den Warzen unverdeckt zu zeigen.
Bei Saracenen- und Barbarenfrauen
Bedurft' es geistlicher und anderer Strafen
Niemals, damit den Busen sie verhüllten!

Wohin sein Auge nun sich wandte, überall boten sich unserm Dichter trostlose Zustände dar: trostlos die allgemeine Weltlage, trostlos der politische und soziale Zustand seines Vaterlandes und seiner Heimathstadt, trostlos vollends der Sittenzustand derselben! Ach, und es war einst, in letzter Hinsicht zumal, so viel besser gewesen! Mit wehmüthiger Sehnsucht blickt Dante auf jene früheren, bessern Zeiten zurück und er entwirft von denselben ein rührend-liebliches Bild, indem er sich von seinem Urahn, Cacciaguida, im Paradiese sagen lässt:

Es war im alten Mauerkreis, von wo
Ihm None noch und Terz gezählt wird, Florenz
Friedfertig, voller Mässigkeit und schamhaft.
Nicht kannt' es gold'ne Ketten und nicht Kronen

Nicht aufgeputzte Weiber uud nicht Gürtel,
Die mehr als Die sie trägt in's Auge fielen.
Noch machte nicht bei der Geburt die Tochter
Dem Vater Sorge; denn noch überschritten
Mitgift und Zeit das Maass nicht beiderseitig.
Noch gab's nicht Häuser von Bewohnern ledig,
Noch war Sardanapal nicht angelangt,
Was in Gemächern man vermag zu zeigen.
Noch übertraf nicht Eu'r Uccellatojo
Den Berg des Marius; aber, wie im Steigen,
Wird auch im Fallen er ihn übertreffen.
Gegürtet sah mit Leder ich und Knochen
Bellincion Berti, und sein Weib vom Spiegel
Mit unbemaltem Angesichte kommen.
Mit ungegerbtem Fell sah ich Del Vecchio
Und Nerli sich begnügen; Beider Frauen
Sah bei der Spindel ich und bei der Kunkel.
Die Glücklichen! Der Grabesstätte sicher
War ihrer jede, und um Frankreichs willen
War keine noch in ihrem Bett verlassen.
Die Eine wachte sorglich bei der Wiege
Und redete beschwichtigend *die* Sprache,
An der die Eltern sich zuerst ergötzen.
Es plauderte die Zweite mit den Ihren,
Indem dem Rocken sie das Haar entzog,
Von den Trojanern, Fiesole und Rom.
Ein Wunder wär' ein Weib wie die Cianghella,
Ein Lapo Salterello *da* gewesen
Wie Cincinnat jetzt und Cornelia wären.

Fünftes Kapitel.

Der Glaube.

> **Unschuld und Treu und Glauben findet man**
> **Nur noch bei Kindern; doch bevor die Wange**
> **Behaart ist, flieht die eine wie die andre.**
> **PARADISO XXVII, 127 ff.**

In gar manchen Beziehungen war die Kirche am Anfange des Mittelalters an der Spitze der Civilisation und des Fortschrittes gestanden. Von *ihr* waren die meisten gemeinnützigen Einrichtungen ausgegangen; bei *ihr* suchten die Unwissenden Belehrung, denn *sie* war die Trägerin und Fortpflanzerin der Wissenschaften; bei *ihr* hatten die Bedrückten Hülfe gesucht und gefunden, ,,denn sie allein war es, die innerhalb der allgemeinen Zügellosigkeit und des abenteuernden Thatendranges eine für alle Menschen giltige Wahrheit, eine von aller Willkür unabhängige göttliche Ordnung der Dinge anerkannte und lehrte, sie in einem Leben voll Disciplin befolgte, und in nicht seltenen Fällen sie mit muthiger Aufopferung zum Besten der unterdrückten Schwäche gegen die Gewalt der Mächtigen vertrat.“

Damals, als sie ihrer Mission eingedenk blieb und dieselbe zu erfüllen strebte, damals flüchteten sich die sehnsuchterfüllten, ruhesuchenden Gemüther zu ihr, — damals wurden ihre Lehren gläubig angenommen, ihre Vorschriften meistens gewissenhaft befolgt. Damals galt sie noch in den Augen der gesammten christlichen Welt als die Trägerin der absoluten, schlechthin unbezweifelbaren Wahrheit, als die Bewahrerin göttlich geoffenbar-

ter Mysterien. Mochte auch der Glaube, — mochte auch die Religion vielfach sehr äusserlich aufgefasst werden, dennoch waren Religion und Glaube das Alldurchdringende und Allbeherrschende. Auch die Vernunft, auch das Denken, auch die Philosophie beugte sich anbetend vor jenem Glauben, der sich rühmte, die Welt überwunden zu haben und der, ob er sie vielleicht auch niemals *innerlich* überwand, so doch auf lange hin die Welt *äusserlich* beherrschte. Ueber alles menschliche Denken, über die gesammte weltliche Wissenschaft hatte die kirchliche Theologie eine strenge Vormundschaft ausgeübt und die Kämpfe zwischen Glauben und Wissen, wenn je solche entstanden, wurden nahezu ohne Ausnahme zu des ersteren Gunsten entschieden.

Wie ganz anders dagegen im späteren Mittelalter, wie ganz anders in den Tagen, in welchen Dante lebte! Wie war da die Stellung der Kirche zum weltlichen Leben eine ganz verschiedene geworden! In ausdrucksvoller Entwicklung rang dieses unaufhaltsam vorwärts, — die Kirche dagegen war zurückgeblieben, aus einer Trägerin des Fortschritts zur Hinderung desselben geworden. Die Kirche stand nicht mehr an der Spitze der Wissenschaft, sie nahm vielmehr zu dieser eine mehr oder weniger feindliche Stellung ein. Die Kirche war nicht mehr ein Vorbild sittlichen Wandels, ihre Organe und Repräsentanten hatten sich dem Laster in die Arme geworfen. Die Kirche war nicht mehr die Führerin zu Gott, sie hatte sich selber von Gott ab- und der Welt zugewendet; sie war nicht mehr die Hoffnung der Unterdrückten, sie strebte selber darnach, die Völker zu unterdrücken; — sie war nicht mehr ein Gegenstand der Ehrfurcht, — sie war ein Gegenstand der Verachtung geworden. Als eine Kirche wird sie bezeichnet, die

In Schlamm versinkt, sich und die Last besudelnd.

Von dieser entarteten Kirche hat kaum Jemand ein düstreres Bild als Dante selber entworfen. Die Erforschung des gött-

lichen Wortes wird von den Priestern völlig vernachlässigt, ihre Studien sind nur auf Gelderwerb gerichtet,

Dafür lässt man das Evangelium, lässt man
Die grossen Lehrer, nur die Decretalen
Studirend, dass man's sieht an ihren Rändern.
Darnach nur trachten Papst und Cardinäle.

Die geistlichen Aemter sind um Geld käuflich, in Ueppigkeit und Schlemmerei wetteifern die Hirten mit der Heerde, im Kreise der Sodomiten bilden sie die Majorität. Das Haupt sowohl als auch die Glieder, sie alle hatten dem armen Menschensohn, der nicht hatte wo er sein Haupt hinlegte, den Gehorsam aufgekündet, um jenem Fürsten der Finsterniss in die Arme sich zu werfen, der einst dem Gründer der Kirche verhiess: Alles dieses will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. — Das Blut der Heerde wird von einem Bischof „nur der Partei zu Liebe gefällig verschenkt"; Petri Schlüssel sind zum Wappenschilde einer Fahne geworden, die zu dem Kampfe mit Getauften führet und von den Himmelshöhen hernieder lässt der Apostelfürst die schmerzliche Klage ertönen:

Der auf der Erde meinen Stuhl sich anmasst,
Den Stuhl, den Stuhl, der in dem Angesichte
Des Sohnes Gottes jetzt erledigt ist,
Verwandelt hat er zu des Bluts und Stankes
Cloake meinen Kirchhof, drob der Arge,
Der von hier niederstürzte, drunten froh ist.
Im Kleid der Hirten sieht man von hier oben
Auf jeder Weide gier'ge Wölfe gehn;
O Schutz des Herrn, was zögerst Du so lange!

Diess in kurzen Andeutungen das Gemälde, welches Dante von der Kirche seiner Zeit entwirft. Aber noch stärker vielleicht als alles Uebrige klingt es, wenn er dieselbe für die in der Offen-

barung Johannis erwähute Hure mit sieben Häuptern und zehn Hörnern erklärt, die an den Wassern sitzet:

Euch Hirten meinte der Evangelist
Als er das Weib, das auf den Wassern thronet,
Mit Königen der Erde huren sah!

War nun das Papstthum, — war die Geistlichkeit, — war die gesammte Kirche so lasterhaft und verdorben, — lebten und handelten Päpste und Clerus auf solche Art, als wäre so etwas wie die christliche Religion, der christliche Glaube, die christliche Sitte gar nicht vorhanden, wie musste es dann sonst, — wie musste es dann bei dem christlichen *Volke* mit der christlichen Religion, dem christlichen Glauben, der christlichen Sitte stehen? Kann da wohl erwartet werden, dass die religiösen Zustände im Grossen und Ganzen so gewesen wären, wie sie hätten sein sollen? Wäre es wohl auch nur denkbar, jenen christlichen Glauben inmitten des christlichen Volkes als einen lebendigen, als einen frischen, mächtigen und lauteren zu finden, — jenen christlichen Glauben, der von seinen Wächtern und Verkündigern auf solche Weise verläugnet, — mit Füssen getreten ward? Wir denken nein! Denn nicht allein sah man an Denen, welche Andern mit dem Beispiele hätten voranleuchten sollen, das gerade Gegentheil von den Früchten des christlichen Glaubens, sondern es wurde auch sonst alles vernachlässigt, was zur Pflanzung und Förderung des christlichen Glaubens dient. Auf das rein Aeussere zwar, auf die Beobachtung kirchlicher Ceremonien und Gebräuche ward noch immer mehr oder weniger strenge gesehen; nach der inneren Religiösität des Gemüthes, nach dem in des Herzens Tiefe wurzelnden Glauben fragte man aber gar wenig. Für die Belehrung des Volkes in den Wahrheiten des Christenthums, oder in den Lehren der Kirche geschah so viel wie gar nichts. Selbst ein guter Theil vom niederen Clerus lebte in der crassesten Unwissenheit dahin; auch den Besseren war das Wesen des Glaubens

unbekannt. Die Prediger waren meist ebenso unwissend und abergläubisch als der Pöbel. Der christliche Cultus hatte in der Messe nicht nur seinen Mittelpunkt, sondern ging in derselben nahezu völlig auf. Gründliche Kirchenhistoriker ziehen es sogar in Zweifel, ob zu dieser Zeit überhaupt in der Landessprache gepredigt wurde. Doch scheint dies, in Italien wenigstens, allerdings der Fall gewesen zu sein, aber die Predigt hatte ihren erbaulichen und belehrenden Charakter verloren und war zu einer Comödie herabgesunken. Der Prediger erzählte auf der Kanzel lustige Geschichtchen und Anekdötchen und meinte seine Aufgabe am Besten erfüllt zu haben, wenn er ein grosses Gelächter bei seiner Zuhörerschaft hervorgebracht. Dante hat diese Predigtweise seiner Zeit mit den Worten geschildert:

Jetzt predigt man mit Spässen und Geschichtchen,
Und, wird nur gut gelacht, schwillt die Kapuze
Dem Pfaffen und nichts Weiteres begehrt man.

Auf diese Weise ward der Glaube je länger je mehr untergraben. Auch die Begeisterung, mit welcher einst die Tausende zur Eroberung der heiligen Orte der Christenheit nach dem Morgenlande zogen, war erloschen. „Das Resultat der Kreuzzüge war, dass man am Ende nicht mehr an das glaubte, was man anfangs mit der höchsten Glaubensgewissheit ergriffen hatte.“

So trat denn, wie es unter solchen Umständen nicht anders erwartet werden kann, bei den Volksmassen, bei den Ungebildeten oder wenig Erleuchteten entweder der kindlichste Aberglaube oder aber der crasseste practische Materialismus an die Stelle des Glaubens. Beide Erscheinungen sind zu dieser Zeit vorhanden. Der mittelalterliche Aberglaube ist bekanntlich sprichwörtlich geworden. Derselbe war aber keineswegs alleinherrschend. Neben dem Aberglauben zeigte sich auch sein Gegensatz, der ausgesprochenste Unglaube. In der Vaterstadt unseres Dichters hatten die Epicuräer seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts

so sehr sich vermehrt, dass sie eine gefürchtete Macht bildeten und zu blutigen Streitigkeiten Anlass gaben. Die ghibellinische Partei huldigte offen materialistischen Grundsätzen. „Jene Landstriche Unteritaliens und besonders Siziliens, in denen heutzutage blinder Aberglaube und toller Fanatismus in höchster Blüthe stehen, waren damals die Heimstätten aufgeklärter Geister.“ Dass der Kaiser Friedrich II. beschuldigt werden konnte, die berüchtigte Aeusserung von den drei Betrügern, Moses, Muhamed, und Christus, gethan zu haben, dies zeigt, auch wenn die Beschuldigung eine falsche sein sollte, wie es mit dem Glauben dieses Fürsten, der übrigens mit Ketzerverfolgungen nicht kargte, stehen musste. Und wenn Dante die Zweifler, die in feurigen Särgen ruhend, noch immer die Hölle verachten nach Tausenden zählt, so ist dies Beweis genug, wie verbreitet neben dem Aberglauben die Freigeisterei damals war.

Es fehlt indessen niemals, auch in den traurigsten, trostlosesten Zeiten nicht, an erleuchteten ernsten Geistern und an tieferen Gemüthern, die weder dem Aberglauben huldigen, noch auch der flachen Freigeisterei in die Arme sich werfen. Der erleuchtete Verstand verachtet und bemitleidet den Aberglauben, das tieffühlende, gemüthsvolle Herz schreckt vor den letzten Consequenzen des Unglaubens zurück. Ist jener vorwiegend, so wird der Mensch dem Unglauben, ist dieser vorherrschend, so wird er dem Aberglauben huldigen. Wo aber beide sich vorfinden, da wird er darnach ringen, beide Extreme vermeidend, zum wahren, von den Schlacken gereinigten Glauben sich zu erheben. Aber selten, vielleicht niemals, wird dies ohne innere Kämpfe geschehen können. Der Weg zum wahren, innern, lebendigen Glauben führt gewöhnlich durch die beiden ihm entgegengesetzten Extreme hindurch. In der Atmosphäre des Aberglaubens erwachsen, ging der Christ des späteren Mittelalters, falls die Natur mit einem hellen und scharfen Verstande ihn begabt und er sich einen nicht ganz unbedeutenden Schatz von Kenntnissen erworben,

zum Unglauben über. Wem das tiefere Gemüth fehlte, wem daher die tieferen Bedürfnisse desselben nicht zum Bewusstsein kamen, der blieb dabei stehen und mit verächtlichem Mitleid schaute er von der erklommenen Höhe auf den verlassenen Standpunkt und auf die, welche noch auf demselben sich befanden, hinab. Von selbst und auf ganz naturgemässem Wege entstand hiedurch ein Gegensatz, der in jedem Zeitalter wiederkehrt, von dem vorzüglich das gegenwärtige bewegt wird, — der Gegensatz zwischen Religion und Philosophie, Glauben und Wissen. Tiefere Gemüther, welche den Standpunkt des kindlichen, hingebenden Glaubens verlassen, mussten demnach, wenn sie anders nicht auf dem kalten, trost- und hoffnungslosen Standpunkte der sogenannten Wissenden stehen bleiben wollten, einen mehr oder minder schweren inneren Zweifelskampf bestehen, um durch den Kampf hindurch zu dem erprobten, gestählten, auf Erkenntniss beruhenden und durch Erkenntniss geläuterten Glauben zu gelangen. Dass auch Dante diesen Weg gegangen, wird sich uns später zeigen.

Man hat es freilich mit grosser Entschiedenheit in Abrede gestellt, dass dieser Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie in den Tagen des Dichters vorhanden gewesen und nicht minder entschieden hat man behauptet, dieser Gegensatz sei eine Besonderheit *unserer* Zeit. Es ist aber diese Behauptung eine durchaus irrige. Das einzig Wahre daran ist, einerseits, dass dieser Gegensatz in unserer Zeit ein viel allgemeinerer, indem er auch hinab in die unteren Volksschichten gedrungen ist, — andererseits, dass man heutzutage viel mehr davon redet. Allein ob auch in früheren Jahrhunderten die Volksmassen von demselben unberührt blieben, wenn man auch im Mittelalter nicht, wie heutzutage, Bücher schrieb, welche den Titel: „Glauben und Wissen“ an der Stirne trugen, der Gegensatz war desswegen doch vorhanden. Das menschliche Herz ist und bleibt zu allen Zeiten dasselbe „trotzige und verzagte Ding“, wie das Buch der Bücher es so treffend nennt. Zu allen Zeiten zeigt der mensch-

liche Verstand die Neigung, alles das abzustreifen und zu verwerfen, was jenseits seines Fassungsvermögens liegt und die Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes sind zu allen Zeiten im Grunde die nämlichen. So kehrt denn auch, wie schon gesagt, der in Rede stehende Gegensatz zu allen Zeiten wieder und im Mittelalter, vorzüglich im späteren, trat er mit besonderer Entschiedenheit hervor. Um sein Vorhandensein wegzuläugnen, müsste man die ganze Scholastik wegläugnen können. Denn die grosse Aufgabe, welche diese sich gestellt, sie war keine andere als Glauben und Wissen zu vermitteln. Wie hätte sie sich aber an diese Aufgabe machen, wie an eine Vermittlung denken können, wenn ein Gegensatz zwischen den beiden, die sie vermitteln wollte — zwischen Glauben und Wissen — nicht wäre vorhanden gewesen? Dass aber die Scholastiker eine solche Vermittlung zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie als ihre Hauptaufgabe betrachteten, diess scheint uns unwidersprechlich zu beweisen, dass der Gegensatz vorhanden war, auch wenn sich dafür keine andern Beweise beibringen liessen.

Und es konnte in der That nicht anders sein. Der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen *konnte* nicht blos in jenem Zeitalter entstehen, unter den gegebenen Verhältnissen *musste* er nothwendig hervortreten. Die Wissenschaft, die lange das ausschliessliche Eigenthum der Kirche gewesen, war endlich aus den Klöstern in die hohen Schulen gekommen, neben und über die geistliche erhob sich die weltliche Bildung, — neben den Theologen standen die Philosophen da. Der Chorführer aber, die unbedingte Auctorität der Philosophen jener Zeit, war Aristoteles. Die Aristotelische Philosophie, und zwar in der Gestalt, wie sie von dem arabischen Gelehrten Averroes erhalten, war das Mittelalter hindurch allherrschend. Averroes galt aber lange als der Vater des Unglaubens und lange wurden seine Schüler als Ketzer verfolgt.

Damit soll aber freilich keineswegs gesagt sein, dass der Unglaube, oder, besser gesagt, der antikirchliche Geist, so offen und

unverhohlen aufgetreten wäre, wie es in unseren Zeiten geschieht. Bei aller Erniedrigung stand die Kirche doch immer noch als eine Macht, und zwar als eine gefährliche und gefürchtete Macht da. Was sie vermochte, das mussten Abälard, der Hegel des zwölften Jahrhunderts, und dessen Schüler Arnold von Brescia schmerzlich erfahren. Durch solche Beispiele liess sich die damalige Philosophie meistens warnen. In allen ihren Kundgebungen, welche vor die Oeffentlichkeit gelangten, bediente sie sich einer wenigstens scheinbar christlichen Sprache und bei öffentlichen Disputationen war die Unantastbarkeit des Glaubens fast immer ausdrücklich vorbehalten. Allein wenn auch der offene äussere Kampf, so konnte doch durch solche Vorsicht der innere Gegensatz keineswegs vermieden, oder auch nur verdeckt werden. Schon dass die Philosophie das Bestreben offen an den Tag legte, auf dem Wege des vernünftigen Denkens zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen, — schon dadurch trat sie zur Kirche, mit ihrer Lehre von der absoluten Nothwendigkeit einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung, in den ausgesprochensten Gegensatz. Und als im dreizehnten Jahrhundert eine Synode zu Paris die Aristotelische Philosophie verdammte, da half man sich zwar mit der wunderlichen Unterscheidung, eine Lehre könne theologisch wahr aber philosophisch falsch sein und umgekehrt, aber der Gegensatz musste durch diesen Kunstgriff nur gesteigert werden. So traten denn zuletzt Zustände ein, die denen unserer Zeit sehr ähnlich waren. Es ist als hörte man die Klagen eines eifrigen Kirchenmannes unserer Zeit, wenn man den jüngern Zeitgenossen Dantes, Petrarca, klagen hört: „Mein Gott! je kecker Einer den christlichen Glauben anzugreifen wagt, für um so scharfsinniger und gelehrter kann er gelten; wagt es aber Jemand, diesen Glauben in Schutz zu nehmen, siehe da! man hält ihn für unwissend und ungebildet und man wirft ihm vor, er wolle nur seine Unwissenheit mit des Glaubens Mantel zudecken.“ Niemand konnte mehr als Gebildeter, noch viel weniger als Philosoph gelten, wenn er sich nicht

vom christlichen Glauben völlig lossagte. Wie weit es in dieser Hinsicht kam, darüber führt uns wieder Petrarca ein auffallendes Beispiel an. In Venedig kam einst zu ihm in seine Bibliothek Einer von Denen, „die nach der Sitte der heutigen Philosophen meinen nichts gethan zn haben, wenn sie nicht gegen Christum und seine übernatürliche Lehre bellen." Im Laufe des Gesprächs traf es sich, dass Petrarca einen Ausspruch des Apostels Paulus anführte. Da rief sein Gast spöttisch ihm zu: „Behalt' Du nur Deinen christlichen Glauben für Dich, von dem Allem glaube ich rein nichts. Dein Paulus, Dein Augustin und alle Die, welche Du so hoch stellst, sie waren sehr geschwätzige Männer; könntest Du aber die Lectüre des Averroes ertragen, Du würdest dann sehen, wie hoch er über diese Deine Possenreisser erhaben ist!" — „Unsere Freunde", ruft ein anderes Mal derselbe Petrarca, den Gläublern unserer Tage ähnlich, aus, „unsere Freunde lachen und spotten über uns, die wir doch im Lichte wandeln und nicht, wie sie, in der Finserniss herumtappen, als Unwissende sehen sie uns mit Verachtung an, weil wir nicht, wie sie, Alles in Zweifel ziehen." — Nach solchen unzweideutigen Zeugnissen darf wohl nicht behauptet werden, der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie sei im Mittelalter unbekannt gewesen, er sei *unserer* Zeit eigenthümlich.

Es ist freilich wahr, Petrarca redet hier von einer Zeit, die um mehrere Jahre hinter Dantes Tode liegt. Allein es liegt eben doch in der Natur der Sache, dass solche Zustände nicht urplötzlich und nicht ohne lange vorbereitet zu sein, eintreten. War die Zeit unseres Dichters vielleicht auch noch nicht so weit gekommen, so war sie doch jedenfalls auf dem Wege dahin, sie war auf diesem Wege weit fortgeschritten, sie war diesen Zuständen sehr nahe gekommen. Volksmassen, die in ihrem kindlichen, ungeprüften Glauben, noch mehr aber in finsterem Aberglauben dahinlebten, — Pfaffen, wovon die Einen womöglich noch unwissender und abergläubischer als der Pöbel, die anderen vollendete selbstsüch-

tige Heuchler, — sogenannte Gebildete oder höhere Stände, die gegen den christlichen Glauben völlig gleichgültig sich verhielten, oder aber denselben als eine Ausgeburt von Pfaffendummheit und Pfaffenbetrug verachteten, — endlich einige Wenige. die durch den Kampf des Zweifels hindurch, zu dem lebendigen, erprobten, mit der Erkenntniss verbundenen Glauben gelangt, — in diese vier Klassen theilte sich, was Religion und Glauben angeht, die Menschheit in Dante's Vaterland und zu Dante's Zeit.

Und auch er selber, der hocherleuchtete und tieffühlende Dichter, — er ist von diesem Gegensatze auf dem Gebiete des Glaubens innerlich nicht unberührt geblieben.

Sechstes Kapitel.

Wissenschaften und Künste.

> **Ihr geht nicht Eines Wegs, wenn Ihr auf Erden**
> **Philosophirt, so sehr verlockt die Liebe**
> **Zum Schein Euch, und das Denken, das er blendet.**
> **PARAD. XXIX, 85—87.**

Kaiserthum und Papstthum, Staat und Kirche waren zu Dante's Zeit nicht so beschaffen, wie sie gesollt hätten; anstatt dass ihr Wirken ein einträchtiges hätte sein sollen, ging es vielmehr darauf hin, sich gegenseitig zu bekämpfen und zu schwächen; anstatt dass diese beiden Mächte, eine jede auf dem ihr zukommenden Gebiete, darnach gestrebt hätten, ihre Bestimmung

verwirklichend, die Menschheit ihrem Ziele, dem zeitlichen und ewigen Glücke entgegenzuführen, verfolgten sie nur selbstsüchtige Zwecke. Folge davon die Unordnungen im gesammten Gemeinwesen, das Abweichen des Einzelnen vom rechten Wege; Unruhen, Parteiungen, Unordnungen in Dante's Vaterland, — Parteiungen, Unruhen, Bürgerkriege in Dante's Vaterstadt, stets im Wachsen begriffene Entsittlichung, immer trauriger werdende religiöse Zustände; das waren die Schäden, die wir im Bisherigen kennen lernten, — das die Schäden, die unserem Dichter täglich vor Augen lagen.

Und nicht blos vor Augen lagen. Dante hatte selber darunter viel gelitten, Dante ist selber als ein Opfer dieser traurigen Verhältnisse gefallen. Mit männlichem Muthe hat er das Alles ertragen, er hat sich als einen Mann bewährt

Recht felsenfest für des Geschickes Streiche.

Aber Dante hatte nicht allein einen festen Muth um sich in die Verhältnisse zu schicken, — Dante hatte auch ein herzliches Mitgefühl für seine Zeitgenossen, er war vom innigsten Wunsche beseelt, soviel an ihm zur Heilung dieser Schäden, zur Herbeiführung besserer Zustände beizutragen.

Nachdem wir die Schäden seiner Zeit kennen lernten, entsteht nun die weitere Frage: welche Mittel bot seine Zeit ihm dar, um diese Schäden zu bekämpfen und womöglich zu beseitigen?

Dante hat freilich auch, wie wir in der Folge sehen werden, mit der stählernen Waffe gekämpft. In seiner Stellung aber, — er war selber sich dessen wohl bewusst — konnte er nicht daran denken, mit *dieser* Waffe kämpfend, bessere politische, sittliche und religiöse Zustände herbeizuführen. Hierzu musste und wollte er einer andern Waffe sich bedienen, — einer Waffe, die gewaltiger ist, als die in den Werkstätten Vulcans geschmiedeten, — die Waffe des Wortes.

Die Frage nach den Mitteln, die seine Zeit ihm darbot, wird demnach zur Frage nach dem Zustande von Wissenschaft und Kunst, Sprache und Literatur zu Dante's Zeit. — „Italien", sagt einmal Moritz Carriere, „Italien gab der Welt den Humanismus und die Kunst der Renaissance." Ueber die Apenninnenhalbinsel hat die europäische Cultur ihren Weg genommen. Niemals ist in Italien die Barbarei alleinherrschend gewesen, niemals ward dort das Studium der alten Classiker völlig vernachlässigt, niemals hat man dort des gänzlichen aufgehört, mit der griechischen, besonders aber mit der römischen Literatur auf gelehrte Weise sich zu beschäftigen. Die Sprache der alten Römer dauerte, wenn auch keineswegs in ihrer alten Schönheit und Correctheit, bis gegen das Dantesche Zeitalter als eine lebendige fort und dieser Umstand schon musste dem völligen Absterben der classischen Studien hindernd in den Weg treten. Das Lehren der römischen Sprache und Literatur hatten sich Einzelne seit Langem schon zu ihrem Lebensberufe gemacht. Auch fehlte es nicht an Schriftstellern, welche durch einen guten und verhältnissmässig correcten Styl sich auszeichneten. Noch war freilich die Finsterniss früherer Jahrhunderte nicht völlig gewichen, indess stieg die Morgenröthe bereits empor, den baldigen Anbruch eines neuen Tages verkündend; noch standen freilich die Wissenschaften nicht in voller Blüthe, aber ein lebendiges wissenschaftliches Streben war doch erwacht, und dieses Streben verhiess, dass die Blüthezeit der Wissenschaften und Künste über kurz oder lang sicherlich eintreten würde. Diese Blüthezeit ist auch nicht ausgeblieben; in einigen unter den Zeitgenossen Dante's und in ihm selber vor Allen werden wir die Erstlinge derselben kennen lernen. —

— „Die sieben Himmel, die uns am nächsten sind, sind die Planetenhimmel; dann gibt es über diesen noch zwei bewegliche Himmel und einen über allen, der ruhig ist. Den sieben ersten entsprechen die sieben Wissenschaften des Triviums und das Quadriviums, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Mu-

sik, Geometrie und Astrologie. Der achten Sphäre, der gestirnten nämlich, entspricht die Naturwissenschaft, Physik genannt und die erste Wissenschaft, Metaphysik genannt; der neunten Sphäre entspricht die Moralwissenschaft und dem ruhigen Himmel entspricht die göttliche Wissenschaft, welche Theologie genannt wird.“

Mit dieser wunderlichen Bemerkung gibt uns Dante selber an, wie zu seiner Zeit die verschiedenen Wissenschaften eingetheilt wurden. Die Elementarstudien waren in den sieben *freien Künsten* des *Triviums* und *Quadriviums* zusammengefasst. Jenes, das Trivium, umfasste Grammatik, Dialektik und Rhetorik, die auf die Redetheile und sprachlichen Verhältnisse sich beziehenden Studien, in welchen schon seit den Zeiten der Römer ein jeder unterrichtet wurde, der irgend auf allgemeine („triviale“) Bildung Anspruch machen wollte. Das Quadrivium umfasste Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, die Studien, welche *ad sapientiam* führten, womit Diejenigen sich beschäftigten, welche das Trivium durchlaufen hatten und eine noch höhere Bildung erstrebten. Sehen wir nun, worin diese sieben Zweige des damaligen Wissens bestanden.

Die „*Grammatik*“ befasste sich keineswegs mit den neueren Sprachen. Diese wurden nicht höher, vielleicht nicht einmal so hoch geschätzt, als heutzutage die Volksmundarten und daher dem Umgang überlassen. Die „Grammatik“ bestand eben nur im Unterricht der alten und vorzüglich, öfters ausschliesslich, der *lateinischen* Sprache. Das Griechische, welches einst über ganz Italien verbreitet gewesen, war im Laufe der Zeit nahezu untergegangen und erst im vierzehnten Jahrhundert ward, besonders durch Boccaccio, das eifrige Studium desselben wieder ins Leben gerufen. Zu Dante's Zeiten war die Kenntniss der griechischen Sprache noch immer eine grosse Seltenheit. Ebenso selten waren aber auch Diejenigen, welche der classischen Sprache der alten Römer auch nur einigermassen mächtig gewesen wären. Selbst

bei Dante, der sich doch an den besten römischen Schriftstellern, besonders an Virgil gebildet, — selbst bei Dante war dieses keineswegs der Fall. Die Meisten schrieben in einer Sprache, die allerdings lateinisch sein sollte, die es aber in Wirklichkeit nicht viel mehr als dem blossen Namen nach war. Und welcher rohen und verdorbenen Sprache selbst die Lehrer an den höhern Schulen sich bedienten, dafür fehlt es nicht an schlagenden Beispielen. Nehme man noch hinzu, dass es an allen sprachlichen Hülfsmitteln fehlte, so wird man sich leicht vorstellen können, wie es mit der „Grammatik" und deren Studium stehen musste.

Ueber die „*Dialektik*" urtheilt Dante selber: „Die Dialektik ist ihrem Umfange nach die kleinste unter allen Wissenschaften; denn sie ist vollkommen zusammengefasst und begrenzt in jenem Textumfang, der sich in der alten und neuen Kunst (wahrscheinlich der Titel eines damaligen Lehrbuchs der Dialektik) findet; und sie geht mehr verhüllt, als jede andere Wissenschaft, sofern sie mehr als eine andere mit sophistischen und wahrscheinlichen Gründen fortschreitet." Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts war die Dialektik des Aristoteles in arabischen und lateinischen Uebersetzungen bekannt geworden und dieser wurde gefolgt. Das Wesen der mittelalterlichen Dialektik war ein Streiten mit Worten, verbunden mit einer haarspaltenden Spitzfindigkeit. Man nahm einen Satz vor, fing an zu zergliedern (distinguiren) und zergliederte fort und fort, mit einer Geduld und Beharrlichkeit, die unsere Bewunderung erregen müsste, wenn nicht die ganze Operation eher ein mitleidiges Lächeln hervorrufen würde. Auf eine rein mechanische Weise sollte man geschickt werden, über alles Mögliche und Unmögliche zu denken, zu reden und zu streiten. Von diesen Spielereien hat sich auch Dante, als ein Kind seiner Zeit, nicht ferne gehalten. Und es ist vielleicht ein Glück für seinen Dichterruhm zu nennen, dass er sein unsterbliches Gedicht nicht wie einige seiner übrigen Lieder, mit dem anatomischen Messer mittelalterlicher Dialektik zerlegt hat.

Wir übergehen die „Rhetorik", deren Früchte, da sie sich mit einer Sprache beschäftigte, die bereits dem Reiche der Todten anheimgefallen war, gering genug sein musste. Dessgleichen übergehen wir die „Arithmetik" und die „Geometrie", welche Studien zwar, behufs des Handels, in Italien neu aufzublühen begannen, zum Verständniss Dante's aber, wiewohl sie ihm keineswegs fremd blieben, nicht nothwendig gehören. Nur das Eine mag bemerkt werden, dass sich die Wissenschaft der Arithmetik immer noch hauptsächlich mit den Phantasieen des Nikomachus über die geheime und wunderbare Kraft gewisser Zahlen befasste. Seine Werke liefern hin und wieder den Beweis, dass diese Phantasieen auch von Dante hoch gehalten wurden. Wichtiger für unseren Zweck ist aber, den Stand der astronomischen Wissenschaft zu Dante's Zeit kennen zu lernen. Denn es bildet dieselbe die äussere Grundlage seines grossen poetischen Gebäudes und auf sie beziehen sich auch einige unter seinen kleineren Gedichten, wie auch vorzüglich die Commentare, die er darüber schrieb. Wie sehr sich Dante mit dieser Wissenschaft beschäftigt haben muss, das geht aus den meisten seiner Werke hervor; vielleicht gehörte gerade die Astronomie mit zu seinen Lieblingsstudien. Noch in den späteren Jahren seiner Verbannung aus der heissgeliebten Vaterstadt tröstete er sich mit dem Gedanken, überall „die Spiegel der Sonne und der Gestirne" erblicken zu können. Damals beruhte die Astronomie bekanntlich auf dem Ptolomäischen System, wonach die Erde inmitten von eilf hohlen Kugelschaalen steht, die in verschiedenen Abständen immer grösser werdend einander einschliessen. Die Araber hatten zur Förderung der astronomischen Studien sehr viel beigetragen. Im dreizehnten Jahrhundert wurden dieselben von Alphons X. von Castilien gefördert. Auf sein Veranstalten wurden die *Alphonsinischen Tafeln* angelegt, meist von dem Juden Isaac Ebn Sid Hazan verfertigt und um 1250 erschienen, welche zu Dante's Zeit in den Händen aller Kundigen sich befanden. Selbstverständlich liegt das Ptolomäische System auch hier

zu Grunde. Indess hatte man es, trotz des zu Grunde liegenden falschen Systems, in dieser Wissenschaft schon dahin gebracht, dass man um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits im Stande gewesen sein soll, Sonnenfinsternisse vorauszusagen. Und noch besser vielleicht wäre es mit diesem Zweige menschlichen Wissens gestanden, — grössere Fortschritte noch hätte der forschende Geist hierinnen gemacht, wäre nur die Astronomie als eine eigene, besondere, für sich bestehende Wissenschaft betrachtet, — als eine solche behandelt worden. Allein noch immer stand damals die Astronomie mit der Astrologie in engster Verbindung. Auf den Universitäten, namentlich zu Bologna, gab es Lehrstühle der Astrologie so gut, als solche der Astronomie. Oft aber galten Astrologie und Astronomie als Eine Sache, ohne dass sie von einander unterschieden worden wären. Man wollte nicht allein die gegenseitige Stellung der Himmelskörper zum Voraus ermitteln, — noch Grösseres wollte man leisten: die Himmelskörper, Sonne und Mond, Planeten, Gestirne, Kometen u. s. f., — sie wurden als die Hieroglyphen der irdischen Zukunft angesehen und man wollte aus ihnen die zukünftigen Schicksale der Völker, nicht selten auch der Einzelnen, herauslesen. Erleuchtete Geister mochten wohl hin und wieder das Thörichte dieser sein sollenden Wissenschaft einsehen und dieselbe verwerfen. So hat namentlich Dante einen seiner Höllenkreise mit solchen Sündern bevölkert. Allein diese Art von Aberglauben wurzelte denn doch gar tief in den Zeitanschauungen und so sehen wir von den gebildetsten und aufgeklärtesten Männern jener Zeit einige, wie selbst Kaiser Friedrich II, demselben huldigen. Ja, selbst ein Dante, trotzdem, dass er die berühmtesten Astrologen und Sterndeuter in seine Hölle versetzt, erhebt ein anderes Mal diese wunderliche Wissenschaft doch sehr hoch und vielleicht ist die Sterndeuterei auch bei ihm in Anwendung gekommen.

Endlich die *Musik.* Wie kam man aber dazu, diese, die Musik, zu den Studien des Triviums und Quadriviums zu zäh-

len? Die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung ist in dem Umstande zu suchen, dass diese ganze Studieneintheilung von den Klöstern, überhaupt von der Kirche ausging. Den Männern der Kirche musste nun aber daran liegen, zur Hebung des Kirchengesanges, — überhaupt der Kirchenmusik beizutragen. Daher trägt die Musik im Mittelalter einen wesentlich kirchlichen Charakter, — sie wesentlich *Kirchen*musik. *Wesentlich*, aber nicht *ausschliesslich.* Allerdings war es die Kirche, welche mit der künstlerischen Entwicklung der Musik sich befasste. So hatte in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts ein Benedictinermönch, Guido von Arezzo, das Liniensystem für die Noten erfunden. So hatte ferner die Kirche im eilften und zwölften Jahrhundert den Gebrauch und die Auflösung der Dissonanzen entdeckt und eingeführt. So war endlich, ebenfalls innerhalb der Kirche, zum Rythmus und der Melodie das dritte Element der Musik, die Harmonie zur Entwicklung gekommen. Während sich aber die Kirche damit beschäftigte, nahm auch das Ritterthum Gesang und Tanz in seine Pflege; die Uebung dieser Künste ward als zur Standesbildung unerlässlich betrachtet. Männer und Frauen übten sich im Spielen von Leier, Harfe und Fidel. Flöten und Schalmeien erklangen dazu, Oboen, Trompeten und Trommeln hatte man von den Arabern aufgenommen. Sänger hielten sich beinahe an allen Höfen, auf jeder ritterlichen Burg auf, oder sie zogen wohl auch von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, die vornehme Gesellschaft mit ihrem Gesange, mit ihren Liedern ergötzend. Die besten Gedichte der zeitgenössischen Dichter wurden in Musik gesetzt und nicht unwahrscheinlich ist es, dass auch Lieder unseres Dante von jenem *Casella* in Musik gesetzt wurden, dem der Dichter in seinem „Fegfeuer“ ein so rührendes Denkmal errichtet. Wir werden noch sehen, dass auch Dante ein grosser Freund der Musik gewesen, dass er mit Liebe diese Kunst gepflegt.

Mit der Erwähnung der Musik sind wir bereits aus dem Gebiete der Wissenschaft in das der Kunst übergegangen. Bevor

wir aber auf diesem weiter schreiten, müssen wir noch eine Weile auf jenes zurückkommen. Hatten die sieben sogenannten freien Künste, wovon bis dahin die Rede gewesen, — hatten sie auch Jahrhunderte lang den Complex des menschlichen Wissens ausgemacht, so war man doch seit etwa anderhalb Jahrhunderten weiter geschritten. Höhere Schulen, damals „Studien", später Universitäten genannt, wurden gegründet. Ohne Zuthun von Fürsten und Geistlichkeit, — als freie Vereine gelehrter Männer und strebsamer Jünglinge, die nur durch die Begeisterung für die Wissenschaft zusammengehalten wurden, waren diese Institute entsanden. Unter diesen zeichneten sich in Italien vorzüglich aus: *Bologna*, als Mittelpunkt der juristischen und *Salerno*, als Mittelpunkt der medicinischen Wissenschaft, während hingegen die Schule zu *Paris* das Haupt der Scholastik war und zuerst alle Facultäten aufnahm. Auf diesen Schulen (Universitäten) erhielt der Wissenskreis eine neue Organisation. Auch hier zwar wurden die sieben freien Künste gelehrt, aber zu diesen kamen noch die Wissenschaften im engern Sinne, die Theologie, die Jurisprudenz und die Medizin. Erstere, die Theologie, blieb der Mittelpunkt aller Wissenschaften. Ganz besonders war es die *Scholastik*, welche damals alle Geister beschäftigte und die daher obenan unter allen Studien stand. Zu Dantes Zeit erlebte sie, die Scholastik, ihre Glanzperiode, aber schon neigte diese Periode ihrem Ende zu, schon zeigten sich die Vorzeichen, welche das Hereindringen des Verfalls ankündigten. Einen neuen Aufschwung hatte sie im Anfange des 13. Jahrhunderts dadurch genommen, dass nun zur Aristotelischen Logik auch die Aristotelische Physik, Metaphysik und Ethik durch die Vermittlung der Araber in den Gesichtskreis der Scholastiker trat, — dass ihnen auch das Material der arabischen Naturforschung überliefert ward. Neben der Theologie machte sich nun auch die Kenntniss der irdischen Dinge geltend, neben dem kindlichen, blinden Hinnehmen des Ueberlieferten machte sich je länger je mehr das Bedürfniss fühlbar, trat je länger je

mehr das Bestreben hervor, die Ueberlieferung, das Dogma, die Kirchenlehre dem Denken, nicht selten freilich einem mehr verschulten, als geschulten Denken zu unterwerfen, — mit dem Verstande zu erfassen. In dieser Richtung haben sich bekanntlich vorzüglich Abälard und Duns Scotus hervorgethan. Die Kirche, — es lässt sich diess zum Voraus erwarten, — die Kirche konnte und wollte solchen Bestrebungen nicht ruhig zusehen, — konnte und wollte sie nicht unangefochten ihren Weg gehen lassen. Abälards Leben kann als Ein ununterbrochener Kampf betrachtet werden. Die schon früher erwähnte Verdammung Aristotelischer Schriften auf einer Synode zu Paris im 13. Jahrhundert mit dem, was die nächste Folge davon war, bezeichnet den Beginn des Verfalls, den Anfang der Selbstauflösung der Scholastik.

In bei weitem höherer Blüthe als die Wissenschaften standen in Italien zu Dante's Zeit die Künste. Von der Musik ist bereits vorhin die Rede gewesen. In der Plastik und Malerei rangen frische Triebkräfte mit der alten Ueberlieferung, bald sie naturalistisch durchbrechend, bald sie empfindvoll beseelend. Wie dieses Zeitalter in Dante einen der grösten Meister der Dichtkunst besass, so besass es auch grosse Meister der übrigen Künste. Obenan in der Sculptur steht der grosse *Nicola Pisano*, um 1204 geboren, dessen Thätigkeit bis gegen 1280 reicht. „Mit ihm lebte plötzlich die Antike in ihrer Macht und Herrlichkeit zu einem wunderbaren neuen, wenn auch kurzen Dasein wieder auf, himmelweit entfernt von den kümmerlichen und trüben Reminiscenzen, die bis dahin in der romanischen Kunst sich fortgefristet hatten, aber auch weit unbedingter und entschiedener, als sie anderwärts selbst in den edelsten Schöpfungen sich zeigte.“ Die prachtvolle Kanzel im Baptisterium zu Pisa, datirt vom Jahre 1260, die noch herrlichere des Domes zu Siena und der kunstvolle Brunnen zu Perugia sind beredte Zeugen seiner Meisterschaft. In der Malerei nehmen die Zeitgenossen Dante's, die Florentiner *Cimabûe* und *Giotto* die erste Stelle ein. Der letztere, ein Freund

Dante's, der auch in der Plastik und in der Architektur sich auszeichnete, hat der italienischen Kunst seines Zeitalters auf lange hin den Stempel aufgeprägt. Er wird uns noch später unter den Freunden unsers Dichters entgegentreten, wo wir ihn dann des Näheren werden kennen lernen. Dante hat diesem und anderen Künstlern seiner Zeit in seinem Gedichte ein Ehrendenkmal errichtet:

Da sagt' ich: Ach, bist Du nicht Oderisi,
Agubbio's Ehr' und Ehre jener Kunst
Die in Paris man nennt: Illuminiren?
Die Blätter, die der Bologneser Franco
Gemalt, mein Bruder, sprach er, lächeln schöner;
Ihm bleibt die Ehre ganz, mir nur ein Theil. — —
O eitler Ruhm der menschlichen Begabung;
Wie schnell vergeht das Grünen seines Gipfels,
Wenn hinter ihm nicht rohe Zeiten folgen!
Das Feld der Malerei zu halten dachte
Einst Cimabuë; jetzt rühmt man nur Giotto,
So dass verdunkelt wird der Ruf des Ersten.

In noch höherer Blüthe standen die Bildhauerei und die Baukunst. Letztere hatte in diesem Zeitalter so ziemlich ihre höchste Höhe erreicht. Ein näheres Eingehen auf den Zustand der verschiedenen Künste in diesem Zeitalter gehört jedoch nicht, — wenigstens nicht direct, zu unserer Aufgabe. Denn wenn auch dem Manne, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, — wenn ihm auch diese Künste nicht ganz fremd blieben, so war es doch eine andere Kunst, die er mit unübertrefflicher Meisterschaft ausübte, mit der er auf seine Zeit einzuwirken suchte, — eine Kunst, von welcher wir sofort reden werden. Blickte er aber hin auf den Zustand der Wissenschaften und Künste zu seiner Zeit, so musste er finden, dass die letzteren einen erfreulichen, die ersteren hingegen einen traurigen Anblick darboten. Die Künste nahmen einen neuen Aufschwung, zum Theil standen sie in höchster Blü-

the. Für die Wissenschaften dagegen waren die Zeiten der Finsterniss noch nicht vergangen. Sie lagen noch meistens in beengenden Fesseln, — in den Fesseln, welche Aberglauben und Ueberlieferung, Menschenautorität und Menschenvergötterung, unwissende Anmassung und Herrschsucht, Kirche und Pfaffenthum gemeinsam geschmiedet. Aus Wissenschaften und Künsten vernahm man aber unaufhörlich Einen Ruf, Einen Seufzer: den Ruf nach Erlösung von den beengenden Fesseln, — den Seufzer nach Freiheit.

Siebentes Kapitel.

Nationalsprache und Nationalliteratur.

> So nahm der Sprache Ruhm der eine Guido
> Dem andern, und vielleicht ist schon geboren
> Der Diesen aus dem Nest wie Jenen treibt.
> Purg. XI, 97—99.

Schon unzählige Male ist die Behauptung aufgestellt worden und es ist noch zur Stunde eine banale Redensart, Dante sei der Schöpfer der italienischen Sprache. Man sollte freilich meinen, eine solche Behauptung könne gar nicht im Ernste ausgesprochen werden. Hat es doch schon vor Dante eine nicht geringe Anzahl von Dichtern und Prosaikern gegeben, welche der italienischen Sprache sich bedient! Gibt es doch ziemlich dickleibige Sammlun-

gen von poetischen und prosaischen Producten der vordante'schen Zeit in eben dieser Sprache! Und hat doch Dante selber, wie wir im Verlaufe unserer Darstellung sehen werden, — hat doch Dante selber eine Schrift verfasst, worin er von eben dieser Sprache — und zwar von ihr nicht als einer ganz neuen, von ihm erst geschaffenen oder erst noch zu schaffenden, sondern als einer bereits seit längerer Zeit gebräuchlichen, handelt! Aber so ist eben der Mensch, — stets zwischen Extremen sich bewegend! Als Dante noch lebte, da machte man ihm sogar *den* Ruhm streitig, zur Vervollkommnung, Veredlung und Verschönerung der Sprache seiner Nation sehr Bedeutendes beigetragen, — sehr Bedeutendes dafür geleistet zu haben. Spätere Generationen dagegen begnügten sich nicht mehr damit, ihm diesen Ruhm vindicirt zu haben, sie eiferten um die Wette ihn und seine Verdienste zu der höchsten Höhe, — man möchte sagen zu einer übermenschlichen Höhe emporzuheben. So ward er denn und wird er noch vielfach gepriesen als der Schöpfer der Sprache, als der Schöpfer der italienischen Poesie, als der Fürst der Epopöe und wer weiss, was noch Alles! Die folgende Darstellung wird zu zeigen versuchen, wie hoch, fast unerreichbar hoch Dante steht und zu stellen ist. Derartige Uebertreibungen aber richten sich von selbst.

Die Sprache, in welcher Dante seine unsterblichen Werke niedergeschrieben, — die Sprache, welcher er so unnachahmliche Töne, eine hinreissende Harmonie entlockt, in deren Behandlung er als vollendeter Meister dasteht, — die italienische Sprache hat Dante nicht erst geschaffen, er hat sie als die Sprache seiner Nation und zwar als eine schon ziemlich entwickelte vorgefunden. Grosse, unschätzbare Verdienste hat er um dieselbe sich erworben; *schaffen* konnte er sie aber nicht, denn die Sprachen *entstehen allmählich*, sie entwickeln sich im Verlaufe einer mehr oder weniger langen Zeit, nie aber werden sie mit Einem male und von Einem — und wäre es noch das begabteste — Individuum ins Dasein gerufen.

Wie nun die italienische Sprache entstanden, — wie sie sich im Verlaufe der Zeiten so weit entwickelt, als sie zu Dante's Zeit entwickelt war — diess eingehend darzustellen kann unsere gegenwärtige Aufgabe nicht sein. Wenige Andeutungen mögen genügen.

Dass die italienische, wie überhaupt die romanischen Sprachen, aus der Sprache der alten Römer, d. h. aus der lateinischen entstanden, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Dass die letztere, die lateinische Sprache, niemals, selbst nicht in den Zeiten höchster Blüte der römischen Cultur, rein und correct vom gewöhnlichen Volke gesprochen worden, — diess liegt ganz in der Natur der Sache und müsste selbst dann angenommen werden, wenn auch keine darauf sich beziehenden und darauf hinweisenden Andeutungen von Zeitgenossen auf uns gekommen wären. Wo eine Sprache zu einer grammatisch ausgebildeten, zu einer Cultursprache sich erhebt, da gehen in aller Welt neben ihr Mundarten, Dialecte her, welche mehr oder weniger von der gebildeten, der *Schrift*sprache abweichen. Auch bei den Römern musste diess der Fall sein. Hiefür fehlt es auch bei den lateinischen Schriftstellern nicht an Andeutungen. Schon *Cicero* erwähnt einer Sprache (das heisst wohl eines Dialectes) des Volkes, die neben der gebildeten Sprache herging und klagt über das Verderben, welches durch das Zuströmen von Fremden in Rom, immer mehr in die Sprache einreisse. *Quinctilianus* jammert darüber, dass nicht das ungebildete Volk blos, sondern auch die Sprecher auf den Theatern einer „barbarischen" Sprache sich bedienten. Augustus selber hielt sich, wie Sueton berichtet, nicht eben sehr genau an Regeln der Grammatik. Je mehr nun die alte römische Cultur und Bildung abnahm, je tiefer sie sank, um so mehr musste auch die Sprache darunter leiden. Um so schneller, um so tiefer musste der Verfall um sich greifen, nachdem der Sitz des römischen Kaiserthums aus dem Occident nach dem Orient verpflanzt worden und Rom damit von den gebildetsten Bürger entblösst ward. Noch

war das Jahrhundert, in welchem die verhängnissvolle Uebersiedelung nach Constantinopel stattfand, nicht zu Ende und eine Horde germanischer Völker folgte der anderen auf dem Fusse, nach der schönen Apenninnenhalbinsel Verwüstung und Verwilderung, zugleich aber auch die Keime einer neuen Cultur bringend. Bei drei Jahrhunderte ward ganz Italien von diesen «Barbaren» beherrscht. Diese nun, wenn sie den Eingeborenen sich verständlich machen wollten, mussten nothwendig der Sprache *des* Landes sich bedienen, welches sie verwüstet und unterjocht, in welchem sie sich niedergelassen. Es lässt sich aber leicht denken, wie die lateinische Sprache im Munde dieser rohen Völker sich ausnehmen musste. Auf der anderen Seite mussten es die Verhältnisse mit sich bringen, dass die Unterjochten, die Eingeborenen Einiges wenigstens aus der Sprache der neuen Beherrscher in die ihrige aufnahmen. So viel ist jedenfalls gewiss, dass mehrere hundert, vielleicht mehrere tausend Wörter aus dem germanischen Wörterbuch in das romanische übergingen. Allerdings vermochten die neu aufgenommenen und gebrauchten germanischen Wörter, mochte deren Zahl auch noch so bedeutend sein, den grammaticalischen Bau der Sprache nicht abzuändern. In einer Zeit aber, in welcher es keine Gelehrte gab, welche Werke in einer schönen oder wenigstens grammatisch richtigen Sprache geschrieben, — in welcher es kein gebildetes Publicum gab, das solche Werke gelesen hätte, — musste nicht in einer solchen finsteren Zeit alles das, was an grammaticalischen Schönheiten, Feinheiten und Schwierigkeiten die alte Sprache enthielt, — musste nicht das alles nothwendig ausarten, sich verwischen, verloren gehen? Die feineren und schwierigeren grammaticalischen Beziehungen wurden nun auch in der That mit der Zeit unverständlich, oder doch wenigstens ganz ungebräuchlich und man fühlte daher das Bedürfniss, sie auf eine andere Weise auszudrücken. So verwandelte sich denn allmählich die Sprache der alten Römer aus einer *synthetischen* in eine *analytische*. Eine neue Sprache, mit neuen Wörtern, mit neuem

grammaticalichen Baue tritt auf diese Weise an die Stelle der hinsterbenden alten. Freilich war man sich dieser Umwandlung lange, Jahrhunderte hindurch kaum bewusst. Die noch vorhandenen, zahlreichen öffentlichen Documente aus der Zeit vom sechsten bis zum zwölften Jahrhundert sind in einer Sprache abgefasst, die man noch immer für die lateinische hielt, — in einer Sprache aber, bei der man zweifelhaft sein kann, ob man sie noch lateinisch nennen soll und nennen darf. Mit dem Wiedererwachen der Cultur und Bildung trat allerdings etwelche Besserung ein, die lateinische Sprache ward wieder in den Rang einer gelehrten Sprache erhoben, Chroniken und Berichte wurden in derselben abgefasst und noch in den Tagen Dante's sahen die Gelehrten die neue Sprache mit geringschätzenden Blicken an und ihrer die Meisten waren der Ansicht, sie würden ihrer Gelehrtenwürde etwas vergeben, wenn sie in ihren Schriften einer anderen als der lateinischen Sprache sich bedient hätten. Aber es war nun zu spät. Die lateinische Sprache war nun bereits dem Reiche der Todten anheimgefallen, eine andere, eine neue Sprache war auf ihrem Grabe aufgeblüht und diese neue Sprache schritt nun ihrer Entwicklung, Verschönerung und Vervollkommnung mit raschen Schritten entgegen.

Lange aber vermochte diese nicht, zu einer Schriftsprache sich zu gestalten. Gelehrte, Geistliche, Notare, überhaupt alle, die Schriftstücke abfassten, wollten in der Sprache der alten Römer schreiben, und ob sie auch nicht selten in den Fall kamen, um verständlich zu werden, Ausdrücke, grammatische Formen und Wendungen zu gebrauchen, die nicht mehr der alten, sondern der neuen Sprache angehörten, — ob sie auch gar oft in einer Sprache schrieben, die von der lateinischen kaum mehr als den blossen Namen noch hatte, — so verschmähten sie es doch, der neu sich entwickelnden Nationalsprache sich zu bedienen. Diese letztere war daher lange eine *gesprochene* Sprache gewesen, bevor sie auch eine *geschriebene* Sprache wurde.

Als das älteste bis jetzt bekannte schriftliche Document der italienischen Sprache wird eine gereimte Inschrift angesehen, die sich ehemals an dem Gewölbe über dem Hauptaltar der Cathedrale von Ferrara befand und welche selbst als die Zeit ihrer Entstehung das Jahr 1135 angibt. Das zweitälteste Document ist eine Canzone des Ritters *Folcacchiero de Folcacchieri* aus Siena, geboren um 1150. Mehrere poetische Schriften von ihm sind noch handschriftlich vorhanden. Durch den Druck bekannt ist aber nur die genannte Canzone, ein Liebeslied in philosophischem Gewande, in einer Sprache, die, wie es für jene Zeit nicht anders sein konnte, noch ungebildet und unbeholfen ist, die aber doch bereits Spuren von den Schönheiten und der Grazie verräth, die sie später entfalten sollte. Die dichterische Begabung des *Folcacchiero* zeigt sich als nicht ganz unbedeutend.

Aber erst mit dem Anfange des Jahrhunderts, in welches bereits ein Theil der Werke Dante's fällt, — erst mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beginnt die Blüthe der italienischen Sprache. Zahlreiche Dichter und nicht wenige Prosaiker treten auf und bezeichnen den Anfang einer italienischen Nationalliteratur.

Die meisten unter diesen ältesten italienischen Dichtern können auf keinen höheren Ruhm Anspruch erheben, als auf den von mehr oder minder glücklichen *Nachahmern.* Denn um ungefähr ein Jahrhundert war der italienischen Poesie die *provençalische* vorangegangen. Seit dem Ende des eilften Jahrhunderts hatte die letztere, die Poesie der Provençalen, die Stunde ihres Erwachens gefeiert. An den vielen kleinen Höfen der Fürsten und Barone, bei allen Festen und Tournieren fanden sich Sänger, *Troubadours* genannt, ein. Diese Sänger gehörten meist den höheren Ständen an und waren sehr willkommene, oft reich beschenkte Gäste. Mit der Zeit überschritten sie die Grenzen ihres Vaterlandes. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheinen sie auch an den Höfen der vielen kleinen Dynasten Italiens, am zahlreichsten in

Norditalien, welches in der Sprache die meiste Verwandtschaft mit dem benachbarten Frankreich und den lebhaftesten Verkehr mit demselben hatte. Ihr Beispiel, vielleicht aber noch mehr die Erfolge, die sie an den italienischen Höfen erzielten, mussten auch die Eingeborenen reizen, in ähnlichen Leistungen sich zu versuchen. Noch trauten sich aber diese nicht, in ihrer eigenen Sprache zu dichten, sie eigneten sich vielmehr die Sprache der fremden Sänger an. So weist denn die Geschichte der Poesie der Troubadours nicht wenige italienische Namen auf, unter denen Polco von Marseille, dem Dante im Paradiese begegnet, und jener bereits erwähnte Sordello, den Dante im *Purgatorio* so rührend gefeiert, die berühmtesten sind. Mit der Zeit kamen aber die Italiener zu der Einsicht, dass ihre eigene Sprache nicht weniger als die der fremden Sänger geeignet sei, um das Fühlen des Herzens in bezaubernden Tönen auszudrücken und man begann in der eigenen Sprache zu dichten.

Der Ruhm, die ersten Dichtungen in italienischer Sprache hervorgebracht zu haben, gehört unstreitig den Bewohnern des äussersten Winkels von Italien, den Sicilianern. Durch das Zeugniss von Dante und Petrarca wird dieser Ruhm den Sicilianern gesichert. Als der älteste unter den sicilischen Dichtern wird *Ciullo d'Alcamo*, aus dem Schloss Alcamo bei Palermo, genannt, welcher zur Zeit Friedrichs II. lebte. Von ihm hat sich ein längeres poetisches Gespräch zwischen einem Geliebten und seiner zuerst spröde sich stellenden, dann aber willfährigen Geliebten erhalten. Dante führt einen Vers aus diesem Gedichte an, um das ganze Gedicht und den Dichter als plebeisch zu verurtheilen. Und allerdings ist die Sprache mit vielen sicilischen, neapolitanischen und anderen Provinzialismen vermengt, so dass Manches unverständlich wird. Die Gesprächform und das Metrum ist den Provençalen entlehnt. Die Gedanken sind einfach, von poetischem Schwung zeigt sich auch nicht die geringste Spur.

Die mächtigste Anregung fand die italienische Poesie an

dem Hofe Friedrichs II. „Ein überaus edler Herr“, sagt einer der ältesten italienischen Novellisten, „ein überaus edler Herr war der Kaiser Friedrich; zu ihm strömte man aus allen Gegenden, denn er war freundlich und schenkte gerne. Wer irgend eine besondere Fertigkeit besass, zog an sein Hoflager: Troubadours, Saitenspieler, schöne Redner, Künstler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art.“ Auch Dante und andere Schriftsteller jener Zeit stimmen diesem Lobe bei. Aber Friedrich begünstigte nicht allein die Dichter, ehrte und belohnte sie reichlich: er, sowie auch seine Söhne, waren selber Dichter. Vom Kaiser selber sind fünf Gedichte erhalten, in einer noch in den Windeln liegenden, aber doch nicht mehr völlig ungebildeten Sprache. Von seinem natürlichen Sohne Enzo hat man ebenfalls Gedichte, worin freilich hin und wieder sicilische Provinzialismen vorkommen und deren Sprache die Zeit der Entstehung nicht verleugnet, die aber doch bereits an die späteren Meister zu erinnern beginnt. Auch von dem berühmten und unglücklichen Kanzler Kaiser Friedrichs II., Pier delle Vigne, einem der grössten Männer jenes Jahrhunderts, sind Gedichte bekannt, welche eine der ersten Quellen seines späteren Unglücks gewesen sein sollen. Von einem freien, dichterischen Gedankenschwung, von grossartigen poetischen Bildern, sowie überhaupt von Originalität kann bei ihm so wenig wie bei den übrigen Dichtern dieser altsicilischen Dichterschule die Rede sein. Die Bedeutung dieser Dichterschule, welcher ausser den bereits angeführten auch noch mehrere andere Dichter angehören, wie z. B. *Jacopo da Lentino*, genannt *il Notajo*, *Guido delle Colonne* und die nur durch ihren poetischen Liebesbriefwechsel mit Dante da Majano bekannte Dichterin *Nina*, sowie auch mehrere Andere, die wir nicht nennen wollen, — die Bedeutung dieser Schule ist nicht eine ästhetische, sie ist vielmehr eine rein geschichtliche. Nicht etwa die dichterische, überhaupt die künstlerische Bedeutung ihrer Leistungen verleiht diesen Dichtern das

Recht in den Annalen der italienischen Nationalliteratur als die Ersten genannt zu werden, — diese Ehre verdanken sie ganz einfach ihrem Dasein selber und ihrer Sprache. Dass sie die Ersten gewesen, die in dieser Sprache gedichtet, dies ist ihr einziges, aber auch ihr hoch zu schätzendes Verdient.

Das staufische Herrscherhaus hatte diese Dichterschule ins Leben gerufen. Es konnte daher kaum anders sein, mit dem Untergange jenes Hauses musste auch ihr Untergang verbunden sein. Und so geschah es auch in der That. Mit dem Sturze Manfred's sinkt auch der poetische Glanz dieser Dichterschule in die Nacht der Vernichtung hinab. Vom Hofe zu Palermo war aber eine mächtige Anregung ausgegangen und die in Sicilien entstandene neue Poesie begann bald auch in den anderen Gegenden Italiens frische Keime zu treiben. Bologna zuerst, dann aber Toscana und vorzüglich Florenz nehmen nun die bis dahin von Sicilien inne gehabte Stellung in Anspruch. Eine neue, eine zahlreiche Dichterschule, die alte italienische, tritt auf den Schauplatz der italienischen Poesie. Von ihr wird das Werk der sicilischen Dichter wieder aufgenommen und weiter geführt. Die Form wird veredelt, der Inhalt wird erweitert. Zu dem erotischen Elemente, womit die sicilische Poesie sich ausschliesslich befasst hatte, tritt nun ein neues, ein philosophisches, ein sittliches Element hinzu. Auch das religiöse Element beginnt in die italienische Poesie Eingang zu finden. Obenan steht hier der eigentliche Vater der italienischen Nationalliteratur, jener *Guido Guinicelli*, den Dante im *Purgatorio* so hoch preist, den er denjenigen nennt,

„Der ihm und all den Andern Vater war,
Die süsse Liebesreime je gedichtet,“

dessen süsse Lieder er als solche rühmt:

„Die werth den Griffel machen, der sie schrieb,
So lange der neue Dichterbrauch bestehen wird.“

Und jedenfalls ist dieser *Guido Guinicelli* unter den italienischen Dichtern vor Dante der grösste. Einem edlen Geschlechte aus Bologno entstammt, traf ihn das Loos, von seiner Vaterstadt verbannt zu werden und er starb im Jahre 1276 in noch jugendlichem Alter in der Verbannung. Seine Lieder sind, wie die seiner Vorgänger, Liebeslieder, aber das Liebeslied erscheint bei ihm mit der Philosophie aufs Innigste verbunden. Durch anmuthige Bilder, die selbst ein Dante zuweilen nachzuahmen für werth hielt, durch geistreiche und tiefe Gedanken sowie durch seinen reinen und geglätteten Styl steht er weit über allen seinen Vorgängern.

Auch noch andere Dichter aus Bologna werden von Dante erwähnt, wie *Guido Ghislieri*, *Fabrizio* und *Onesto*, welche er als „ausgezeichnete Gelehrte, in der italienischen Sprache vollkommen bewandert", rühmt. Von den zwei Erstern indess ist nichts auf uns gekommen und vom dem Letzteren nur Weniges und dieses Wenige in einer so verdorbenen Gestalt, dass wir ausser Stande sind, zu urtheilen, inwiefern das ihnen von Dante ertheilte Lob ein begründetes ist.

Eine weit grössere Anzahl von Dichtern hat zu dieser Zeit Toscana aufzuweisen. Die zwei unvergleichlich bedeutendsten unter ihnen, *Brunetto Latini* und *Guido Cavalcanti*, der Erste Dante's Lehrer, der zweite Dante's erster Freund, werden wir später näher kennen lernen. Von den meisten Uebrigen bleiben uns nur wenige Gedichte übrig, welche wenig Eigenthümliches, nichts Vorzügliches besitzen. Unter diesen ragt besonders *Guittone d'Arezzo*, gestorben um das Jahr 1294 zu Florenz, hervor. Sein Ruhm hat lange den aller Früheren überstrahlt. Unter seinen Schriften halten einige seiner Sonnette den Vergleich mit allen übrigen Dichtungen jener Zeit aus und lassen uns jene Eleganz und Harmonie ahnen, worin Petrarca als unerreichter Meister dasteht. Seine Sprache erscheint als ein zartes, noch unentwickeltes Mädchen, aber als ein Mädchen, welches zu der Hoff-

nung berechtigt, es werde sich einst zur vollendeten, jungfräulichen Schönheit entwickeln.

Die Aufgabe, die nennenswerthen vordante'schen Dichter anzuführen, ihre Werke zu besprechen, ihre Verdienste zu würdigen, — diese Aufgabe hat die Literaturgeschichte zu lösen. Hier muss es genügen, die Entstehung und den Entwicklungsgang der italienischen Sprache und Literatur bis auf Dante in grossen, flüchtigen Umrissen zu überblicken. Beides, Sprache und Literatur waren, als Dante auftrat, durchaus noch im Werden, nicht selten in einem unförmlichen Werden begriffen. Die Poesie, mehr noch die Prosa lagen in den Windeln. Diese letztere, die Prosa, hatte bis auf Dante's Zeitgenossen, den trefflichen *Dino Compagni*, gar wenig geleistet. Nachdem Viele mit zahlreichen, aber noch ganz unförmlichen Versuchen vorangegangen, schrieb der Neapolitaner *Matteo Spinello* um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Ereignisse des Königreichs Neapel von 1247 bis 1268, das erste Beispiel einer italienischen Chronik. Seine Sprache ist nachlässig, weniger die italienische als der neapolitanische Dialect; sein Styl ist ebensosehr unbeholfen als ungekünstelt, seine Chronik besteht mehr aus Anecdötchen als aus Geschichte. Weit höher steht der um 1290 gestorbene Florentinische Chronist *Ricordano Malispini*, der Erste, welcher die Geschichte Italiens italienisch geschrieben. Allein ohne eine Ahnung von historischer Kritik zu haben, gibt er Fabeln und Sagen für Geschichte aus, mehr geschwätzig als beredt, bald trivial und bald confus, nach der Schönheit des Styls und nach den Regeln der Grammatik gar nichts fragend. Sein Neffe *Giacotto Malispini* hat das Werk seines Onkels im gleichen Geiste und im gleichen Styl bis zum Jahr 1286 fortgesetzt. Erst bei dem schon genannten *Dino Compagni* tritt uns eine schöne, edle, oft beredte Prosa entgegen. Aber bereits war ihm auch als prosaischer Schriftsteller ein Dante vorangegangen.

So befanden sich denn die italienische Nationalsprache und

Nationalliteratur bis auf Dante erst noch in dem Kindesalter. Die Troubadours zum Muster nehmend, hatte die italienische Poesie an den Höfen der Fürsten und in den Fluren Siziliens zuerst, dann aber in Bologna, in Toscana, vorzüglich in Florenz sich entwickelt. Sieht man hin auf die verhältnissmässig kurze Zeit, die seit ihrem Entstehen verflossen, so wird man sagen müssen, dass sie schon einen Weg zurückgelegt hat, welchen zurükzulegen sie bei andern Völkern eine viel längere Reihe von Jahren bedurfte. Allein den Höhepunkt hat sie damit noch lange nicht erreicht und sie muss, wenn sie denselben erreichen will, andere, höhere Zwecke verfolgen. Denn nicht aus innerem, künstlichem Drange, nicht aus dem Bestreben, hohe ewige Wahrheiten in schmucker Rede, in bezaubernden Tönen zu verkünden war sie bis dahin hervorgegangen, sie verdankte vielmehr ihre Entstehung der Gefallsucht, der Lust nach edler Unterhaltung, hin und wieder wohl auch dem sinnlichen Triebe. Bei wenigen Dichtern nur, wie besonders bei *Guinicelli* ist eine, aber noch schwache, Ahnung von Kunst bemerkbar. Die vordanteschen Dichter sprechen im Ganzen nicht die innersten Gefühle ihres Herzens aus, sie reden nicht die Sprache der Natur, sie sind meist nichts mehr als blosse Nachahmer. Auch reden sie nicht die Sprache der wahren Kunst, sie reden nur zu oft die Sprache der Künstelei. Es fehlt ihnen die tiefe Einsicht, dass Einer dann erst und nur dann ein wahrer Dichter ist, wenn er von sich sagen kann:

Ich bin Einer,
Der aufmerkt, wenn mich Amor's Hauch berühret,
Und *was er innen vorsagt,* schreib ich nieder.

Auch siud die Grenzen, innerhalb welcher diese Dichter sich bewegen, sehr enge gezogen. Noch immer ist es allein die irdiche Liebe, welche ihre Muse besingt, selten überschreitet ihre Dichtung die Grenzen der erotischen Lyrik. Und will Einer einmal diese Grenze überschreiten und in ein anderes, höheres Ge-

biet übergehen, so geräth er, unwillkürlich oft, in das Gebiet einer mit Spitzfindigkeiten spielenden, geistestödtenden Scholastik. Beispiele davon werden selbst von den Bedeutendsten, „dem einen und dem andern Guido" geliefert. Ueberhaupt lag die Scholastik wie ein schwerer Alp auf der jungen Poesie und drohte sie in ihrem Entstehen zu ersticken. Die Prosa, die bei andern Völkern erst spät nach der Poesie sich zu bilden pflegt, die Prosa tritt hier schon neben die Lyrik heran, während diese noch auf dem Wege der Entwicklung sich befindet. Aber sie, die Prosa, sie redet noch keine männliche Sprache, ihr Reden ist wie das Stammeln und Lallen eines Kindes. So hat denn Italien bereits eine nationale Literatur. Sprache und Literatur erwarten aber einen Genius, der ihnen erst den wahren Lebensgeist einhauche, — einen Genius, der sie veredle, vervollkommne, ihnen eine andere Bahn vorzeichne, — einen Genius, der sie zu einer Höhe emporhebe, die ihnen eine bedeutungsvolle, eine welthistorische Stellung sichere, — zu einer Höhe, auf der sie sich nur zu behaupten werden streben müssen, von der sie aber nicht mehr höher emporsteigen können. Dieser Genius erscheint, — dieser Genius tritt dem Wanderer auf dem Gebiete der italienischen Nationalliteratur entgegen, sobald er am Fusse des italienischen Parnasses angelangt ist, — dieser Genius ist DANTE ALIGHIERI.

ZWEITES BUCH.

JUGENDLEBEN.

Erstes Kapitel.

Biographische Quellen und Bearbeitungen.

Bewund'rung zollen ihm, verehrend, Alle.
INFERNO, IV, 133.

Eine jede Geschichte, sei es die eines Volkes, sei es die eines einzelnen hervorragenden Mannes, — eine jede Geschichte muss, wenn sie diesen Namen verdienen und von irgend welchem Werthe sein soll, nicht erdichtet und nicht gemacht, sie muss aus den vorhandenen Quellen geschöpft, nach den Quellen dargestellt werden. Was ihre Anzahl betrifft, lassen die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's kaum etwas zu wünschen, um so mehr aber was auf die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit sich bezieht. Über manche Thatsachen aus Dante's Leben ist uns gar wenig Zuverlässiges überliefert. Dieses bedauerlichen Umstandes soll sich der Biograph stets bewusst bleiben, damit er nicht von der Neigung, ein vollständiges Lebens- und Charakterbild seines Helden zu zeichnen hingerissen, Unsicheres und Unerwiesenes für historische Thatsachen ausgebe. Eine lückenhafte, aber in Allem, was sie bietet, zuverlässige Geschichte, hat einen unvergleichlich höheren Werth, als eine vollständige, bei welcher man aber hinter vielen Behauptungen ein Fragezeichen setzen muss.

Zu den Hauptquellen der Lebensgeschichte Dante's sind vor Allem seine eigenen Werke zu rechnen. Denn nicht bloss ist aus

ihnen die Geschichte seines inneren Entwicklungsganges und seines inneren Lebens zu schöpfen, auch über sein äusseres Leben geben sie hin und wieder interessante und wichtige Aufschlüsse. Vielleicht dürfte es keine Unmöglichkeit sein, einzig und allein aus seinen eigenen, vorzüglich aus seinen poetischen Schriften schöpfend, ein richtiges, treues Lebensbild unseres Dichters zu zeichnen. Die Geschichte seiner Jugendliebe hat Dante selber in einer seiner ersten Schriften aufgezeichnet. Allein dieser Schrift gegenüber entsteht für den Biographen die Aufgabe, Wahrheit und Dichtung von einander zu trennen. Auch aus den übrigen prosaischen Schriften Dante's ist einiges biographsche Material zu schöpfen. Von besonderem Werthe sind in dieser Hinsicht seine auf uns gekommenen Briefe. Es sind deren bis jetzt vierzehn bekannt, wovon bei einigen freilich noch streitig ist, ob ihnen Aechtheit zukomme. Seinen ältesten Biographen waren ausserdem auch noch andere Briefe Dante's bekannt, welche für uns entweder verloren gegangen oder aber noch nicht aufgefunden sind. Der neuerwachte Eifer für die Dante'schen Studien berechtigt zu der Hoffnung, dass noch mehr solche wichtige Dokumente aufgefunden und bekannt gemacht werden.

Nächst den eigenen Schriften Dantes sind die seiner ältesten Ausleger als Quellen anzuführen. Einige unter ihnen standen dem Zeitalter des Dichters sehr nahe und es war ihnen demnach die Gelegenheit dargeboten, aus erster Quelle zu schöpfen. Es kommen bei den ältesten sogar Mittheilungen vor, die von ihnen als von Augen- und Ohrenzeugen gegeben werden. Gleichwohl sind sie aber alle mit biographischen Mittheilungen äusserst sparsam und stimmen zudem bei nicht unwichtigen Punkten nicht einmal miteinandet überein, so dass sie dem Biographen Dante's eine im Ganzen nur geringe Ausbeute gewähren.

Unter den eigentlichen Biographen Dante's steht der berühmte *Giovanni Boccaccio*, der Verfasser des Decameron's und Wiederhersteller der classischen Studien unstreitig obenan. Ein

Bürger derselben Stadt, der auch Dante entsprossen, mit seinen Knabenjahren noch in das Leben des Dichters hineinreichend, musste es ihm ein Leichtes sein, über denselben zuverlässige Nachrichten zu sammeln. Schon sein Commentar zu einem Theil der göttlichen Comödie, das Werk seiner letzten Lebensjahre, enthält wichtige biographische Mittheilungen. In früheren Zeiten hat aber *Boccaccio* über Dante's Leben ein eigenes Werk geschrieben, welches noch immer als die Hauptquelle gelten muss. Diese Arbeit, von allen Späteren reichlich ausgebeutet, ist unschätzbar und doch unzuverlässig, mehr beredte Apologie des Dichters als gründliche Geschichte seines Lebens. Eine Biographie Dante's wäre kaum móglich ohne *Boccaccio*'s Werk und doch ist dem Biographen bei dessen Benutzung die höchste Vorsicht und Behutsamkeit vonnöthen. Gerade aber über die wichtigsten äusseren Ereignisse im Leben Dante's ist *Boccaccio*'s Darstellung oberflächlich und lückenhaft. Ueberhaupt merkt man es dieser Arbeit an, dass sie eben vom Verfasser der Decameronischen Novellen herrührt. Boccaccio's Arbeit benützend und verurtheilend, ergänzend und berichtigend hat *Leonardo Bruni* aus Arezzo, Staatssecretär der Republik Florenz, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein Leben Dante's geschrieben, vom politischen Standpunkte ausgehend, mit Anwendung historischer Kritik nur Zuverlässiges berichtend, neben *Boccaccio* eine Hauptquelle. Vor diesen Beiden schon hatte der berühmte florentinische Chronist *Giovanni Villani* dem Andenken Dante's und seiner Schriften einen beachtenswerthen Abschnitt seiner Chronik gewidmet, denselben als Bürger, Dichter und Philosoph rühmend, ohne jedoch die Eifersucht, die ihn gegen den geistig überlegenen, früheren Nachbar Dante erfüllen mochte, ganz verbergen zu können. Sein Neffe, *Filippo Villani* hat im Anfange des 15. Jahrhunderts das Leben Dante's lateinisch geschrieben, hauptsächlich aus *Boccaccio* schöpfend, doch auch demselben widersprechend, ernster, würdiger und logischer gehalten als sein Vorbild, aber

das biographische Material wenig bereichernd. Boccaccio, Bruni und Filippo Villani benützend und ausschliesslich aus ihnen schöpfend schrieb *Gianozzo Manetti* ebenfalls in lateinischer Sprache ein Leben Dante's, mehr eine rhetorische Uebung als eine geschichtliche Darstellung. Das bis dahin Bekannte mit eigenen Phantasien bereichernd hat *Giovan Mario Filelfo* ein ausführlicheres Leben Dante's geschrieben, als Quelle völlig unbrauchbar, in seinen Angaben durchweg unzuverlässig, nur dienend als Beweis der kläglichen Unwissenheit und fabelhaften Frechheit seines Verfassers. Die kurzen Biographien der beiden Ausleger der göttlichen Comödie, *Landino* und *Vellutello* haben aus Boccaccio und Bruni geschöpft und dem bereits Bekannten ganz unbedeutend wenig Neues beigefügt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat *Giuseppe Pelli* mit unendlichem Fleisse und gesunder Kritik alles ihm bekannt gewordene biographische Material über Dante gesammelt und in systematischer Ordnung zusammengestellt. Diese Arbeit wieder aufnehmend, erweiternd und bereichernd schrieb *Pietro Fraticelli* im Anfange des laufenden Decenniums eine Geschichte des Lebens Dante's, ein Werk gründlicher Studien, erstaunlichen Fleisses und strengster Gewissenhaftigkeit, für die Kundigen unstreitig das Beste und Zuverlässigste, was bis dahin von den Italienern über Dante's Leben geschrieben worden. Früher schon hatte *Gasparo degli Orelli,* bescheiden und anspruchslos auftretend, gründliche Kenntnisse mit gesundem Urtheile verbindend, ein ansprechendes und im Ganzen treffliches Bild des Zeitalters und des Lebens Dante's entworfen. *Cesare Balbo* mit seinem *Leben Dante's* war mit die Veranlassung, dass die Dante'schen Studien in Italien einen neuen Aufschwung nahmen. Seine Arbeit wurde bei ihrem ersten Erscheinen mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen, als ein Nationalwerk begrüsst. Dieselbe beruht auf tüchtigen geschichtlichen Studien und ist mit kritischem Urtheile geschrieben, hin und wieder aber von zweifelhafter Zuverlässigkeit, in vie-

len Urtheilen befangen und einseitig. Unbedeutender und oberflächlicher ist das gleich betitelte Buch von *Melchior Missirini*. Die Geschichte von Dante's Zeit hat *Ferdinando Arrivabene* mit Vielwisserei aber ohne gründliches Wissen und mit unkritischem Geiste ausführlich, langfädig und langweilig geschrieben. Einen Theil der Zeitgeschichte Dantes hat mit pedantischer Genauigkeit *Carlo Troya* untersucht, die Geschichte mit dem anatomischen Messer zergliedernd und ein giganteskes Wissen wunderlichen Ansichten dienstbar machend. *Francesco Gregoretti* wollte das Leben Dante's aus dessen eigenen Werken schöpfen und dessen politische und religiöse Ansichten mit den gegenwärtig in Italien herrschenden vergleichen. Seine Arbeit theilt in knapper Form das allgemein Bekannte über Dante mit, in Einzelnheiten ungenau, in den Urtheilen manchmal unbesonnen. Bei Veranlassung der Dante-Feier im Jahr 1865 sind mehrere kurze Biographien Dante's in Italien erschienen; fast alle tragen aber eher den Charakter von mehr oder minder flüchtigen Compilationen, als den von selbstständigen Arbeiten. Weitaus das Bedeutendste, was bei diesem Anlasse in Italien geleistet wurde, sind die vierundvierzig Abhandlungen, welche das grosse Prachtwerk *Dante e il suo secolo* ausmachen und aus der Feder der ersten literarischen Grössen Italiens herrühren. Nicht unwichtige Arbeiten sind auch in dem, die Dantefeier vorbereitenden *Giornale del Centenario di Dante* enthalten. *Jacopo Ferrazzi* hat in seinem *Manuale Dantesco* viel Material gesammelt und zusammengestellt, die Verarbeitung desselben aber vollständig dem Leser überlassen. Eine des Dichters würdige, allseitige, gleichmässige und Gründlichkeit mit Eleganz der Darstellung vereinigende Biographie Dante's ist in Italien noch zu erwarten. Ob *Francesco Selmi* in seinem demnächst zu erwartenden Werke diese Aufgabe lösen wird, ist noch zu gewärtigen.

Von den den Italienern stammverwandten Franzosen sind gar wenige Arbeiten von etwelcher Bedeutung über unseren Dich-

ter geliefert worden. Am hervorragendsten sind die Arbeiten von *Ozanam*, der Dante als Religionsphilosophen, — von *Delécluze*, der ihn als Liebesdichter — und von *Fauriel*, der ihn als Philologen behandelt. Das biographische Werk von *Artaud* hingegen zeichnet eher das Bild seines Verfassers als das des mittelalterlichen Dichters, während *Aroux* mit grosser Prätension und noch grösserer Ignoranz ein ganz neues, fremdartiges Bild von Dante, als von einem Häretiker, Revolutionär, Socialisten, Freimaurer u. s. w. entworfen hat. — In seinem sehr bedeutenden Werke über die göttliche Comödie hat der Engländer *Barlow* einen längeren, höchst beachtenswerthen Abschnitt dem Leben Dante's gewidmet, welcher von ebenso gründlichen Studien als gesundem kritischem Urtheile zeugt. Sein Volksgenosse *Bumbury* begnügte sich dagegen damit, das erwähnte Werk Balbo's zu übersetzen.

Erst in unserem Jahrhundert sind die Dante'schen Studien auch unter den Deutschen einheimisch geworden. Nachdem mehrere Andere mit vollständigen und unvollständigen, poetischen und prosaischen, gereimten und ungereimten Uebersetzungen der göttlichen Komödie vorangegangen, trat *Bernhard Rudolf Abeken* mit seinen „Beiträgen“ auf, deren erster Hauptabschnitt Dante's Zeit und Leben behandelt. *Abeken* hat die ihm zugänglichen Quellen sorgfältig benützt, seine Urtheile sind wohlerwogen, die Mittheilungen fast durchgängig zuverlässig, der Standpunkt unbefangen. In einem ausführlichen encyclopädischen Artikel über Dante hat *L. G. Blanc*, auf dem Felde der Danteforschung eine Autorität ersten Ranges, die biographischen und literarischen Kenntnisse, welche man bis gegen den Anfang des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts über den Dichter erworben hatte, zusammengestellt und ein ausgezeichnetes, bis jetzt unübertroffenes Miniaturbild von Dante's Zeit, Leben, Charakter und Schriften entworfen. *Emil Ruth* hat der Besprechung von Dante's Leben und Schriften nahezu zweihundert Seiten seiner „Geschichte der

italienischen Poesie" gewidmet; ein reiches Material benützend und vorzüglich aus Dante's eigenen Werken schöpfend, bietet er seinen Lesern silberne, bleierne und thönerne Aepfel in goldenen Schalen. *August Kopisch* hat seiner Uebersetzung der göttl. Komödie ausführliche Abhandlungen geschichtlich-biographischen Inhalts beigefügt, die ihn als ebenso ungründlichen und unzuverlässigen Historiker erweisen, als ihn seine Uebersetzung zum leichtfertigen Uebersetzer stempelt. In seiner ausführlichen und im Ganzen ausgezeichneten Arbeit über „Dante Alighieri's Leben und Werke" wollte *Franz Wegele* den grossen mittelalterlichen Dichter aus dem Kreise der blos ästhetischen oder bewundernden Betrachtungsweise heraus- und in die Reihe historischer Probleme einführen, ihm wenigstens nachdrücklicher, als es bisher geschehen war, die Stellung anweisen, die ihm in der Geschichte der abendländischen Civilisation gebührt. Sein Werk gehört unstreitig zu dem Vortrefflichsten, was die Dante-Literatur, nicht blos in Deutschland, sondern überhaupt aufzuweisen hat, — ein hehrer Dom in deutschem Gelehrtenstil, auf Felsen *und* auf Sand gebaut. Für ein grösseres Publikum hat *Hartwig Floto* „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke" dargestellt, ein Gemisch von scharfsinnigen Beobachtungen und kleinlichen Kritteleien, wichtige Quellen ignorirend und von der Ansicht ausgehend, Dante möge hin und wieder wohl selber nicht gewusst haben, was er mit seinen Worten meinte. „Die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's" untersuchend und besprechend, hat *Theodor Paur* die älteren Nachrichten über des Dichters Leben höchst sorgfältig zusammengestellt und einer gründlichen Kritik unterworfen, — eine ausgezeichnete Arbeit, die sich als Vorstudie zu einem grösseren Werke ankündigt, von welchem grosse Hoffnungen zu hegen das bisher Geleistete vollkommen berechtigt. *Ferdinand Piper* in der Abhandlung über „Dante und seine Theologie" hat ein treffliches Bild des Dichters gezeichnet, — kurz, aber durchweg völlig zuverlässig, an dem Grundsatze sich haltend: *non multa sed*

multum. Seinen Pinsel in herrliche Farben tauchend, für den Dichter fast bis zur Schwärmerei begeistert, hat *Julius Braun* von Dante, seiner Zeit und seinem Hauptwerke ein glänzendes Bild entworfen, einen ungeheuren, vielfältigen Stoff zu Einem harmonischen Ganzen zusammenfassend. *Friedrich Notter* hat unseren Dichter in Prosa und in Versen verherrlicht, dort flüchtig und lückenhaft, hier unpoetisch und ermüdend, dazu ohne zwischen Geschichte und Sage zu unterscheiden. Der Philosoph *Moriz Carrière* verherrlicht in seiner Darstellung des „europäischen Mittelalters in Dichtung, Kunst und Wissenschaft" den Dichter Dante als den Mann, der die Ideale des Mittelalters zusammengefasst und ausgesprochen, der wie kein anderer Dichter sein ganzes Selbst in Ein grosses Werk ergossen, und zugleich das politische und religiöse Leben seines Volkes, das Empfinden, Glauben und Wissen seines Jahrhunderts allseitig und grossartig darin zusammengedrängt habe. Der Abschnitt, welchen *Carrière* Dante gewidmet, wiegt an innerem Gehalte manche dickleibige Bücher über denselben Gegenstand auf. Für die innere Entwickelungsgeschichte des Dichters, sowie überhaupt für das tiefere Verständniss seiner Werke sind die Arbeiten *Karl Witte's*, des unstreitig ersten unter allen Danteforschern Europa's, von bahnbrechender und epochemachender Bedeutung. *Witte's* „Dante-Forschungen" sind die goldene Krone der Dantestudien aller Völker und aller Zeiten.

Es bedarf wohl nicht erst daran erinnert zu werden, dass wir hier keineswegs die gesammte biographische Danteliteratur zu besprechen gedachten. Wir wollten nur eine flüchtig skizzirte Charakteristik der vorzüglichsten Quellen und Bearbeitungen geben, aus welchen wir in vorliegender Arbeit schöpfen. Eine Angabe der Titel aller bezüglichen Werke, die uns vorliegen, mag der Leser im Literaturverzeichniss nachsehen.

So zahlreich, man möchte sagen unzählig die biographischen Bearbeitungen, so spärlich und lückenhaft sind dagegen die

Quellen über das Leben Dante's. Ueber Manches, ja über Vieles aus seinem Leben, sowie auch über die Abfassungszeit seiner Schriften ist uns äusserst wenig oder geradezu nichts Zuverlässiges überliefert. Ein schmerzliches, ein niederschlagendes Geständniss, sowohl für den, der Dante's Leben zu schreiben, als auch für den, der es zu lesen sich anschickt. Dieses Geständniss ist aber nothwendig, damit der Biograph einerseits sein Gebäude nicht, um es zu vollenden und zu verschönern, auf Unerwiesenes und Unzuverlässiges baue, damit der Leser andererseits dessen eingedenk bleibe, dass er kein vollständiges und abgerundetes Lebens- und Charakterbild erwarten darf.

Zweites Kapitel.

Die Vorfahren.

Es wohnten meine Alten und zur Welt
Kam ich, wo wer Eu'r Jahresrennen läuft
Zuerst betritt den letzten Stadtbezirk.
Von meinen Vordern möge dies genügen;
Wer sie gewesen und woher gekommen,
Verschweig' ich schicklicher als ich es sage.
PARAD. XVI, 40—45.

Einer der noch grösser war als Dante, hat einmal das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Vaterstadt.“ Kein Zweifel, das ist ein wahres Wort. Der Göttliche hätte aber vielleicht auch noch sagen können: „Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Zeit.“ Und auch dieses

Wort wäre ein kaum minder wahres gewesen. *Torquato Tasso* ist hochgefeiert, er ist vergöttert worden, — wie er aber in seiner Zeit wohlaufgenommen worden ist, davon mag das Irrenhaus S. Anna in Ferrara zeugen. Dem Dichter Schiller errichtet unsere Zeit Denkmale, — dem Dichter Schiller feiert unsere Zeit Feste, — den Dichter Schiller hat aber seine Zeit in kümmerlichen Verhältnissen leben lassen, — seine Zeit hat keine vor Dank und anstaunender Bewunderung zitternde Hand ausgestreckt, um Kummer und Sorgen von der poetischen Hütte zu entfernen, worinnen unsterbliche, die Zeit und die Nation adelnde Werke geschaffen wurden. Ja wohl! Kein Prophet ist wohlaufgenommen in seiner Zeit.

Auch dem Dichter Dante haben spätere Zeiten erst verherrlichende Denkmale errichtet. Die Bauleute, die an diesen Denkmälern arbeiteten, sie glaubten dieselben nicht herrlich und grossartig genug errichten zu können und sie verwendeten daher, wo es ihnen an Quadersteinen mangelte, auch Holz und Stroh zu ihrem Baue. Um den Dichter zu verherrlichen, wollten die Biographen sein Geschlecht auf ein möglichst hohes Alterthum zurückführen. So ward denn seine Abstammung von dem altrömischen edlen Geschlecht der *Frangipani* abgeleitet. Und damit noch nicht zufrieden wurde auch das uralte Geschlecht selber verherrlicht. Ein reicher römischer Patrizier habe einst bei einer Hungersnoth seine Scheunen öffnen und das darin in reichlicher Menge gesammelte Korn unter das hungernde Volk vertheilen lassen und desswegen, weil er gewissermassen das Brod den Hungrigen ausgetheilt, habe er den Zunamen *Frangipani* erhalten. Einer aus dieser Familie, *Eliseo*, sei dann unter Karl dem Grossen (nach Anderen schon unter Julius Cäsar) nach Florenz abgesandt worden, um den Bau und die Einrichtung der Stadt zu leiten und zu überwachen. Angezogen von der herrlichen und gesunden Gegend habe er dann seinen bleibenden Wohnsitz in Florenz genommen. Seine Nachkommen hätten nun ihren früheren Familiennamen abgelegt

und sich *Elisei* oder *Lisei* genannt und dieser Familie habe nun auch *Cacciaguida*, der Urahn unseres Dichters, angehört.

„Das sind aber," so sagt bereits *Leonardo Bruni*, „das sind aber sehr ungewisse Dinge und nach meiner Ansicht weiter nichts als ein Rathen." Es sind eben Sagen, durch keine geschichtlichen Documente und Thatsachen beglaubigt, — Sagen aber, denen vielleicht unser Dante selber Glauben schenken mochte. Rühmt er sich doch selber, einem alten edlen Florentinischen Stamme entsprossen zu sein, von jenen Römern abzustammen, welche zuerst in Florenz sich ansiedelten; lässt er sich doch (*Inferno* XV, 70 ff.) von seinem verehrten Lehrer *Brunetto Latini* sagen:

> Dein Schicksal hat zur Ehre Dir beschieden,
> Dass jede der Parthei'n nach Dir wird hungern;
> Doch bleibe fern dem Maul dergleichen Weide.
> Das Vieh von Fiesole zertret' einander
> So viel es will; jedoch an keiner Pflanze,
> Wenn eine noch in solchem Unrath aufkommt,
> Vergreif' es sich, worin der heil'ge Samen
> Von jenen Römern auflebt, die dort blieben,
> Als einst so vieler Bosheit Nest gebaut ward.

Ueber den Sinn dieser Worte kann kein Zweifel obwalten. Jene mitten im Unrath aufgekommene Pflanze, worinnen der heilige Samen der alten Römer auflebt, jene Pflanze, an der sich „das Vieh von Fiesole" nicht vergreifen soll, — jene Pflanze kann nur Dante selber sein. Und es ist diese Stelle keineswegs die einzige, worin sich Dante seiner Abstammung von uraltem römischem Geschlechte rühmt. Auch unterlässt er es nicht, gegen diejenigen vernichtende Worte zu schleudern, die von geringer Abstammung emporgekommen waren. Indess auch zugegeben, dass Dante's Ableitung seines Geschlechts von den alten Römern auf geschichtlicher Grundlage ruhte: die vorhin erwähnten Sagen wären damit noch keineswegs als historische Thatsachen gesichert. Dass der älteste historisch bezeugte Ahnherr Dante's *Cacciaguida*, dem

alten Hause der *Elisei* angehörte darf wol kaum in Zweifel gezogen werden. Ob aber diese *Elisei* von dem altrömischen Geschlechte der *Frangipani* abstammten, diess kann weder mit triftigen Gründen widerlegt, noch auch mit solchen bewiesen werden; es ist und bleibt eine offene Frage.

Erst mit *Cacciaguida* also kann die zuverlässig verbürgte Geschichte der Vorfahren Dante's beginnen. Einem Zweige der *Elisei*'schen Familie entsprossen, war dieser *Cacciaguida* nach Dante's Angabe zu Florenz im Jahr 1091 geboren. „Von jenem Tag," lässt nämlich Dante seinen Urahn (*Paradiso*, XVI, 34 ff.) sagen,

> — Von jenem Tag' an dem gesagt ward: *Ave*
> Zu dem, wo meine Mutter, die jetzt heilig,
> Von mir, der Frucht, befreit ward, die sie trug,
> Kam dieser Stern fünfhundertachtzig mal
> Zu seinem Löwen, unter dessen Sohlen
> Neu anzufachen seine Gluth, zurück.

Von dem Tage, an dem *Ave* gesagt ward, d. h. von der Menschwerdung Christi bis zu Cacciaguida's Geburt hatte demnach „dieser Stern," nämlich der Planet Mars seinen Umlauf 580 mal vollbracht. Die Umlaufszeit des Mars beträgt nach den Alfonsinischen Tafeln fünf Minuten weniger als nach der jetzigen Berechnung, d. h. 686 Tagen, 22 Stunden und 24 Minuten. 580 solche Umlaufszeiten führen demnach auf das Jahr 1091.

Dieser Cacciaguida verehelichte sich mit einer *Aldighiera degli Aldighieri* aus Ferrara und als sie ihm einen Knaben gebar, nannte er denselben ihr zu Liebe oder ihrer Familie zu Ehren *Aldighiero*; die Nachkommen dieses Letzteren nahmen von ihm ihren Namen und nannten sich *Aldighieri*, welcher Name durch Auslassung eines Mitlautes in *Alighieri* sich verwandelte. „Aus dem Pothal," lässt wieder Dante seinen Vorfahr (*Paradiso* XV, 137 f.) sprechen,

— Aus dem Pothal kam mein Weib
Und *daher* stammt der Name, den Du führest.

Von Cacciaguida wissen wir nichts mehr, als was Dante selber berichtet, dass er nämlich im Jahre 1147 dem Kaiser Conrad III. auf dessen verunglückten Kreuzzug folgte, vom Kaiser wegen seiner Tapferkeit zum Ritter geschlagen wurde und im Kampfe mit den Muhamedanern sein Leben liess.

Dann folgt' ich Kaiser Konrad. Wackre Thaten
Gewannen *so* mir seine Gunst, dass er
Den Gürtel seiner Ritterschaft mir schenkte.
Ich folg' ihm nach zum Kampf mit *des* Gesetzes
Verkehrtheit, dessen Volk was *Euer* Recht ist,
Allein durch Eurer Hirten Schuld, sich anmasst.
Entfesselt von der trügerischen Welt,
In deren Lust viel Seelen sich beflecken,
Ward ich im Kampf mit jenem schnöden Volke
Und kam vom Martertod zu diesem Frieden.
(*Paradiso,* XV, 139 ff.)

Von Cacciaguida's zwei Brüdern, *Moronto* und *Eliseo,* scheint der erste keine Nachkommenschaft hinterlassen zu haben, während der zweite das Geschlecht der *Elisei* fortpflanzte, welches erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ausgestorben zu sein scheint. Ausser dem schon genannten *Aldighiero* hatte Cacciaguida noch einen anderen Sohn, mit Namen *Preitenitto,* von welchem weiter nichts bekannt ist, als dass er in einem Dokument vom Jahre 1189 als Aldighieros Bruder und „Sohn des weiland Cacciaguida" erwähnt wird, so dass die Annahme begründet sein dürfte, dieser *Preitenitto* sei gleichfalls gestorben ohne Nachkommen zu hinterlassen. Seinen Urgrossvater, Cacciaguida's Sohn *Aldighiero* hat Dante in den Kreis der Stolzen im Fegfeuer versetzt, indem er dem Cacciaguida die Worte in den Mund legt:

— — Der, nach dem Dein Stamm sich
Benennt, und der seit mehr als hundert Jahren
Den Berg umkreist auf seiner ersten Stufe,
Er war mein Sohn und war Dein Aeltervater.
Wohl sollst Du Dich bemüh'n, durch Deine Werke
Der Busse lange Arbeit ihm zu kürzen.

(*Paradiso*, XV, 91 ff.)

Weiteres weiss man von diesem *Aldighiero* nichts, ausser dass er, wie das soeben erwähnte Document beweist, im Jahre 1189 lebte; wahrscheinlich lebte er aber auch noch im Jahre 1201, was aus einem Document aus diesem Jahre hervorgeht, worin ein „Alagerius, Sohn des Cacciaguida" als Zeuge figurirt. Sohn dieses Aldighiero war ein *Messer Bello*, dessen Leben wahrscheinlich noch in Dante's Kinderjahre hineinreicht, — und Dante's Grossvater *Bellincione*, der wahrscheinlich gleichfalls die Geburt Dante's noch erlebt hat, von dem aber nichts bekannt ist, ausser dass er mehrere Kinder hatte, unter welchen *Aldighiero*, Dante's Vater. Dieser war Rechtsgelehrter und zweimal vermählt, zuerst mit *Lapa di Chiarissimo Cialuffi*, aus welcher Ehe ein Sohn, *Francesco*, hervorging, — und dann mit der Mutter unseres Dante, von welcher weder ihre Abstammung, noch auch die ungefähre Zeit ihres Todes uns überliefert ist, — von welcher wir nur wissen, dass sie *Bella* hiess. Es hätten sich unserem Dichter der Gelegenheiten genug daegeboten, seiner Eltern Erwähnung zu thun; allein diess zu thun hat er, wir wissen nicht aus was für Gründen, hartnäckig verschmäht. Ein einziges Mal hat er seiner Mutter kurz erwähnt, da wo er sich von seinem Führer *Virgil* sagen lässt:

— — — Eiferseele,
Gesegnet sei der Schooss der Dich getragen!

(*Inferno*, VIII, 44 ff.)

Die Familie der *Aldighieri* oder *Alighieri* gehörte dem Adel an; sie war, wenn auch nicht gerade sehr reich, so doch

jedenfalls sehr wohlhabend. Es ist diess daraus zu schliessen, dass sie, wie verschiedene auf uns gekommene Documente beweisen, mehrere Häuser und Landgüter in Florenz und Umgegend besassen. Der Zwist der Partheien hatte auch in die Familie unseres Dichters Eingang gefunden. Denn während die *Elisei* der ghibellinischen Parthei angehörten, waren dagegen di *Alighieri* eifrige Guelfen. „Feindlich", lässt Dante den berühmten *Farinata degli Uberti*, von seinen Vorfahren redend, in der Hölle sagen,

— — — Feindlich waren sie zuwider
So mir als meinem Stamm und der Parthei
So dass im Kampf' ich zweimal sie zerstreute.
(*Inferno,* X, 46 ff.)

Zweimal wurden Dante's Vorfahren zerstreut, das erste mal nämlich unter Kaiser Friedrich II. im Jahr 1248; das zweite mal unmittelbar nach der Schlacht von Montaperti an der Arbia im Jahr 1260. An dieser letzteren Schlacht hat sich auch ein Onkel unseres Dichters väterlicherseits, *Brunetto Aldighiero* betheiligt und dabei eine ehrenvolle Stelle bekleidet. — In seiner zartesten Jugend schon musste also Dante die bedauerlichen Folgen der traurigen Zeitverhältnisse kennen lernen.

So viel über Dante's Vorfahren. Um die Uebersicht zu erleichtern, fügen wir nur noch seinen Stammbaum, von Cacciaguida an, bei.

CACCIAGUIDA
geboren um 1091 gestorben 1148
vermählt mit
ALDIGHIERA DEGLI ALDIGHIERI

- **Preitenitto**, wird erwähnt im Jahre 1189
- **ALDIGHIERO**, erwähnt 1189 und 1201
  - **Messer Bello**, erwähnt 1255 und 1277
    - **Cenni**, erwähnt 1277
    - **Messer Cione**
      - **N. N.**, erwähnt 1330
    - **Geri**
    - **Gualfredûccio**
  - **BELLINCIONE**, erwähnt 1260 und 1277
    - **Gherardo**, erwähnt 1277
    - **ALDIGHIERO**, gestorben um 1274, vermählt: 1) mit Lapa 2) mit Bella
      - **Donna N.**, vermählt mit Leone Poggi
        - **Andrea**
      - **DANTE**, 1267—1321
      - **Francesco**, erwähnt 1297 und 1332, verm. mit Piera di Donato Brunacci
        - **Tonia**, erwähnt 1362, verm. mit Lapo di Riccomanno del Panocchia
        - **Durante**
        - **Martinella**, vermählt mit Ser Gregorio di Ser Francesco
    - **Brunetto**
      - **Cione**, erwähnt 1306

Drittes Kapitel.

Vorzeichen und Geburt.

> **Geboren, sagt' ich, und erwachsen bin ich**
> **Am schönen Arno in der grossen Stadt.**
> **(Inferno XXIII, 94 f.)**

Die ausschmückende Sage liebt es bekanntlich, um bedeutende hervorragende Männer noch mehr zu verherrlichen, schon deren Geburt von Wunderzeichen, oder doch wenigstens von wunderbaren Träumen begleitet sein zu lassen. Diese ausschmückende und verherrlichende Sage ist auch bei Dante nicht müssig geblieben. Man setzte ja voraus, dass Gottes Güte, die alles Zukünftige voraussieht, durch Zeichen oder durch Träume oder auf sonstige Weise es zum voraus den Menschen anzudeuten pflege, wenn seine Dienerin, die Natur, Grosses und Aussergewöhnliches hervorzubringen im Begriffe sei. Um wunderbare *Zeichen* zu erdichten, dazu lag die Zeit doch noch etwas zu nahe und man begnügte sich daher im Allgemeinen mit wunderbaren *Träumen*.

Schon Dante's ältester Biograph, *Boccaccio*, weiss davon zu berichten. Vor der Geburt ihres grossen Sohnes, so erzählt er, hatte Frau Bella, Dante's Mutter, einen gar merkwürdigen Traum. Ihr schien, als ruhe sie unter einem sehr grossen Lorbeerbaum, auf grüner Wiese an eines klaren Quelles Ufer. Hier war es ihr, als fühle sie die Wehen und bringe einen Knaben zur

Welt. Allein von den herabfallenden Beeren des Lorbeerbaums sich ernährend und aus dem klaren Quell trinkend, wuchs der Knabe in kurzer Zeit zum Manne heran, ward ein Hirte, streckte die Hände aus, sich bemühend von dem Gezweige des Baumes zu pflücken, der ihn bis dahin ernährt hatte; während er sich aber diess zu thun bemühte, sah ihn die Mutter plötzlich fallen und wie er sich wieder erhob — siehe da! er war kein Mensch mehr, er war in einen Pfauen verwandelt. — Die Bedeutung dieses Traumes, fügt der Erzähler bei, ward damals weder von der Frau noch von anderen erkannt; heutzutage ist sie aber, des Erfolges wegen, Jedermann einleuchtend. Gleichwohl setzt aber *Boccaccio* die Bedeutung dieses Traumes weitläufig auseinander und seine Auslegung erweckt den Verdacht, sie sei nicht durch den Traum veranlasst, sondern umgekehrt, der Traum um der Deutung willen erdichtet worden.

Träume waren aber nicht die einzigen Vorzeichen, die auf die zukünftige Grösse, auf das zukünftige Schicksal unseres Dichters deuten sollten. Die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Kindes war, nach dem allgemeinen Glauben der Zeit, von grosser Wichtigkeit für die Zukunft des Neugeborenen. Die Astrologen jener Zeit bezeichneten u. a. das Zeichen der Zwillinge als ein solches, unter dessen Einflusse gelehrte Männer, Dichter und Propheten auf die Welt kämen. Bei der Geburt Dante's stand nun die Sonne gerade im Zeichen der Zwillinge und in diesem Umstande sah man denn auch mehr als einen blossen Zufall. Seine Zeitgenossen theilten die Ansicht, er sei unter günstigem Einflusse der Gestirne geboren. Und auch er selber, der sonst so erleuchtete Dichter, auch er selber war von diesem Zeitglauben, oder vielmehr Zeitaberglauben, nicht frei. Seine Begabung, seine Einsichten leitet er von diesem Umstande ab. „Glorreiche Sterne“, so begrüsst er im *Paradiso* (XXII, 112 ff.) freudig das Zwillingsgestirn:

Glorreiche Sterne, Licht an Kräften schwanger
Dem ich verdanke, was ich an Begabung
Empfangen, sei es wenig oder mehr,
Mit Euch erhob sich, mit Euch ging zur Rüste
Das Licht, das alles Erdenlebens Quell ist,
Als ich zuerst Toscanerluft geathmet;
Und als mir dann gespendet ward die Gnade,
Ins hohe Rad, das Euch bewegt, zu treten,
Ward mir beschieden Euer Himmelszeichen.
Zu Euch seufzt ehrerbietig meine Seele,
Um Kraft zu finden für das hohe Wagniss,
Von dem in Anspruch sie genommen wird!

Nicht bestimmt zu entscheiden ist dagegen die Frage, ob Dante's Lehrer, *Brunetto Latini*, ihm, wie einige der ältesten Ausleger und die meisten neueren Biographen Dante's behaupten, das Horoscop gestellt habe. Es wird diess aus den Worten geschlossen, welche Dante (*Inferno*, XV, 55 ff.) seinem Lehrer in den Mund legt: „Folgst Du nur“, sagt hier *Brunetto* zu seinem Schüler,

— — — Folgst Du nur Deinem Sterne,
So kann des Ruhmes Port Dir nicht entgehn,
Wenn recht ich wahrnahm dort im schönen Leben.

Der älteste unter den bis jetzt bekannten Auslegern der göttlichen Komödie versichert bei dieser Gelegenheit, *Brunetto Latini* habe dem Dante durch Sterndeutung geweissagt, er werde zu hohem wissenschaftlichem Ruhme gelangen. Allein da *Brunetto* in seinen Werken die Sterndeutung verdammt, so ist dieser Bericht nicht über jeden Zweifel erhaben. Möglich bleibt es immerhin, dass die angeführten Worte eine andere Deutung verlangen. und dass dieser Act eines damals allerdings allgemeinen Aberglaubens bei unserem Dichter *nicht* angewendet wurde.

Wie dem aber auch sei, das bisherige zeigt, wie die Folgezeit Vorzeichen genug der künftigen Bedeutung des gefeierten

Dichters schon bei dessen Geburt aufzufinden glaubte. Und Vorzeichen, günstige sowohl als vielleicht auch ungünstige, — Vorzeichen waren in der That genug da; nur dass der Aberglaube die Zeitgenossen für die wahren, die bedeutungsvollen Vorzeichen blind machte. Diese Vorzeichen sind eben nicht bei den Gestirnen und nicht auf dem Gebiete des Traumes zu suchen, — sie liegen vielmehr auf Erden, in der Geschichte, in der politischen und religiösen Zeitlage sind sie zu suchen. Zu einer Zeit, da die zwei höchsten Mächte mit allen möglichen Waffen einander bekämpften, — in einem Lande, wo in Folge dieses Streites das Partheiwesen mit all seinen Greueln in voller Blüthe stand, — in einer Stadt, welche das Centrum des unseligen Partheitreibens genannt werden kann, zu einer solchen Zeit, in einem solchen Lande, in einer solchen Stadt, — da mochte man wohl, wenn ein neues Wesen in das irdische Dasein trat, — da mochte man wohl sich sagen: „Was mag aus dem Kinde werden?" — Und wenn das Kind einer hervorragenden adelichen Familie entspross, in einem bald aristokratischen, bald republicanischen, bald demokratischen Gemeinwesen, — da konnte man zum Voraus erwarten, dass ein solches Kind auch auf politischem Felde eine Rolle spielen werde. —

Als das Geburtsjahr Dante's darf das Jahr 1265 als feststehend betrachtet werden. Die hiervon abweichenden Angaben beruhen entschieden auf Irrthum. Denn nicht nur wird von den zuverlässigsten ältesten Biographen und Auslegern mit aller Bestimmtheit das Jahr 1265 als Geburtsdatum angegeben, auch Dante's Zeitgenosse *Giovanni Villani* bestätigt durch die von ihm gegebene Notiz diese Angabe. Ja, aus den eigenen Worten des Dichters lässt dieses Datum sich feststellen. Die grosse Vision, welche sein Hauptwerk schildert, hat er in das Jahr 1300 versetzt. Und diese Vision beginnt er mit den Worten (*Inferno* I, 1):

Es war in unsres Lebensweges Mitte
Als ich mich fand in einem dunklen Walde.

Des Lebensweges Mitte aber ist, wie Dante selber anderswo ausdrücklich sagt, das fünfunddreissigste Lebensjahr des Menschen. Befand sich nun Dante im Jahr 1300 in seinem 35. Lebensjahre, so war er geboren im Jahr 1265.

Nicht so sicher lässt sein Geburts*tag* sich bestimmen. Italien hat neulich als den Geburts*tag* seines grössten Dichters den 14. Mai gefeiert. Allein dieser Tag kann jedenfalls Dante's Geburtstag nicht sein. Denn aus der vorhin angeführten eigenen Angabe des Dichters kann es nicht in Zweifel gezogen werden, dass die Sonne zur Zeit seiner Geburt im Zeichen der Zwillinge stand. In dieses Zeichen trat aber die Sonne nach damaliger Zeitrechnung am 18. Mai und verliess es am 17. Juni. Mitteninnen also, zwischen dem 18. Mai und 17. Juni 1265 muss sein Geburtstag liegen.

Dabei müssen wir aber noch nicht stehen bleiben, wir können diesen Tag noch viel näher bestimmen. In seinem unvollendet gebliebenen Commentare zur göttlichen Comödie berichtet *Boccaccio*, einer der vertrautesten Freunde und Diener Dante's zu Ravenna habe ihn versichert, Dante habe auf seinem Sterbebette den Mai als seinen Geburtsmonat angegeben. Die Zuverlässigkeit dieser Angabe zu bezweifeln liegt durchaus kein Grund vor, somit wird Dante's Geburtstag zwischen dem 18. und dem 31. Mai zu suchen sein.

Näher dagegen wird der wichtige Tag mit Zuverlässigkeit kaum zu bestimmen sein. Die Biographen, sofern sie denselben überhaupt bestimmen wollen, stimmen untereinander nicht überein. Der verdienstvolle Danteforscher *Karl Witte* hat es neulich mit gewohntem Scharfsinn wahrscheinlich gemacht, dass Dante's Geburtstag auf den *30. Mai* falle. *Wahrscheinlich* sagen wir; mit völliger Gewissheit wird dieser Punkt erst dann sich entscheiden lassen, wenn neue Documente aufgefunden werden sollten, die mehr Licht über diese Sache verbreiten.

Unsicherer noch als der Tag, wäre der Ort, wo Dante das Licht der Welt erblickte, wenn wir nicht glücklicherweise von ihm selber die bestimmtesten Angaben hierüber hätten. Wir erinnern uns nämlich aus dem früher Gesagten, dass nach der unglücklichen Schlacht bei *Montaperti* im Jahre 1260 sämmtliche Guelfen aus Florenz verbannt wurden und erst nach dem Falle Manfreds im Jahre 1267 nach ihrer Vaterstadt zurückkehren durften. Wir erinnern uns ferner, dass die Familie unseres Dichters der guelfischen Parthei angehörte und dass er durch den Mund *Farinata's degli Uberti* selber sagt, seine Vorfahren seien zweimal aus Florenz verbannt worden. In die Zeit der zweiten Verbannung fällt nun seine Geburt und es würde demnach sehr nahe liegen anzunehmen, Dante sei in der Verbannung nicht allein gestorben sondern auch geboren worden. Allein Dante's wiederholte, bestimmteste Angaben lassen schlechterdings keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er in Florenz geboren wurde. Die eine der betreffenden Stellen haben wir bereits an die Spitze dieses Kapitels gestellt; wenn Dante sagt:

— — Geboren und erwachsen bin ich
Am schönen Arno in der grossen Stadt,

so ist damit sehr bestimmt Florenz als Geburtsort angegeben; desgleichen erklärt er auch im *Convito* (I, 3) aufs Bestimmteste, er sei in Florenz geboren und erzogen worden. Eben so deutlich wird diess in jener wunderschönen Stelle (*Paradiso* XXV, 1 ff.) ausgesprochen, worin Dante so rührend seinen Wunsch nach Florenz zurückzukehren ausdrückt:

Geschäh' es je, dass das geweihte Lied,
An welches Hand gelegt so Erd' als Himmel,
Und welches Jahre lang mich hager machte,
Die Grausamkeit bezwänge, die mich ausschliesst
Von jener schönen Hürde, drin als Lamm
Ich schlief, den Wölfen feind, die sie befehden,

Mit and'rer Stimme und mit and'rem Haare
Kehrt' ich dann heim als Dichter, um die Krone
Zu nehmen an dem Born, wo ich getauft ward.

Die Thatsache, dass Dante in Florenz geboren, dürfte demnach unerschütterlich feststehen. Es entsteht nun aber die Frage, wie diese sichere Thatsache mit der eben so sicheren der Verbannung der Guelfen und also wohl auch der Dante'schen Familie in Einklang zu bringen sei. Zu einer sicheren Entscheidung wird man hier wohl nie gelangen können. Man könnte annehmen, Dante's Vater habe nach der Schlacht bei *Montaperti* ausnahmsweise das Loos seiner Parthei nicht theilen müssen; allein abgesehen davon, dass diese Annahme nach den allgemeinen Verhältnissen schon sehr unwahrscheinlich wäre, so wird sie durch die bereits angeführten Worte Dante's unmöglich gemacht, wo Dante durch *Farinata's* Mund selber sagt, seine Vorfahren seien *zweimal* aus Florenz verbannt worden; „feindlich" sagt Farinata von ihnen,

— — Feindlich waren sie zuwider
So mir als meinem Stamm und der Parthei,
So dass im Kampf ich zweimal sie zerstreute.

worauf Dante erwiedert:

Und wurden sie verjagt, so sind allseitig
Das ein' und andere Mal sie heimgekehrt;
Doch lernten diese Kunst die Euren schlecht.

Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, den noch lebenden Grossvater Dantes, *Bellincione*, nicht aber dessen Vater *Aldighiero* möchte vielleicht das Loos der Verbannung getroffen haben. Wie ist es aber denkbar, — so muss man dagegen fragen, — wie ist es denkbar, dass man den *Mann* in Florenz geduldet hätte, wenn man den *Greisen* verbannte? Eher liesse sich annehmen, *Bella*, Dante's Mutter, habe zwar das Loos der Verbannung mit ihrem Gemahle getheilt, sei aber, als

die Zeit, da sie gebären sollte herannahte, allein nach Florenz zurückgekehrt um ihre Niederkunft daselbst zu erleben. Allein auch gegen diese Annahme sprechen nicht unerhebliche Bedenken. Dauerte die Verbannung bei 6 Jahren, so mussten die Verbannten, also auch Dante's Vater, denn doch irgendwo ausser Florenz sich niedergelassen, einen gewissermassen festen Wohnsitz genommen haben und es lässt sich eben gar kein Grund denken, wesswegen Dante's Mutter ihren Gemahl, ihre Familie, ihren, wenn auch nur zeitweiligen Wohnsitz in ihren Umständen hätte verlassen sollen, um ihr Kind in Florenz zur Welt zu bringen, vollends wenn man bedenkt, dass sie unter den vorausgesetzten Verhältnissen gar nicht wissen konnte, welche Aufnahme in Florenz auf sie warten würde und sie sich gewiss in ihrer Lage nicht unnöthigerweise möglichen Gefahren aussetzen wollte. So bleibt denn nur noch die Annahme übrig, dass nämlich, obwohl die Guelfen *als Parthei* erst über anderthalb Jahre nach Dante's Geburt nach Florenz zurückkehren durften, so habe man doch, besonders nachdem einige Zeit nach der Verbannung verflossen war, keineswegs mit eiserner Strenge darauf gehalten, dass kein Einziger von den Verbannten wieder in die Vaterstadt zurückkehre und unter diesen *Einzelnen*, welche die Rückkehr versuchten, bevor sie officiell erlaubt worden, haben sich Dante's Eltern befunden. Diese Annahme dürfte wohl am meisten für und am wenigsten gegen sich haben. Ja, irren wir nicht sehr, so liegt in den soeben angeführten Worten des Dichters selber eine darauf hinweisende Andeutung. Oder sollte es denn wirklich gar so ferne liegen, in den Worten:

> Und wurden sie verjagt, so sind allseitig
> Das ein' und andere Mal sie heimgekehrt,

eine Anspielung darauf zu finden, dass Dante's Vorfahren *nicht lange* ausserhalb Florenz in der Verbannung lebten? —

In Florenz also, in der zweiten Hälfte des Mai 1265 hat

der grösste italienische Dichter das Licht der Welt erblickt. In der Florentiner Hauptkirche St. Johannes des Täufers ward der Knabe zur Taufe gebracht. Er ist bei der Taufe *Durante* genannt worden, welcher Name nach damaliger Florentiner Sitte in *Dante* abgekürzt wurde. „Dieser war jener Dante, von dem hier die Rede ist; dieser war jener Dante, der durch besondere göttliche Gnade unseren Zeiten geschenkt wurde; dieser war jener Dante, der den aus Italien verbannten Musen zuerst den Weg zur Rückkehr eröffnen musste. Durch diesen ist der Glanz der florentinischen Sprache geoffenbart, — durch diesen ist jede Schönheit der Volkssprache unter bestimmte Regeln gebracht worden; durch diesen, — kann man mit Recht sagen, — durch diesen ward die erstorbene Poesie aufs Neue ins Leben gerufen." Diese Betrachtungen stellt des Dichters ältester Biograph, *Boccaccio,* bei der Erwähnung des Namens *Dante* an.

Viertes Kapitel.

Die Erziehung.

> In seiner Kindheit sorgfältig erzogen und wissenschaftlichen Lehrern anvertraut, zeigte sich bei ihm sofort eine bedeutende Begabung, für hohe Dinge im höchsten Grade fähig.
> Leonardo Bruni: „Vita di Dante."

Es sind nur wenige, äusserst dürftige, blos beim Allgemeinen verweilende Nachrichten, welche über die ersten Entwickelungsjahre des Dichters uns erhalten sind. Seinen ersten Bio-

graphen gingen entweder genauere Kenntnisse darüber ab, oder aber fanden sie es überflüssig, dabei zu verweilen. Hervorgehoben wird nur, dass am Kinde schon verschiedene Spuren seiner künftigen Geistesgrösse sichtbar geworden seien. Gerühmt wird ferner an ihm, er habe in seinen ersten Jahren schon nicht den kindischen Spielen sich ergeben, oder träge seine Zeit verlebt, mit regem Eifer, mit anhaltendem Fleisse habe er vielmehr seinen Geist zu bilden gesucht. Was aber für seine Erziehung und Bildung im elterlichen Hause geschah, darüber wird nichts Bestimmtes gemeldet.

Seinen Vater hat Dante bereits in seinen Knabenjahren verloren. Zum letzten Male wird seiner im Mai 1274, als der Knabe erst neunjährig war, Erwähnung gethan und es scheint, derselbe sei kurz darauf, vielleicht noch in demselben Jahre gestorben. Wie grossen Einfluss derselbe auf seinen Sohn, der seinen Namen unsterblich machte, ausgeübt, ist uns nicht bekannt. Nicht unwahrscheinlich ist es indess, dass der Vater, der, wie wir sahen, dem Gelehrtenstande angehörte, den ersten Grund zur wissenschaftlichen Bildung des Knaben gelegt, ihm zuerst die Liebe zu den Studien eingeflösst habe. Dessgleichen darf wohl auch angenommen werden, der Knabe habe noch zu seines Vaters Lebzeiten die Schulen seiner Vaterstadt besucht. Wie die übrigen Städte besass nämlich auch Florenz zu jener Zeit ein öffentliches Gymnasium, wo allerdings kaum etwas mehr als die gewöhnlichsten Elementarkenntnisse zu erwerben sein mochten. Wenn es aber wahr ist, was ein tiefer Denker gesagt, dass der Mensch das Ergebniss seiner Erziehung ist, so dürfen wir auch über die Erziehung, die der Knabe Dante im elterlichen Hause genoss, nur ein höchst günstiges Urtheil fällen. Die herrliche Frucht zeigt, dass der gestreute Samen ein guter sein musste.

Die Hauptsorge für die Erziehung des hoffnungsvollen Kindes blieb aber nach dem schon gemeldeten frühen Tod ihres Gatten der Frau *Bella* überlassen. Dass sie auf die Ausbildung

seines Charakters einen sehr bedeutenden Einfluss gehabt haben muss, diess geht wohl unzweideutig aus dem kurzen Worte hervor, womit Dante seiner Mutter ein Denkmal kindlicher Pietät errichtet:

> Mein Antlitz küssend sprach er: Eiferseele,
> *Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!*

Und nicht allein für die Ausbildung des *Charakters*, auch für die Ausbildung des *Geistes* ihres Kindes muss Dante's Mutter mit mütterlicher Weisheit besorgt gewesen sein. Denn sie hat ihm nicht nur die damals *gewöhnliche* Bildung beibringen lassen, sie hat noch mehr gethan, — sie hat ihn dem ausgezeichnetsten und gelehrtesten Mann seiner Zeit zur Erziehung übergeben. Der Name des *Brunetto Latini* ist uns bereits bekannt und es ist nun hier der Ort, wo wir diesen Mann noch etwas näher kennen lernen wollen.

Brunetto Latini ward zu Florenz um das Jahr 1220 geboren. Sein Vater war *Buonaccorso*, ein Enkel *Latino's* aus dem Geschlecht der Edeln *da Scarniano*. Wegen seiner Tüchtigkeit und seines mehr als gewöhnlichen Wissens stand er in Florenz in sehr hohem Ansehen. Nach dem Sturze der ghibellinischen Parthei ward er 1260 von den Guelfen an Alfons X. von Castilien abgesandt um Hülfe gegen Manfred zu suchen. Von dort zurückkehrend erfuhr er noch unterwegs die entscheidende Niederlage seiner Parthei bei *Montaperti*, wagte es auf dieses hin nicht in Florenz einzuziehen und zog es vor, vorläufig als Verbannter in Frankreich zu weilen. Wie aber nach dem Sturze Manfreds die Verhältnisse in Florenz sich änderten, da kehrte er von seiner Verbannung in die Vaterstadt zurück. Hier bekleidete er nun sehr hohe Aemter, längere Zeit hindurch war er Kanzler der Republik, einmal ist er auch *Priore* gewesen. Er starb im Jahre 1294. Während seiner Verbannung in Frankreich hat er sein Hauptwerk, den *Trésor*, in französischer Sprache geschrie-

ben. Dieses Werk, in drei Theile getheilt, deren jeder wieder mehrere Bücher begreift, ist eine Encyklopädie des gesammten menschlichen Wissens zu jener Zeit und wurde damals viel gebraucht und viel gerühmt. Ebenfalls in den Jahren seiner Verbannung, wahrscheinlich noch früher als das eben erwähnte, schrieb *Brunetto* in siebensilbigen, paarweise gereimten italieschen Versen ein kleineres Werk, *il Tesoretto*, das erste Beispiel allegorischer Einkleidung in der italienischen Literatur. Dieses Werk, das zum Theil als ein kurzer Auszug aus dem grösseren *Trésor* erscheint, ist unvollendet geblieben. „Die Allegorie und die erzählende Darstellung unterscheiden den *Tesoretto* vom *Trésor*; dem Inhalte nach sind sie verwandt, ergänzen einander und der erstere verweist geradezu auf den letzteren.“ Wer mehr wissen wolle, sagt er in jenem, der „sehe im grossen Schatz (*nel gran Tesoro*) nach, den ich für diejenigen machen werde, deren Geist höher strebt.“ Das Werk ist von gar geringem dichterischem Werth; seine Bedeutung liegt viel mehr in der Anwendung der allegorischen Form, besonders aber in der ihm zu Grunde liegenden, für jene Zeit sehr bedeutenden Kenntniss der alten Welt und deren Literatur. Um die italienische Sprache, sowie auch vorzüglich als Lehrer in seiner Vaterstadt hat sich *Brunetto Latini* grosse Verdienste erworben. Der bereits mehrfach erwähnte florentinische Chronist *Giovanni Villani* rühmt ihn als bedeutenden Philosophen, als vortrefflichen Lehrer der Rhetorik, sowohl im mündlichen Reden als auch im Schreiben und als den Ersten, der seine Volksgenossen von der Rohheit und Unwissenheit befreite. Und sein Biograph, *Filippo Villani*, entwirft von ihm folgendes Bild: „*Brunetto Latini*, aus den Edlen von *Scarniano*, war von Profession ein Philosoph, von Rang ein Notar und stand in hohem und weit ausgebreitetem Rufe. Was die Rhetorik angeht. hat er gezeigt, wie weit die Natur veredelt werden kann; ein Mann, wenn ich mich so ausdrücken darf, würdig zu den erfahrensten Rednern des Alter-

thums gezählt zu werden. Er war neckisch, gelehrt und listig, reich an witzigen Einfällen, jedoch nicht ohne Ernst, von bescheidenem Charakter, in seinem Reden gefällig. Er war dienstfertig, von feinen Sitten und wäre durch seine ausgezeichneten Gaben glücklich gewesen, wenn er die Kränkungen seines wüthenden Vaterlandes mit mehr Besonnenheit und Weisheit hätte ertragen können."

Das war also der Mann, dem Dante's Erziehung und Bildung vorzüglich anvertraut wurde. Nur dürfen wir hierbei allerdings nicht an einen Lehrer und Erzieher in modernem Sinne denken. Denn obwohl ein alter Ausleger berichtet, *Brunetto* habe unseren Dante nicht blos, sondern auch viele andere Jünglinge unterrichtet, so dürfte damit gleichwohl schwerlich ein eigentlicher regelmässiger Unterricht gemeint sein. Wie dem aber sei, immerhin ist *Brunetto's* Einfluss auf Dante ein sehr bedeutender ja ein entscheidender gewesen. Es liegt diess nicht allein in der Natur der Sache, es wird auch von Dante selber ausdrücklich bezeugt. Von Tage zu Tage, sagt er, habe ihn *Brunetto*

Den Weg gelehrt, wie sich der Mensch verewigt.

Doch, wir wollen die ganze betreffende Stelle hersetzen. Mit unerbittlicher Unpartheilichkeit hat Dante zwar den verehrten Lehrer in den höllischen Kreis der Sodomiten versetzt. Denn vielleicht mochte es offenkundig sein, dass *Brunetto* dem Laster gehuldigt, dessen ihn Dante damit beschuldigt und jedenfalls musste dieser über den Wandel seines Lehrers genauere Kenntniss haben. Und wenn der Chronist *Villani* von ihm sagt er sei ein „weltlich gesinnter Mann" gewesen, — wenn ferner *Brunetto* selber in seinem *Tesoretto* bekennt, man halte ihn für etwas weltlich gesinnt, so dürfte hierin wohl eine Andeutung auf eben dieses Laster liegen. Gleichwohl aber hat ihm Dante ein Denkmal seiner Dankbarkeit errichtet. Wie er ihn erkannt hat, —

Die Hand darauf zu seinem Antlitz neigend,
Sagt ich: O Herr Brunetto, seid Ihr hier?
Er aber sprach zu mir: Mein Sohn, gestatte,
Dass während die Gefährten weiter eilen,
Bruno Latini etwas mit Dir umkehrt.
Ich sprach: So viel ich kann, bitt' ich Euch drum
Und, wollt Ihr's, will ich auch mich zu Euch setzen.

Allein dem Geiste ist kein Aufenthalt, keine Ruhe gestattet; er muss immer weiter wandeln. Dante folgt ihm

Gesenkten Haupts, wie wer in Ehrfurcht wandelt,
Drauf hub er an: Ist's Zufall oder Schickung,
Was vor dem letzten Tag Dich hier herabführt? —

— — Wär' ich nicht so früh von Dir geschieden,
So hätt' ich Dich zu Deinem Werk ermuntert,
Da ich den Himmel Dir so günstig wusste. — —

Wenn meinem Wunsche voll entsprochen wäre,
Erwiedert' ich ihm drauf, wär't aus dem Leben
Der Menschen wahrlich Ihr noch nicht verbannt.
Eu'r lieb' und gutes väterliches Bild,
Das itzt mich weinen macht, trag' ich im Herzen,
Wie Ihr dort in der Welt von Tag zu Tage
Mich lehrtet nach Unsterblichkeit zu ringen.
Wie werth ich's halte, soll, so lang ich lebe
In meiner Rede noch sich offenbaren.

(*Inferno*, XV.)

Aus diesen eigenen Aussprüchen unseres Dichters geht hervor, dass *Brunetto Latini* einer seiner ersten und vorzüglichsten Lehrer gewesen. Von ihm wurde er wahrscheinlich in der Rhetorik, in der Grammatik der noch jungen Nationalsprache, in der römischen und provençalischen Sprache und Literatur, wohl auch in den Naturwissenschaften, vorzüglich in der Astronomie, unterrichtet. „Ihm verdankte wohl Dante hauptsächlich seinen reinen Geschmack durch die klassische Nahrung und die Belebung sei-

nes poetischen Genius durch Brunetto's bekannte Beredtsamkeit.“ Allein, obwohl *Brunetto* der einzige Lehrer Dante's ist, der als solcher ausdrücklich erwähnt wird, so war er doch sehr wahrscheinlich nicht der Einzige, der an der Geistesbildung des talentvollen Knaben und Jünglings mehr oder weniger gearbeitet. Freilich fehlt es uns hierüber an bestimmten Nachrichten und auch die Vermuthung, jener *Casella,* dessen Begegnung im Vorpurgatorium Dante so rührend schildert, möchte ihn in der Musik unterrichtet haben, ist eben eine blosse, wenn auch sehr wahrscheinliche *Vermuthung.* Von der Philosophie dagegen berichtet *Boccaccio* ausdrücklich, Dante habe dieselbe unter verschiedenen Lehrern gelernt. Schon aus dieser Angabe kann mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, Dante habe auch höhere Schulen, Universitäten besucht. Unter diesen war damals die zu *Bologna* die berühmteste. Die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, zwischen Guelfen und Ghibellinen brachten es aber hin und wieder mit sich, dass die Universität entweder zeitweise geschlossen blieb, oder aber diejenigen unter den Lehrern an derselben, die der unterliegenden politischen Partei angehörten, vertrieben wurden. Dann begaben sie sich meistens nach *Padova,* dessen Universität an Berühmtheit mit der zu *Bologna* wetteiferte. Es wird nun berichtet, Dante habe in seiner Jugend diese beiden Universitäten besucht. „Die ersten Anfänge,“ sagt *Boccaccio,* „die ersten Anfänge in den philosophischen Studien machte Dante in seiner eigenen Vaterstadt; von hier begab er sich nach *Bologna,* wo derartige geistige Nahrung in reichlicherem Maasse dargeboten wurde.“ Und Boccaccio's Schüler, *Benvenuto da Imola,* erzählt, in seiner ersten Jugend habe Dante in Florenz, dann aber in *Bologna* und in *Padova* den philosophischen Studien obgelegen. Es wird sich uns aber in der Folge als wahrscheinlich ergeben, dass Dante diese zwei Universitäten erst in späteren Jahren besucht. Als sicher darf indess angenommen werden, dass er die ganze gelehrte Bildung seiner Zeit erhalten, das gesammte

Wissen seiner Zeit sich angeeignet habe. Die Zeit seines tieferen Eindringens in die Wissenschaft ist aber ohne Zweifel erst später zu suchen, — da nämlich, wo er im anhaltendsten Studium, vorzüglich der Philosophie, Trost suchte für den schmerzlichsten Verlust seines Lebens.

Wie jeder wahre Genius, so ist auch Dante hauptsächlich selber sein eigener Lehrer gewesen. *Brunetto Latini* mag ihm wohl zuerst den Reichthum der Sprachen eröffnet, ihn in die römische Dichterwelt eingeführt, ihm die ersten Kenntnisse der Natur beigebracht haben. Bei Anderen mag er vielleicht die ersten Elemente anderer Wissenszweige erlernt haben. In dem aber, was die Unsterblichkeit seines Namens begründet und gesichert, — darin ist er Selbstlehrer gewesen. Von der Geschichtswissenschaft berichtet *Boccaccio*, Dante habe sich dieselbe ohne Lehrer angeeignet. Dass er aber auch in der Dichtkunst Selbstlehrer gewesen, diess wird von Dante selber ausdrücklich berichtet. Wir werden sofort sehen, welche Fortschritte er in derselben schon in seiner Jugend gemacht.

Dass Dante auch die Zeichnungskunst und die Musik geliebt und getrieben, ist schon aus seinem grossen Werke ersichtlich. „Die Construction der drei Reiche wie das Anschauliche seiner Schilderung lässt erkennen, dass Formensinn und plastische Gestaltung tief in seinem Wesen angelegt waren.“ Im *Paradiese* ertönt öfters eine so bezaubernde und hinreissende Musik, die es erweist, dass der Dichter von dieser Kunst eine mehr als bloss oberflächliche Kenntniss besitzen musste. Unter den Freunden, mit denen er besonderen Umgang gehabt zu haben scheint, werden wir die hervorragendsten Künstler seiner Zeit finden. *Leonardo Bruni* berichtet, Dante habe an der Musik Freude gehabt und vortrefflich gezeichnet, und Dante selber erzählt einmal, wie er mit Zeichnen sich beschäftigt habe. Auch als guter Calligraph wird er von *Leonardo Bruni* gerühmt.

Viel ist über die Frage gestritten worden, ob Dante auch die griechische Sprache erlernt habe. Diese Frage wird aber wohl in verneinendem Sinne zu beantworten sein. Die Kenntniss dieser Sprache gehörte damals noch nicht zum Bildungskreis gelehrter Laien. Noch ein halbes Jahrhundert später klagt *Boccaccio*, es gebe in Toscana Niemanden, der des Griechischen kundig sei, so dass man nicht einmal die griechischen Buchstaben kenne. Derselbe *Boccaccio* rühmt sich, er sei der Erste gewesen, der auf seine Kosten einen griechischen Homer nach Italien habe kommen lassen, wo er seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden gewesen, und er sei der Erste gewesen, dem Homer erklärt worden sei. Macht es dieser Umstand schon unwahrscheinlich, dass Dante das Griechische gekannt, so wird diese Unwahrscheinlichkeit durch seine eigenen Werke zur Gewissheit erhoben. Wo er in denselben griechischer Ausdrücke sich bedienen will, sind dieselben sammt und sonders fehlerhaft angeführt. Die Buchstaben mochte er vielleicht kennen, einzelne griechische Wörter buchstabiren, weiter reichte aber seine Kenntniss dieser Sprache gewiss nicht. „Seine ganze Kenntniss der griechischen Literatur beschränkt sich auf das, was er eben im Horaz und andern Römern gefunden, wie er denn (Purg. XXII, 106 und 107) nur solche Tragiker anführt, welche Horaz erwähnt, nicht aber Aeschylus und Sophocles, und endlich, dass er (im Convito, II, c. 15) es beklagt, man könne die Meinung des Aristoteles über die Milchstrasse nicht ermitteln, weil die beiden lateinischen Uebersetzungen sehr verschieden lauteten. Eine Klage, der, wenn er Griechisch verstand, durch einen Blick in das Original leicht abzuhelfen war.“

Die Hauptbeschäftigung seines Geistes, der Hauptgegenstand seiner Studien ist die Poesie, sind die Werke der römischen Literatur gewesen. „In dieser Beschäftigung,“ sagt *Boccaccio,* „ward er sehr vertraut mit Virgil, Horaz, Ovid, Statius und allen andern

berühmten Dichtern.“ Besonders ward er von *Virgil* angezogen, den er als seinen Lehrer und Führer begrüsst:

So bist Du der Virgil und jene Quelle,
  Der so gewalt'ger Redestrom entfliesst? — —
O Licht und Ehre Du der andren Dichter,
  Mein Eifer, meine Liebe für Dein Buch,
  Die ich bewährt, sei'n mir bei Dir Empfehlung.
Du bist mein Meister, Du mein hohes Vorbild,
  Und nur von Dir hab' ich die schöne Schreibart
  Entnommen, welche Ruhm mir eingebracht.

(*Inferno* I, 79 ff.)

Und später rühmt sich Dante selber seiner tiefen Kenntniss des grössten römischen Epikers, indem er dem Virgil die Worte in den Mund legt:

— und so berichtet
Mein hohes Trauerspiel an einer Stelle;
Du weisst es, *denn ganz hast Du's im Gedächtniss.*

Dante wollte aber die grossen Dichter nicht allein kennen lernen, — er wollte sie auch nachahmen, nach ihrem Ruhme streben. Bei diesem Streben kam ihm seine in jeder Hinsicht ungewöhnliche Begabung gut zu statten. Die Naturanlage aber, die Begabung allein hätte wohl schwerlich *den* Mann aus ihm gemacht, der er geworden, hätte nicht sein poetischer Genius anderswoher den mächtigsten Impuls erhalten. Dante befand sich erst in seinem achtzehnten Jahre, als er folgendes Sonett, wahrscheinlich das früheste, das uns von ihm erhalten ist, dichtete:

All' edle Herzen, die von Lieb' entglommen,
  Vor deren Blick erscheinet diess Gedicht,
  Sich zu erbitten Antwort und Bericht,
  Heiss' ich in Amor, ihrem Herrn, willkommen.
Des Bogens Drittel hatte schon erklommen
  Die Zeit, in der erglänzt der Sterne Licht,
  Plötzlich von Amor sah ich ein Gesicht,
  Woran zu denken noch mich macht beklommen.

Froh schien er mir, mein Herz in seiner Hand,
Und die Gebieterin von ihm getragen,
Schlafend im Arm, gehüllt in ein Gewand.
Er weckte Sie; das Herz dann, das entbrannt,
Gab er zur Speise der Demüthigzagen;
Und alsbald sah' ich, wie er weinend schwand.

Wodurch Dante zu diesem Sonett veranlasst ward, diess soll uns das folgende Kapitel zeigen.

Fünftes Kapitel.

Frühlingsliebe.

Als dann von jener hohen Kraft mein Auge
Getroffen ward, die, eh' das Knabenalter
Ich überschritten, todeswund mich machte,
Wandt' ich zur Linken mich mit *dem* Vertrauen,
Mit dem das Kind zu seiner Mutter eilt,
Wenn es sich fürchtet, oder schon versehrt ist,
Um zu Virgil zu sagen: Nicht ein Quentchen
Von Blut ist mir geblieben, das nicht bebte.
Der alten Flamme Spuren kenn' ich wieder.

(Purgatorio XXX, 40—48.)

Von der Begabung Dante's wird von seinen ältesten Biographen gerühmt, die Natur habe ihn mit Scharfsinn, mit einem sehr glücklichen Gedächtniss, einer wunderbaren Fassungskraft, Richtigkeit im Urtheilen, Tiefe des Denkens, reicher Erfindungsgabe, Grossmuth, Tapferkeit, — kurz in jeder Beziehung so reichlich ausge-

stattet, dass man Grosses von ihm erwarten durfte, welchem Lebensberufe er immer sich zugewendet haben würde. Und auch er selber hat ein ähnliches Zeugniss sich ausgestellt, indem er von sich sagen lässt (Purgat. XXX, 109 ff.):

> Nicht durch die Gunst allein der hohen Räder
> Die, je nachdem die Sterne günstig sind,
> Jedweden zu bestimmtem Ziele leiten;
> Auch aus der Fülle höchster Gnadenspende,
> Die aus so hohem Dunstkreis Regen schöpft,
> Dass nicht annähernd unser Aug' hinanreicht,
> War dieser so in seinem neuen Leben
> Begabt, dass jede richtige Gewöhnung
> Sich wunderbar in ihm bewähren konnte.

Allein die blosse Naturbegabung — und wäre sie auch noch so wunderbar gross —, die blosse Naturbegabung reicht an sich noch nicht hin, um unsterbliche Dichterwerke in's Dasein zu rufen. Die Naturanlage, das Talent ist der Zunder nur, der lange vielleicht ruhig in der Seele schlummert, der aber erst dann entzündet wird, wenn er mit dem Funken in Berührung kommt. Um ein *Dante* zu werden, um eine *göttliche Komödie* zu schreiben, dazu reichten weder das grosse Talent, noch die glücklichste Erziehung, noch auch das tiefste und umfassendste Wissen hin. Wer, wie Dante, die ganze grauenvolle Verworfenheit der Hölle mit solch schauerlich-lebendigen Farben schildern sollte, der musste zuvor selber im wirklichen Leben diese höllisch-teuflische Verworfenheit mit eigenen Augen geschaut, — das höllische Treiben selber erlebt, das satanische Heulen selber vernommen haben. Wer, wie Dante, so unnachahmliche himmlische Lieder anstimmen, in so bezaubernden, hinreissendsüssen Tönen die ganze Seligkeit des Himmels besingen sollte, der musste zuvor selber diese Seligkeit im eigenen Herzen getragen haben. Nur wer die höchste Seligkeit, welche die reinste und höchste Liebe dem Menschen hienieden gewähren kann, gekostet, — andererseits aber auch den bittersten Schmerz erfahren, den menschliches

Unrecht und teuflische Bosheit auch den Besseren, auch den Edleren zu bereiten vermag, — nur wer Beides gekostet und erfahren, konnte im Stande sein, eine *göttliche Komödie* zu dichten. Was er geworden, das verdankt Dante zunächst weder seinem Talent noch auch seiner Bildung, durch die Liebe und durch das Leiden ist er es geworden.

In seinem grossen Gedichte steigt er zuerst hinab in die finstern Schreckensregionen der Hölle, hernach aber wieder empor zu den lichten Höhen des Paradieses. Sein Leben dagegen hat den umgekehrten Gang genommen. Das Paradies der Liebe durchwanderte er in seiner Jugend, durch die finsteren Räume der Hölle musste er in seinen späteren Jahren erst, ob auch noch immer einen Himmel im Herzen tragend, hindurchschreiten.

Schon frühe, als unreifer Knabe noch, hat sich unserem Dichter das Paradies der Liebe eröffnet. Es gehört mit zu dem Wunderbaren dieser grossartigen Erscheinung, dass Dante von einer ebenso gewaltigen als reinen und veredelnden Leidenschaft beherrscht wurde,

Eh' noch *er* aus der Kindheit war getreten.

Kaum hatte er sein neuntes Lebensjahr zurückgelegt, und schon war sein junges Herz von der mächtigsten, schwärmerischsten Liebe erfüllt. Und diese Leidenschaft, sie war keineswegs flüchtiger, vorübergehender Natur. Was der neunjährige Knabe gefühlt, das hat auch der Jüngling, das hat auch der gereifte Mann bis an sein Lebensende gefühlt. Dieser Liebe einerseits, in deren Reich er im Lenze seines Lebens schon getreten, andererseits der gerechten Entrüstung über die menschliche Bosheit, deren Opfer er in späteren Jahren geworden, — dieser Liebe und dieser Entrüstung verdankt Dante seinen unsterblichen Ruhm, verdankt die Nachwelt der erhabensten Werke eines, welches die Poesie je geschaffen. Reinste Liebe und heiligster Zorn sind dem Dante'schen Gedichte zu Pathen gestanden. Dieses erhabene Gedicht, es ist zunächst das ewige Denkmal, welches Dante der Geliebten seiner Jugend gesetzt.

Das erste Begegnen Dante's mit *Beatrix Portinari* hat seinem Biographen *Boccaccio* Anlass zu einer anmuthigen Schilderung gegeben. „Zu der Jahreszeit," so lautet *Boccaccio*'s Erzählung, „zu der Jahreszeit, in welcher des Himmels Milde mit ihrem Schmucke die Erde auf's Neue bekleidet, wo sie ihr durch die Mannigfaltigkeit der mit dem Grün des Laubes vermischten Blumen einen erheiternden Anblick verleiht, da war es in unserer Stadt bei Männern und Frauen der Brauch, dass Alle, in einzelnen Gesellschaften, ein Jedes in seinem Stadttheile, ein fröhliches Fest feierten. Bei dieser Gelegenheit hatte unter Andern auch *Folco Portinari*, ein Mann, der zu jener Zeit bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand, zufällig am ersten Mai die umwohnenden Nachbarn zum Freudenfeste in seinem eigenen Hause versammelt. Unter den Geladenen befand sich auch der schon genannte *Alighieri* (der Vater unseres Dichters). Wie nun kleine Kinder ihre Väter, — besonders wenn es zu festlichen Orten geht, — zu begleiten pflegen, so war auch Dante, dessen neuntes Jahr noch nicht vollendet, seinem Vater dahin gefolgt. Hier geschah es, dass der Knabe, unter Anderen seines Alters vermengt, deren viele, Knaben sowohl als auch Mädchen, im Hause des Festgebers beisammen waren, nach dem Genuss der ersten Speisen, so viel sein zartes Alter vermochte, mit den Anderen kindlich zu spielen begann. Unter der Kinderschaar befand sich ein Töchterchen des obengenannten Folco, mit Namen *Bice* (obwohl er sie immer nach ihrem ursprünglichen Namen, nämlich *Beatrice*, nenne), in einem Alter von vielleicht acht Jahren, sehr zierlich und hübsch im Verhältniss zu ihrem kindlichen Alter, in ihrem Wesen sehr artig und freundlich, in ihrem Betragen und in ihrem Reden ernster und bescheidener, als man von ihrem zarten Alter hätte verlangen können. Ihre Gesichtszüge waren überdiess sehr zart, auf das Beste gestaltet und, ausser der Schönheit, so voll anständiger Anmuth, dass sie von Vielen fast für ein Engelein gehalten wurde. Diese also, wie ich sie schildere und vielleicht

noch viel schöner, erschien an diesem Feste, ich glaube nicht gerade zum ersten Male überhaupt, wohl aber zum ersten Male Liebe zu erwecken fähig, den Augen unseres Dante. Obschon noch ein Knabe, prägte sich ihr schönes Bild so tief ihm in's Herz, dass es von jenem Tage an, so lange er lebte, nie wieder aus demselben verwischt werden konnte. Was das für eine Stunde war, — Niemand weiss es. War es aber Uebereinstimmung der Gemüther, war es Gleichheit der Sitten, oder aber ein besonderer Einfluss des Himmels, der hierin wirksam gewesen, oder geschah es, wie wir aus Erfahrung sehen, dass bei Festfreuden, durch die Süssigkeit der Töne, durch die allgemeine Heiterkeit, durch die leckeren Speisen und Getränke, die Gemüther selbst der gereiften Männer, geschweige denn der Jungen, sich erweitern und fähig werden, leicht von dem gefesselt zu werden, was ihnen gefällt: gewiss ist, dass dieses daraus entstand, dass nämlich Dante in seinem zarten Alter von der heissesten Liebe beherrscht ward. Um aber nicht weiter von kindischen Vorfällen zu reden, sage ich, dass die Liebesflamme mit dem Alter heisser in seinem Herzen brannte, so dass Nichts sonst ihm Freude, oder Ruhe, oder Trost gewährte, ausser dem Anblick der Geliebten. Daher liess er jedes andere Geschäft, und höchst emsig begab er sich überall hin, wo er *sie* zu sehen glaubte, als hätte er aus ihrem Antlitze und aus ihren Augen nur all' sein Glück und vollen Trost schöpfen sollen."

So weit *Boccaccio*. Ist es aber ein zuverlässiger historischer Bericht, oder ist es eher eine novellenartige Erzählung, was wir hier vor uns haben? Es ist Wahrheit und Dichtung. Der Kern seiner Darstellung ist unbestreitbar geschichtlich, allein die ganze Schilderung erinnert doch gar zu lebhaft an die Novellen des *Decameron*, als dass wir nicht annehmen sollten, er habe das wirklich Geschehene nach seiner Art ausgeschmückt. Dante hat selber in seinem Jugendwerke die Geschichte der Entstehung und des Verlaufes seiner Liebe ausführlich, in dichterischem Gewande zwar,

im Ganzen aber auf glaubwürdige Weise erzählt. Warum berichtet er aber kein Wort von dem Frühlingsfeste, — kein Wort von der romanhaften Art des ersten Begegnens, wenn diess geschichtliche Thatsachen wären? Das Frühlingsfest, das Fest der erwachten Natur, wie *Boccaccio* es schildert, — es hätte doch seiner Vorliebe für die Allegorie einen schönen Stoff dargeboten, — einen Stoff, den auszubeuten Dante wohl schwerlich versäumt haben würde. Er hat es aber nicht gethan und sein Schweigen hierüber macht die völlige Thatsächlichkeit der Erzählung seines Biographen mehr als zweifelhaft.

Dante's eigene Schilderung seiner ersten Begegnung mit *Beatrice* eröffnet uns einen tiefen Einblick in seine Denkungsart, in sein ganzes Herz.

„Neunmal schon nach meiner Geburt war der Himmel des Lichtes beinahe zu derselben Stelle, der ihm eigenthümlichen Kreisung gemäss, zurückgekehrt, als meinen Augen zum ersten Male die glorreiche Gebieterin meines Herzens erschien, die *Beatrice* (die Beseligende) von Vielen genannt wurde, welche nicht wussten einen wie passenden Namen sie ihr damit gaben. So lange schon war sie in diesem Leben gewesen, dass in ihrem Alter der Sternenhimmel um ein Zwölftheil eines Grades gegen Morgen sich bewegt hatte, so dass sie gegen den Anfang ihres neunten Jahres mir erschien und ich sie sah gegen das Ende meines neunten Jahres. Sie erschien mir in herrlicher, sittsamer und schlichter blutrother Farbe gekleidet, gegürtet und geschmückt in der Art, wie es ihrem sehr zarten Alter sich geziemte. In jenem Augenblicke, sage ich mit Wahrheit, begann der Geist des Lebens, welcher in der verborgensten Herzenskammer wohnet, so heftig zu zittern, dass es an den kleinsten Pulsen schrecklich sich zeigte und mit Zittern sprach er die Worte: *Da ist ein Gott, stärker denn ich; er kommt und wird über mich herrschen!* In jenem Augenblicke begann der empfindende Geist, der in der hohen Kammer wohnt, welcher

alle sinnlichen Geister ihre Wahrnehmungen zuführen, sich hoch zu verwundern und zu dem Gesichtsgeiste insbesondere redend, sprach er die Worte: *Eure Seligkeit ist bereits erschienen!* In jenem Augenblicke fing der natürliche Geist, der in jenem Theile wohnt, wo unsere Nahrung zubereitet wird, zu weinen an und weinend sprach er die Worte: *Weh' mir Armen! denn von nun an werde ich öfters behindert sein!* Von da an, sage ich, hat Liebe meine Seele beherrscht, welche ihr sofort vermählt ward und sie, die Liebe, begann durch die Macht, welche meine Einbildungskraft ihr verlieh, so grosse Sicherheit und solche Herrschaft über mich zu gewinnen, dass ich völlig Alles thun musste, was sie von mir verlangte. Oftmals verlangte sie von mir, den Anblick dieses blutjungen Engeleins zu suchen; wesshalb ich öfters in meinem Knabenalter sie aufzusuchen ausging, und ich sahe an ihr ein so edles und löbliches Betragen, dass man fürwahr jenes Wort des Dichters Homer auf sie anwenden konnte: Nicht von sterblichen Menschen, von einem Gotte scheint sie geboren. Und wiewohl ihr Bild, das unauslöschlich meinem Herzen eingeprägt war, der Liebe Dreistigkeit mich zu beherrschen verlieh, so war dasselbe dennoch von solch' edler Kraft, dass es der Liebe niemals gestattete, mich ohne den treuen Rath der Vernunft in Dingen zu leiten, wo auf einen solchen Rath zu hören heilsam ist. Weil indess das Verweilen bei Leidenschaften und Handlungen einer so frühen Jugend wie ein Märchen erscheint, so will ich nicht weiter davon reden."

Hier ist die äussere Geschichte des ersten Begegnens viel einfacher und es liegt kein Grund vor, deren vollständige Glaubwürdigkeit irgend in Zweifel zu ziehen. Und die innere, die Geschichte des Herzens? — Wo auf solche Weise ein inneres Erleben geschildert wird, da lege ich die kritische Feder ehrfurchtsvoll aus der Hand. —

Die *Portinari* wohnten nicht weit von den *Alighieri*, woraus sich schliessen lässt, dass dem Dichter in seiner Jugend der Anblick

der Geliebten seines Herzens nicht selten zu Theil geworden. *Beatrice* war im April 1266 geboren. Ihre Eltern waren *Folco Portinari* und *Gilia Caponsacchi.* Die Familie stand in Florenz in hohem Ansehen und besass ein bedeutendes Vermögen. Eines ihrer schönsten Werke, das berühmte Hospital *Santa Maria Nuova,* verdankt die Stadt dem *Folco Portinari*, dem Vater von Dante's Jugendgeliebten. Auch andere Denkmäler seiner Frömmigkeit und seines wohlthätigen Sinnes hat er gestiftet. Er starb im Jahre 1289. Bei der Erwähnung seines Todes sagt Dante von ihm, Viele hätten ihn für einen in hohem Grade guten Mann gehalten und er sei es in der That auch gewesen.

Ueber volle neun Jahre geht Dante stillschweigend hinweg. Von dem berichteten Ereigniss in seinem neunten Jahre geht er sofort zu einem aus seinem achtzehnten über. Gerade neun Jahre nach jener ersten Begegnung erscheint das inzwischen zur blühenden Jungfrau herangewachsene Mädchen dem Jüngling Dante wieder. Im reinsten Weiss gekleidet schreitet sie inmitten zweier älteren Damen dahin und zum ersten Male wird der Liebeserfüllte durch ihren Gruss beseligt. Berauscht von Liebesseligkeit zieht er in die Einsamkeit sich zurück, versinkt in einen sanften Schlummer, aus welchem ein mysteriöser Traum ihn wieder aufweckt. Er dichtet ein Sonett (das am Ende des vorigen Kapitels angeführte) und sendet es an die berühmten Dichter jener Zeit, sie um ihre Meinung über sein Traumgesicht fragend. Von Vielen und in verschiedenem Sinne wird ihm Antwort, — aber keine Beruhigung. „Von diesem Gesichte an begann mein natürlicher Geist in seiner Thätigkeit gehemmt zu werden, denn meine Seele war ganz mit dem Gedanken an jene Edelste beschäftigt; in kurzer Zeit ward ich daher so hinfällig und so schwach, dass mein Aussehen vielen Freunden Sorge einflösste." Man möchte ihm das Geheimniss seines Herzens entlocken, man merkt es ihm wohl an, dass er vor Liebe schmachtet und möchte den Gegenstand seiner Liebe kennen. Damit sein Geheim-

niss nicht verrathen werde, stellt er sich, als hätte eine Andere sein Herz gefangen genommen. Wie diese Florenz verlässt, muss eine Dritte zum Schirme der Wahrheit ihm dienen. Darüber wird er aber zum Gegenstande des Stadtgeschwätzes, so dass ihm bei der nächsten Begegnung *Beatrice*, „die eine Zerstörerin aller Laster und Königin der Tugenden war," ihren ihn so hoch beseligenden Gruss verweigert. Nun entschliesst er sich, sein ganzes Herz zu offenbaren. Bei einem späteren Zusammentreffen mit *Beatrice* in einem befreundeten Hause wird er durch ihren Anblick all' seiner Kräfte und selbst der Besinnung beraubt. Gefragt, warum er sie denn liebe, wenn er doch ihre Gegenwart nicht ertragen könne, gibt er zur Antwort: „Der Endzweck meiner Liebe war einst der Gruss meiner Geliebten und in diesem Grusse lag meine Seligkeit, — dieser Gruss war das letzte Ziel all' meiner Wünsche. Seitdem es ihr aber gefiel, diesen Gruss mir zu verweigern, hat die Liebe, die mich beherrscht, all' meine Seligkeit in Das gelegt, was mir nicht verloren gehen kann, nämlich in die Worte, die meine Geliebte preisen." Der Himmel geht ihm in der Geliebten auf, die schönste Blume ist sie ihm im Garten Gottes, an sie denkt er bei allem Guten, bei allem Beglückenden, das ihm widerfährt.

Von solcher Anmuth Adel ist umwoben
  Die Holde, dass, wem grüssend sie sich neigt,
  Dem plötzlich seine Zunge bebend schweigt,
  Sein Blick sich senkt, der sich zu hoch erhoben.

Sie geht dahin, hört leise sie sich loben,
  Weil in der Demuth Kleide sie sich zeigt;
  Wohl scheint's, dass sie zur Erde niedersteigt,
  Ein herrlich Wunder aus dem Himmel droben.

Wenn ihres Auges Zauber ich betrachte,
  Fühl' ich, wie Wonne mir im Herzen quillt,
  Die nie begreift, wer sie nicht selbst erlebet;

Herab von ihren süssen Lippen schwebet
  Ein milder Geist von Liebeshuld erfüllt
  Und spricht zu meiner Seele scheidend: Schmachte!

Auf Erden wird *Beatrice* als ein Engel Gottes bewundert und die Engel des Himmels sehnen sich nach dem Kinde der Erde.

Im göttlichen Verstande ruft ein Engel
Und spricht: «O Herr, dort auf der Erde sieht
Ein Wunder man an Mienen, das erblüht
In einem Geist, dess Strahlen hieher fliessen.»

Der Himmel fleht, sonst ledig aller Mängel,
Von seinem Herren Sie für sein Gebiet;
Und alle Heil'gen flehn mit ihm bemüht.
Nur Mitleid will an uns sich hülfreich schliessen.
Gott redet, Ihrer eingedenk, der Süssen:

«Ihr, meine Theuern, duldet noch im Stillen,
Denn eure Hoffnung bleibt nach meinem Willen
Dort, wo sie Einer fürchtet einzubüssen,
Der dem verlornen Volk wird offenbaren:
Ich sah die Hoffnung der verklärten Schaaren.»

— Die Lieder, denen Dante seine Gefühle für *Beatrice* anvertraut hat, bezeichnen den Beginn der modernen Lyrik. So hatte vor ihm kein Dichter sein ganzes Herz, sein innerstes Selbst, seine ganze gotterfüllte Seele in seinen Liedern ausgesprochen. Davon werden wir indess zu reden haben, wenn wir Dante als lyrischen Dichter würdigen werden.

An eine Liebe im modernen Sinne ist freilich hier schlechterdings nicht zu denken. Was Dante für das liebliche Mädchen fühlte, das war die reinste platonische Liebe, — eine Liebe, in welche sich durchaus nichts Sinnliches einmischte. „Dem Herzen, das noch ungeprüft von den Schlägen des Schicksals in kindlicher Freudigkeit lebt, geht in der Geliebten der ganze Himmel auf. Ihre Schönheit, ihre Güte, all' ihre Tugenden sind ihm nur ein Beweis von Gottes unendlicher Liebe; selbst das Wohlgefallen an der irdischen Gestalt wird, statt zu verlockender Begier, zur geweihten Freude an der Herrlichkeit, die Gott im Geschöpfe offenbart hat. Solche Liebe kennt kein unbefriedigtes Verlangen, keine Eifersucht und keine Klage. Ist doch die Geliebte selbst nur die wunderbarste und köst-

lichste unter den Blumen, die in Gottes weitem Garten blühen, vor denen wir in stiller Freude stehen und ihres Duftes geniessen, ohne dass wir versucht würden, die Rose zu brechen. Ihre Stimme ist nur die tönendste unter denen der tausend Nachtigallen, denen wir lauschen und ohne Missgunst uns des Entzückens freuen, das ihr Lied zugleich in Anderen weckt."

Aber diese frühe Liebe hat den jungen Dichter nicht allein entzückt und beseligt, er hat von derselben auch die mächtigsten Impulse erhalten, durch sie ward in seinem Inneren ein höheres, ein göttliches Bewusstsein erweckt. Dante selber bezeugt es wiederholt, wie Vieles, wie Grosses er der Geliebten, — seiner reinen Liebe zu ihr verdanke. *Beatrice* ist es, durch welche er den gemeinen Haufen verlassen hat (*Inferno* II, 105); darum bemerkt er denn auch, die Herrschaft der Liebe sei heilsam, weil sie den Sinn ihres Getreuen von allem Gemeinen entferne. Und welch' einen heilsamen, veredelnden Einfluss die Geliebte auf das Herz des jungen Dichters ausübte, davon mögen seine eignen Worte ein lautes Zeugniss ablegen. „Wenn sie," sagt er, „wenn sie von irgend einer Seite her mir erschien, da fühlte ich aus Hoffnung des bewunderungswürdigen Grusses keine Feindschaft gegen irgend Jemanden mehr, es durchdrang mich vielmehr eine solche Liebesflamme, die mich dahin brachte, einem Jeden zu vergeben, der mich irgend beleidigt hätte." Einen solchen Einfluss übt sie aber nicht auf ihn allein, sie übt ihn auf einen Jeden, der ihr nahe kommt:

Der Himmel fühlt um sie der Sehnsucht Schmerzen;
Und nun künd' Ihre Tugend ich mit Fleiss:
Strebt, sag' ich, eine Frau nach edlem Preis,
Geh' sie mit Ihr; denn im Vorüberschweben

Wirft Amor starren Frost in niedre Herzen,
Dass all' ihr Denken stirbt und wird zu Eis.
Wer Aug' in Aug' Ihr schaute sehnsuchtheiss,
Würd' edel werden, oder nicht mehr leben.
Und wen Sie würdig hält, den Blick zu heben

Zu Ihr, an dem beweist Sie sich zum Heile,
Aus Ihrem Gruss wird Segen ihm zu Theile;
Dann wird er gern vergessen und vergeben.
Noch wollte gröss're Gunst Ihr Gott zuwenden:
Mit dem Sie sprach, der kann nicht sündig enden.

Alles, was sie anschaut, muss edel werden, Zorn und Stolz müssen vor ihr fliehen. Dante rühmt es, *Beatrice* habe ihn auf den Weg der Tugend geleitet, die Liebe zu ihr habe zu der Erkenntniss ihn geführt, dass ohne tugendhaft zu sein Niemand wahren Ruhm sich erwerben könne.

So ist denn seine Liebe rein ideeller Art. Dass er das irdische Mädchen, *Beatrice Portinari*, innigst geliebt, das wollen wir freilich nicht in Abrede stellen. Indess können wir kaum umhin, einen leisen Zweifel auszusprechen, ob die Liebesflamme, die in seinem Busen brannte, — ob die Liebesgluth, die in seinem Herzen loderte, so ganz dem sterblichen Mädchen galt. Dante's ganze Schilderung hat in uns immer wieder und wieder den Gedanken wach gerufen, seine glühende, bald schmachtende, bald seligkeitstrunkene Liebe habe sich zum bei weitem grösseren Theile auf eine Idee bezogen, auf das irdische Mädchen aber nur insofern, als der Dichter die Idee in ihr verkörpert glaubte und insofern sie, ihr Anblick, ihr Gruss, ihm der erste Antrieb geworden, in das Reich der Ideale sich emporzuschwingen. Daraus erklärt sich die übergrosse an Sentimentalität sehr nahe grenzende Ueberschwenglichkeit, die aus Dante's poetischer sowohl, als auch aus seiner prosaischen Schilderung seiner Liebesseligkeit und seiner Liebesschmerzen sich nun einmal nicht hinwegläugnen lässt. Daraus erklärt sich ferner der Umstand, dass er in der *göttlichen Komödie* die hingeschiedene Jugendgeliebte als ein Symbol, als eine Allegorie, als die Personification einer Idee einführt. Sein tiefes, sinniges Gemüth hatte bereits in der aufblühenden Jungfrau, vielleicht in dem reizenden Kinde schon, die Personification oder das Sinnbild einer Idee er-

blickt, darum blieb ihm die Idee an den Namen, an das Bild seiner *Beatrice* geknüpft. Die *Beatrice* der *Divina Commedia* ist darum in weit höherem Grade eine allegorische als eine geschichtliche Person, weil schon die *Beatrice* der *Vita Nuova* ebensosehr allegorische als historische Persönlichkeit ist.

Von je her und bis zu unseren Tagen sind viele bedeutende und unbedeutende Danteforscher in dieser Hinsicht viel weiter gegangen. Man hat nämlich behauptet, *Beatrice* sei ein reines Symbol und nichts als Symbol, Dante habe, so oft er von ihr spricht, niemals eine wirkliche, geschichtliche Persönlichkeit im Sinne, nie sei sein Herz von Liebe zu dem irdischen Mädchen *Beatrice* beseelt gewesen. Wir glauben uns indess bei dieser Wunderlichkeit nicht länger aufhalten zu müssen. Die historische Existenz der Tochter des *Folco Portinari* ist über jeden Zweifel erhaben. Geht jene wunderliche Ansicht von der vorhin berührten Ueberschwenglichkeit der Dante'schen Schilderung aus, so spricht doch Dante hinwiederum sehr oft, wenn er von *Beatrice* redet, so einfach und natürlich und in so unzweideutigen Ausdrücken, dass er keinen Zweifel hierüber wollte aufkommen lassen. Die *Beatrice* der *Divina Commedia* ist freilich vor Allem eine Allegorie; eine *blosse Allegorie* hätte aber schlechterdings nicht sagen können, sie habe „die Art des Lebens vertauscht," sie sei „vom Fleische zum Geiste erhoben" worden; eine *blosse Allegorie* konnte Dante unmöglich von „ihrem eingesargten Fleische" reden lassen, unmöglich ihr die Worte in den Mund legen:

> Natur und Kunst, sie boten solche Wonne
> Dir niemals wie die schönen Glieder, die mich
> Umschlossen und auf Erden nun zerstreut sind.

Denen aber, welche in der irdischen Liebe zu einem sterblichen Mädchen eine Schwäche, einen Makel sehen, wovon sie den hehren

Dichter freisprechen zu müssen glauben, — diesen würde unser Dante antworten:

Lieb' und ein adlich Herz sind Eins zu nennen,
Wie uns des Weisen alte Schriften lehren;
So wenig kann sich Ein's vom Andern trennen,
Als das Vernünft'ge der Vernunft entbehren.

Sechstes Kapitel.

Freundschaften.

Da unter unähnlichen Menschen keine Freundschaft bestehen kann, so wird überall, wo man Freundschaft sieht, Aehnlichkeit vorausgesetzt; wo aber Aehnlichkeit vorausgesetzt wird, da sind sowol Lob als Tadel gemeinschaftlich. Daher sollen wir nicht dulden, dass irgend ein Lasterhafter gegen uns als ein Freund sich zeige; denn von Demjenigen kann man keine gute Meinung fassen, zu welchem ein solcher als Freund sich stellt.
DANTE, CONVITO III 3.

Die meisten Freundschaften, sagt einmal Dante, werden in der Jugend geknüpft. Seine ersten und werthesten Freunde hat er sich demgemäss auch selber in seiner Jugend erworben. Es war ihm beschieden, zu einer Zeit zu leben, in welcher die italienische Poesie frische, lebendige Impulse empfing, und er, der berufen war, dieselbe zu ihrer höchsten Höhe zu erheben, er war zugleich mit den damals

hervorragendsten Dichtern befreundet. Er lebte zu einer Zeit, da die Kunst einen neuen Aufschwung nahm und ihm, der einen so tiefen Sinn für dieselbe hatte, ist auch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit zu Theil geworden.

Jener, der damaligen Dichter, Freundschaft hat sich Dante durch seine eigenen ersten poetischen Versuche erworben. Zum Theile waren diese Freundschaften eine mittelbare Frucht seiner reinen und edlen Liebe. Wir haben bereits erwähnt, wie er, auf das Traumgesicht hin, welches ihm nach der Begegnung mit *Beatrice* in seinem achtzehnten Jahre geworden, ein Sonett dichtete, dasselbe den damaligen Dichtern zusandte, sie um die Deutung seines Gesichtes ersuchend. Auf dieses Sonett, berichtet er selber, ward von Vielen und in verschiedenem Sinne geantwortet. Von diesen Antwortsonetten sind nur drei auf uns gekommen. Das eine ist von einem höchst unbedeutenden Dichter, der zufälligerweise den gleichen Namen mit dem noch jungen Nebenbuhler trug, — er hiess *Dante da Majano*. In seinem Antwortsonett behandelt dieser den jungen Dichter mit anmassender Geringschätzung als Einen, um dessen Verstand man besorgt sein müsse und dem er keinen besseren Rath zu geben weiss, als sich an den Arzt zu wenden. Der eingebildete, damals ganz unverdienter Weise gefeierte Mann hatte gewiss nicht die leiseste Ahnung davon, wie unermesslich hoch der von ihm so verächtlich und geringschätzig beurtheilte junge Dichter ihn einst überragen würde. *Dante da Majano,* sagt *Balbo* treffend, „könnte wohl, — wird aber wahrscheinlich nicht, — jenen vorgerückteren Besitzern irgend welchen literarischen Ruhmes als Exempel dienen, welche die Anfänger verachten, die doch berufen sind, ihren Ruf zu verdunkeln!"

In würdigerer Weise antworteten dem jungen Dante zwei andere, bei weitem bedeutendere Dichter jener Zeit: *Guido Cavalcanti* und *Cino da Pistoja*. Letzteren hat Dante in seiner unten zu besprechenden Schrift über die Volkssprache wiederholt als sei-

nen Freund erwähnt und ihn zu den vorzüglicheren Dichtern gezählt. Er war ein berühmter Jurist, lehrte zu Bologna und auf andern Universitäten die Rechtswissenschaft, schrieb einen damals sehr geschätzten Commentar über Justinians Codex und erwarb sich als lyrischer Dichter den Ruhm, der poetischen Sprache Italiens zuerst Anmuth gegeben zu haben. Seiner politischen Richtung nach war er ein entschiedener Ghibelline, so sehr, dass er auch noch nach dem Tode Heinrichs VII., der die letzten Hoffnungen der italienischen Ghibellinen mit sich in das Grab hinab genommen zu haben schien, es dennoch wagen durfte, das Recht der deutschen Kaiser gegen Robert von Neapel, das damalige Haupt der Guelfen, öffentlich zu vertheidigen. Dante's Freundschaft für ihn war so gross, dass er, wo er *Cino's* erwähnt, sich selber neben ihm anführt und sich dabei meistens des Ausdruckes bedient: *Cino da Pistoja und sein Freund.* Das vorhin erwähnte Antwortsonett an Dante anlangend, waltet indess ein Zweifel ob. Als *Cino's* Geburtsjahr wird nämlich das Jahr 1270 angegeben. Nun schrieb aber Dante sein fragliches Sonett, auf welches *Cino* geantwortet haben soll, bereits im Jahre 1283, also zu einer Zeit, da sich *Cino* erst in seinem dreizehnten Lebensjahre befand. Da er nun in einem solchen Alter wol nicht das fragliche Sonett gedichtet haben kann, so bleibt es nur übrig anzunehmen: entweder, dass Cino früher geboren worden als nach der gewöhnlichen Annahme erst 1270; oder, dass er sein Sonett erst mehrere Jahre später gedichtet; oder aber, dass dasselbe nicht von ihm herrühre.

Als seinen ersten Freund nennt Dante selber wiederholt seinen Mitbürger *Guido Cavalcanti*, dessen Antwortsonett nach Dante's Zeugniss den Grund zu einer Freundschaft zwischen beiden Dichtern legte, welche erst durch den Tod gelöst werden konnte. Einer adelichen Familie von Florenz entsprossen, war er der Sohn jenes *Cavalcante de' Cavalcanti*, welchen Dante als einen Epicuräer in den höllischen Kreis der Ketzer versetzt. *Guido* war bedeutend

älter als Dante, indem er um das Jahr 1235 geboren sein soll. Er besass bedeutende philosophische Kenntnisse und darf als Dichter als der unmittelbare Vorgänger Dante's betrachtet werden. Letzterer rühmt ihn als den Schöpfer einer neuen poetischen Sprache, als den, der seiner Vorgänger Ruhm verdunkelt:

> So nahm der Sprache Ruhm der eine Guido
> Dem andern, und vielleicht ist schon geboren,
> Der Diesen aus dem Nest wie Jenen treibt.

Diesem Freunde hat Dante seine Jugendschrift gewidmet und stellt ihn, wo er desselben in seinem grossen Gedichte Erwähnung thut, sich selber als ebenbürtig zur Seite. Warum, so lässt er dessen Vater *Cavalcante de' Cavalcanti* fragen, warum ist denn mein Sohn nicht dein Gefährte auf deiner geistigen Wanderung? Irren wir nicht sehr, so ist in diesen Worten die Anerkennung ausgesprochen, dass Cavalcanti's geistige Begabung ebenso hervorragend war, als die unseres Dichters. Dieser Anerkennung entspricht auch das Zeugniss der Zeitgenossen auf das Vollkommenste. Von denselben wird er als ein feingebildeter, talentvoller und in jeder Beziehung sehr bedeutender Mann geschildert, und ein alter Ausleger des Dante nennt ihn nächst Dante das zweite Auge der italienischen Literatur. Ein Jahr nach Dante's Geburt hatte sich Guido mit der Tochter *Farinata's degli Uberti*, des muthigen und energischen Hauptes der ghibellinischen Partei, verehelicht. Er selber war ein ebenso entschiedener Ghibelline als der vorhin erwähnte *Cino da Pistoja*, ja, er nahm unter den Ghibellinen eine sehr hervorragende Stellung ein. *Corso Donati*, das berüchtigte Haupt der guelfischen Partei, fürchtete ihn dermassen, dass er sogar den Versuch machte, ihn auf meuchelmörderische Weise zu beseitigen. Durch seine umfassenden philosophischen Kenntnisse zu einer unbefangenen, freien Denkungsart gelangt, war er, wie sein Vater, in den Ruf eines Epicuräers, d. h. eines Ungläubigen, gekom-

men, was ihn jedoch nicht abhielt, nach heiligen Orten zu wallfahrten. Von seinen letzten Schicksalen und dem Antheil, den Dante daran genommen, werden wir noch später zu reden haben.

Nach seinem eigenen unzweideutigen Zeugniss waren diese zwei Männer die ersten Freunde unseres Dichters. Und es dürfte vielleicht nicht unwichtig sein, auf diese Freundschaft besonders aufmerksam zu machen. Wir haben bereits gesehen, dass Dante durch Geburt, durch Familientradition der guelfischen Partei angehörte. Demgemäss wird allgemein als selbstverständlich vorausgesetzt, er habe derselben Partei, anfänglich wenigstens, auch durch eigene Ueberzeugung angehört, und weil es keinem Zweifel unterliegen kann, dass er in späteren Jahren ein entschiedener Anhänger des Ghibellinismus gewesen, so ist nun gar Vieles darüber geredet, geschrieben und gestritten worden, wann er seine politische Gesinnung geändert habe und von der einen Partei zu der anderen übergetreten sei. Kann es aber, nach seinem eigenen Zeugniss, keinem Zweifel unterliegen, dass zwei der hervorragendsten Anhänger des Ghibellinismus zu seinen ersten Freunden gehört, — zu seinen *ersten*, in beiden Bedeutungen dieses Ausdrucks, — nahm es ferner Dante ernst mit seinem angeführten Worte, dass nur unter ähnlich Gesinnten Freundschaft bestehen könne, — nun, dann werden wir den ghibellinisch Gesinnten wol bereits in dem Jüngling und nicht erst in dem reiferen Manne zu suchen haben. Wie dem aber sei, diese zwei Männer, vorzüglich *Cavalcanti*, haben unstreitig einen nicht unwesentlichen Einfluss sowol auf die dichterische Entwicklung, als auch besonders auf die politische Anschauungsweise des jungen Dichters ausgeübt.

Die zwei genannten waren aber nicht die einzigen Dichter jener Zeit, welche Dante zu seinen Freunden zählte. In einem an Cavalcanti gerichteten Sonett nennt Dante neben jenen beiden auch noch einen dritten:

Du Guido, Lappo und ich, wie sehr
 Wünscht' ich, dass Zauber uns zugleich befinge,
 Zu Schiff uns brächt' und dass die Barke ginge
 Nach eur' — und meinem Willen hin und her,
Dass kein Geschick, kein böses Ungefähr
 Je dürfte lähmen unsers Schiffleins Schwinge,
 Auch, dass wir lebten immer guter Dinge
 Und uns vereint gefielen mehr und mehr.

Dieser *Lappo*, den hier Dante als seinen dritten Freund erwähnt, war der Sohn des bereits genannten berühmten Ghibellinenhauptes *Farinata degli Uberti* und Vater des als Dichter nicht unbedeutenden *Fazio degli Uberti*. Auch in seinem Buche über die Volkssprache hat Dante dieses Freundes ehrenvolle Erwähnung gethan. Als Dichter war er zu seiner Zeit sehr geachtet und das Wenige, das von seinen poetischen Arbeiten auf uns gekommen ist, beweist, dass diese Achtung keine ganz unverdiente gewesen. Dürfen wir annehmen, dass die politische Gesinnung des Vaters auf den Sohn übergegangen ist, so hätte Dante auch seinen dritten Freund unter den entschiedensten Ghibellinen gefunden.

Noch andere Dichter werden neben diesen drei erwähnt, mit welchen Dante in freundschaftlichem Verkehr gestanden sei. So jener *Buonagiunta degli Urbicciani* aus Lucca, dem Dante unter den Schlemmern im *Purgatorio* wieder begegnet, von dessen Dichtungen er aber in seinem Buche über die Volkssprache das Urtheil fällt, sie seien nicht sowol in italienischer Sprache als vielmehr im Lucchesischen Dialecte gedichtet. Die ältesten Commentatoren berichten nahezu einstimmig, Dante sei mit diesem mittelmässigen Dichter befreundet gewesen und habe mit ihm einen poetischen Briefwechsel unterhalten. Der Freundschaft eines anderen Dichters, des *Dino Frescobaldi* aus Florenz, soll, wenn wir *Boccaccio's* Erzählung Glauben schenken wollen, die Wiederaufnahme und Fortsetzung des begonnenen aber wieder liegen gebliebenen Dante'schen Gedichtes zu verdanken sein. Dieser, keineswegs unbedeutende

Dichter soll nämlich, wie *Boccaccio* zweimal berichtet, dem Dante die wiederaufgefundenen sieben ersten Gesänge der göttlichen Komödie mit der dringenden Mahnung zugeschickt haben, das Werk fortzusetzen und zu vollenden. Allein der Erzähler spricht selber einige Bedenken gegen die Thatsächlichkeit dieser Anekdote aus, und es wird sich uns bei Besprechung der Frage nach der Abfassungszeit des grossen Gedichtes zeigen, dass diese Bedenken nur allzu begründet sind.

Die Dichter waren es aber nicht allein, welche mit unserem Dante, mit welchen er freundschaftlichen Verkehr unterhalten. Auch die Freundschaft der ausgezeichnetsten Künstler jener Zeit ist ihm zu Theil geworden. Im elften Gesange des *Purgatorio* erwähnt Dante den berühmten Miniaturmaler *Oderisi von Agubbio*, den in dieser Kunst ebenso berühmten *Franco Bolognese*, *Giovanni Cimabue*, an dessen Namen und Thätigkeit die dauernde Begründung eines festen Styls der Malerei sich knüpft, dessen grösseren Schüler *Giotto*, den als Architekten, Plastiker und Maler ersten und mächtigsten Maler dieser Zeit, dessen Thätigkeit durch ganz Italien vom venezianischen bis in's neapolitanische Gebiet durch grossartige Compositionen bezeugt wird, dessen überwältigender Einfluss der italienischen Kunst seines Zeitalters auf lange hin den Stempel aufprägte — und diese alle erwähnt Dante auf eine Weise, die nicht allein auf einstige genaue persönliche Bekanntschaft, sondern auch auf freundschaftlichen Verkehr mit ihnen schliessen lässt. Indess fehlt es uns an bestimmten Nachrichten darüber, in welchem Verhältniss Dante zu den drei ersten unter diesen vier Künstlern gestanden. Mit dem grossen *Giotto* hingegen hatte er einen Freundschaftsbund geschlossen, wie denn ein alter Ausleger berichtet, der Dichter habe den Künstler in Padua besucht und sei von ihm mit herzlicher Freude in dessen Hause empfangen worden. Von *Giotto's* Meisterhand rührt auch das jugendliche Bild unseres Dichters her, welches erst im Jahre 1840 an einer Wand der Kapelle des Podestà

zu Florenz wiederaufgefunden ward und welches wahrscheinlich um das Jahr 1290 gezeichnet wurde.

Boccaccio berichtet, Dante habe an Musik und Gesang die grösste Freude gehabt, mit den ausgezeichnetsten Musikern und Sängern jener Zeit sei er befreundet gewesen. Unter diesen nimmt unstreitig die erste Stelle ein jener gefeierte Sänger und Tondichter *Casella*, der, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der alten Commentatoren, Dante'sche Lieder in Musik gesetzt hat. Dante hat ihm im *Purgatorio* (II, 76 ff.) ein rührendes Denkmal seiner Freundschaft gesetzt:

Und aus der Seelenschaar hervor trat eine
  Mich zu umarmen mit *so* grosser Liebe,
  Dass zur Erwiederung sie mich bewog.
O Schatten, wesenhaft nur für das Auge
  Dreimal umwand ich hinter ihm die Hände
  Und dreimal führt ich sie zur Brust zurück.
Vor Staunen gläub' ich, dass ich mich verfärbte,
  Wesshalb der Schatten lächelnd von mir wich
  Und, als ich vorwärts schritt, um ihm zu folgen,
Mich sanft und freundlich abzustehn ermahnte.
  Da ward ich, wer er sei, gewahr und bat ihn,
  Dass er, mit mir zu reden, etwas weile.
Wie ich im Leib, der sterblich war, Dich liebte,
  Erwiedert' er, lieb' ich von ihm getrennt Dich.
  Darum verweil' ich; aber warum gehst Du? —
Hierher zurückzukehren, mein Casella,
  Sagt' ich darauf, schritt ich zu dieser Reise.
  Doch was hat Dir so viele Zeit genommen? —
Und er darauf: Wenn der da abruft, Wen er
  Und wann er will, mir diese Ueberfahrt
  Mehrfach verwehrt, geschah mir drum kein Unrecht
  — — — — — — — — — — — — —
Raubt Dir kein neu Gesetz, sagt ich dagegen,
  Des liebevollen Sanges Brauch und Kenntniss,
  Der all' mein Sehnen zu beruh'gen pflegte,
So wolle meiner Seele, die begleitet
  Vom Leib hierher kam und sich schwer beklemmt fühlt,
  Ein wenig Labsal durch Dein Lied bereiten. —

„Die Liebe, die zu mir im Geiste redet,“
Hub er darauf so süss zu singen an,
Dass noch die Süssigkeit mir innen nachtönt.
Mein Meister, sowie ich und jene Seelen,
Die mit ihm kamen, schienen so beseligt,
Als ob nichts Andres uns am Herzen läge.

Nicht so innig scheint das Verhältniss gewesen zu sein, in welchem Dante zu *Belacqua* stand, einem florentinischen Zeitgenossen, der musikalische Instrumente, vorzüglich Zithern, verfertigte, sie künstlich mit Schnitzwerk verzierte und dann wol auch selber darauf spielte. Dante begegnet ihn unter den Säumigen am Fusse des Reinigungsberges wieder und spricht seine verwunderte Freude darüber aus, ihn auf dem Rettungswege zu wissen.

So sehen wir denn unseren Dichter in seiner Jugend schon mit den hervorragendsten Talenten seiner Zeit nicht nur bekannt, sondern auch freundschaftlich mit ihnen verkehrend. Das günstige Schicksal hatte ihm das alles gegönnt, was dem Genius förderlich sein kann. Den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Mann seiner Zeit gab es ihm zum Erzieher, die hervorragendsten und gefeiertsten Dichter und Künstler gab es ihm zu Freunden. Wol mochte er aus tiefer Lebenserfahrung reden, als er das Wort sprach, der Mensch könne ohne Freunde keines vollkommenen Lebens sich erfreuen. Zwar wissen wir nicht bestimmt, wie Vieles er dem freundschaftlichen Verkehr mit diesen bedeutenden Männern verdankte; leicht aber lässt sich denken, dass dieser Verkehr, diese Freundschaften, diese Männer keinen ganz unwesentlichen Einfluss auf seine Geistesentwicklung ausgeübt.

In seiner Jugendschrift erwähnt Dante einen ferneren intimen Freund, der zu seiner geliebten *Beatrice* in sehr nahen Beziehungen gestanden. „Es kam Einer zu mir,“ so lauten seine Worte, „es kam Einer zu mir, der nach den Graden der Freundschaft unmittelbar nach dem Ersten *(Guido Cavalcanti)* mir Freund war. Derselbe war mit jener Glorreichen durch die Bande des Blutes so

sehr verbunden, dass Keiner ihr näher stand.“ Wer ist aber damit gemeint? Keine andere Auslegung dieser Worte ist uns bekannt, als die, wonach die Stelle auf *Beatrice's* Bruder, *Manetto Portinari*, sich beziehen soll. Und in der That lassen Dante's Worte kaum eine andere Deutung zu. War er nun mit seiner Geliebten leiblichem Bruder so innig befreundet, — mit welch' seligen Hoffnungen mochte er dann wol sein Herz ernähren! Wie musste dann die Zukunft lieblich und süss seinen Augen entgegenlächeln! Freilich, wir haben es bereits gesagt, wir wiederholen es, Dante's Liebe zu *Beatrice* war nicht sinnlicher, — sie war geistiger Natur. So sehr geistig war sie, diese Liebe, dass der Gedanke, mit der Geliebten seines Herzens noch auf andere als blos geistige Weise verbunden zu sein, ein ehrfurchtsvolles Zittern und Beben in seinem Herzen verursachen mochte. Aber wie? War denn Dante nicht gleichwol ein Mensch von Fleisch und Blut, in dessen Herzen, in dessen Fühlen Sinnliches und Uebersinnliches, Irdisches und Geistiges so geheimnissvoll unzertrennlich sich verbinden? Kann man daher, — muss man daher nicht annehmen, dass auch Dante, ob auch selten und leise nur, auch nach einer anderen Seligkeit, auch nach anderen Freuden sich sehnte, als die, welche eine schlechterdings blos *geistige* Liebe dem Erdenkinde gewähren kann? Wollten wir diess unbedingt läugnen, wir würden dann unseren Dichter der Menschlichkeit entkleiden, zu einem übermenschlichen Wesen ihn machen; oder aber wir müssten aus der rührenden, tiefgefühlten Schilderung seiner Liebe blos die Sprache des Verstandes, nicht aber die Sprache des Herzens, nicht aber die Sprache des Gemüthes heraushören wollen. Dazu wäre aber eine absichtliche Selbstverblendung erforderlich, — eine Selbstverblendung, welche Dante selber ewig zurückweisen würde mit dem Worte:

— Ich bin Einer, der, wenn Liebe
Mich anweht, es bemerk' und in der Weise,
Als sie's im Innern vorspricht, dann verzeichne.

Und wenn er süsse Hoffnungen in seinem Herzen hegte, dann mochte es wohl scheinen, als hätte er mehr als hinreichenden Grund zu dem Glauben, diese seine Hoffnungen einst erfüllt zu sehen.

Doch hatte es das unerbittliche Schicksal ganz anders mit ihm gemeint.

Siebentes Kapitel.

Der doppelte Schmerz.

Die Augen, die getrauert mit dem Herzen,
Empfanden so des Weinens herbe Mühn,
Dass sie sich endlich geben überwunden.
Jetzt, wenn ich will besänftigen die Schmerzen,
Die mich allmählig leis zum Tode ziehn,
Kann ich sie nur durch Klagelaut bekunden.

Vita Nuova, § 23, Canz. IV.

— „Nunmehr beginnen die schmerzvollen Töne.“ Wir haben bis dahin unseren Dichter auf rosigen Wegen begleitet, aber frühe schon beginnen sie dornicht zu werden. Bis dahin sahen wir, wie sein Geist unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers, in der Schule der Liebe und im Verkehr mit geistbegabten Freunden gebildet ward. Aber noch eine andere, eine ernstere Schule musste er durchmachen: die Schule des Leidens.

Dante's reine und zärtliche Liebe, in der er sich eine Zeit hindurch so selig gefühlt, bereitete ihm auch einen doppelten, bitteren

Schmerz. Das Glück, die Geliebte seines Herzens in jeder Beziehung *sein* nennen zu dürfen, ist ihm nicht zu Theil geworden. Hat er wol je um *Beatrice's* Hand angehalten? Wir wissen es nicht. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, er möge es wol gethan haben, sei aber abgewiesen worden, hauptsächlich weil die Vermögensverhältnisse der beiden Familien allzu ungleich waren, indem die *Portinari* zu den reichsten florentinischen Familien gehörten. Aus einer dunkeln Andeutung Dante's in der *Vita Nuova* könnte man aber vielleicht eher den Schluss ziehen, *Beatrice* habe seine Gefühle nicht unerwidert gelassen, durch sein schüchternes, ehrfurchtsvolles Schweigen habe indess der Dichter selber die süssesten Freuden und das höchste Glück verscherzt. Wie dem aber sei, Dante musste den Schmerz erleben, seine geliebte Beatrice im Besitze eines Anderen zu sehen. Ein reicher Bürger von Florenz, *Simone de' Bardi*, führte sie als Gattin heim.

Der neueste Dantebiograph, *Gregoretti*, behauptet freilich, *Beatrice* sei ledig gestorben. Allein er hat eben unterlassen, diese Behauptung einigermassen zu beweisen. Durch eine Stelle des noch erhaltenen Testaments *Folco Portinari's*, des Vaters *Beatrice's*, datirt vom 15. Januar 1287, steht dagegen die Thatsache der Verehelichung *Beatrice's* fest. Hier nennt *Folco* seine Tochter Beatrice ausdrücklich: „Ehefrau des Herrn *Simone de' Bardi.*“ Wir erlauben uns, die betreffende Stelle im Wortlaut der Urkunde anzuführen: *Item dominæ Bici filiæ meæ, et uxori domini Simonis de' Bardis reliqui libr. 50, ad floren.*

Aber ihre Verehelichung hat Dante's Liebe zu *Beatrice* weder ertödtet, noch auch geschwächt. Höchstens mochte dieses Ereigniss die Feuerprobe seiner Liebe sein, die sie von allen irdisch-sinnlichen Bestandtheilen reinigte. Dante selber hat dieser für ihn jedenfalls mehr oder weniger niederschlagenden Thatsache mit keinem Worte Erwähnung gethan; nur aus einer einzigen Stelle der *Vita Nuova* (§ 14), wo er von seinem Zusammentreffen mit *Bea-*

trice im Hause einer Neuvermählten redet, — wenn man diess mit der herkömmlichen florentinischen Sitte in Zusammenhang bringt, wonach es Jungfrauen nicht gestattet war, an einem Vermählungsfeste Theil zu nehmen, — nur aus dieser einzigen Stelle kann man schliessen, der Dichter rede von ihr als von einer verheiratheten Frau. Sonst fährt er nach wie vor fort, die Tochter *Folco's* zu lieben, in dieser Liebe zu schmachten, die Schönheit und die Tugend seiner Geliebten in zahlreichen lyrischen Ergüssen zu besingen, als hätten sich die Verhältnisse nicht im Geringsten geändert.

Einer solchen Liebe würde unsere Zeit den Stempel des Unsittlichen, des Verbrecherischen aufdrücken, vollends wenn man in Erwägung zieht, dass diese Liebe auch dann die nämliche blieb, als der Dichter bereits Ehegatte und Vater war. Allein einen im Mittelalter lebenden Mann dürfen wir eben nicht nach dem sittlichen Maasstabe einer späteren, sondern nur nach dem seiner eigenen Zeit beurtheilen. Und die Anschauungen über Liebe oder *Frauendienst* und Ehe waren damals ganz andere, als sie später sich gestalteten. Eine eigenthümliche Art ritterlichen Frauendienstes hatte im Mittelalter in der Provence sich entwickelt und war von den Provençalischen Sängern, den *Troubadours*, auch nach Italien verbreitet worden. Das Verhältniss eines solchen Frauendienstes zur Ehe war ein völlig gleichgültiges, oder gar ein feindliches. Denn der Ritter durfte sich wol dem Dienste irgend welchen Mädchens oder irgend welcher Frau widmen, nur dem der eigenen Frau nicht; der *Troubadour* durfte wol die Tugend und die Schönheit irgend einer beliebigen Dame besingen, nur der eigenen Gemahlin durften seine Lieder nicht gelten. Ob der Ritter, der dem Dienste einer Dame sich widmete, — ob der Sänger, der seine Dame durch Lieder verherrlichte, — ob die Dame, der von einem solchen Ritter gedient, die von einem solchen Dichter besungen wurde, — ob diese verheirathet war oder nicht, darauf kam es

schlechterdings nicht an. Aus dieser Sitte, über die wir kein Urtheil fällen wollen, die aber nun einmal zu Dante's Zeit thatsächlich bestand, — aus dieser Sitte ist Dante's Verhältniss zu *Beatrice*, zur Jungfrau, zur Gemahlin des *Simone de' Bardi*, zur Verklärten zu erklären, und aus derselben Sitte ist es ferner zu erklären, dass Dante in all' seinen poetischen Ergüssen über die eigene Gemahlin ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Dass sich irgend etwas Unsittliches, Gemeines, Unedles in seine ideelle Liebe eingemischt habe, — diesen Gedanken lässt Dante's Charakter, lässt Dante's ganze Schilderung, lassen Dante's Lieder auch nicht im Entferntesten aufkommen. Und wenn ihn doch gleichwohl ein Vorwurf wegen seines späteren Verhältnisses zur Tochter des *Folco Portinari* treffen sollte, so besteht derselbe einfach darin, ein Kind des dreizehnten und nicht des neunzehnten Jahrhunderts gewesen zu sein, die Anschauungen des dreizehnten und nicht die des neunzehnten Jahrhunderts getheilt zu haben, — ein Vorwurf, den Dante mit den grössten und besten Menschen aller Zeiten allenfalls gemeinschaftlich wird tragen müssen und jedenfalls wird tragen dürfen.

Bei so beschaffenen Sitten, unter solchen Verhältnissen konnte denn auch der Schmerz, den Dante darüber etwa empfand, dass er seine Geliebte die Gattin eines Anderen werden sah, kein tiefgehender und tiefempfundener sein. Aber bald musste er einen zweiten, einen grösseren Schmerz erleben. Er hatte seine poetische Leyer auf's Neue zu stimmen begonnen, — er hatte angefangen zu singen:

So lang schon hält die Liebe mich gefangen
  Und hat gewöhnt mich, ihrem Dienst zu sinnen,
  Dass sie, wie sie erst streng geherrschet innen,
  Nun sanft in mir zu walten angefangen.
Denn, wann durch sie mir meine Kraft vergangen,
  So dass die Geister alle, scheint's, entrinnen,
  Fühlt solche Lust die matte Seele drinnen,
  Dass mir darob erbleichen meine Wangen.

Und also stark dann wird in mir die Liebe,
Dass sprechend meine Geister von mir gehen.
Ausziehn sie dann und flehen
Zur Herrin, dass sie mehr des Segens übe.
So geht es, wo ihr Blick mir auch begegnet,
Und ist so reich mit Demuth doch gesegnet — — —

da plötzlich muss er seinen Gesang unterbrechen, um mit dem klagenden Propheten auf Jerusalems Trümmern schmerzlich auszurufen: „Wie sitzet einsam die Stadt, die sonst volkreiche! Sie ist wie eine Wittwe geworden, die Fürstin der Völker!“ Denn anstatt die Herrliche fernerhin besingen zu können, muss er nun die Hingeschiedene betrauern; anstatt von der Lebenden zu reden, muss er nun von ihrem Tode berichten. Er thut es aber mit kurzen Worten. „Wenn es vielleicht auch gefallen möchte,“ sagt er, „gegenwärtig von ihrem Hinscheiden von uns zu reden, so halten mich doch drei Gründe ab, davon zu handeln: erstens, weil diess nicht zu meinem gegenwärtigen Vorhaben gehört, wie aus dem dieser Schrift vorangehenden Vorwort zu ersehen; zweitens, weil, gesetzt auch es würde diess zu meinem gegenwärtigen Plane gehören, meine Feder nicht hinreichen würde, davon, wie es sich geziemt, zu handeln; endlich aber, weil, gesetzt es wäre das Eine und das Andere der Fall, es sich mir doch nicht ziemen würde, davon zu reden, *weil ich in diesem Falle mein eigner Lobredner sein müsste,* was durchaus Tadel verdienen würde.“ Jedenfalls merkwürdige, aber allerdings dunkele Worte.

Beatrice starb am neunten Juni 1290, in einem Alter von 24 Jahren und zwei Monaten. Auf Dante machte ihr Tod einen niederschmetternden Eindruck. Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so wähnte auch der Schwerbetroffene, Alles müsse mit ihm fühlen, Jedermann seinen Schmerz mit ihm theilen. In diesem Wahne fieberischer Aufregung schreibt er den angesehensten Männern seiner Vaterstadt einen Trauerbrief, den er mit den Worten Jeremias beginnt: „Wie sitzet sie so einsam, die Stadt, die sonst

volkreiche!" Dann ergiesst er in Thränen und wehmüthigen Liedern seinen Schmerz. „Weh mir!" so ruft er in einem derselben aus,

Weh' mir! Solch eine Schaar von Seufzern schicket
Das Herz hervor aus der Gedanken Heer,
Dass meine Augen matt sind und nicht mehr
Den anschaun können, welcher sie anblicket,
Und nur ein Doppelwunsch sich d'rin ausdrücket,
Zu weinen und zu äussern die Beschwer;
Und gar nicht selten weinen sie so sehr,
Dass Liebe mit dem Marterkranz sie schmücket.
Und die Gedanken dann und Seufzer üben
So quälende Gewalt in meinem Herzen,
Dass Liebe dort erstarrt von Qualgefühl;
Denn in sich tragen jene, voller Schmerzen,
Der Herrin süssen Namenszug geschrieben
Und Jammerwort' um Ihr Verscheiden viel.

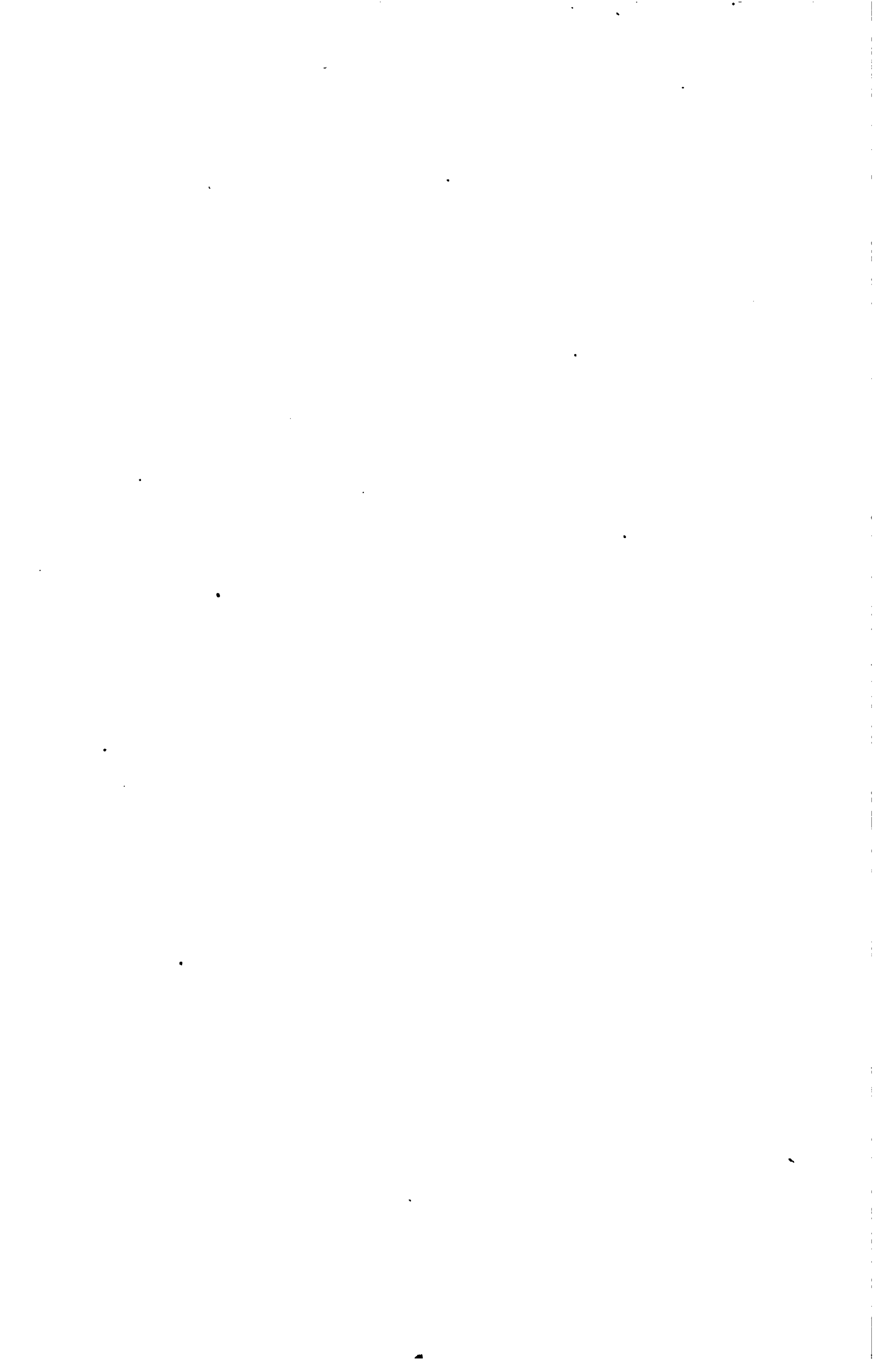
Von dem Schmerze, in welchen der Dichter durch den Verlust seiner Geliebten versetzt wurde, entwirft sein frühester Biograph, *Boccaccio*, folgendes Bild: „Nach Ihrem Scheiden war Dante so schmerzerfüllt, so betrübt, seine Thränen flossen so reichlich, dass viele seiner nächsten Verwandten und Freunde besorgten, nur der Tod würde dem Allem ein Ende machen. Und sie meinten, er würde dem Tode schell entgegeneilen, da sie sahen, dass er den Aufmunterungen und Tröstungen, die ihm dargereicht wurden, kein Ohr leihen wollte. Seine Tage waren den Nächten, — seine Nächte den Tagen gleich; keine Stunde, weder des Tags noch der Nacht, verging ihm ohne Klagen, Seufzer und reichliche Thränenfülle. Es schienen seine Augen zwei reiche Quellen hervorfliessenden Wassers, so dass die Meisten darüber staunten, wo er so viel Feuchtigkeit her hätte, die zu seinem Weinen hinreichte. Wie wir aber sehen, dass die Leidenschaften mit der Zeit erträglicher werden und dass gleichfalls Alles mit der Zeit sich schwächt und zu Ende geht: so geschah es auch, dass Dante in etlichen Monaten sich daran gewöhnte, an *Beatrice's* Tod ohne Thränen zu denken, und mit ge-

sunderem Urtheile, nachdem der Schmerz einigermassen der Vernunft gewichen war, begann er einzusehen, dass weder Thränen noch Seufzer noch irgend sonst etwas ihm die Verlorene wiederzugeben vermochten. Darum schickte er sich an, den Verlust ihrer Gegenwart geduldiger zu ertragen. — Aber schon war er, theils durch das Weinen, theils durch die innere Betrübniss des Herzens, theils weil er keine Sorge mehr zu sich hatte, so weit gekommen, dass er äusserlich den Anblick eines Wilden gewährte: mager, bärtig und ganz anders, als er sonst zu sein pflegte, so dass sein Anblick nicht allein seinen Freunden, sondern Allen, die ihn sahen, Mitleid einflösste, obschon er sich, so lange sein thränenreiches Leben währte, fast nur seinen Freunden zeigte.“ — Diese Schilderung trägt allerdings ganz den ausschmückenden Charakter des Decameronischen Novellendichters, im Wesentlichen scheint sie uns aber mit Dante's eigenen Angaben übereinzustimmen.

Aber Dante's Liebe ward nicht mit der sterblichen Hülle ihres Gegenstandes zu Grabe getragen, vielmehr ward sie, wie die Geliebte selber, von Fleisch zu Geist erhoben. Die vielleicht bis dahin theilweise noch sinnliche Liebe ward fortan zu einer rein geistigen, — die irdische Liebe ward fortan zu einer himmlischen. Fortan hat *Beatrice,* wie in der Wirklichkeit, so auch in Dante's Geiste alles irdische Wesen abgestreift und ist zu einer erhabenen Idee geworden, die ihn über das Irdische erhebt. Wie die Sterbliche einst ein höheres Bewusstsein in seinem Inneren wach gerufen, so erweckt nun die Verklärte das Gottesbewusstsein in seinem Busen. Wie die Sterbliche einst eine Führerin auf dem Wege der Tugend ihm gewesen, so ist nun die Verklärte eine Führerin zu Gott ihm geworden. Hatte ihm einst die Sterbliche die Herrlichkeit Gottes im Reiche der Natur erschlossen, so eröffnet ihm die Verklärte einen Blick in die Gottesherrlichkeit im Reiche der Gnade. Ob auch der Tod seine unerbittliche Hand ausgestreckt, dennoch fühlt sich Dante nicht von seiner Geliebten getrennt; sie lebt ihm ein

doppeltes Leben: sie lebt ihm unter den Engelschaaren auf des Himmels Höhen, — sie lebt ihm aber auch auf Erden mit seiner Seele. Er kann zwar, — er will zwar sich nicht rühmen, ihrem Andenken ununterbrochen treu geblieben zu sein; rühmen kann er sich aber, zu ihrem Andenken zurückgekehrt zu sein, — rühmen kann er sich, ihr ein unvergleichliches Denkmal errichtet zu haben. Die Erinnerung an die Verklärte erweckt ihn aus dem Taumel der Welt, — erweckt ihn aus den Verwirrungen des Parteitreibens, — zieht seinen Geist zur Betrachtung des Ewigen empor, leitet ihn zuletzt auf den Weg, wo er den Frieden des Herzens findet. „Du hast,“ so kann er zuletzt von *Beatrice* rühmen,

„Du hast vom Sclaven mich auf allen Wegen,
In allen Weisen, über die Gewalt
Gewährt Dir war, hinangeführt zur Freiheit.“



DRITTES BUCH.

DER BÜRGER UND STAATSMANN.

Erstes Kapitel.

Tröstungen.

> **Es zeigt sich als des traur'gen Herzens Leben**
> **Ein lieblicher Gedanke, welcher zieht**
> **Oft zu dem Thron des Herrn von euren Reichen,**
> **Allwo er eine Frau verherrlicht sieht,**
> **Von der so süsse Kund' er mir gegeben,**
> **Dass meine Seele sprach: ‚Ich möcht entweichen.'**
> **Und jetzt erscheinet, der ihn will verscheuchen**
> **Und mich beherrschet mit so mächt'ger Kraft,**
> **Dass sichtbar bebt mein Herz vor dem Entzücken;**
> **Der machet fest auf eine Frau mich blicken**
> **Und sagt: ‚Wer sehen will, was Heil verschafft,**
> **Der suche diese Herrin zu betrachten,**
> **Besorgt er nicht, in Seufzern hinzuschmachten!'**
> **Convito, Canzone I, 2.**

Wunden wie die, welche *Beatrice's* Verlust unserem Dichter geschlagen, sind nicht in wenigen Tagen geheilt. So verging es denn geraume Zeit, bevor sein anfangs grenzenloser Schmerz über der Geliebten Tod etwas nachzulassen begann. Ein volles Jahr war seither vergangen und noch hatte seine Seele keinen Trost gefunden, noch lag sein Gemüth in dumpfem Schmerz darnieder. An Tröstungen fehlte es ihm freilich nicht, aber lange weigerte sich das wunde Herz, solche anzunehmen. Mit der Zeit indess fanden diese Tröstungen, welche die Welt ihm darbot, Eingang in sein Herz.

Die gleiche Macht, die so tief ihn gebeugt, die gleiche Macht sollte ihn auch wieder aufrichten. Die Liebe, die das Gemüth ver-

wundet, sie sollte dasselbe in verjüngter Gestalt wieder heilen. So folgte denn auf die erste eine zweite Liebe. Ueber Entstehung und Verlauf derselben lassen wir am Besten ihn selber sprechen.

Etwas mehr als ein Jahr war seit *Beatrice's* Tode vergangen, — „da stand ich," so berichtet Dante in der *Vita Nuova*, „da stand ich an einem Orte, allwo ich an die vergangene Zeit gedachte, und ich war sehr nachdenklich und die schmerzlichen Gedanken, die meine Seele erfüllten, prägten meinem Aeusseren den Stempel entsetzlichsten Verzagens auf. Daher erhob ich, als ich meiner inneren Qual mir bewusst ward, die Augen, um zu sehen, ob irgend Jemand mich bemerken würde. Und ich sah eine edle Dame, jung und ausnehmend schön, welche aus einem Fenster sehr mitleidsvoll, ihrem Anscheine nach, mich betrachtete, so dass alles Erbarmen in ihr vereinigt zu sein schien. Wie nun die Betrübten, wenn sie Anderer Mitgefühl wahrnehmen, eher in Thränen ausbrechen, so fühlte auch ich darauf, wie meine Augen mit Thränen sich füllten. In der Besorgniss daher, mein elendes Leben zu verrathen, entfernte ich mich aus den Augen dieser edlen Dame. Und ich sprach dann bei mir selber: ‚Es kann anders nicht sein, von der edelsten Liebe muss diese mitleidsvolle Dame erfüllt sein.' — — Nun geschah es, dass, wo immer diese Dame mich sah, ihre Mienen einen mitleidigen Zug annahmen und ihr Anblick sich verfärbte auf eine Weise, als würde diess von Liebe bewirkt; daher gedachte ich wiederholt meiner edelsten Herrin, die sich mir ebenfalls immer bleichen Antlitzes gezeigt hatte. Und wahrlich, mehrmals, wenn ich weder weinen noch sonst meinen Kummer ausschütten konnte, ging ich hin, diese mitleidige Dame zu sehen, die durch ihren Anblick meinen Augen Thränen hervorzulocken schien. — — Und durch den Anblick dieser Dame kam ich so weit, dass meine Augen allzusehr sich daran zu ergötzen begannen. — — Der Anblick dieser Dame änderte meinen Zustand dermassen, dass ich oftmals an sie dachte als an Eine, die nur allzuviel mir gefallen würde. Und ich

dachte von ihr: ‚Das ist eine edle, schöne, junge und weise Dame, vielleicht ist sie mir auf Amors Geheiss erschienen, auf dass mein Leben zur Ruhe gelange. Und mit grösserer Liebe noch dachte ich oftmals daran, so dass auch das Herz diesen Gedanken beistimmte.“

Doch redet dieses Herz meistens eine andere Sprache, — eine Sprache, die ihn zur Treue gegen die Verklärte ermahnt. Dante besteht einen inneren Kampf. Die alte Liebe wird eine Zeit lang durch die neue besiegt und zum Verstummen gebracht, aber nur um endlich doch wieder die Oberhand zu gewinnen.

Wer ist sie nun, diese edle Dame, die dem Dichter eine Trösterin geworden? Wir werden bald sehen, wie er sie in einer späteren Schrift als eine rein allegorische Person aufgefasst wissen will. Und eine allegorische Person ist sie allerdings. Allein es frägt sich gleichwohl: Ist diese mitleidige Dame *blosse* Allegorie, oder aber ist sie, gerade wie die Tochter des *Folco Portinari*, eine reale und zugleich eine allegorische Person, d. h. zunächst ein wirkliches weibliches Wesen von Fleisch und Blut, welchem Dante's tiefsinniger Geist hernach eine symbolische Bedeutung beilegte? Nicht viele zwar, aber doch sehr hervorragende Danteforscher haben diese Frage in ersterem Sinne beantwortet und in der mitleidigen Dame ein blosses Symbol gesehen. Wir können dem nicht beistimmen. Die ganze Schilderung Dante's in der *Vita Nuova* nöthigt uns, nach wiederholtem Nachdenken, bei dieser mitleidigen Dame zunächst an eine reale Person zu denken. Und es stimmt diese Auffassung mit der ganzen Art Dante'scher Allegorisirung überein. Seinen Symbolen, seinen Allegorien liegen durchgängig wirkliche Persönlichkeiten zu Grunde. Daher wird man wol auch hier an eine wirkliche Person denken müssen, zumal Dante in der *Vita Nuova* in solchen Ausdrücken von ihr redet, wie er sie bei einer blossen Allegorie wol schwerlich gebraucht haben würde.

Wer aber diese Dame gewesen, welche in des Dichters Herzen an *Beatrice's* Stelle sich gedrängt, darüber können nur Vermuthungen aufgestellt werden. Man hat an *Gemma Donati,* Dante's nachherige Gemahlin denken wollen und zur Unterstützung dieser Annahme darauf hingewiesen, dass die Häuser der Alighieri und Donati benachbart waren. Allein aus diesem einzigen Umstande einen solchen Schluss ziehen zu wollen, scheint doch mehr als gewagt. Wie dem aber sei, als gesichert können wir das Eine betrachten, dass der Dichter nach dem Verlust seiner *Beatrice* durch eine zweite Liebe zuerst wieder getröstet wurde.

Hier fand er freilich weder einen dauernden Trost, noch auch völlige innere Ruhe. Mit den neuen kämpften die alten Gefühle in seinem Inneren und in seiner zweiten Liebe erblickt sein tieffühlendes Herz eine Untreue gegen die Verklärte. Kaum hat er den grenzenlosen Schmerz einigermassen überwunden, — da sieht er sich bald in ein ihm bis dahin unbekanntes Gebiet versetzt, — in *das* Gebiet, wo innere Kämpfe beginnen. Die Verirrungen, die Leidenschaften können seinem Herzen keinen wahren Trost gewähren.

Trost suchend wendet er den Studien sich zu. „Wie mir," so hat er später selber berichtet, — „wie mir das erste Ergötzen meiner Seele verloren gegangen, da ward ich mit solcher Traurigkeit erfüllt, dass kein Trost mir frommte. Nach einiger Zeit jedoch besann sich mein Geist, der Heilung suchte (weil weder die Tröstungen, die ich mir selber zusprach, noch auch die, welche Andere mir darboten, etwas nützten), darauf, jenen Weg einzuschlagen, den ein anderer Betrübter, um Trost zu suchen, schon eingeschlagen. Und ich begann jenes von Wenigen gekannte Buch des Boëthius zu lesen, in welchem er, gefangen und verbannt, sich getröstet hatte. Und als ich überdiess hörte, dass Tullius ein anderes Buch geschrieben, worin er, über die Freundschaft handelnd, Worte des Trostes für Lälius, einen ausgezeichneten Mann,

beim Tode seines Freundes Scipio gesprochen hatte, schickte ich mich an, es zu lesen. Und ob es mir auch anfänglich schwer ward, in ihren Sinn einzudringen, so drang ich zuletzt doch wenigstens so weit ein, als die Sprachkunde, die mir zu Gebote stand, und etwas eigenes Nachdenken es vermochten, — durch welches Nachdenken ich bereits Manches wie im Traume erkannt hatte, wie man in der *Vita Nuova* sehen kann. Und, wie es zu geschehen pflegt, dass der Mensch Silber sucht und wider Erwarten Gold findet, welches eine verborgene Ursache, wol nicht ohne göttliche Leitung, ihm darbietet: so fand auch ich, der ich mich zu trösten suchte, nicht nur ein Heilmittel für meine Thränen, sondern auch Worte von Schriftstellern, von Wissenschaften und von Büchern. Ueber welche Worte nachdenkend, urtheilte ich wol, dass die Philosophie, der Liebesgegenstand dieser Schriftsteller, dieser Wissenschaften, dieser Bücher, ein hohes Gut sein müsste. Und ich stellte sie mir wie eine edle Dame vor und konnte ihr in Gedanken keinen anderen Ausdruck beilegen, als den des Mitleides, wesshalb der Sinn für Wahrheit sie so gern anschaute, dass ich ihn von ihr kaum abwenden konnte. Diese Vorstellung bewog mich, dorthin zu gehen, wo sie sich wahrhaft zeigte, nämlich in die Schulen der Geistlichen und zu den Disputationen der Philosophen, so dass ich innerhalb einer kurzen Zeit, etwa von dreissig Monden, so sehr ihre Süssigkeit zu schmecken begann, dass die Liebe zu ihr jeden anderen Gedanken verscheuchte und zerstörte."

In den Studien also, zumal in den philosophischen, suchte und fand er — eine Zeit lang wenigstens — jenen Trost, den er nirgends sonst zu finden vermochte. Wie emsig und anhaltend er den gelehrten Studien oblag, davon ist schon jene Stelle ein Beweis, wo Dante von einem erlebten Augenübel berichtet. „Durch allzugrosse Anstrengung des Gesichtes beim Eifer im Lesen schwächte ich meine Sehkraft dermassen, dass mir die Sterne alle von einer gewissen Dämmerung beschattet schienen. Und durch lange Ruhe an

dunkeln und kalten Orten, sowie durch Abkühlung der Augen mit klarem Wasser, erlangte ich die verlorene Kraft wieder, so dass der frühere gute Zustand des Gesichtes zurückkehrte." Mit welchem Erfolg er diese Studien betrieb, das geht aber aus seinen Werken, vorzüglich aus seinem grossen Gedichte hervor. Dieselben zeigen, dass er sich das gesammte Wissen seiner Zeit, namentlich auf philosophischem, theologischem und naturwissenschaftlichem Gebiete, angeeignet und dasselbe auf eine erstaunliche Weise beherrschte. Und es kann wol keinem Zweifel unterliegen, dass die Zeit, zu welcher er so ausgebreitete Kenntnisse sich erwarb, in die Jahre fällt, die auf Beatrice's Tod folgten.

Von Dante's zweiter Liebe, sowie von seiner Beschäftigung mit philosophischen Studien werden wir, da sie mehr zu seiner inneren Entwickelungsgeschichte gehören, weiter unten ausführlicher zu reden haben. Hier sollte nur davon gehandelt werden, sofern Dante dadurch über den Verlust seiner Geliebten getröstet wurde.

Eine andere Art von Trost suchten seine Verwandten ihm zu bereiten. „Wie diese sahen," so berichtet *Boccaccio*, „dass er ihrem Zuspruch sein Ohr zu leihen begann, da beriethen sie sich, um ihn nicht allein von seinen Schmerzen völlig zu befreien, sondern auch, um ihm neue Freuden zu verschaffen, ihn zu veranlassen, in die Ehe zu treten, auf dass, wie die verlorene Dame eine Quelle des Schmerzes ihm gewesen, so die neugewonnene ihm eine Quelle der Freuden sein möchte. Und als sie eine Jungfrau fanden, deren Stand zu dem seinigen passte, da offenbarten sie ihm mit Gründen, welche ihnen die überredendsten schienen, ihre Absicht. Nach langem Widerstreben gab er zuletzt nach und verehelichte sich."

Seine Verehelichung mit *Gemma Donati* erfolgte im Jahre 1292, als sich Dante in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre befand. Wir haben nun auf sein Familienleben und auf seine Familie einen flüchtigen Blick zu richten.

Zweites Kapitel.

Die Familie.

Der Mensch ist von Natur ein geselliges Wesen; zu seiner Genüge verlangt er die häusliche Gesellschaft der Familie.
CONVITO. l. IV, c. 4.

Zu den mächtigsten und hervorragendsten florentinischen Familien gehörten in dieser Zeit die *Donati*, eine Familie, welche an der Spitze der einen unter den zwei neuentstandenen Parteien der Schwarzen und der Weissen stand. Das Haupt derselben war *Corso Donati*, ein Mann, von welchem sein Zeitgenosse, *Dino Compagni*, folgendes Bild entwirft: „Ein Ritter, dem römischen Catilina ähnlich, aber noch grausamer, aus edlem Geblüt, von angenehmem Aeussern, im Reden freundlich, fein gesittet, von scharfem Verstande, beständig auf Böses sinnend, der ein grosses Gefolge loser Krieger hatte, machte sich vieler Mordbrennereien und Diebereien schuldig, erwarb sich viel Habe und stieg zu hohem Ansehen. Es war diess *Corso Donati*, seines Stolzes wegen der Baron genannt, so dass, wenn er durch die Stadt ging, Viele ausriefen: ‚Es lebe der Baron!' und es hatte den Anschein, als würde die Stadt ihm angehören. Die Ruhmsucht leitete ihn."

Zwischen Dante und einem solchen Manne konnte nun, wie leicht zu denken, keine Gemeinschaft bestehen. Nicht lange ging's, und die zwei Männer standen einander feindlich gegenüber.

Und doch hatte sich Dante durch seine Heirath mit eben dieser Familie verschwägert! Seine Gemahlin *Gemma* war die Tochter des *Manetto Donati*. Allerdings scheint sie nicht dem nämlichen Familienzweige angehört zu haben, dem *Corso* angehörte.

Gleichwol darf aber als sicher angenommen werden, dass sie mit *Corso Donati* verwandt war, obgleich wir den Verwandtschaftsgrad zwischen *Manetto* und *Corso* nicht anzugeben vermögen.

So erwünscht es uns auch sein müsste, vom Dichter selber einige Andeutungen über sein Familienleben und über den Charakter seiner Gemahlin zu erhalten, so sehen wir uns hier doch von ihm gänzlich verlassen. Wie wir schon früher gelegentlich bemerkten, hat Dante hierüber ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtet. Auch aus seinen ältesten Biographen ist in dieser Hinsicht wenig Gewinn zu ziehen. Es fehlt allerdings bei denselben nicht an betreffenden Notizen, allein diese Notizen scheinen alle aus Einer — und zwar hier höchst unzuverlässigen — Quelle, nämlich aus *Boccaccio* geflossen zu sein. Dürfen wir dem Berichte dieses Letzten Glauben schenken, so wäre die Ehe unseres Dichters eine in hohem Grade unglückliche zu nennen. Nachdem sich nämlich der Verfasser des Decameron in seiner breiten Geschwätzigkeit über die Leiden des Ehestandes, zumal für die, welche den wissenschaftlichen Studien sich widmen, ergangen, erzählt er, Dante habe sich einst von seiner Gemahlin (welche, nach *Boccaccio's* Schilderung zu schliessen, eine wahre *Xantippe* gewesen wäre) getrennt und nie mehr habe er zu ihr gehen, noch auch dulden wollen, dass sie zu ihm käme. Aus diesem Berichte ohne Zweifel schöpfend und denselben verschärfend erzählt ein späterer Biograph, *Giannozzo Manetti:* „Dante führte eine Gemahlin aus der erlauchten Familie der Donati heim, Namens *Gemma*, eine überaus mürrische Frau, gerade so wie von Xantippe, der Gemahlin des Philosophen Socrates, berichtet wird."

Nun fehlt es bis auf die neueste Zeit nicht an solchen, welche diesen Berichten Glauben beizumessen geneigt sind. Und allerdings lassen sich dafür einige Gründe anführen. Will man vorerst nicht annehmen, die *mitleidige Dame*, von welcher Dante in der *Vita Nuova* redet, sei dessen nachmalige Gemahlin gewesen, so

dürfte angenommen werden müssen, seine Ehe mit *Gemma* sei nicht aus Herzensneigung geschlossen, sie sei vielmehr von den Verwandten *gemacht* worden. Aus diesem Umstande würde freilich noch nicht die *Nothwendigkeit*, immerhin aber die *Möglichkeit* einer unglücklichen Ehe sich ergeben. Es wird ferner darauf aufmerksam gemacht, dass sich der Dichter mit der Familie, welcher seine Gemahlin angehörte, politisch verfeindete, was auch auf das gegenseitige Verhältniss der beiden Ehegatten nicht ohne nachtheiligen Einfluss geblieben sein möge. Auch das bereits erwähnte consequente Stillschweigen des Dichters über seine Gemahlin wird zur Unterstützung dieser Annahme angeführt. Endlich hat man auf Dante's Charakter hingewiesen und die Behauptung ausgesprochen, dass er überhaupt nicht zum Ehemann taugte.

Allein das Alles reicht denn doch noch lange nicht hin, um auf Dante's Familienleben einen Schatten zu werfen. Vor Allem muss dem bezüglichen Berichte *Boccaccio's* durchaus alle Glaubwürdigkeit abgesprochen werden. Denn es liegt auf der Hand, wie uns scheint, dass der Novellendichter das Anekdötchen — und zwar zu Gunsten seiner Theorie, die Ehe sei nicht für die Philosophen — rein erfunden hat. Dazu wird seinem Berichte von anderen Biographen entschieden widersprochen. Zwar wenn der elende *Filelfo* berichtet: „In seiner Jugend führte er eine sehr vermögliche, schöne, züchtige und edle Gemahlin heim, der *Donati'*-schen Familie entsprossen, Namens *Gemma* und in der That an Sitten und Gestalt eine wahre Gemma“ (Gemma = Edelstein), so möchte darauf wenig Gewicht zu legen sein, da sich der Berichterstatter durchgängig als höchst unzuverlässig erweist und die angeführte Bemerkung den Eindruck hinterlässt, sie verdanke ihre Entstehung der eiteln Liebe zu einem rhetorischen Wortspiele. Schwerer hingegen fällt ins Gewicht, dass *Leonardo Aretino*, der jedenfalls mehr Glauben als *Boccaccio* verdient, von Dante's unglücklicher Ehe nicht nur nichts weiss, sondern auch seinem Vor-

gänger offen widerspricht und Dante's eheliches Leben als ein sittsam-freundliches bezeichnet. Und irren wir nicht sehr, so wird diess Letztere eben durch Alles, was wir in dieser Hinsicht wissen, bekräftigt. Aus der Art, wie diese Ehe zu Stande gekommen, lässt sich nun einmal kein Schluss ziehen, denn abgesehen davon, dass wir hierüber nichts Bestimmtes wissen, hängt das Eheglück nicht unbedingt von den Motiven ab, die bei Schliessung der Ehe obgewaltet haben mögen. Dass Dante zum Ehemanne nicht taugte, ist eine einfache Behauptung, — eine Behauptung, die jeden Grundes entbehrt. Dass in des Dichters Werken der eigenen Gemahlin niemals Erwähnung geschieht, diess ist nach dem über mittelalterlichen Frauendienst früher Bemerkten völlig erklärlich, — man möchte sagen ganz natürlich. Zudem fehlt es denn doch nicht völlig an Andeutungen. Wenn Dante im Paradiese (XVII, 55 ff.) sich weissagen lässt:

Verlassen wirst Du all die lieben Dinge,
Die Dir am theuersten — und dieser Pfeil wird
Der erste sein von der Verbannung Bogen, —

so möchte man denn doch fragen, *wer* denn hier gemeint sei? Uns will es gar nicht fraglich scheinen, dass der Dichter hier von seiner Frau und von seinen Kindern redet, dass er *diese* als das ihm auf Erden Liebste und Theuerste bezeichnet. *Corso*, das Haupt der Familie *Donati*, stand freilich als einer der entschiedensten politischen Gegner des Dichters da. Aber nur ein beschränkter Geist wird die Feindschaft auf Dritte, — auf Unschuldige, übertragen. Ein solcher Geist war aber Dante nicht. Erwähnt er doch (*Purgatorio* XXIII, 76 ff.) *Forese Donati*, den Bruder des *Corso*, als eines Freundes, mit dem er vertrauten Umgang gepflogen,

— Rufst Du Dir ins Gedächtniss,
Wie Du mit mir und wie mit Dir ich lebte,
So wird Dich die Erinn'rung *noch* beschweren.

Hat er doch *Corso's* Schwester, *Piccarda*, in sein Paradies versetzt und auf eine Weise von ihr geredet, die auf ein innig-liebliches Verwandtschaftsverhältniss schliessen lässt:

Auf Erden war ich gottverlobte Jungfrau,
Und wenn Du Dein Gedächtniss noch befragest,
Kann mich vermehrte Schönheit Dir nicht bergen,
Und als Piccarda wirst Du mich erkennen,
Die mit den andren Seligen hier selig —

und im *Purgatorio* (XXIV, 13 ff.) lässt er *Forese* von ihr sagen:

Schon freut sich triumphirend ihrer Krone
Dort droben im Olympe meine Schwester,
Die schön und gut, ich weiss nicht welches mehr, war.

Ausserdem wird, wenn man die Erzählung des Decameronischen Novellisten ausschliesst, auch nicht ein einziger Zug von Dante's Gemahlin berichtet, der irgend welchen Schatten auf ihren Charakter werfen würde. Was *Boccaccio* selber von ihr weiter berichtet, dass sie, mit dem Wenigen, das sie aus dem Schiffbruch der Glücksgüter ihres Gemahls gerettet, sich selber und ihre Kinder sehr knapp durchzubringen suchte, das sind Züge, wie sie nur auf eine treue Gattin und besorgte Mutter, nicht aber auf eine *Boccaccio*'sche Xantippe passen.

Mehr als Alles spricht aber für das einträchtige und glückliche eheliche Leben des Dichters die zahlreiche Kinderschaar, womit seine Ehe gesegnet wurde. Es sind aus dieser Ehe sechs, vielleicht sieben Kinder, vier, nach Anderen fünf Söhne und zwei Töchter hervorgegangen. Von Ersteren starben zwei, *Eliseo* und *Alighiero* noch als Kinder; die anderen, *Pietro*, *Jacopo* (und *Gabriello*?), haben den Vater überlebt. *Pietro* studirte die Rechtswissenschaften, erwarb sich grossen Ruhm, ward ein wohlhabender Mann und liess sich in Verona nieder, woselbst er hohe Aemter bekleidete. Unter seinem Namen hat sich ein Commentar über die göttliche Komödie erhalten, dessen Aechtheit indess streitig ist.

Jacopo hat seinen Sitz in Florenz genommen und die Zurückgabe eines Theils seiner väterlichen Güter erlangt. Auch ihm wird ein Commentar über den ersten Theil des grossen Gedichtes seines Vaters zugeschrieben. Als dritter Sohn wird öfters ein *Gabriello* aufgeführt, dessen im Jahr 1351 Erwähnung geschieht. Wahrscheinlich hat aber Dante selber von diesem ihm in späteren Zeiten zugeschriebenen Sohne nichts gewusst. Eine Tochter Dante's, *Imperia*, ward die Gemahlin des *Tano Pantaleoni*; Näheres ist weder über sie, noch über ihren Gemahl bekannt. Die andere Tochter des Dichters, welche er, wohl zum Andenken an seine Jugendgeliebte, *Beatrice* nannte, ward Nonne im Sanct-Stephan-Kloster zu *Ravenna*, woselbst sie im Jahr 1350 noch am Leben war.

Das Geschlecht Dante's ist, soweit bekannt, nur von seinen Söhnen *Jacopo* und *Pietro* fortgepflanzt worden. Der Erste hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die keine weitere Nachkommenschaft hinterlassen zu haben scheinen. *Pietro* hatte unter anderen einen Sohn, der den Namen seines unsterblichen Grossvaters trug und dessen Geschlecht bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sich fortpflanzte. Von der ganzen Nachkommenschaft des Dichters lebte um diese Zeit nur noch eine Jungfrau, *Ginevra*, welche im Jahr 1549 mit dem Grafen *Antonio Sarego* von Verona sich verehelichte, in dessen Familie Dante's Geblüt bis auf die jetzige Zeit sich erhalten hat.

Da wir später auf diesen Gegenstand zurückzukommen keine passende Gelegenheit mehr finden werden, fügen wir hier noch den Stammbaum der Nachkommen Dante's bei:

D A N T E

Eliseo	Alighiero	(Gabriello (?))	PIETRO	Jacopo	Imperia	Beatrice
als Kind gestorben	als Kind gestorben	erwähnt 1351	† 1364		verehelicht mit Tano Pantaleoni	Nonne zu Ravenna

Children of Jacopo:

Bernardo	Alighiera
(?)	erwähnt 1403

Children of PIETRO:

Alighiera	Gemma	Lucia	DANTE II	Antonia	Elisabeta	Bernardo	Jacopo (?)
Nonne zu Verona † 1387	Nonne zu Verona † nach 1364	Nonne zu Verona seit 1402 Aebtissin daselbst † 1421	† nach 1428	† 1362	† 1362	Notar, erwähnt 1405 † vor 1421	(?)

Children of DANTE II:

LEONARDO	Pietro
kam 1430 nach Florenz † October 1439	(?)

Son of LEONARDO:

PIETRO II
geb. 1425, † 1476

Children of PIETRO II:

DANTE III	Jacopo (?)
Dichter etc., öfters erwähnt geb. 1476, † 1517	(?)

Children of DANTE III:

Lodovico	PIETRO III	Francesco
Jurist, öfters erwähnt † nach 1547	Staatsmann, öfters erwähnt † 1546	Schriftsteller, erwähnt 1537 u. 1558 † 1563

Daughter of PIETRO III:

GINEVRA
verehelichte sich im Jahr 1549 mit dem Grafen Marc' Antonio Sarego von Verona.

Drittes Kapitel.

Waffenthaten.

> **Aufbrechen sah ich Ritter manches Mal**
> **Zum Sturme, oder ihre Kunst zu proben,**
> **Zu Zeiten auch, um sich durch Flucht zu retten.**
> **Landsknechte sah ich Eu'r Gebiet durchstreifen,**
> **O Aretiner, und viel Reitertruppe,**
> **Wettkämpfe sah ich und ich sah Turniere.**
> **Drommeten gaben bald, bald gaben Glocken,**
> **Bald Trommeln den Befehl, bald von den Burgen**
> **Signale, heimischer und fremder Weise.**
> **INFERNO XXII, 1 ff.**

Die Liebe hat Dante's Geist nicht erschlafft, sie hat ihm vielmehr neue Schwingen verliehen. Sein Leben ist aber nicht in der Liebe aufgegangen, noch auch hat es sich auf die Familie, auf das Haus beschränkt. „Was die alten griechischen Dichter und Schriftsteller so ausserordentlich hob, was ihren Ansichten die siegende Wahrheit und Lebendigkeit, ihren Schilderungen das warme Colorit gab, das ward auch Dante zu Theil, nämlich ein mannigfach bewegtes Staatsleben." Ereignisse der erschütterndsten Art, Begebenheiten von welthistorischer Bedeutung waren seit seiner ersten Kindheit an seinen Augen vorübergegangen, schon bevor er am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes thätigen Antheil nahm. Von Mord und Brand, von Gräuelthaten jeglicher Art hatte er von Jugend auf sich umgeben gesehen. In zahlloser Menge bot seine Zeit die Persönlichkeiten ihm dar, die er in seinem gewaltigen Drama in Scene setzen sollte. An seine allerersten Jugenderinnerungen waren die Folgen bürgerlicher Zwietracht, — waren Thaten parteilicher Rachsucht geknüpft. Noch als zartes Kind im Mutterarme ruhend, hatte er den Sieg des Unrechtes über das hei-

ligste Recht, — den Sieg eines unwürdigen Räubers über einen edlen und tapferen Fürsten erlebt. Kaum waren ein paar Jahre verflossen, und das Kindlein musste die ihm freilich noch unverständliche Nachricht von einer der entsetzlichsten Frevelthaten vernehmen, wovon die Geschichte zu berichten weiss, — wir meinen den empörenden Mord Conradins und seiner Getreuen zu Neapel. Die Kunde von den sicilianischen Vespern, die er vernahm, noch bevor er die Knabenjahre völlig überschritten, bestätigte ihm aber auch wieder die grosse Wahrheit: Jede Schuld rächt sich auf Erden. Nicht lange darnach sah er zwei mächtige Städte, Pisa und Genua, gegen einander zu Felde ziehen und erstere völlig besiegt und entkräftet. Er vernahm, wie ein pisanischer Graf eine ansehnliche Höhe erklommen, — aber nur um einen um so entsetzlicheren Fall zu thun, ein Ereigniss, welches den sinnenden Dichter zu jener grauenvoll-erhabenen Episode vom Grafen *Ugolino* veranlasste.

Auf diese Weise traten die Personen seiner zukünftigen Gesänge um ihn her auf. Und nicht nur eine Kunde davon kam ihm zu, mit Manchen derselben kam er auch in persönliche Berührung. So lernte er denn unter Anderen, als Karl II. im Frühling des Jahres 1289 von Frankreich nach Italien zog, dessen Erstgeborenen kennen, jenen Karl Martell, mit welchem er einen Freundschaftsbund schloss und dem er im *Paradiso* (VIII, 55 ff.) die Worte in den Mund legt:

> Du hast mich sehr geliebt und hattest Ursach;
> Denn, starb ich nicht so bald, so zeigt' ich Dir
> Von meiner Liebe mehr, als nur die Blätter.

Bei diesen Ereignissen verhielt sich aber Dante nicht als theilnahmsloser Zuschauer. Sobald sein Alter es ihm gestattete, widmete er sich als treuer Bürger dem Dienste jenes Vaterlandes, das er so aufrichtig, so innig liebte, das aber später seine treue Liebe ihm mit dem schwärzesten Undanke vergolten. Hier sind wir nun

an dem Punkte angelangt, wo wir den früher unterbrochenen Faden der florentinischen Zeitgeschichte wieder aufnehmen müssen.

In der Stadt Arezzo hatten die beiden Parteien der Guelfen und Ghibellinen einander die Friedenshand gereicht. Die Beamten, denen die Regierung und Verwaltung des Stadtwesens anvertraut war, wurden aus den Anhängern beider Parteien genommen und zwar so, dass jede Partei die nämliche Anzahl stellte. Allein die Eintracht dauerte nicht lange. Die Guelfen von Florenz reizten ihre Aretinischen Parteigenossen an, die Zügel der Herrschaft über die Stadt allein zu ergreifen. Diese liessen es sich nicht zweimal sagen und begannen, wie es scheint, Anstalten zu treffen, den Rath ihrer Freunde zu befolgen. Anstatt aber ihre Absicht zu erreichen, bewirkten sie nur so viel, dass sie aus der Stadt verjagt wurden. Natürlich lenkten sie nun ihre Schritte nach Florenz, um daselbst gegen ihre Gegner Klage vorzubringen. Wie nicht anders zu erwarten, ergriffen die Florentiner ihre Partei und rüsteten sich, nachdem ihre Aufforderung, die Verbannten wieder aufzunehmen. zurückgewiesen worden, zum Krieg gegen die ghibellinische Stadt. Der Bischof Wilhelm, aus dem angesehenen Hause der *Ubaldini*, ein ghibellinisch gesinnter Mann, der seit der Vertreibung der Welfen an der Spitze von Arezzo stand, wollte zuerst mit den Florentinern unterhandeln, um den Kampf, von dem er sich nichts Gutes versprach, zu vermeiden. Seine bezüglichen Rathschläge wurden aber von den Aretinern nicht nur nicht angenommen, sondern brachten ihn auch in eine missliche und gefährliche Lage. So ward denn der Krieg beschlossen. Am festgesetzten Tage zogen die Florentiner gegen die ghibellinische Stadt aus. Sie schlugen den Weg über *Casentino* ein „und zogen auf schlechten Wegen, allwo sie, wenn ihnen die Feinde begegnet wären, bedeutenden Schaden erlitten haben würden, was aber von Gott verhütet wurde. So kamen sie nahe bei *Bibbiena*, an einen Ort mit Namen *Campaldino*, wo die Feinde sich befanden. Da machten sie Halt und

bildeten ihre Reihen. Die Kriegshauptleute stellten die *Feditori* (so wurden die Ritter genannt, welche den Feind zuerst angreifen mussten) vor die Front, und die Schildträger mit rother Lilie auf weissem Felde bildeten das erste Glied. Da fragte der Bischof, welcher kurzsichtig war: ‚Was sind das für Mauern?‘ Es ward ihm geantwortet: ‚Die feindlichen Schildträger.‘

„Der Graf *Mangiadori von S. Miniato*, ein freimüthiger und in den Waffen erfahrener Ritter, versammelte die Krieger und sprach zu ihnen: ‚Meine Herren! In den toscanischen Kriegen pflegte man sonst durch tapferen Angriff zu siegen und sie währten nicht lange und wenige Menschen starben, denn es war nicht Sitte, sie zu tödten. Jetzt aber ist es anders geworden; jetzt siegt man dadurch, dass man tapfer feststeht. Demnach rathe ich Euch, dass Ihr an Euren Posten fest bleibet und die Feinde zum Angriff heranrücken lasset.‘ Es wurde beschlossen, diesen Rath zu befolgen. Die Aretiner griffen das Lager so tapfer und mit solcher Kraft an, dass die Florentiner bedeutend zurückwichen. Der Kampf war ein hartnäckiger und erbitterter. Von beiden Seiten waren neue Ritter erwählt worden. Messer *Corso Donati* mit der Pistoi'schen Brigade fiel dem Feinde in die Flanke. Es regnete von Pfeilen. Die Aretiner hatten deren wenige und wurden angegriffen an der Seite, wo sie nicht gedeckt waren. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, die Luft von dickem Staub erfüllt. Die aretinischen Infanteristen krochen unter die Pferde, das Messer in der Hand, und schlitzten denselben den Bauch auf. Von ihren *Feditori* rückten einige so weit vor, dass mitten zwischen den zwei Reihen viele von beiden Seiten todt blieben. Viele an jenem Tage, die sonst für sehr tapfer gehalten wurden, zeigten sich feige; Viele aber, von denen man sonst nicht redete, erwarben sich Achtung. — Auf Seiten der Feinde blieb der Bischof todt auf dem Felde. — Die Aretiner wurden besiegt, nicht weil sie feige oder nicht tapfer gewesen wären, sondern durch die Uebermacht ihrer Feinde. — Diese Niederlage

fand statt am elften Juni (1289) am S. Barnabastage, an einem Orte genannt *Campaldino* bei Poppi.“ So schildert *Dino Compagni,* der höchst wahrscheinlich selber unter den Reihen der Florentiner sich befand, den Hergang dieser blutigen Schlacht.

Auch Dante hat sich dabei betheiligt. Vielleicht war es auch nicht das erste Mal, dass er für seine Vaterstadt die Waffen trug. Aus der Stelle nämlich, welche wir an die Spitze des gegenwärtigen Kapitels gestellt haben, wird mit vieler Wahrscheinlichkeit geschlossen, schon im Jahre vorher (1288) sei Dante gegen Arezzo mit den florentinischen Schaaren ausgezogen. Allein diess ist eben nur eine — ob auch noch sehr wahrscheinliche — Vermuthung. Die Schlacht von *Campaldino* anlangend, besitzen wir dagegen die bestimmtesten Zeugnisse. „In jener denkwürdigen und grossen Schlacht,“ sagt *Leonardo Bruni,* „welche zu *Campaldino* geschlagen ward, befand er sich als sehr wolgeachteter Jüngling unter den Waffen, kämpfte tapfer zu Pferde in den ersten Reihen, wo er grosse Gefahr lief; denn die erste Schlacht wurde von der Reiterei geliefert, wo sie von der aretinischen Cavallerie mit solchem Ungestüm geschlagen und überrumpelt ward, dass sie verwirrt und zersprengt zu der Infanterie sich zurückflüchten musste. Diese Niederlage war die Ursache, dass die Aretiner die Schlacht verloren; denn ihre siegende Reiterei liess, die Flüchtigen verfolgend, ihre Infanterie weit zurück, so dass sie von da an nirgends mehr mit vereinten Kräften kämpften, sondern die Reiter für sich allein, ohne Hülfe des Fussvolkes und das Fussvolk gleichfalls für sich allein, ohne den Beistand der Reiter. Auf florentinischer Seite fand hingegen das Gegentheil statt; denn, weil ihre Cavallerie zu der Infanterie sich zurückgeflüchtet hatte, bildeten sie alle Ein Corps und konnten leicht zuerst die Cavallerie dann die Infanterie besiegen. Von dieser Schlacht erzählt Dante in einem seiner Briefe und sagt, er habe selber mitgekämpft und beschreibt die Art derselben.“ Der nämliche Biograph erwähnt später eines anderen Briefes des Dich-

ters, in welchem es unter Anderem hiess: „In der Schlacht von *Campaldino*, in welcher die Macht der Ghibellinen nahezu vollständig gebrochen und vernichtet wurde, befand ich mich, in der Waffenführung nicht unerfahren, hatte Anfangs grosse Furcht und zuletzt grosse Freude.“ Diese Briefe, welche der Dantebiograph aus Arezzo unstreitig vor Augen hatte, sind aber leider für uns verloren gegangen, oder aber sie liegen noch unentdeckt in den Archiven oder unter dem Staube der Bibliotheken. Indess die gleich anzuführende Stelle seines grossen Gedichtes weist auf seine Theilnahme an dieser Schlacht hin, davon zu schweigen, dass *Bruni's* Bericht durchaus keinen Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit aufkommen lässt.

Solche Erlebnisse lieferten dem Dichter vielfachen Stoff zu seinen unnachahmlichen Versen. Gerade bei Gelegenheit der gemeldeten Schlacht soll er die Bekanntschaft mit *Bernardino da Polenta* gemacht haben, dem Bruder jener *Francesca da Rimini*, deren unglückliches Schicksal Gegenstand der rührendsten Episode des ganzen Dante'schen Gedichtes geworden. Und eine Erinnerung an eben diese Schlacht findet sich auch in einer herrlichen Stelle des *Purgatorio* (V, 88 ff.). Unter den dort Gefallenen befand sich auch der ritterliche *Buonconte von Montefeltro*. Verwundet fiel dieser in den Arno und seine Leiche ward nicht mehr gefunden. Nun lässt der Dichter an der erwähnten Stelle ihn selber berichten, wie es damit zugegangen:

Ich war aus Montefeltro, bin Buonconte;
  Nicht denkt Johanna mein und nicht die Andren,
  Drum geh gesenkten Haupts ich unter Diesen. —
Drauf sagt ich: Welcher Zufall, welche Macht
  Entfernte Dich so weit von Campaldino,
  Dass nie bekannt ward Deines Grabes Stelle? —
Es quillt, noch oberhalb der Eremiten,
  In's Apennin ein Bach, genannt Archiano
  Und fliesst dann nieder zu dem Casentino.

Dorthin, wo dessen Name schwindet, kam ich
  Auf flücht'gem Fusse, mit durchbohrter Kehle;
  Es färbte, wie ich floh, mein Blut den Boden.
Da ward mein Auge trübe und der Name
  Maria's war mein letztes Wort. Dann fiel ich
  Zur Erde und mein Leib blieb nun allein.
Die Wahrheit red' ich und Du sag' es weiter:
  Mich fasste Gottes Engel; doch der Bote
  Der Hölle schrie: Raub ist das, Du vom Himmel!
Ob eines Thränleins, das ihn mir entrissen,
  Trägst Du von hinnen sein unsterblich Theil;
  So will ich mit dem Andren anders schalten.
Du weisst, wie in der Luft die feuchten Dünste
  Sich sammeln, die als Wasser niederfallen,
  Sobald zur kalten Luftschicht sie gestiegen.
Durch die Gewalt, die ihm verliehn sein Wesen,
  Erregte Dunst und Sturm der arge Wille,
  Der Böses sucht, vereint mit geist'ger Kraft.
Sobald der Tag erloschen, überdeckt' er
  Das Thal von Pratomagno bis zum Joche
  Und liess darüber solche Kält' entstehen,
Dass jene schwangre Luft zu Wasser wurde.
  Der Regen fiel und was das Land nicht aufsog,
  Floss nieder in so manchem kleinen Rinnsal.
So angesammelt in den grossen Bächen
  Stürzt' er zum Königsstrome so gewaltsam,
  Dass seinen Lauf kein Hinderniss mehr aufhielt.
Archiano, fluthenreich, fand meinen Körper
  Erstarrt an seiner Mündung; in den Arno
  Riss er ihn fort, das Kreuz der Arme lösend,
Das ich gemacht, als mich der Schmerz bewältigt.
  Er wälzte mich umher an Grund und Ufern
  Und seine Beute ward mir Hüll' und Decke. —

Nie wieder konnten die Ghibellinen von dem in *Campaldino* erlittenen Schlage sich erholen. Doch versäumten die Florentiner, die Gelegenheit zu benützen, welche ihnen Arezzo ohne Zweifel in die Hände geliefert haben würde. Sie begnügten sich nach dem erkämpften Siege damit, die Landschaft zu verwüsten und hielten

dann am 23. Juni mit grossem Pomp ihren festlichen Einzug in Florenz.

Seit jenem Siege hob sich Florenz sehr bedeutend, die Stadt befand sich „in einem guten und glücklichen Zustande, dem besten, den sie bis zu dieser Zeit erlebt; sie nahm sehr an Bevölkerung und an Reichthum zu, denn Handel, Kunst oder Gewerbe brachten einem Jeden ansehnlichen Gewinn.“

Allein noch waren die Feinde nicht alle besiegt. Besonders gefährlich erschienen den Florentinern seither die Pisaner. Gegen Letztere zogen im August des nämlichen Jahres die Lucchesen ins Feld. Die Florentiner sandten diesen 400 Mann Cavallerie und 2000 Mann Infanterie zur Hülfe. Das verbündete Heer konnte die Stadt Pisa nicht erobern, verwüstete aber die Landschaft und nahm nach achttägiger Belagerung die pisanische Burg *Caprona* durch Capitulation ein. Auch bei diesem Feldzuge befand sich Dante unter den florentinischen Hülfstruppen. An den Eindruck, den die furchtsam ausziehende Besatzung auf ihn machte, wird er auch noch später erinnert, wo er (*Inferno* XXI, 91 ff.) seiner Furcht vor der Treulosigkeit höllischer Geister gedenkt:

So sah die Knappen, die auf Treu und Glauben
Abzogen von Caprona, einst ich zittern,
Als rings umher sie nichts als Feind erblickten.

Als er für seine Vaterstadt die Waffen führte, da hatte Dante seine *Beatrice* noch nicht verloren. In seinem jungen Herzen drängten sich aber in den kurzen Rahmen eines Jahres mehrere bedeutende Ereignisse zusammen, — Ereignisse, welche einen tiefen Eindruck auf ihn ausüben mussten: das haarsträubende Schicksal des Grafen *Ugolino*, die Schlacht von *Campaldino*, die Einnahme von *Caprona* und *Beatrice's* Tod.

Viertes Kapitel.

Staatsdienste.

Im Dienste der Republik wurde er sehr oft verwendet.
LEONARDO BRUNI, Vita di Dante.

„Die äusseren Kriege," sagt über diese Zeit der scharfsinnige und tiefblickende florentinische Geschichtsschreiber *Macchiavelli*, „die äusseren Kriege und der innere Frieden hatten in Florenz die Parteien der Guelfen und Ghibellinen wie ausgelöscht; nur jene Eifersucht war noch vorhanden, welche in allen Städten zwischen den Mächtigen und dem Volke zu herrschen pflegt. Denn wenn das Volk nach den Gesetzen leben und die Mächtigen dieselben meistern wollen, so können sie unmöglich zusammen harmoniren. Diese Eifersucht kam nicht an den Tag, so lange die Ghibellinen ihnen zu schaffen machten, sie zeigte aber ihre Macht, sobald jene gedemüthigt worden, und jeden Tag ward Jemand aus dem Volke beschimpft, ohne dass Gesetze und Behörden sie zu rächen genügt hätten."

Seit der Schlacht von *Campaldino* zumal begannen die Reibungen zwischen Adel und Volk aufs Neue. Ersterer ward mit jedem Tage übermüthiger „und widersetzte sich voll Trotz einem Regimente, dessen Ehren ihm nur mehr um den Preis des Eintritts in eine der Zünfte zugänglich waren." Das Volk sah sich hinwiederum den Beleidigungen des Adels ausgesetzt, welche nicht selten die Gestalt thätlicher Beschimpfungen annahmen. Weder die Güter noch auch die Personen waren vor den Gewaltthätigkeiten des Letzteren sicher. Doch hatte das Volk weder Muth, noch Kraft

und Energie verloren. Rasch übernahm es selber die Rolle, welche bis dahin der Adel gespielt hatte. Um *Giano della Bella* geschaart, rief es im Jahre 1293 die sogenannten *Ordnungen der Gerechtigkeit* ins Leben, — Ordnungen, welche wohl eher der Ungerechtigkeit, der Vergeltung hätten genannt werden sollen. Denn es waren diess eben Gesetze, wodurch der Adel nicht allein auf die furchtbarste Weise in Schranken gehalten, sondern auch von allen Stadtämtern ausgeschlossen wurde. Durch den bald darauf mit den Pisanern und Lucchesen abgeschlossenen Frieden wurden das Volk und dessen strenge Gesetze bedeutend gestärkt. Nun lebte man in Florenz wieder ruhig und sicher, — so sicher, dass bei Nacht nicht einmal mehr die Stadtthore geschlossen wurden.

Während die übrigen Bürger dieser Ruhe, dieses Friedens sich erfreuten, weinte dagegen Dante seine schmerzlichsten Thränen. —

Die Ruhe und der Friede dauerten aber nicht lange. Und sie konnten es nicht, denn durch Ungerechtigkeit und Gewaltthat waren sie hergestellt worden. Die Schreckensherrschaft gegen den Adel musste diesen zuletzt zu einem verzweifelten Widerstande nothwendigerweise veranlassen. Kaum waren zwei Jahre verflossen und schon begann die tragische Katastrophe sich zu entwickeln, welche zuletzt über das Schicksal von Florenz und Dante's Geschicke entscheiden sollte. *Corso Donati*, der Mann, den wir bereits kennen lernten, unternahm es, den ehrlichen aber kurzsichtigen Volkstribunen *Giano della Bella* zu stürzen. Was ihm und seinen Gesinnungs- und Standesgenossen auf dem Wege des offenen Kampfes schwerlich gelungen wäre, das gelang durch feine List und schändliche Verläumdung. Am fünften März 1295 musste *Giano* die Stadt verlassen, sein Haus wurde dem Raub und der Zerstörung preisgegeben, seine Verwandten mussten ihm in die Verbannung nachfolgen, seine Freunde wurden mit schweren Geldbussen belegt. *Giano della Bella* zog sich nach Frankreich zurück und starb dort in der Verbannung.

Dem Adel genügte es aber noch nicht, den ihm so unbequemen Volkstribun beseitigt zu haben. Sein Streben ging dahin, auch die von demselben geschaffenen Gesetze abzuschaffen und die Zügel der Herrschaft über die Stadt wieder zu ergreifen. Mit vereinten Kräften forderten sie am 6. Juli 1295 die Prioren auf, die *Ordnungen der Gerechtigkeit* abzuändern. Aber vergeblich. Das Volk eilte unter die Waffen und bereitete sich zu einem kräftigen Widerstande. Der Adel wagte es nicht, es zu einem Kampfe kommen zu lassen, vor der Uebermacht des Volkes sich fürchtend, gab er sich ohne Kampf für besiegt. „Die unmittelbare Folge davon war die Loslösung vieler lebenskräftiger Glieder vom alten Adelskörper. Man verzweifelte nach der gemachten Erfahrung, die Volksherrschaft verdrängen zu können. Darum schieden die meisten ärmeren Geschlechter oder Geschlechtszweige von ihm aus, liessen sich in die Zünfte des *Popolo grasso* einschreiben und suchten so eine neue Stellung zu gewinnen. Der Sieg des Volkes war vollständig, aber er war auch schon der Anfang seiner Schwächung.“

Es ist nicht genau bekannt, ob und welchen Antheil Dante an diesen politischen Ereignissen genommen. Dass er bei dem Allem nicht gänzlich unbetheiligt gewesen, diess scheint eine sehr wahrscheinliche Annahme und liegt in der Natur der Sache. Wie dem aber sei, gewiss ist, dass er um diese Zeit je länger je mehr in das politische Treiben hineingerissen ward. Freilich war die Sache nur zu natürlich und man möchte wohl nicht seinem Biographen *Boccaccio* beipflichten, der es ihm zum Vorwurf macht, dass er sich von aller Politik nicht ferne gehalten. Dante war Bürger eines republikanischen Staates, — er hatte für sein Vaterland die Waffen getragen und hatte sich das gesammte Wissen seiner Zeit angeeignet; daneben war er aber auch von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt: wie hätte er sich denn von allen Staatsgeschäften ferne halten sollen, zumal da er eine Zeit hindurch wohl der Hoff-

nung leben mochte, seinem Vaterlande durch Wort und That nützen zu können? Nur der Egoismus kann es für das Beste halten, jeglicher Art von politischer Thätigkeit zu entsagen. Ein Egoist war aber Dante nun einmal nicht.

Und eben weil er diess nicht war, — eben weil er sein Vaterland aufrichtig liebte und demselben nach Kräften dienen und nützen wollte, — eben darum that er noch einen bedeutungsvollen Schritt, um sich ein reiches Feld politischen Wirkens zu öffnen. Wir erinnern uns aus dem Früheren, wie seit dem Jahre 1282 ein jeder Bürger von Florenz von allen Staatsämtern gesetzlich ausgeschlossen war, sofern er nicht einer der Zünfte angehörte, oder wenigstens sich in dieselben einschreiben liess. Wir haben ferner soeben gesehen, wie seit den Ereignissen von 1295 viele Bürger aus dem Adel schieden und zu dem Volke übertraten, indem sie unter die Zünfte gingen. Zu diesen nun gehört auch Dante. Vielleicht mochte er von den Ersten einer sein, die den wichtigen Schritt thaten, und gewiss hat dieser sein Uebertritt zum Volke damals nicht wenig Aufsehen erregt. Das Jahr, in welchem er diesen Schritt that, lässt sich nicht urkundlich feststellen. Da es sich aber urkundlich erweisen lässt, dass er im Jahre 1296, wahrscheinlich schon im Jahre 1295, als Rathsmitglied seine bürgerlichen Rechte ausübte, — da es ferner keinem Zweifel unterliegen kann, dass er diess erst dann thun konnte, nachdem er aus dem Adel geschieden und unter die Zünfte gegangen: so dürfen wir es wohl als sichere Thatsache ansehen, dass sein Uebertritt zum Volke bald nach den vorhin erwähnten Ereignissen, — also noch im Jahr 1295, stattgefunden habe.

Die Zunft, in welche sich Dante einschreiben liess, war die der Aerzte und Apotheker. Seine naturwissenschaftlichen, überhaupt seine gelehrten Studien haben ihn ohne Zweifel bestimmt, gerade diese Zunft zu wählen. Ist doch sogar die Behauptung aufgestellt worden, Dante habe in seiner Jugend dem ärztlichen Berufe sich

widmen wollen, — eine Behauptung freilich, für welche die Beweise wohl nicht so leicht beizubringen wären. Immerhin aber geht aus seinen Werken hervor, dass ihm auch die medicinischen Kenntnisse seiner Zeit nicht fremd waren.

Ein Mann von solchen Talenten und Kenntnissen, — ein Mann, der vielleicht wie Keiner über politische Dinge nachgedacht hatte, dem tiefe Ansichten über das Staatswesen zu Gebote standen, — ein Mann, der auf völlig uneigennützige Weise sein Vaterland liebte, das Wohl desselben suchte und erstrebte, — ein solcher Mann musste bald eine hervorragende Stellung unter seinen Mitbürgern einnehmen. So wird uns denn auch berichtet, er sei in solch' hohem Ansehen gestanden, dass „keine Gesandtschaft angehört, keiner erwiedert, kein Gesetz eingeführt, keines abgeschafft, kein Friede geschlossen, kein öffentlicher Krieg unternommen, — kurz, zu keiner Berathung von einigem Gewichte geschritten wurde, wozu nicht vorher seine Meinung befragt worden wäre. Auf ihm schien das Vertrauen, die Hoffnung Aller, — schienen alle göttlichen und menschlichen Dinge zu ruhen." Dieser Bericht dürfte freilich etwas übertrieben sein. Im Wesentlichen scheint er uns aber mit dem kurzen, aber vielsagenden Berichte des durchaus zuverlässigen *Bruni* übereinzustimmen, welcher von Dante sagt, er sei viel im Dienste der Republik verwendet worden. So gern wir aber von dieser Verwendung etwas Bestimmtes wissen möchten, so wichtig diess für die Kenntniss des Dichters sein würde, so liegt doch auch dieser Theil seiner Lebensgeschichte, wie so mancher andere, ziemlich im Dunkel. Nur so viel lässt sich urkundlich feststellen, dass Dante in dem kurzen Zeitraume von etwa sechs Jahren Mitglied von verschiedenen Räthen gewesen. Und wir werden zudem bald sehen, wie er auch zu den höchsten Aemtern seiner Vaterstadt erhoben wurde.

Zu den wichtigsten Staatsgeschäften, welche der Dichter verrichtet, gehören seine Gesandtschaften. Es werden ihrer nicht

weniger als vierzehn aufgezählt. Zuerst soll er zur Grenzausgleichung nach Siena gesandt worden sein; dann nach Perugia, um die Befreiung florentinischer Bürger, die dort festgehalten wurden, zu erwirken, was ihm auch gelungen sein soll; ferner nach Venedig behufs Abschliessung eines Bündnisses, — an den König von Neapel mit Geschenken, — an den Markgrafen von Este bei Hochzeitsfeierlichkeiten, — nach Genua in Grenzstreitigkeiten; dann wieder an den König von Neapel zur Befreiung des zum Tode verurtheilten *Vanni Barducci*, die er durch eine herrliche Rede erlangt haben soll. Viermal soll er an den Papst Bonifaz VIII. abgesandt worden sein, von welchem er dreimal erlangte, was er wollte, — zweimal an den König von Ungarn und endlich einmal an den König von Frankreich. Hiemit hätten wir nun freilich einen ausführlichen Commentar zu dem Worte *Bruni's*: „Er wurde im Dienste der Republik sehr viel verwendet." Leider lässt sich aber von all den hier aufgezählten Gesandtschaften eine einzige — von welcher wir später werden zu reden haben, — urkundlich feststellen, und der ganze Bericht rührt eben von dem elenden *Filelfo* her, einem Manne, der, wie wir öfters bemerken mussten, durchgängig als höchst unzuverlässig sich erweist. Die Zweifel dagegen sind demnach noch mehr als gerechtfertigt.

Filelfo's Bericht über die vielen Gesandtschaften Dante's schien aber für diesen allzu günstig, als dass man denselben nicht hätte vertheidigen sollen. Und so fehlt es denn nicht an solchen, welche die gegen diesen Bericht erhobenen Zweifel bekämpfen zu müssen glauben. So hat man denn darauf aufmerksam gemacht, dass *Filelfo*, der in Florenz schrieb, wo man über so öffentliche Dinge durch Urkunden und durch Ueberlieferung sich unterrichten und seinen Bericht controlliren konnte, seine Angaben wohl nicht aus der Luft greifen durfte. Allein ein Mann, der sich so sehr darauf verliess, seine Leser würden ihn nicht controlliren, dass er die unglaubliche Frechheit hatte, Anfangssätze Dante'scher Schrif-

ten, die er nie eingesehen, rein aus sich selber zu erfinden, — ein solcher Mann war eben zu *Allem* fähig. Ferner hat man darauf hingewiesen, dass Dante in seinem Hauptwerke eine so genaue Kenntniss der Gegenden und Sitten bekundet, wie er sie sich nur durch eigne Anschauung erwerben konnte. Die Thatsache steht freilich fest und Dante sagt selber, er habe fast alle Gegenden Italiens durchwandert. Allein Dante fügt eben ausdrücklich bei, es sei diess *nach seiner Verbannung* geschehen, und dass sein Hauptwerk erst in seinen letzten Lebensjahren abgefasst wurde, daran zweifelt doch Niemand. Somit spricht der Umstand, dass der Dichter Länder und Sitten durch eigne Anschauung kannte, rein Nichts für dessen häufige Gesandtschaften, während umgekehrt sehr bedeutende Gründe dagegen sprechen. Frühestens im Jahr 1295 ist Dante zum Volk übergetreten; *vor* diesem Zeitpunkte kann ihm also keine Gesandtschaft von Seiten des florentinischen Staates übertragen worden sein. Anfangs 1302 traf ihn das Verbannungsurtheil, somit kann von da an von derartigen Gesandtschaften nicht mehr die Rede sein. So müssten denn die vierzehn erwähnten Gesandtschaften, wozu — wie wir sofort sehen werden — noch eine fünfzehnte kommt, in die Jahre von 1295 oder 1296 bis 1301, d. h. in einen Zeitraum von etwa 6 Jahren, fallen. In diesen sechs Jahren war aber Dante sehr oft in Florenz, er sprach 1296 dort im Rath der Hundert, dort war er 1300 Mitglied der Regierung, dort musste er sich von Anfang 1301 bis Ende September des gleichen Jahres befinden, da er in demselben Jahre dreimal, im April, im Juni und im September im Rath der Hundert stimmte. Wo hätte er also die Zeit zu so vielen Gesandtschaften, zum Theil in ziemlich entfernte Länder, hernehmen sollen? Besass er etwa zu seinen sonstigen Gaben auch noch die, zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten zu sein?

Wir werden demnach über *Filelfo's* Bericht urtheilen müssen: *möglich* dass einige wenige der erwähnten Gesandtschaften von

Dante wirklich ausgeführt worden, allein Bestimmtes ist darüber nichts bekannt und jedenfalls sind bei weitem die meisten reine Erfindung.

Nur *eine*, von Filelfo in obiger Aufzählung nicht erwähnte, Gesandtschaft steht urkundlich fest. Im Mai 1299 ward Dante als Vertreter der florentinischen Republik an die Gemeinde *Sanct Geminiano* abgesandt, um mit ihr einen Vertrag abzuschliessen, der einige Bestimmungen über das Bündniss der guelfischen Städte Toscana's enthielt. Das bezügliche, vom 8. Mai 1299 datirte Document ist noch gegenwärtig vorhanden. In demselben wird unser Dichter genannt: „Der edle Mann, Dante de Allegheriis, Gesandter der florentinischen Republik."

So sehen wir denn Dante, nach den Wechselfällen seiner Jugend, als Mann eifrig seine Gaben, Kenntnisse und Kräfte dem Dienste seines Vaterlandes widmen. Er sollte aber einen schlechten Dank dafür ernten. —

Doch jenes Volk, voll Bosheit und voll Undank,
Das niederstieg von Fiesole vor Alters
Und nach dem Berg und dem Gestein noch schlachtet,
Wird feindlich Dir ob Deines Rechtthuns werden.
Wie sollt' es anders sein? Die süsse Feige
Kann unter herben Schlehen nie gedeihen.

Fünftes Kapitel.

Das Priorat.

> Alle Uebel und Unfälle, die mich getroffen, begannen mit und wurden veranlasst durch meine unselige Wahl zum Priorat; welches Amtes ich, obschon durch Klugheit nicht würdig, dennoch wegen meiner Treue und wegen meines Alters nicht unwürdig war.
>
> Dante, bei Leonardo Bruni.

Nach den letzten Zwistigkeiten zwischen Volk und Adel und der neuen Niederlage des letzteren im Jahre 1295 stand Florenz mächtiger und stolzer als je da, und es hatte den Anschein, als wären nun glückliche Tage für die schöne und volkreiche Stadt am Arno angebrochen. Und auch ihr Volk lebte wohl in diesem Glauben und in dieser Hoffnung, wesshalb es die kurze Friedenszeit zur Errichtung prachtvoller öffentlicher Gebäude benützte. Niemals, sagen ihre Geschichtsschreiber, sei Florenz mächtiger und glücklicher gewesen, als eben zu dieser Zeit; vor keiner Macht habe die Stadt sich fürchten müssen, denn sie sei im Stande gewesen, jeder zu widerstehen.

Und sie hätte mächtig und glücklich bleiben, — es je länger je mehr werden können, wenn Eintracht innerhalb ihrer Mauern geherrscht haben würde. Doch die Zwietracht, der bürgerliche Unfriede führten nur allzubald eine beklagenswerthe Aenderung der Dinge herbei.

Der Adel war seit 1295 gedemüthigt, aber seine Macht noch nicht gebrochen. Nur wenige unter denen, die demselben angehörten, und unter diesen vorzüglich Dante, erkannten mit richtigem

Blicke, was für Aufgaben die neuen Verhältnisse ihnen auferlegten, und traten daher zu dem Volke über. Die grosse Mehrzahl adelicher Familien blieben dagegen nach wie vor, was sie waren, und bereiteten der Stadt neues, verhängnissvolles Unheil. Neid, Eifersucht, persönliche Feindschaften, der Stolz des alten Adels, die Anmassung der neuen Emporkömmlinge, — das Alles brachte eine Spaltung unter dem Adel hervor, ohne dass zunächst eigentlich politische Motive dabei obgewaltet hätten. Auch das Volk mischte sich bald in diese Streitigkeiten, wodurch die Fehde erst gewissermassen einen politischen Charakter annahm und das bedauernswerthe Schicksal der Stadt und ihres grössten Dichters herbeiführte.

In demselben Stadttheile, wo die Wohnungen der ältesten adelichen Familien lagen, hatten die *Cerchi*, — eine aus niederem Stande emporgekommene Familie, welcher aber tüchtige und sehr reiche Kaufleute angehörten und die mit den hervorragendsten altadelichen Familien wetteiferte, — den Palast des Grafen *Guidi* käuflich an sich gebracht. Der Palast lag gerade neben den Wohnungen der *Donati*, welche dem alten Adel angehörten, aber bei weitem den Reichthum nicht besassen, dessen die *Cerchi* sich rühmen konnten. Letztere liessen das neuerworbene Gebäude befestigen und verschönern. Eine erbitterte Eifersucht entstand zwischen den beiden mächtigen Familien. Die *Cerchi* hassten die *Donati* wegen der altadelichen Abstammung, — diese hassten jene wegen ihres Reichthums und des grossartigen Prunkes, den sie damit trieben. Die Eifersucht, der gegenseitige Hass nahm noch bedeutend zu, als *Corso*, das Haupt der Familie *Donati*, gegen den Willen und trotz der Intriguen der *Cerchi*, eine mit diesen verwandte reiche Erbin in zweiter Ehe heirathete. Von da an war es, als hätten die beiden Familien einander den Untergang geschworen. Dem stolzen *Corso Donati*, dem eigentlichen Repräsentanten und Haupte des alten Adels, wurden Seitens der *Cerchi*, — hin und wieder auch von dem Volke, — die schwersten Verbrechen zur Last gelegt. So

ward er unter Anderem beschuldigt, seine erste Gemahlin vergiftet zu haben. Und als bald darauf einige junge Angehörige der Familie *Cerchi* durch Gift starben, da ward wieder Corso von der öffentlichen Meinung als Urheber des Verbrechens bezeichnet. Noch vieler anderer Gräuelthaten ward er beschuldigt. Mochte diess auch ohne Grund geschehen, so mussten solche Gerüchte, wozu ein unerträglicher Adelshochmuth sich gesellte, gleichwohl das Volk der *Donati*'schen Familie entfremden. Die *Cerchi* waren dagegen populär und allgemein beliebt. Die reichen Bürger liebten sie, weil sie vornehmen Standes, leutselig und so dienstfertig waren, dass man Alles von ihnen erlangen konnte; dessgleichen waren sie bei den Ghibellinen beliebt, weil sie Niemanden beleidigten und beschimpften; die Gunst des niederen Volkes hatten sie sich durch ihre Parteinahme für *Giano della Bella* erworben. Ihr Ansehen war so hoch, dass sie wiederholt aufgemuntert wurden, die Herrschaft über die Stadt in ihre Hände zu nehmen, was ihnen, wie *Dino Compagni* versichert, leicht gelungen wäre, wenn sie nur gewollt hätten. Zu ihnen hielten sich die Democraten und die ghibellinisch Gesinnten; zu ihnen hielten sich aber auch alle politischen und literarischen Notabilitäten, unter welchen wir nur die zwei Historiker, *Giacchetto Malaspini* und *Dino Compagni*, erwähnen wollen, sowie namentlich Dante selber und seine zwei Freunde, *Guido Cavalcanti* und *Cino da Pistoja.* Haupt der Familie war *Vieri de Cerchi*, ein Mann ohne alle Energie und männlichen Muth, durchaus unfähig, an der Spitze einer Partei zu stehen und dieselbe zu leiten.

Schon war es wiederholt zwischen den beiden Familien und deren Anhängern zu kleinen Streitigkeiten und Fehden gekommen. Die Geister waren dermassen erbittert, dass bei einem Leichenbegängniss eine einfache missverstandene Leibesbewegung genügte, um die anwesenden Angehörigen beider Familien zu den Schwertern greifen zu lassen, und nur den Bemühungen vermittelnder Bürger

war es zu verdanken, dass es diessmal nicht zu einem ernsteren Kampfe kam. Wenige Tage darauf begann Dante's Freund, *Guido Cavalcanti*, auf's Neue einen Streit, der von ernsteren Folgen hätte werden können, wenn nicht seine Parteigenossen ihn im Stiche gelassen und er sich durch eilige Flucht gerettet hätte.

Diese Fehden waren aber nur die Vorboten eines grösseren Kampfes. Die Spaltung, die Gegensätze waren vorhanden, es bedurfte nur eines äusseren Anlasses und der Kampf musste sofort in hellen Flammen auflodern. Der Anlass liess nicht lange auf sich warten.

In der Nachbarstadt Pistoja, wo die Ghibellinen seit 1285 verbannt waren, brach in einer und derselben Familie ein blutiger Streit aus, in welchen die ganze Bevölkerung verwickelt ward. Ein Notar, *Cancellieri*, hatte einst zweimal sich verehelicht, aus beiden Ehen waren Kinder entsprossen und seine Familie gehörte um diese Zeit zu den grössten und mächtigsten Pistoja's. Die Nachkommen der einen Frau des einstigen Notars *Cancellieri* lebten nun in offener Fehde mit denen der anderen. Und da die eine von den zwei Ahnfrauen *Bianca* geheissen hatte, so nannten sich deren Nachkommen die *Cancellieri bianchi*, oder einfach die *Bianchi (Weissen)*, im Gegensatze dazu nannten sich die Nachkommen der anderen die *Neri (Schwarzen)*. Zwischen *Weissen* und *Schwarzen* kam es öfters zu blutigen Reibungen. Bei einer solchen ward nun ein Weisser, *Geri di Bertacca*, von einem Schwarzen, *Lore di Guglielmo*, leicht verwundet. Wie dieser letztere nach Hause zurückkehrte, hiess ihn sein Vater, der friedliebender Natur gewesen zu sein scheint, zum Vater des verwundeten Gegners gehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Der Sohn gehorchte dem väterlichen Befehl, wehrlos ging er hin zum Hause des *Bertacca*, demüthig bat er um Vergebung. Allein *Bertacca* erwiederte ihm: „Du hast so wenig klug gehandelt herzukommen, als dein Vater, dich herzuschicken," liess ihn greifen, in einen Stall tragen, ihm an einem

Pferdetrog die rechte Hand abhauen und schickte ihn dann heim mit den höhnischen Worten: „Nimm jetzt die Hand, bringe sie deinem Vater, der dich hergeschickt hat, und sage ihm, dass die Beleidigungen mit Blut und nicht mit Worten gesühnt werden." Man kann sich leicht vorstellen, welche Entrüstung diese Unthat hervorrufen musste. Die *Schwarzen* schworen, dieselbe zu rächen. Die Spaltung, die bis dahin mehr eine private gewesen, ward nun eine öffentliche. Alles nahm für oder wider Partei. In kurzer Zeit war die ganze Stadt nicht nur, sondern auch die Landschaft in die zwei Parteien der *Weissen* und *Schwarzen* getheilt, welche einen Vernichtungskrieg wider einander führten.

Indess gab es doch auch noch eine Mittelpartei, welche gerne wieder Frieden gestiftet hätte. Hülfesuchend wandte sich diese an das benachbarte Florenz. Das Regiment der Stadt wurde den Florentinern auf drei Jahre überwiesen, eine Massregel, die in früheren Zeiten schon wiederholt angewendet wurde. Das Anerbieten wird angenommen. Ein gewisser *Cantino Cavalcanti,* ein Verwandter des mehrfach genannten *Guido,* zog von Florenz nach Pistoja, um dort als Volkshauptmann Frieden zu stiften. Dieser setzte lauter *Weisse* als Beamte ein. *Andrea Gherardini*, der Nachfolger *Cantino's* trieb die Sache noch weiter. Unter einem elenden Vorwande sprach er über mehrere *Schwarze* das Verbannungsurtheil aus. Diese leisteten aber keine Folge, sondern befestigten sich in ihren Häusern und bereiteten sich zum Widerstand. Der Kampf entbrannte auf's Neue, blutiger als je zuvor. Erst nach einem Monate ward er durch die Unterdrückung der Schwarzen einigermassen beendet.

Schon war aber der Hader von Pistoja nach Florenz hinübergetragen. So wie die Florentiner das Regiment in Pistoja übernommen, hatten sie die Häupter beider Parteien nach Florenz verbannen lassen. Dadurch gerieth aber Florenz selbst in Brand, die Flammen des Parteizwistes loderten von Neuem auf. Die Pistoj'schen

Weissen waren bei den *Cerchi*, die *Schwarzen* bei den *Donati* einquartirt worden. In wenigen Tagen war die ganze Stadt in die Parteien der *Schwarzen* und der *Weissen* getheilt. Unter neuen Namen standen die alten Parteien auf's Neue — und zwar erbitterter als je — einander gegenüber. Am ersten Mai 1300, — an demselben Tage, an welchem Dante vor siebenundzwanzig Jahren einen für ihn so bedeutungsvollen Tag im Hause *Folco Portinari's* erlebt, — feierte Florenz nach alter Sitte ein Volksfest. Die Frauen tanzten auf dem Platze vor der Dreifaltigkeitskirche. Ein Trupp junger Ritter, zu der Partei der *Cerchi* oder *Weissen* gehörend, langt hier bewaffnet an. Sie bleiben zu Pferde stehen und sehen dem Frauentanze zu. Da langt eine Anzahl Ritter der gegnerischen Partei ebenfalls an. Der Streit geht bald an, von Stichelreden kommt es zu Thätlichkeiten. Die Schwerter werden entblösst, es entsteht ein wilder Kampf, Manche werden verwundet, einem *Cerchi* wird die Nase abgehauen. Am Abend ist die ganze Stadt in Aufruhr, Alles läuft zu den Waffen. Das Misstrauen steigt immer höher. *Corso Donati* hört nicht auf, *Vieri Cerchi* auf die pöbelhafteste Weise zu beschimpfen und zu verhöhnen. Dieser droht unklugerweise mit der Freundschaft der Pisaner und Aretiner. Das hiess aber ungefähr so viel, wie sich als Ghibelline erklären, wie denn die *Weissen* in der That durch die Macht der Verhältnisse darauf angewiesen waren, sich den Ghibellinen anzuschliessen. Bald hiess es: die *Weissen* hätten sich mit den Ghibellinen Toscana's verbunden und die *Schwarzen* wenden sich an den Papst, seine Dazwischenkunft anrufend.

Bonifaz VIII., welcher damals auf dem Stuhle Petri sass, hatte gewiss die wichtige Stadt am Arno nicht aus dem Auge gelassen und war ohne Zweifel fest entschlossen, Alles aufzubieten, sie der guelfischen Partei zu erhalten. In seinem Interesse musste es demnach, wie die Verhältnisse sich zu gestalten begannen, ganz natürlich liegen, die *Schwarzen* zu begünstigen, wozu es wohl schwerlich

noch besonderer Verwendung und Intriguen bedurfte. Schon bei dem Sturze *Giano's della Bella* scheint er die Hand im Spiele gehabt zu haben. Begierig ergriff er diessmal die Gelegenheit, sich eine Partei in Florenz zu bilden. Vorerst hütete er sich freilich davor, gewaltsame Eingriffe zu versuchen. Er machte einen Vermittlungsversuch, oder erheuchelte wenigstens einen solchen und sandte seinen Legaten, den Cardinal *Matteo d'Acquasparta*, als Friedensstifter nach Florenz, welcher daselbst Mitte Juni 1300 anlangte.

Bevor wir nach dem Erfolge seiner Sendung fragen, müssen wir uns nach unserem Dichter umsehen.

Gewiss hat Dante an den bis dahin geschilderten Ereignissen seiner Vaterstadt sehr regen Antheil genommen, obschon es uns allerdings an bestimmten Nachrichten darüber gänzlich fehlt. Ein Mann von seiner Gesinnung und Bedeutung konnte aber unmöglich als stummer oder theilnahmsloser Zuschauer sich dabei verhalten. Ein Mann von seinem Scharfblick musste mit schmerzlichen Empfindungen voraussehen, wie durch die Zwietracht, den Hader der Parteien das Verderben über seine geliebte Vaterstadt herbeigerufen ward. Einem Manne von seinem Charakter musste es im äussersten Grade schwer fallen, zu der einen von den zwei untereinander kämpfenden Parteien sich zu bekennen. Denn hätte es sich um den Gegensatz zweier entgegengesetzter politischer Principien dabei gehandelt, dann freilich würde er mit voller Entschiedenheit, mit der ganzen Schärfe und Gluth seines Wesens für das eine, von ihm als richtig erkannte Princip eingetréten sein, — der dieses Princip vertretenden Partei sich angeschlossen haben. Um Principien handelte es sich nun aber in diesen Parteikämpfen und Umtrieben nicht. Aus niederen Leidenschaften, aus kleinlichem Neid, aus jämmerlichen Eifersüchteleien, aus Rachsucht waren die Parteien entstanden. Darum war aber auch der Kampf um so gehässiger und erbitterter. Aber Dante war nicht der Mann dafür,

in solch' jämmerliche Parteikämpfe, zu welchen man kaum einen vernünftigen Grund hätte angeben können, mit leidenschaftlichem Eifer sich einzulassen. Er war kein Parteimann im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Seinem ganzen Charakter nach zu schliessen, können wir nicht anders urtheilen, als dass er mit verächtlichem Mitleide auf dieses Parteitreiben blickte und für seine Person keiner der beiden Parteien anzugehören wünschte.

„Wer aber kann ganz parteilos sein, wo Alles Partei nimmt?" Wie die Sachen nun einmal standen, war es, man möchte sagen, eine Sache der reinsten Unmöglichkeit, als angesehener Bürger in Florenz zu leben, oder gar selber in die Verhältnisse einzugreifen, irgend welchen Einfluss auszuüben, ohne zu der einen oder anderen Partei zu neigen. Ist es doch einem Menschen überhaupt kaum möglich, sich völlig parteilos zu halten, keine Sympathien für die eine oder andere Partei zu hegen, selbst dann, wenn ihn die Parteien gar nicht persönlich berühren, vollends aber, wenn ihn dieselben so nahe angehen! Wir selber, wenn wir nach Jahrhunderten jene Parteikämpfe uns vergegenwärtigen, — wir bleiben innerlich wohl schwerlich völlig parteilos, vielmehr wird die eine oder die andere Partei immer mehr oder weniger unsere Sympathien erwecken. Was Wunder daher, wenn auch Dante, ob er sich im Grunde auch über den Parteien und ihrem kleinlichen, erbitterten Hader erhaben fühlte, doch von der einen Partei mehr angezogen, von der anderen dagegen mehr abgestossen wurde?

Zu welcher Partei er neigte, haben wir bereits angedeutet. Durch seine Abstammung gehörte er eigentlich dem alten guelfischen Adel an, der so zu sagen von den *Donati* oder den *Schwarzen* repräsentirt wurde. Allein er hatte mit seiner Familienüberlieferung schon dadurch factisch gebrochen, dass er zu der Bürgerschaft übergegangen war. Durch seine Heirath war er mit der an der Spitze der *Schwarzen* stehenden Familie *Donati* verschwägert. Allein das Gebahren eines *Corso* und seiner Anhänger

musste ihn durchaus abstossen und durch keine Nebenrücksichten liess sein unbeugsamer Rechtssinn sich leiten. Die Partei der *Weissen* war im Grunde doch die gemässigtere und friedlichere. Zu dieser gehörten, wie erwähnt, auch Dante's nächste Freunde, vorzüglich *Guido Cavalcanti.* Und auch seine eignen Sympathien und Ueberzeugungen mussten ihn auf diese Seite führen, obschon wir den Hauptgrund dafür nicht in der ghibellinischen Färbung derselben zu suchen haben, sondern vielmehr darin, dass die *Weissen*, wie gesagt, die weniger Gewaltthätigen, zur Ruhe, zur Ordnung, zum Frieden mehr geneigt waren.

Von Dante's Verhalten bei diesen Parteikämpfen gibt nun *Boccaccio* folgenden Bericht: „Um den getheilten Leib seiner Republik wieder zur Einigkeit zu führen, wendete Dante allen Scharfsinn, jede Sorge und Mühe an, indem er den weisesten Bürgern zeigte, wie die grossen Dinge durch Zwietracht in kurzer Zeit wieder zunichte werden und die kleinen durch Eintracht ins Unendliche wachsen. Wie er aber sah, dass all' seine Mühe vergeblich war, wie er die Hartnäckigkeit seiner Zuhörer erkannte, da nahm er sich zunächst vor, von allen öffentlichen Geschäften sich gänzlich in das Privatleben zurückzuziehen. Dann aber, verlockt durch die Süssigkeit des Ruhmes, durch eitle Volksgunst sowie auch durch die Ueberredungen der angesehensten Männer und ausserdem in der Meinung, besser bei gegebener Gelegenheit für das Wohl seiner Vaterstadt wirken zu können, wenn er in den öffentlichen Angelegenheiten eine grosse Rolle gespielt, als wenn er sich von denselben ganz zurückgezogen hätte, — — — blieb er dabei, den hinfälligen Ehren und dem eitlen Prunk öffentlicher Aemter nachstreben zu wollen. Und da er sah, dass er nicht für sich eine dritte Partei bilden konnte, welche durch strenge Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit der anderen zwei hätte unterdrücken und sie zur Einheit zurückführen mögen, — näherte er sich derjenigen Partei, bei welcher, nach seinem Dafürhalten, mehr Recht und Gerechtigkeit

sich befand. Dabei wirkte er unablässig für das, was er seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern als heilsam erkannte."

Ein reiches Feld politischen Wirkens ward ihm geöffnet. Gerade in dieser kritischen, gährenden Zeit trat er ein in die Regierung seiner Vaterstadt. Dante ward einer der sechs Prioren, und bekleidete das wichtige Amt vom 15. Juni bis zum 15. August 1300. Das Priorat bestand damals aus sechs Mitgliedern, welche nicht länger als zwei Monate das Amt bekleideten. „Wenn nun Dante in einem so wichtigen Momente in die Regierung von Florenz berufen wurde, so ist das nicht so zu verstehen, als müsse das als ein ganz besonderes, unmittelbares Vertrauensvotum für ihn aufgefasst werden; denn die Prioren wurden immer auf ein ganzes Jahr voraus durch eine engere Wahl ernannt und theilten sich dann durch das Loos in die sechs zweimonatlichen Amtsperioden. Man darf vielmehr aus dieser Thatsache keinen weiteren Schluss ziehen, als dass er sich seiner Partei, — denn diese hatte zur Zeit das Uebergewicht, — bereits am Anfange des Jahres 1300 als einen so tüchtigen Mann bewährt hatte, dass sie ihn des Priorates für würdig hielt."

Fragen von hoher Wichtigkeit lagen vor und erwarteten ihre Erledigung, als die neuen Prioren, Dante und seine fünf Amtsgenossen, über die Schwelle des Volkspalastes traten. Der eben angelangte päpstliche Legat, Cardinal *Matteo d'Acquasparta*, legte der Regierung seine Vorschläge vor und verlangte, dass ihm die nöthige Vollmacht ertheilt würde. Umsonst. Man merkt bald, dass es bei seinen scheinbaren Friedensbemühungen nur darauf abgesehen ist, die *Weissen* zu erniedrigen und die *Schwarzen* zu erhöhen. Die Regierung wird misstrauisch. Der Cardinal sieht sich in seinen Erwartungen enttäuscht. Die Dinge nehmen eine immer drohendere Gestalt an. —

Wenige Tage vergehen. Dante ist erst neun Tage im Amte, da kommt der Abend des Johannisfestes heran. Florenz verehrt

Johannes den Täufer als seinen Schutzheiligen. In feierlichem Umzuge pflegen die Zünfte diesem ihrem Patron an seinem Tage zu opfern. Voran gehen die Vorsteher der Zünfte, die den Namen Consuln führen. Die Processionsfeierlichkeit wird gestört. Von Edelleuten, die zur Partei der *Schwarzen* gehören, werden die Consuln angefallen und geschlagen, und man ruft ihnen zu: „Wir sind es, die bei *Campaldino* gesiegt haben; zum Danke dafür habt ihr uns aber von den Aemtern und Ehren der Stadt ausgeschlossen.“ Die Sache wird der Regierung angezeigt. Erzürnt berathen sich die Prioren mit einigen Vertrauensmännern aus dem Volke, wie den Unruhen ein Ende zu machen sei. Unter diesen Vertrauensmännern befindet sich auch der Geschichtsschreiber *Dino Compagni*. Die zwei hervorragendsten Männer ihrer Stadt und ihrer Zeit sitzen beisammen und berathen sich über das, was zum Frieden ihrer Stadt dient. Man will nicht parteiisch verfahren. Es wird beschlossen, die gefährlichsten Häupter der beiden Parteien aus der Stadt zu verbannen. Voran unter den *Schwarzen*, über die das Verbannungsurtheil gefällt wird, steht *Corso Donati*. Sein Hauptgegner, *Vieri de' Cerchi*, wird nicht mit getroffen, denn bis dahin hat er sich immer friedlich verhalten. Dafür werden aber die hitzigsten Köpfe der *weissen* Partei gleichfalls verbannt, unter ihnen *Guido Cavalcanti*. Dante spricht als Richter über seinen ersten, intimsten Freund das Verbannungsurtheil aus. Die Gerechtigkeit richtet mit verbundenen Augen.

Die *Weissen* unterwarfen sich dem Urtheile und zogen nach *Sarrazano* in die Verbannung. Anders die *Schwarzen*. Diese bereiten sich zum Widerstand. Eine Drohung von Seiten der Regierung bestimmt sie aber endlich doch zur Nachgiebigkeit und sie verlassen ebenfalls die Stadt. Bei diesem Anlasse kommt die Parteilichkeit des päpstlichen Legaten an den Tag. Entrüstet darüber zeigt sich das Volk ihm feindlich. Es wird sogar mit Pfeilen gegen den bischöflichen Palast, worin der Legat sich befand, geschossen.

Angsterfüllt zieht dieser von dannen und begibt sich jenseits des Arno. Um es mit dem Papste nicht zu verderben, suchen die Prioren den Legaten zu versöhnen und bieten ihm desshalb eine Gabe von zweitausend Gulden. *Dino Compagni* überbringt sie ihm auf einem silbernen Teller. „Verachtet sie nicht," sagt er bei der Uebergabe, „weil es nur wenige sind; denn ohne die Beistimmung der öffentlichen Räthe kann man keine grössere Summe geben." Der Cardinal nimmt das Geschenk nicht an und verlässt kurz darauf unzufrieden die Stadt. Selbstverständlich unterlässt er nicht, bei seiner Abreise über die ganze Stadt den Bann zu sprechen. Das unglückliche Florenz steht aber unter einem noch weit schwereren Banne, als dem vom Priestermunde gesprochenen.

Das sind die wichtigsten Ereignisse, welche während Dante's Priorat in Florenz vorfielen. Zwei tiefgreifende Beschlüsse wurden zu dieser Zeit von der Regierung gefasst: die Ablehnung der Friedensvermittlungen des päpstlichen Legaten und die Verbannung der bedeutendsten Männer der zwei Parteien aus der Stadt. Welchen Antheil hat Dante bei diesen beiden Beschlüssen gehabt? Sind sie vielleicht wesentlich unter seinem Einflusse zu Stande gekommen? Es ist uns freilich darüber nichts Bestimmtes überliefert. Die gewöhnliche Annahme ist aber, beide Beschlüsse seien wesentlich dem Einfluss Dante's zu verdanken. Wir glauben nicht ohne Grund. Der spätere erbitterte Hass der *Schwarzen* gegen ihn lässt sich unseres Erachtens nur dann genügend erklären, wenn sie einige Ursache hatten, ihn als den Haupturheber des ersten Beschlusses anzusehen. Bei dem zweiten mag es ihm jedenfalls einen inneren Kampf gekostet haben, zur Verbannung seines besten Freundes seine Zustimmung zu geben. Vielleicht hat er auch bei der betreffenden Berathung ein Wörtlein zu Gunsten desselben gesprochen. Gewiss sah aber auch er in der genommenen Massregel das Heil seiner Vaterstadt. Sollte nun dieselbe ausgeführt werden, dann konnte *Cavalcanti,* nicht allein als eines der Häupter der

Weissen, sondern vorzüglich um seines leidenschaftlichen, unruhigen, hitzigen Temperamentes willen, unmöglich verschont bleiben. Als guter Bürger und treuer Beamter musste der Dichter-Prior demzufolge die Freundesrücksicht höheren Pflichten zum Opfer bringen.

Es war jedenfalls eine schwere Zeit, — es waren zwei arbeits- und sorgenvolle Monate, welche Dante im Dienste seiner Vaterstadt erlebte. Später hat er selber das Unglück, das ihn getroffen, von seiner Thätigkeit während dieser Zeit abgeleitet. Als seine Amtsperiode vorbei war und er mit dem beruhigenden Bewusstsein, treu und gewissenhaft sein Amt verwaltet, das Beste seines engeren Vaterlandes stets redlich gesucht zu haben, den Volkspalast verliess, o da mochte es ihm wohl sein, als wäre er von einer schweren Last erlöst, — da mochte er sich wohl etwas bessere und ruhigere Tage versprechen. Die schweren Zeiten waren aber weder für ihn, noch für Florenz zu Ende. Auch hörte mit seinem Priorat Dante's Thätigkeit im Dienste der Republik nicht auf.

Sechstes Kapitel.

Die Katastrophe.

> **O Vaterstadt, zu triumphiren würdig,**
> **Erzeugerin der Guten,**
> **Mehr als die Schwester hast Du Grund zu trauern.**
> **Fühlt Wer der Deinen rechte Liebe für Dich,**
> **So muss das Herz ihm bluten,**
> **Sieht er in Dir die Gräuelthaten dauern.**
> **Wie sind die Bösen schnell in Deinen Mauern,**
> **Zu Deinem Missgeschick sich zu verschwören!**
> **Mit scheelem Blick bethören**
> **Dein Volk sie, Falsches ihm statt Wahrem weisend.**
>
> **Dante, Canzone XVI.**

Die Unruhen, welche wir im vorigen Kapitel kurz geschildert haben, — sie waren nur das Vorspiel eines grossen Drama's. Als Dante aus dem Amte trat, da befanden sich die Häupter der beiden Parteien, unter ihnen auch Dante's Freund, *Guido Cavalcanti*, noch in der Verbannung; die *Weissen* in *Sarrezano*, die *Schwarzen* in *Massa Trebara*. Jene hielten sich stille, auf ihre Rückberufung harrend. Anders diese. Der unbändige und gewaltthätige *Corso Donati* brach die über ihn verhängte Haft und ging nach Rom, woselbst er in Verbindung mit anderen Parteigenossen am Hofe Bonifaz VIII. seine Gegner als Ghibellinen verleumdete und den Papst um seine Intervention zu Gunsten der *Schwarzen* ersuchte. Bonifaz citirte *Vieri de' Cerchi*, das Haupt der *Weissen*, nach Rom vor seinen Stuhl. Der charakterschwache, furchtsame Mann fügte sich und ging hin. Vom Papste aufgefordert, mit *Corso Donati* Frieden zu schliessen, antwortete *Vieri*, er stehe mit Niemandem in Krieg, und verweigerte es, der päpst-

lichen Aufforderung nachzukommen. Man liess ihn ohne Weiteres nach Florenz zurückkehren.

Hier konnte das Treiben des Verbannten *Corso* der Regierung nicht gleichgültig sein. Nicht ohne Grund mochte diese vielleicht die Besorgniss hegen, es sei auf einen Staatsstreich abgesehen. Die florentinische Regierung verurtheilte daher den abwesenden *Corso* zum Tode; seine Güter liess sie einziehen. Die übrigen Verbannten beider Parteien erhielten dagegen die Erlaubniss, nach Florenz zurückzukehren. So sehr es auch den Dichter beruhigen mochte, nun wieder seinen ersten Freund in der Nähe zu haben, so dauerte doch die Freude nicht lange. *Guido Cavalcanti* hatte das ungesunde Clima von *Sarrezano* nicht ertragen können und war daselbst erkrankt. Mit gebrochener Gesundheit kehrte er nach Florenz zurück, woselbst er bald darauf starb.

Mit der Zurückberufung der Verbannten kehrte aber die Ruhe nicht in Florenz ein. Die *Weissen* zwar hielten sich ruhig. Die *Schwarzen* dagegen benützten ihre Rückkehr, um neue Verschwörungen gegen das bestehende Regiment anzuzeddeln. So hielten sie denn eine geheime Versammlung in der Dreifaltigkeitskirche, wo sie sich über die Mittel beriethen, die gegnerische Partei der *Weissen* aus der Stadt zu vertreiben. Darauf versammelten sie den grossen Rath (ihrer Partei?) und brachten viele falsche Gründe vor, um denselben zu bewegen, über die Verbannung der *Weissen* einen Beschluss zu fassen. Auch der Geschichtsschreiber *Dino Compagni* war zugegen. „Warum," sagte er dabei, „warum wollt ihr eine so gute Stadt verwirren und zu Grunde richten? Gegen wen wollt ihr kämpfen? Gegen eure Brüder? Was wird die Frucht des Sieges sein? Nichts anderes als Thränen." Um ihn zu beschwichtigen, gab man ihm die heuchlerische Antwort, man wolle ja nur die Unruhen beseitigen und in Frieden leben. Die Sache hätte indess eine sehr ernste Wendung nehmen können. Man redete schon davon, die Theilnehmer an der geheimen Versammlung in

der Dreifaltigkeitskirche auf Hochverrath anzuklagen. Dem Einflusse und den Bemühungen *Dino Compagni's* war es wesentlich zu verdanken, dass es bei einer ernsten Vermahnung von Seiten der Prioren verblieb.

„Nach dem Geheimniss der Verschwörung forschend," fährt *Dino Compagni* in seiner Erzählung fort, „fand es sich, dass der Graf von *Battifolle* seinen Sohn mit mehreren seiner Getreuen und mit Waffen den Verschwornen zu Hülfe aus der Stadt gesandt hatte; und es wurden Briefe gefunden von Messer *Simone de' Bardi* (dem verwittweten Gemahle *Beatrice's*), durch welche er eine grosse Menge von Brod zu backen verordnete, auf dass die Leute, welche kommen würden, zu leben hätten. Desshalb begriff man klar, was die in der Dreifaltigkeitskirche stattgefundene Versammlung für eine Verschwörung angezeddelt hatte. Eine harte Strafe wurde desswegen dem Grafen, seinem Sohne und dem *Simone* auferlegt." Die übrigen Mitverschwornen wurden sehr wahrscheinlich aus der Stadt verbannt. — Sehr wahrscheinlich, sagen wir. Wir glauben nämlich an dieser Stelle den Umstand nicht mit völligem Stillschweigen übergehen zu dürfen, dass eine durchgängig zuverlässige Darstellung der Ereignisse dieser Zeit, — zumal in chronologischer Hinsicht, — wohl nicht möglich ist. Der Grund hievon liegt darin, dass die Berichte der zwei Zeitgenossen, *Dino Compagni's* und *Giovanni Villani's*, nicht miteinander übereinstimmen. Man hat demnach nur die dreifache Wahl: entweder ausschliesslich dem einen, oder ausschliesslich dem anderen zu folgen, oder aber beide, so gut es eben gehen will, zu vereinigen. In allen drei Fällen wird aber die Darstellung wohl nicht auf völlige Zuverlässigkeit Anspruch machen können. Näher auf diese Sache einzugehen, kann natürlich nicht im Zwecke einer Schrift liegen, welche, wie die vorliegende, nicht den Fachmännern, sondern einem weiteren Publikum dienen möchte. Für dieses nun ist das wenige, was zweifelhaft dabei bleibt und was meistens nur die chronologische

Reihenfolge der Ereignisse betrifft, von gar geringem Belange. Ohne uns daher auf gelehrte Erörterungen hier einzulassen, fahren wir in unserer Darstellung (wie sie sich uns als die richtige ergeben hat) fort.

Wer waren nun die auswärtigen Verschworenen, von denen *Dino Compagni* in der vorhin angeführten Stelle redet, welchen der Graf von *Battifolle* Hülfe sandte, für deren Lebensunterhalt *Simone de' Bardi* sorgte?

Die *Schwarzen*, deren Partei die zwei Genannten angehörten, hatten die Hülfe, beziehungsweise die Vermittlung des Papstes angerufen. Um ihn für ihre Zwecke zu gewinnen, unterliessen sie nicht, durch falsche, lügenhafte Berichte ihre Gegner zu verläumden. „Und die lügnerischen Worte wurden der Stadt Florenz gefährlicher, als das schneidende Schwert." Denn sie berichteten dem Papste, „dass die Stadt auf's Neue in die Gewalt der Ghibellinen gerathen, dass sie eine Zuflucht der *Colonna's* sein würde, und zu den falschen Worten fügten sie eine grosse Anzahl von Gulden," so dass sich der Papst ihnen zu willfahren entschloss.

Um ihn zu diesem Entschlusse zu bewegen, hätte es aber wohl nicht vieler Ueberredung bedurft. Ohnedem musste es Bonifaz daran liegen, die Herrschaft der *Weissen* in Florenz keine festen Wurzeln schlagen zu lassen. Denn während ihm die *Schwarzen* ergeben waren, oder doch wenigstens Ergebung heuchelten, zeigten sich ihm dagegen die *Weissen* je länger desto feindseliger. Auf die Unterstützung der letzteren zur Ausführung seines Lieblingsgedankens, das Königreich Sicilien mit Neapel wieder zu vereinigen und so mit Rom wieder zu verbinden, konnte er in keiner Weise rechnen. Eben mit diesem Gedanken war Bonifaz um diese Zeit lebhaft beschäftigt. „Nachdem alle anderen Versuche misslungen waren, war er noch im Sommer 1300 mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem Grafen Karl von Valois, in Unterhandlungen getreten." Diesem ward die Aufgabe zugedacht, die Herrschaft

der Aragonier in Sicilien und der *Weissen* in Florenz zu stürzen. Verlockt durch die grossartigsten Versprechungen gab Karl der päpstlichen Einladung Gehör. Mit fünfhundert Rittern zog er im August 1300 über die Alpen. Dante hat ihn in seinem Gedichte nicht vergessen.

> Nicht fern von heute seh' ich eine Zeit,
> Da zieht ein andrer Karl von Frankreich aus,
> Sich und die Seinen besser noch zu zeichnen.
> Er kommt allein und waffenlos; die Lanze,
> Die Judas führte, legt er ein und Florenz
> Trifft er damit, dass dessen Wanst zerberstet.
> Nicht Landbesitz, wohl aber Schuld und Schande
> Wird er gewinnen, um so schwerer wiegend,
> Je weniger er solchen Schaden achtet.

Karl von Valois und seine fünfhundert Ritter, — das waren die auswärtigen Verschworenen, denen *Battifolle* Hülfe sandte, für die *Simone de' Bardi* sorgte, mit deren Hülfe die *Schwarzen* ihre Gegner zu stürzen hofften.

Dem Namen nach sollte Karl freilich kommen, um zwischen den zwei Parteien Frieden zu stiften. So verblendet waren aber die *Weissen* nicht, dass sie nicht sofort erkannt hätten, worauf es mit diesem Friedensstifteramte abgesehen. Es war für sie eine Lebensfrage, die Einmischung des französischen Prinzen zu hintertreiben. Der Papst hatte ihn berufen. Wollten es die *Weissen* mit diesem nicht völlig verderben, so mussten sie ihn umzustimmen und von ihm einen Widerruf zu erwirken suchen. Es wird beschlossen, eine Gesandtschaft an Bonifaz zu diesem Zwecke abzusenden.

Wen sollte man aber zu dieser höchst wichtigen und schwierigen Mission auserlesen in einer Stadt, von welcher Dante sagen muss, sie zähle nur zwei Gerechte in ihrem Schoosse?

> Gerecht sind zwei; doch unverstanden sind sie!

Der Dichter meinte damit wohl sich selber und den vielerwähnten *Dino Compagni.* Von diesen zwei ward Einer auserkoren, — es war Dante. Er hatte nach seinem Priorat fortgefahren, an den Staatsgeschäften regen Antheil zu nehmen. Aus noch erhaltenen Urkunden geht hervor, dass er am 14. April 1301 im Rathe der Hundert zweimal seine Stimme abgegeben, am 18. Juni desselben Jahres im Rathe der vereinigten Zünfte gegen eine Forderung Bonifaz VIII., welcher von der Republik hundert Soldaten forderte, gestimmt und kurz darauf, am 13. September, im Rathe der Hundert gleichfalls seine Stimme abgab. Zwar wenige, aber immerhin vielsagende Notizen.

Bei seiner Ernennung zum Gesandten an den Papst soll Dante nach *Boccaccio's* Erzählung, die merkwürdigen Worte gesprochen haben: „Wer bleibt, wenn *ich* gehe, — wer geht, wenn *ich* bleibe?" Man kann zweifeln, ob diese Worte wirklich über seine Lippen gegangen. Gewiss aber drücken sie seine Stimmung auf das Treffendste aus. „Die Ereignisse wenigstens haben gelehrt, dass sein Verbleiben in Florenz im Interesse der von ihm einmal ergriffenen Sache vielleicht nothwendiger war, als seine Theilnahme an der beschlossenen Gesandtschaft." Und die drei, die als Gefährten ihm mitgegeben wurden, haben gezeigt, dass er einer der Wenigen, wenn nicht geradezu der einzige zuverlässige Mann war, dem man ein so hochwichtiges Staatsgeschäft anvertrauen konnte. Seine Gefährten waren nämlich — zum Theil wenigstens — verkappte *Schwarze,* welche die Gesandtschaft unterwegs aufhielten, so dass sie erst dann anlangten, als es bereits zu spät war.

Zu spät; denn schon vorher (Anfangs September 1301) war Karl von Valois in Anagni, wo Bonifaz VIII. sich befand, eingetroffen. Nach Florenz war er noch nicht gekommen, — der Staatsstreich musste eben erst zu *Anagni* mit dem Papste, Karl II. von Neapel, dessen Sohn Robert und *Corso Donati* verabredet werden. Schon unterwegs hatte er aber florentinische Gesandtschaft von beiden

Parteien empfangen. „Als Messer *Karl von Valois* bereits in Bologna angelangt war, kamen zu ihm Gesandte der florentinischen *Schwarzen*, welche also zu ihm sprachen: ‚Gott sei Dank, Herr, wir sind die Guelfen von Florenz, Getreue des Hauses Frankreich's. Gib bei Gott Acht auf Dich und Deine Leute, denn unsere Stadt wird von den Ghibellinen regiert.' Nachdem die Gesandten der *Schwarzen* abgereist, langten die *Weissen* an, welche mit grosser Ehrfurcht ihm als ihrem Herrn viele Anerbietungen machten. Allein die listigen Worte vermochten mehr bei ihm, als die wahren; denn es schien ihm ein grösserer Beweis von Freundschaft, ihn zu warnen: ‚Gib Acht auf Deinen Weg,' als ihm Anerbietungen zu machen."

Demnach richteten die Gesandten, welche die *Weissen* an Karl von Valois schickten, wenig aus. Ebenso wenig aber auch die, welche sie an Bonifaz absandten. Diese langten wahrscheinlich im Oktober 1301 in Rom an, also nachdem Karl bereits (Anfangs September) in Anagni mit Bonifaz den Staatsstreich verabredet. In Rom angelangt, „empfing sie der Papst auf seinem Zimmer und sprach insgeheim zu ihnen: ‚Warum seid ihr denn so hartnäckig? Unterwerfet euch mir! Das sage ich euch mit Wahrheit, dass ich keine andere Absicht habe, als euren Frieden. Zwei von euch mögen zurückkehren und es ruhe mein Segen auf ihnen, wenn sie sich dafür verwenden, dass meinem Willen entsprochen werde."

Es waren zwei Männer von ziemlich zweideutigem Charakter, welche auf diese Weise vom Papste nach Florenz zurückgesandt wurden, angeblich um neue Instructionen zu holen. Dante befand sich dagegen unter denen, welche in Rom zurückgehalten wurden. Geschah diess auf seinen eigenen Wunsch? Wir wissen es nicht. Höchst wahrscheinlich ging aber die betreffende Bestimmung vom Papste aus, der in Dante den bedeutenden, wichtigen und unbestechlichen Mann erkannte, den er auf diese hinterlistige Weise schadlos machen zu müssen glaubte. O, der Dichter mochte wohl noch

keine Ahnung davon haben, dass er nach der geliebten Vaterstadt nie wieder zurückkehren würde! Und was für Empfindungen mussten im Herzen des redlichen und aufrichtigen Dante dort zu Rom einem Manne wie Bonifaz gegenüber aufsteigen, — einem Manne, in welchem der allerschärfste Gegensatz zu ihm wie verkörpert vor ihm stand, — einem Manne, dem er mit seinen in Höllenfeuer rothgeglühten Stempeln das untilgbare Brandmal aufgeprägt hat? Dante und Bonifaz VIII., — „zwei weltgeschichtliche Gegensätze der allerschärfsten Art“ — einander persönlich begegnend, — welch eine merkwürdige Scene! —

Als die zwei Amtsgenossen Dante's von Rom zurückkehrend in Florenz ankamen, da war das Schicksal dieser Stadt bereits entschieden.

Die neuen Regierungsmitglieder, welche am 15. October 1301 in's Amt traten, „unverdächtige und redliche Männer,“ unter welchen auch der mehrerwähnte Historiker *Dino Compagni* sich befand, hielten dafür, das letzte Heilmittel sei, die Aemter unter den beiden Parteien gleichmässig zu vertheilen. Die *Schwarzen* wollten aber noch mehr als das. Sie hielten die Prioren hin, betrogen sie, indem sie friedfertige Gesinnungen heuchelten. Durch solche Vorspiegelungen getäuscht, verlor die Regierung ihre Zeit und knüpfte Friedensunterhandlungen an, „während man die Schwerter hätte schärfen sollen.“ Weder von Seiten der Regierung, noch auch von den *Weissen* wurde zum Kriege gerüstet. Man sprach nur von Frieden, als der Bürgerkrieg unmittelbar vor der Thüre stand.

Denn nicht Friede war es, was die Partei der *Schwarzen* wollte. Ihre Absicht ging vielmehr dahin, ihre Gegner vollständig zu vernichten. Boten wurden nach Rom an Karl von Valois abgesandt, um sein Kommen nach Florenz zu beschleunigen. Siebenzigtausend Gulden, welche ihm übersandt wurden, sollten der Aufforderung Nachdruck geben. Um die Mitte October bricht Karl gegen Toscana auf. In Siena angelangt, schickt er Gesandte nach

Florenz ab. In der Rathsversammlung geben diese vor, Karl komme nur, um im Auftrage der Kirche Frieden zu stiften, und fordern die Florentiner auf, ihn als Friedensstifter in ihrer Stadt zu empfangen. Mit Begeisterung sprechen viele Redner für seine Aufnahme. Die Menge stimmt dem bei. Nur die Bäckerzunft will ihn weder aufgenommen, noch geehrt wissen, da er nur die Stadt zu zerstören komme. Es wird beschlossen, ihn in die Stadt einzulassen, jedoch nicht ohne Bedingungen. Mit Brief und Siegel soll Karl versprechen, weder das bestehende Regiment an sich zu reissen, noch auch dasselbe gewaltsam abzuändern. Karl gelobt es. „Der versiegelte Brief kam," sagt *Dino Compagni*, „und ich sah ihn und liess ihn abschreiben und bewahrte ihn auf bis zur Ankunft des Herrn (Karl's). Und als er kam, fragte ich ihn, ob er mit seinem Willen geschrieben worden. Er antwortete: Ja, gewiss!" Bevor Karl anlangt, wird noch einmal versucht, Frieden zu stiften. *Dino* versammelt eine ansehnliche Anzahl angesehener Bürger in der Johanniskirche und mit warmen Worten ermahnt er sie, sich zu versöhnen. Seine Worte machen scheinbar einen tiefen Eindruck. Feierlich und unter Thränen wird geschworen, Frieden zu halten. Aber die Thränen sind verstellt, der Eid ist ein falscher. Sonntags den vierten November 1301 zieht Karl von Valois in Florenz ein. Sein Einzug ist ein Festzug, das Volk jauchzet ihm zu. Allein mit ihm zieht auch eine bedeutende Heeresmacht des toscanischen Guelfenbundes ein. Trotz der Bitten der Regierung, im Volkspalaste seinen Aufenthalt zu nehmen, steigt Karl jenseits des Arno bei den *Frescobaldi* ab. Die Prioren versammeln darauf einige Bürger, um sich mit ihnen über das Heil der Stadt zu berathen. Es wird ihnen nur der Rath gegeben, gegen die bestehenden Gesetze die Regierung neu zu wählen. Die Prioren wollen aber die Gesetze nicht übertreten. Inzwischen langen die beiden Gesandten mit den Aufträgen des Papstes in Florenz an. Es wird von den Prioren beschlossen, um das Aeusserste zu vermeiden, sich dem Papste in die

Hände zu werfen. Eine entsprechende neue Instruction wird dem als Gesandten zu Rom weilenden Dante übermittelt. Nach dieser soll Dante die Sendung des Cardinals *Gentile von Montefiore* als Friedensvermittler für Florenz von Bonifaz erbitten. Sobald aber die *Schwarzen* von diesem Beschlusse der Regierung Kunde erhielten, „bewaffneten sie sich und begannen die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten.“

Der Bürgerkrieg war somit ausgebrochen. Wie benahm sich nun dabei der „Friedensstifter,“ Karl von Valois?

Nachdem ihm der Versuch, durch Verrath der Prioren sich zu bemächtigen, wegen der Vorsicht derselben misslungen, liess er sein Gefolge bewaffnen und besetzte die Stadtthore. Angst und Entsetzen herrschten innerhalb derselben. Die *Weissen* wagten nicht mehr, ihre Häuser zu verlassen. Gegen das Ende November begannen die *Schwarzen* den Kampf. Ein ehrlicher Bürger, *Orlanduccio Orlando*, war das erste Opfer. Nun lief auch das Volk zu den Waffen. Die Verstärkungstruppen wurden herbeigerufen, aber sie traten verrätherisch zu den *Schwarzen* über. Eine That des Verrathes folgte der andern auf dem Fusse. „Messer *Manetto Scali*, dem die *Weissen* grosses Vertrauen schenkten, weil er ein mächtiges Gefolge von Freunden und Anhängern hatte, begann seinen Palast zu befestigen und liess Maschinen bauen, um Steine zu schleudern. Seinem Palaste gegenüber hatten die *Spini* den ihrigen, und auch diese hatten sich befestigt, denn sie wussten gar wohl, dass hier Schutz nöthig war wegen der grossen Macht, die dem Hause der *Scali* zugeschrieben wurde. Um diese Zeit begannen nun die genannten Parteien eine neue List anzuwenden, indem sie einander freundliche Worte gaben. Die *Spini* sprachen zu den *Scali*: ‚Ah, warum thun wir denn also? Sind wir doch Freunde und Verwandte und alle Guelfen! Wir haben ja keine andere Absicht, als die Ketten abzuschütteln, die das Volk euch und uns angelegt, und wir werden dann höher stehen, als wir jetzt

stehen. So lasset uns denn einig sein, wie wir sein sollten!‘ Auf die gleiche Weise sprachen die *Buondelmonti* zu den *Gherardini*, die *Bardi* zu den *Mozzi* und Messer *Rosso della Tosa* zum *Baschiera*.“ Dadurch kam eine Versöhnung der Adelsfamilien, — ein Aristokratenbund zu Stande. Das Volk war verrathen. Die Flamme des Familienhasses erlosch in dem Augenblicke, da man es am Wenigsten erwartet hätte. Der Kampf wird jetzt erst recht ein politischer. Adel und Volk stehen jetzt einander gegenüber. Und das Alles hat das Zauberwort bewirkt, welches die *Spini* gesprochen: „Lasset uns die Ketten abschütteln, die uns das Volk angelegt!“

— *Ein* Mann aus dem Adel blieb indess dem Volke getreu: es war Dante. —

Und nun hatte die Unglücksstunde für Florenz geschlagen. Der verbannte und geächtete *Corso Donati* dringt mit Gewalt in die Stadt. Die *Weissen* eilen ihm entgegen. Sie werden in die Flucht geschlagen. *Corso* bemächtigt sich mehrerer Paläste; seine Fahne weht auf denselben. Mit Gewalt öffnet er die Gefängnisse und lässt die Gefangenen frei. Karl von Valois nimmt dafür durch treulosen Verrath die Häupter der Weissen gefangen. Die Prioren lassen die Sturmglocke läuten. Umsonst. Niemand eilt herbei. Die *Weissen*, — wir sagen jetzt besser: die *Volkspartei* hielt sich in den Häusern verborgen. Wären in diesem Augenblicke Feinde in die Stadt eingedrungen, sie würden nicht mehr, — ja, lange nicht so gewüthet haben, wie ihre eigenen Bürger thaten. — „Ein Feind beschädigte den andern. Die Häuser wurden verbrannt. Man raubte und sogar die Hausgeräthe wurden aus den Häusern der Schwachen entwendet. Die mächtigen *Schwarzen* forderten Geld von den *Weissen*. Töchter wurden mit Gewalt verehelicht, Männer gemordet. Und wenn ein Haus in hoch auflodernden Flammen brannte, fragte Karl: ‚Was ist das für ein Feuer?‘ — ‚Eine brennende Hütte,‘ antwortete man ihm, wenn es ein herrlicher

Palast war. Diese Gräuel dauerten sechs Tage lang. Denn so war befohlen worden. Die Landschaft brannte von allen Seiten. — Karl von Valois, ein höchst verschwenderischer Mann, musste zuletzt seine verbrecherische Absicht offenbaren und begann von den Bürgern Geld zu erpressen. — Jungfrauen wurden entehrt, Waisen beraubt, ohnmächtige Leute ausgeplündert und aus ihrer Vaterstadt vertrieben. — Viele wurden angeklagt und sie mussten bekennen, sich verschworen zu haben, wenn sie es nicht gethan, und man legte einem Jeden eine Geldbusse von tausend Gulden auf. Und wer sich nicht vertheidigte, ward angeklagt und abwesend an Habe und Person verurtheilt. Wer gehorchte, bezahlte; dann ward er neuer Missethaten angeklagt und ohne Erbarmen aus Florenz verbannt. Viele Schätze wurden an verborgenen Orten versteckt; Viele änderten ihre Sprache in wenigen Tagen. Viele Beschimpfungen wurden den alten Prioren mit Unrecht zugefügt, auch von Solchen, die sie kurz zuvor hoch erhoben hatten. Man verunglimpfte sie sehr, um den Gegnern zu gefallen, und sie hatten vielen Verdruss. Und wer Böses von ihnen sagte, log, denn sie alle hatten das Wohl des Gemeinwesens und die Ehre der Republik gesucht. Allein das Streiten nützte da nichts, denn ihre Gegner waren voller Zuversicht. Gott begünstigte sie, der Papst half ihnen, Karl war ihr Vorkämpfer und die Feinde fürchteten sie nicht. — Viele wurden durch Verbrechen gross, deren Name vorher nicht gekannt war. — Verwandtschaft und Freundschaft galten nichts; nichts galten die neuen Heirathen. Jeder Freund ward dem Freunde zum Feind. Die Brüder verliessen einander, der Sohn verliess den Vater. Alle Gefühle der Liebe und der Humanität waren erstickt. — Treue, Mitleid, Erbarmen fand sich nirgends. Wer am lautesten schrie: ‚Tod, Tod den Verräthern!‘ der war der Grösste.“

— Es ist ein Zeitgenosse, — es ist ein Mann, der alles miterlebt und mitangesehen, — es ist *Dino Compagni,* von welchem diese Schilderung herrührt. Fürwahr, eine furchtbare Katastrophe,

ein entsetzliches Loos, das die Vaterstadt unseres Dichters in diesen Schreckenstagen getroffen. Ein warnendes Exempel, wohin Zwietracht führen kann. — —

Nachdem er seine Aufgabe, Frieden zu stiften, so herrlich gelöst und auf die gemeldete Art und Weise Ruhe, Ordnung und Frieden in Florenz wieder hergestellt, dachte nun der edle Karl von Valois an die Abreise. Er hatte ja in Florenz nichts mehr zu thun, — wollte den glücklichen Bürgern nicht länger beschwerlich fallen, da er ihnen nicht mehr nützen konnte, sie auch — nicht mehr viel hatten, ihnen zu nehmen. Letzteres zu thun, hatte er freilich nicht unterlassen. Gleichwohl hielt er sich natürlich für seine Bemühungen um das Wohl der Stadt noch nicht genügend belohnt. Desshalb ging er nach Rom und forderte Geld von dem Papste. Allein hier war nichts zu gewinnen. Bonifaz erwiderte ihm, er habe ihn ja zur Quelle des Goldes geschickt. Auf dieses hin nahm Karl sich vor, noch etwas aus dieser Quelle zu schöpfen. Er kehrte nach Florenz zurück. Zum Glück gelang es ihm, jetzt eine Verschwörung gegen sein Leben zu entdecken, — eine Entdeckung, die ihm noch etliche tausend Gulden einbrachte. Die bösen Verschworenen, die zufällig reiche Bürger waren, liess Karl, — „Kraft seines Friedensstifteramtes“ — zum Tode verurtheilen, ihre Häuser verbrennen, ihre Güter einziehen. An Verbannungsurtheilen fehlte es natürlich auch nicht. Endlich, genau fünf Monate nach seinem segenbringenden Einzug, verliess Karl am fünften April 1302 die Stadt, die er in der Gewalt der *Schwarzen* zurückliess. Er ging nach Sicilien, um gegen Friedrich von Aragonien zu kämpfen und dessen Herrschaft über die Insel zu stürzen. Doch hatte er sich in das Friedensstifteramt so sehr hineingelebt, dass er einen schmählichen Frieden dem Kriege vorzog. Nach diesen Heldenthaten „tritt er von der historischen Bühne ab, auf der er eine schmachvolle Gastrolle gegeben hat.“ Den Ruhm, welchen er auf derselben sich erworben, drückte man mit den Worten aus: „Messer Karl kam nach Toscana als

Friedensstifter und verliess es im Krieg. Von hier ging er nach Sicilien, um Krieg zu führen, und brachte von da einen schimpflichen Frieden zurück.“

Siebentes Kapitel.

Ein Unglücksschlag.

> Wie wegen seiner argen, unbarmherz'gen
> Stiefmutter Hippolyt Athen verliess,
> Also wirst Florenz Du verlassen müssen.
> Das wünscht man dort, das will man dort erreichen
> (Und bald wird, was man dort bezweckt, erfolgen),
> Wo Christum man verkauft von Tag zu Tage.
> Auf den Gekränkten wird im Mund der Leute
> Das Unrecht fallen; doch der Wahrheit Zeugniss
> Wird, durch die Rache, der sie austheilt, geben.
>
> Paradiso XVII, 46 ff.

Fast beneidenswerth könnte Dante's Loos erscheinen, dass er, während die *Schwarzen*, unter der Protection und mit Beihülfe Karl's von Valois, solche Gräuel in Florenz ausübten, ferne von seiner Vaterstadt sich befand und dieselben nicht mit ansehen musste. Indess sollte er nicht verschont bleiben, auch ihn sollte das Unglück treffen.

Als Karl in Florenz einzog, um daselbst auf seine Weise Frieden zu stiften, da befand sich der Dichter noch am päpstlichen Hofe in Rom, den Papst für seine Partei günstiger zu stimmen suchend.

Völlig fruchtlos scheinen seine bezüglichen Bemühungen bei Bonifaz VIII. nicht geblieben zu sein. Wir glauben nämlich, es wesentlich dem Einflusse des Dichters zuschreiben zu müssen, dass sich der Papst bestimmen liess, Ende November oder Anfangs December 1301, den Cardinal *Matteo d'Acquasparta* zum zweiten Male als Friedensstifter nach Florenz zu senden. Wenigstens beweist das diessmalige Verhalten des Cardinals, dass der Papst inzwischen auf andere Gedanken gekommen sein musste. Bei seiner ersten Sendung hatte der Cardinal auf ziemlich deutliche Weise die Absicht kund gegeben, die Partei der *Weissen* unterdrücken zu wollen. Diessmal suchte er dagegen wirklich Frieden zwischen den zwei Parteien zu stiften. Und es gelang ihm diess auch so weit, dass er eine Versöhnung zwischen den *Cerchi* und *Donati*, sowie auch zwischen anderen bedeutenden Familien zu Stande brachte und durch wechselseitige Heirathen befestigte. Er wollte auch noch weiter gehen. *Weisse* und *Schwarze* hätten sich in die Herrschaft und in die Stadtämter gleichmässig theilen, beide Parteien politisch gleichberechtigt sein sollen. Eine jedenfalls nicht ganz verwerfliche Massregel, wäre sie nur zur rechten Zeit angewendet worden. Jetzt war es aber schon zu spät. Das Geschehene war nicht mehr ungeschehen zu machen. Von den *Schwarzen*, die sich bereits der Herrschaft mit Karl's Hülfe bemächtigt, wurde er mit seiner Forderung politischer Gleichberechtigung beider Parteien zurückgewiesen. Der Legat kehrte erzürnt nach Rom zurück, die Stadt unter dem Banne lassend. Auch war der von ihm zwischen den Familien gestiftete Friede von keiner langen Dauer. Schon zu Weihnachten des gleichen Jahres ward *Niccola de' Cerchi* von seinem eigenen Neffen, einem Sohne des *Corso Donati*, ermordet. Die Feindschaft, die Erbitterung nahm noch zu. Noch nicht damit zufrieden, die Herrschaft an sich gerissen, die Gegenpartei gedemüthigt, ausgeplündert, von allen Aemtern ausgeschlossen zu haben, trachteten die *Schwarzen* darnach, letztere aus der Stadt zu vertreiben.

Zu diesem Zwecke ward die am Ende des vorigen Kapitels erwähnte Verschwörung gegen Karl von Valois erfunden. Wie dieser gegen die fälschlich Angeklagten auf seine Weise einzuschreiten begann, da verliessen alle *Weissen*, die kraft ihrer Stellung etwas zu fürchten hatten, die Stadt. Im April 1302 ward ihnen das Verbannungsurtheil nachgeschleudert. Es waren ihrer „mehr als sechshundert Mann, welche mit der Noth kämpfend, der Eine hierhin, der Andere dorthin durch die Welt zogen."

Unter Letzteren befand sich nun auch Dante. Allein seine Feinde hatten nicht bis jetzt gewartet, schon früher hatten sie den entscheidenden Schlag gegen ihn geführt. Die Regierungsstellen hatten die *Schwarzen*, sobald sie an das Staatsruder kamen, mit ihren Creaturen besetzt. Eine solche Creatur der *Schwarzen* war auch *Cante de' Gabrielli* aus Agubio, den die Partei zum Podestà eingesetzt, ein grausamer und listiger Mann, dessen ganzes Sinnen und Denken darauf gerichtet war, Anklagen zu suchen, Processe einzuleiten, bei der Unschuld selber Verbrechen zu finden und im Namen der Gerechtigkeit unschuldiges Blut in Strömen zu vergiessen. Unzählige Bürger fielen in wenigen Monaten seiner Grausamkeit zum Opfer. Die Aermeren wurden ohne Erbarmen hingerichtet, die Reichen verbannt, unerschwingliche Geldbussen ihnen auferlegt und der Raub mit dem französischen Prinzen getheilt. Unter den Unglücklichen, die der Rache der *Schwarzen*, — die der Grausamkeit des Podestà zum Opfer fielen, war Dante einer der ersten. Dass er einst als Regierungsmitglied die Häupter ihrer Partei in's Exil geschickt, — dass er einst gegen die Forderungen des Papstes gestimmt, — dass er sich dafür verwendet, den sauberen Friedensstifter Karl von Valois womöglich von Florenz fern zu halten, — das hatten ihm die *Schwarzen* nicht vergessen. Schon am 27. Januar 1302 ward gegen Dante und drei andere Häupter der *Weissen* das Urtheil gesprochen. „Damit sie das ernten, was sie gesäet und die gerechte Vergeltung ihrer Thaten

empfangen," ward ein Jeder von ihnen zu einer Busse von achttausend Lire verdammt. „Und wenn," fährt das Urtheil fort, — „und wenn sie diese Busse nicht innerhalb drei Tagen, vom Tage dieses Urtheils gezählt, bezahlen, so sollen alle ihre Güter und Besitzungen zerstört oder veräussert werden, und das Zerstörte oder Veräusserte Gemeindeeigenthum sein; bezahlen sie aber, so sollen sie nichtsdestoweniger auf die Dauer von zwei Jahren aus Toscana verbannt sein." Ja, damit noch nicht zufrieden, wollten die Feinde dem Dichter auch noch ein ewiges Brandmal an der Stirne aufdrücken! „Als Fälscher und Betrüger," so schliesst das saubere Decret, „sollen sie (Dante und seine drei Unglücksgenossen) auf ewig von allen Aemtern und Ehren der Gemeinde ausgeschlossen sein, sowohl in Florenz selbst, als auch in der Umgegend, in der Landschaft und sonst überall, mögen sie die Busse bezahlen oder nicht!"

— „So wurde Dante's innige Liebe zu seinem Vaterlande belohnt! So wurde die Mühe belohnt, die er, um die bürgerlichen Uneinigkeiten zu entfernen, angewendet! So wurde Dante dafür belohnt, dass er mit allem Eifer das Wohl, den Frieden und die Ruhe seiner Mitbürger gesucht! Da zeigt es sich recht deutlich, wie trügerisch die Volksgunst, wie wenig man derselben vertrauen darf. Er, auf dem kurz zuvor jede öffentliche Hoffnung zu ruhen, — Er, der jegliche Liebe der Bürger zu besitzen, — Er, der jede Zuflucht bei dem Volke zu finden schien, — Er wird plötzlich, ohne gesetzlichen Grund, ohne Jemanden verletzt zu haben, schuldlos durch das nämliche Volk, das sonst sein Lob bis zu den Sternen erhob, mit Wuth in die Verbannung geschickt. Das war die Marmorstatue, die zum ewigen Andenken an seine Tugend ihm errichtet wurde! Mit solchen Lettern ward sein Name unter denen der Altvordern in goldne Tafeln eingegraben! Mit solch günstigem Rufe dankte man ihm für seine Wohlthaten!" So ruft entrüstet *Boccaccio* hier aus. Und fürwahr! Wem wird das Herz nicht warm,

wer stimmt nicht ein in diesen entrüsteten Ruf, wenn er den grossen Mann, den Glanz und die Ehre seiner Vaterstadt, seines Vaterlandes, — den edelsten, grössten und besten Bürger, den Florenz, den Italien je gehabt, von einer Rotte unwürdiger, niederträchtiger, verkaufter Bösewichter so beschimpft, so verurtheilt sieht!

Der erbärmliche Podestà und seine ihm ebenbürtigen Helfershelfer vergassen natürlich nicht, den Schein der Gerechtigkeit anzunehmen. Das schmachvolle Urtheil ward dadurch motivirt, dass dem Dichter vorgeworfen wurde, er habe während seines Priorates und sonst „Betrügereien" verübt, nach „unerlaubtem Gewinn" gestrebt, „verbrecherische Erpressungen" sich zu Schulden kommen und sich „bestechen" lassen; — er habe „gegen den Papst und den Herrn Karl" gehandelt, indem er dem Kommen des Letzteren nach Florenz sich widersetzt; — er habe „den friedlichen Zustand der Stadt Florenz und der Guelfen" gestört; — er habe Veranlassung zu den Unruhen in Pistoja gegeben und daselbst „die Guelfen, die Getreuen der heiligen römischen Kirche, verbannen lassen," u. s. f. — Ein grosses Sündenregister, in der That! Womit konnten aber die rachsüchtigen Feinde diese Beschuldigungen beweisen? — Auf Beweise kam es ihnen eben gar nicht an, und so unterlässt es *Cante de' Gabrielli*, auch nur den Schein eines Beweises zu versuchen. Alles, was er in dieser Beziehung zu sagen weiss, ist, das, was er gegen Dante vorzubringen sich erfrecht, sei ihm „durch das öffentliche Gerücht zu Ohren gekommen!" Wahrlich, ein unwiderleglicher Beweis!

> Auf den Gekränkten wird im Mund der Leute
> Das Unrecht fallen.

Der Besiegte muss in dieser Welt natürlich immer Unrecht haben. Das Einzige, was die Feinde ihm mit Grund zur Last legen konnten, — dass er sich nämlich dem Kommen Karl's von Valois widersetzt habe, — diess war keine Schuld, sondern ein Verdienst. *Mit*

Grund konnten sie ihm diess zur Last legen, denn aus noch vorhandenen Urkunden geht allerdings hervor, dass er gegen den hergelaufenen französischen „Friedensstifter“ aufgetreten. Dante besass eben einen zu scharfen politischen Blick, um nicht zum Voraus klar zu erkennen, was für einen Segen Karl von Valois nach Florenz bringen würde, und er fühlte zu viel Liebe zu seiner Vaterstadt, als dass er nicht Alles hätte anwenden sollen, das Unheil von derselben abzuwenden. Bei den übrigen Anklagen leuchtet es so sehr von selber ein, dass sie reine boshafte Erfindungen, bewusste Lügen erbitterter, rachsüchtiger Feinde sind, dass es geradezu lächerlich wäre, den Dichter gegen dieselben noch in Schutz nehmen, sie noch widerlegen zu wollen. Auch Dante selber war sich nicht blos selber seiner Unschuld bewusst, — er war noch dazu so sehr überzeugt, dass dieselbe offen vor aller Augen liege, dass er es mit Recht für unter seiner Würde hielt, gegen derartige Verläumdungen sich zu vertheidigen oder von denselben weiter Notiz zu nehmen. „Aus der Urkunde selbst geht deutlich hervor, dass der Versuch, die Pläne der *Schwarzen* in Bezug auf Karl von Valois zu vereiteln, so was dessen Berufung wie die ihm zu leistenden Zahlungen betrifft, der gegen Dante ergriffenen Massregel zu Grunde lag. — Es war gerade die Unparteilichkeit Dante's, eine Unparteilichkeit, die nach beiden Seiten hin traf, indem sie der eigenen Freunde nicht schonte, wo es Ruhe zu halten galt, die den Grimm der *Schwarzen* gegen ihn stachelte, um so heftiger, da seine hervorragenden Eigenschaften ihn zugleich zum Gegenstand der Furcht wie des Hasses machten.“

Mit diesem Schandurtheil war aber die Rachsucht, war der Hass seiner Feinde noch nicht befriedigt. Das Urtheil hatte dem Dichter eine dreitägige Frist gestellt, zur Verantwortung gegen die wider ihn erhobenen Anklagen vor dem seinen Feinden verkauften Gericht in Florenz zu erscheinen. Man kann sich leicht denken, was für ein Loos ihn getroffen haben würde, falls er auf diese Weise

selber seinen Feinden in die Hände gelaufen wäre. Allein es war ihm eben auch rein unmöglich, innert dieser Frist in Florenz zu erscheinen. Dante befand sich zu dieser Zeit, wie wir bereits wissen, im Dienste seiner Vaterstadt zu Rom. Dort erhielt er höchst wahrscheinlich von diesem Urtheil erst dann eine Kunde, als die dreitägige Frist bereits abgelaufen. Diese absolute Unmöglichkeit, vor ihnen zu erscheinen, verwandelte sich aber in den Augen seiner Feinde in eine Schuld der Widersetzlichkeit. Am 10. März 1302 ward demnach ein zweites Urtheil gegen ihn gefällt. Weil er „die ihm auferlegte Geldbusse nicht bezahlt und nicht vor Gericht sich gestellt habe, so sei er als der ihm zur Last gelegten Verbrechen geständig zu erachten“ und es wird desshalb das Verbannungsurtheil nicht nur wiederholt, sondern auch mit dem Zusatze verschärft, dass er im Betretungsfalle „mit Feuer verbrannt werden solle, also dass er sterbe.“ Welch' erbärmliche, welch' schamlose Vorwände zu einem solchen Schandurtheil! — Dante hatte die ihm auferlegte Geldbusse nicht bezahlt; — aber wie in aller Welt hätte er eine solche Summe zahlen können, nachdem ihm Haus und Hof und alle sonstige Habe geplündert, geraubt und zerstört worden? — Dante war nicht vor Gericht erschienen; — war es aber seine Schuld, wenn es ihm nicht möglich war, zu gleicher Zeit an zwei verschiedenen Orten zu sein? — Sonst sucht man bei ungerechten Urtheilen doch wenigstens den Schein des Rechtes besser zu wahren. Allein die unreine Leidenschaft macht den Menschen nicht allein ungerecht, sie macht ihn auch blind.

Aus dem Schiffbruche seines irdischen Glückes; all' seiner Güter soll Dante's Gemahlin, *Gemma*, unter dem Titel der Mitgift einiges Wenige gerettet haben. Da sie, wie wir früher gesehen, eine Verwandte jenes *Corso Donati* war, der jetzt an der Spitze des Regimentes in Florenz stand, ist diess sehr wahrscheinlich. *Gemma* blieb in Florenz und widmete sich ganz der Er-

ziehung der Kinder ihres grossen Gemahls. Die schwergeprüfte Frau würde wahrscheinlich gerne ihrem Gemahle gefolgt sein, die Verbannung mit ihm getheilt haben. Aber ach! wie die Verhältnisse jetzt sich gestaltet, war diess nicht möglich. Ohne Brod und ohne Obdach musste nun der Dichter hin und her wandern; auf fremdes Brod angewiesen, nirgends einen festen Sitz habend — was hätte er da mit Frau und Kindern beginnen sollen? Seine Kinder hat er später allerdings zu sich genommen. Seine Frau scheint er nie wieder gesehen zu haben; sie starb um das Jahr 1308.

Wie er in Rom die erste Kunde von seinem Unglück erhielt, da machte sich Dante schleunigst auf, in der Absicht, nach Florenz zurückzueilen. In Siena angelangt, erfuhr er aber erst, wie gross das Unglück war, das ihn getroffen, wie ihm die Thore seiner Vaterstadt fortan verschlossen waren. Er ist jetzt ein Verbannter. Nie wieder wird er jenen geweihten Boden betreten dürfen, in dem die Gebeine seiner Väter, — in dem die sterblichen Ueberreste seiner *Beatrice* ruhen. Nie wieder wird er die heiligen Orte sehen dürfen, woran die theuersten, die seligsten Erinnerungen seiner Jugend-, seiner Mannesjahre geknüpft sind. Ah! und die, welche seinem Herzen lieb und theuer sind, — wird er hienieden je sie wiedersehen? Die Zukunft! Welch ein Schreckenswort für den Geächteten, den Verstossenen, den zum Feuertode Verdammten! — Wohin? wo leben, — wo sterben, — wo im Grabe ruhen? — Fremdes Obdach wird ihn aufnehmen, fremdes Brod ihn sättigen, fremde Menschen werden ihn umgeben, fremde Hände ihn in der Krankheit pflegen, auf fremdem Lager wird er den Geist aufgeben, fremde Hände werden ihm die Augen zuschliessen, fremde Erde wird seine Ueberreste decken! — Das Exil, das Exil! O, ein trauriges Loos!

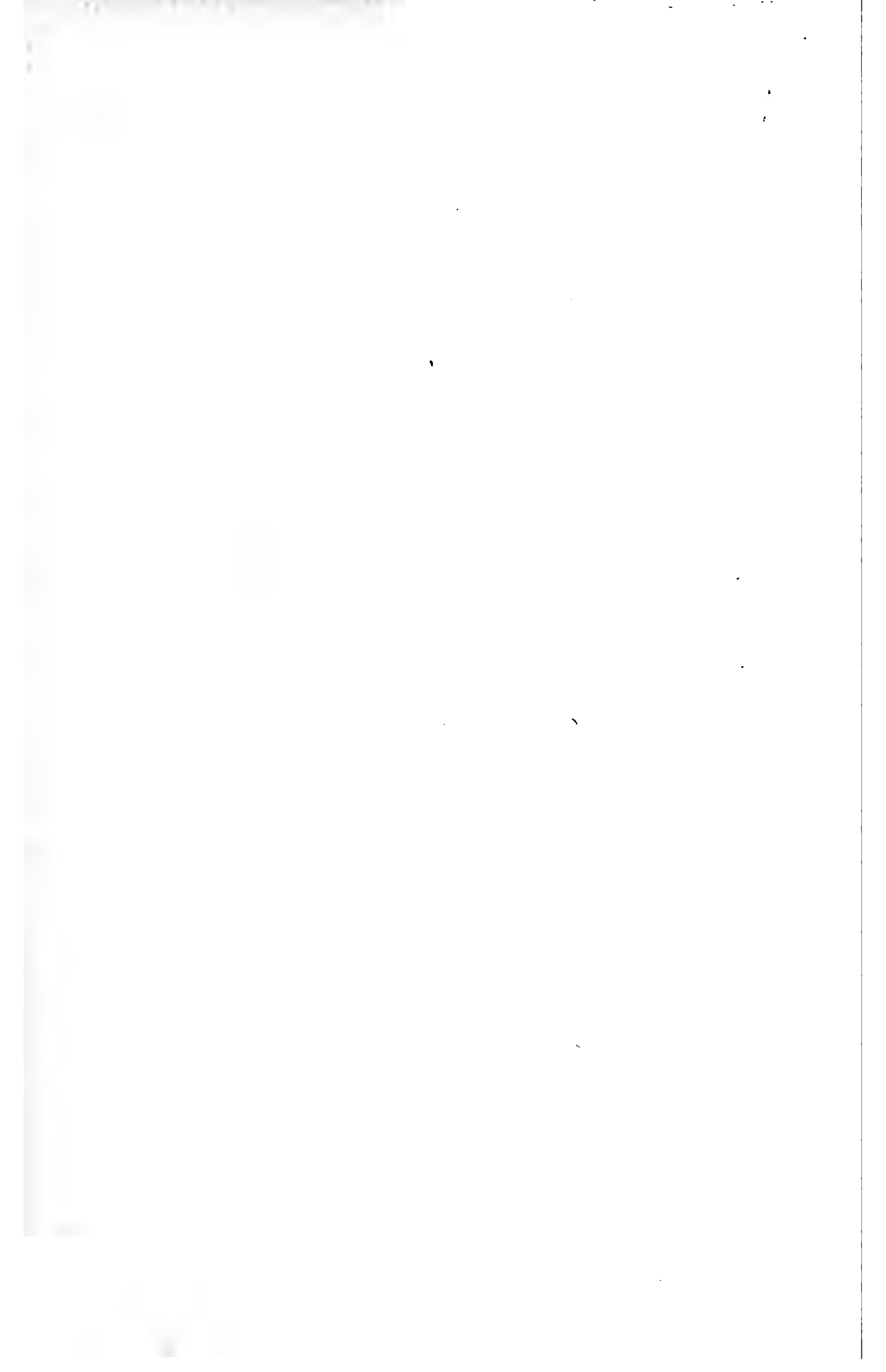
Solche Gedanken mochten Dante's Herz durchbeben und durchschauern, als er in Siena sein Schicksal erfuhr. Hier verlassen wir

ihn, um ihn später dann auf seinen Wanderungen im Exile zu begleiten. Wir verlassen ihn tief gerührt. Doch beruhigend ist, dass Er uns versichert, er fühle sich

Recht felsenfest für des Geschickes Streiche.

VIERTES BUCH.

INNERE ENTWICKLUNGSGESCHICHTE.



Erstes Kapitel.

Das Paradies der Jugend.

> **Mir gab, trotz eigener Werthlosigkeit,**
> **Aus reiner Mildigkeit**
> **Die Lieb' ein Leben voll von süssen Freuden.**
> **Oft hört' ich hinter mir zu jener Zeit:**
> **„Gott, welche Würdigkeit**
> **Mocht' ihm das Herz mit solcher Anmuth kleiden?"**
> **VITA NUOVA, § 7, Son. II.**

Der Mensch lebt auf Erden ein Doppelleben: ein äusseres und ein inneres. Beide beeinflussen, bedingen einander, sind auf's Innigste mit einander verbunden, können aber durchaus nicht mit einander verwechselt werden. Ein Anderes sind die Erlebnisse des äusseren Lebens und ein Anderes die Erlebnisse des Herzens, des Gemüths. Ein Anderes sind die Erfahrungen, die wir äusserlich, — ein Anderes die, welche wir innerlich machen. Schon in der Einleitung vorliegender Schrift ist desshalb darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Biographie eines bedeutenden Menschen nicht allein das äussere, sondern auch das innere Leben desselben in den Kreis ihrer Darstellung zu ziehen habe. Es genügt nicht, blosse äusserliche Thatsachen zusammenzustellen, — den bloss äusserlichen Lebensverlauf — wenn auch noch so anschaulich — darzustellen, es muss auch dem inneren Entwicklungsgange die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet werden. Von allen Biographen unseres Dichters ist nun der Letztere im Zusammenhange

mit dem Ersteren dargestellt worden. Man wird dieser Methode keineswegs die Berechtigung absprechen können, ja, sie erscheint beim ersten Blicke als die allein berechtigte. Denn, da inneres und äusseres Leben in der Wirklichkeit eng, — unzertrennlich mit einander verbunden sind, so scheint es, als würde in dieser Hinsicht dem Biographen das Gebot gelten: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht scheiden!" Auch unsere ursprüngliche Absicht war es, auf dem von allen unseren Vorgängern betretenen Wege verbleibend, Dante's innere Entwicklung in Verbindung mit den Ereignissen und Thatsachen seines äusseren Lebensganges darzustellen, ohne der „Geschichte des Herzens" einen besonderen selbstständigen Abschnitt zu widmen. Nach reiflicher Ueberlegung schien uns indess erspriesslicher, die beiden Seiten des Lebens unseres Helden besonders in's Auge zu fassen. Bei vielen, vielleicht den meisten übrigen Menschen wäre diess freilich kaum zulässig, oder wenn auch zulässig, so doch nicht wohl möglich. Bei einem *Dante* dagegen dürfte es wohl nicht allein möglich und zulässig, sondern auch zum tieferen Verständniss des grossen Mannes und seiner erhabenen Geistesarbeiten wesentlich beitragen, die Hauptmomente seiner inneren Entwicklung für sich allein in's Auge zu fassen, ohne sich dabei durch die immer wiederholte Rückkehr zu den äusseren Ereignissen zerstreuen zu lassen. Aber freilich nur die Hauptmomente; denn dass manches Einzelne schon bei der Darstellung des äusseren Lebensganges berücksichtigt werden muss, versteht sich, nach dem über den innigen Zusammenhang von Aeusserem und Innerem vorhin Bemerktem, von selbst. — Nachdem wir nun den äusseren Lebensgang unseres Dichters bis zu dem Punkte verfolgt, wo derselbe durch einen schweren Unglücksschlag eine grosse Umgestaltung erfuhr, soll uns, bevor wir ihm auf seinen Wanderungen weiter folgen, die Geschichte seines Herzens eine Weile beschäftigen. Kleine Wiederholungen werden hiebei wohl unvermeidlich sein, — die hier versuchte getrennte Darstellung bringt diess

nothwendig mit sich. Wenn aber der gegenwärtige Abschnitt Einiges zur Erleichterung eines tieferen Verständnisses des grossen Dichters und seiner Werke beitragen sollte, dann dürften auch die allfällig vorkommenden Wiederholungen nicht ganz überflüssig sein.

Ueber Dante's innere Entwicklung während seiner ersten Kinderjahre können, bei dem gänzlichen Mangel an bezüglichen urkundlichen Nachrichten, nur Vermuthungen aufgestellt werden. So viel scheint indess mit gutem Grunde angenommen werden zu müssen, dass er in den frühesten Jahren seines Lebens schon zu den ernsteren Studien sich hingezogen fühlte, an den Wissenschaften sein Ergötzen fand. Seine Eltern, die selbst unter den unseligen Verhältnissen ihrer Heimath gelitten, — sie, welche die Wechselfälle des irdischen Lebens bitter erfahren, — sie hatten gewiss das Bedürfniss empfunden, eine festere Stütze für's Leben zu besitzen und ihren Trost in dem Glauben gesucht, der da selig macht mitten unter den irdischen Trübsalen. Und wenn es dem also war, wie hätten sie es dann unterlassen können, auch in das Herz ihres Kindes die ersten Keime jenes tröstenden, ermunternden, erquickenden und beseligenden Glaubens frühe zu streuen? — Dante ist — es kann diess wohl nicht bezweifelt werden — in dem Glauben seiner Kirche erzogen worden, er hat frühe gelernt, zu jenem Gott im Himmel gläubig emporzublicken, der alle Schicksale lenkt. Beschränkt war die Erziehung, die in seinen ersten Jahren ihm zu Theil wurde, — war der Glaube, den ihm das elterliche Haus, die elterliche Liebe und Sorge einpflanzte, wohl nicht. Er wäre sonst gewiss nicht dem *Brunetto Latini* anvertraut worden, einem Manne, der in sittlicher und somit — wie diess aus der damaligen Anschauungsweise nothwendig folgt — auch in religiöser Hinsicht bei seinen Zeitgenossen nicht gerade im besten Rufe stand.

Weitere Vermuthungen über die ersten Lebensjahre Dante's erlauben wir uns nicht aufzustellen. So sehr wir indess den Mangel an bestimmten Nachrichten hierüber bedauern müssen, um so er-

freulicher ist es, dass er selber tiefe Einblicke in sein inneres Leben bereits während seines Knabenalters eröffnet.

Schon vom Ende seines neunten Jahres an war Dante's inneres Leben *ein Leben in der Liebe.* Dass ein anmuthiges Kind auf das Gemüth des neunjährigen Knaben Eindruck machte, diess ist an und für sich nicht gerade etwas ganz Aussergewöhnliches. Dass aber dieser Eindruck ein so tiefer, dass er unauslöschlich blieb, das ist bei Dante das Ausserordentliche. Sein jugendliches Herz wird von diesem ersten Eindrucke ganz hingerissen, der Gedanke an seine *Beatrice* erfüllt ihn Tag und Nacht. Dante's einfache und rührende Schilderung zeigt, dass sein ganzes inneres Leben viele Jahre hindurch in dieser Liebe so zu sagen aufging. Dieselbe ist aber nicht gewöhnlicher Art. Sie kennt keine Begierde, sie kennt keine Eifersucht, sie ist daher von den Unruhen, von den Qualen, von den Sorgen, die sonst mit der irdischen Liebe verbunden zu sein pflegen, völlig frei; sie kennt keine anderen Gefühle, als jene Seligkeit, welche die edle Liebe dem reinen Herzen gewährt. Schon der Knabe fühlt beim Begegnen der Geliebten, dass seine Seligkeit erschienen. Und um diese Seligkeit zu erhalten, um sie neu zu beleben, um sie zu erhöhen, dazu bedarf es gar wenig. Das blosse Anschauen der Geliebten, ein Blick von ihr, ein Gruss ihres Mundes, — das ist Alles, mehr begehrt Dante's Liebe nicht. Ein Himmel voller Wonne und Seligkeit geht ihm in der Geliebten auf. Durch sie ist ihm die Erde zu einem Paradiese geworden. Paradieseslüfte wehen ihn an, so oft der Anblick der Geliebten ihm gewährt wird, — Paradieseslüfte, die ihn alle Schmerzen und Trübsale der Erde vergessen lassen, aber auch von allem Unedlen und Sündlichen reinigen. Die Geliebte ist ihm nicht allein eine Führerin zur Seligkeit, — sie ist ihm auch eine Führerin zur Tugend. In ihrer Gegenwart schweigen alle Gedanken der Lieblosigkeit, der Selbstsucht, des Hasses und der Rache, aus des Dichters Herzen weicht alles Gemeine und Unedle, wenn *sie* sich naht. Durch sie

findet er die Kraft, das Gute zu vollbringen und das Böse siegreich zu bekämpfen, durch sie fühlt er sich stark, um vom rechten Wege nicht zu weichen.

Mit meinem Antlitz hielt ich eine Zeit ihn.
Indem die jungen Augen ich ihm zeigte,
Führt' ich ihn mit mir in der rechten Richtung.

Dante's inneres Leben in seinen Jugendjahren ist somit ein Leben in der Liebe. Aber es ist noch mehr. Eben weil ein Leben in der Liebe, ist es zugleich auch *ein Leben im Glauben*, ein Leben in kindlicher Frömmigkeit. „Eine solche Liebe," sagt *Witte*, der grosse Dantekenner, „eine solche Liebe ist die Zwillingsschwester des Glaubens; nicht *des* Glaubens, der sich durch Zweifel hindurch gerungen hat zur Erkenntniss, sondern des sich ohne Grübeln kindlich hingebenden, und wir können es begreifen, wie dem Dichter diese Jugendliebe zu *Beatrice* ein Sinnbild jener ungetrübten Glaubensinnigkeit ward." Die Lieder, in welchen Dante seine Jugendliebe besingt, die Schrift, in welcher er die Entstehung und den Verlauf dieser Liebe erzählt, — das sind keine Liebeslieder gewöhnlicher Art, — das ist keine einfache Liebesgeschichte, nein! in diesen Liedern, in dieser Schrift haben wir eine, in Dante'schem Style geschriebene Darstellung eines kindlich-frommen Glaubenslebens vor uns.

In Dante'schem Style geschrieben. Denn allerdings, ausdrücklich sagt es uns der Dichter nicht. Man muss aber den Dichter gar wenig kennen, um sich mit der Annahme begnügen zu können, die Schilderung seiner Jugendliebe wolle nichts Anderes und nichts mehr sein, als eine einfache Liebesgeschichte, hinter welcher kein höherer Sinn verborgen liege. Dante sagt einmal selbst ganz ausdrücklich: „Schriften können verstanden und sollen ausgelegt werden vorzüglich in vier verschiedenen Sinnesarten. Der erste Sinn heisst der buchstäbliche; — der zweite heisst der allegorische und das ist der, der unter dem Mantel dieser Fabeln sich verbirgt, —

eine Wahrheit unter schöner Lüge verborgen u. s. w." Will man nun, kann man nun glauben, ein Mann, der bei der Auffassung fremder Schriften von solchen Grundsätzen sich leiten liess, habe bei Abfassung eigener Schriften eben solche Grundsätze nicht befolgt, nicht im Auge gehabt? Dante versichert ja selbst wiederholt, seine Schriften seien nicht allein buchstäblich, sondern auch allegorisch aufzufassen. Auch bei der Erzählung seines Liebeslebens im Frühling seines irdischen Daseins unterlässt er es nicht, darauf hinzudeuten.' Dazu ist ja allgemein zugestanden, — wie es sich denn schlechterdings nicht läugnen lässt, — einmal, dass die *Beatrice* der göttlichen Komödie eine wirkliche Persönlichkeit, zugleich aber auch eine Allegorie, sodann, dass Dante's Schilderung seines Jugendliebeslebens keineswegs streng historisch ist. Ist nun diess der Fall und kann andererseits nicht verkannt werden, dass zwischen der göttlichen Komödie und der *Vita Nuova* ein inniger Zusammenhang besteht, so werden wir mehr als berechtigt sein, in der letzteren Schrift nicht allein die Erzählung von Dante's Liebes-, sondern auch die Darstellung seines Glaubenslebens zu erblicken. „In seiner Kindheit," sagt abermals *Witte*, „entbrannte Dante's unschuldiges Herz in Liebe und so ganz richtet sie ihn zum Himmel, mit so reiner Frömmigkeit durchdringt sie ihn, dass wir es erklärlich finden, wenn Manche gezweifelt haben, ob wirklich eine Erdentochter diese heilige Flamme entzündet, oder ob Dante selbst die gläubige und freudige Liebe seiner jungen Brust zum göttlichen Vater in seiner ‚beseligenden Beatrice' verkörperte. Die *Vita Nuova* ist das Buch dieser kindlichen und von keinem Zweifel getrübten Frömmigkeit, die keinen Wunsch kennt, als ewiges, preisendes Anschauen der Wunder, in denen Gottes Gnade strahlend sich spiegelt und die das zarte Geheimniss ihrer Fülle in tiefer Brust bewahrt, weil jeder fremde Blick es ihr entweihen würde."

Es darf als sicher angenommen werden, haben wir vorhin gesagt, dass Dante als zartes Kind mit dem Glauben der Kirche be-

kannt gemacht, — dass er frühe schon gelehrt wurde, mit kindlichem Vertrauen zu Gott emporzublicken. Aber dieser kindliche Glaube schlummert zuerst fast unbewusst in der Seele des Kindes, er ist mehr ein angelernter bloss als ein innerlich gefühlter, innerlich erlebter. Um lebendig erweckt zu werden, dazu bedarf es eines mächtigen Eindruckes, sei es, dass derselbe von Aussen komme, sei es, dass er rein innerlich, man möchte sagen, unmittelbar von Gott empfangen werde. Erst von da an beginnt ein bewusstes, inneres Glaubensleben; von dem, was zuvor innerlich erlebt und empfunden ward, hat das „Buch des Gedächtnisses" äusserst Weniges uns aufbewahrt. Der Eindruck kommt, — er kommt bei Dante zunächst von Aussen. Die Geliebte erscheint ihm. Von ihrem Anblick wird sein Geist gänzlich hingerissen, selig bezaubert. Aber der Glanz irdischer Schönheit und menschlicher Herrlichkeit, der blendend ihn bestrahlt, weiset ihn auf den Gott hin, welcher seinen Geschöpfen ein so herrliches Gewand anthut. Das Verlangen nach *Beatrice* lehrt ihn jenes Gut lieben

„Jenseits von dem kein Ziel die Sehnsucht findet."

Von der Herrlichkeit der Erde steigt sein sinnender Geist sofort zur Herrlichkeit des Himmels empor. Der Preis der Schönheit der Geliebten wird ihm zum Preise der Herrlichkeit Gottes. „Gelobet sei der Herr, dessen Werke so herrlich sind!" Das ist das Lob- und Dankgebet, das von seinem Herzen zum Himmel emporsteigt, wenn irdische Schönheit sein Auge blendet. Mehr noch als durch die irdische Liebe zu einem edlen Mädchen fühlt sich sein Herz durch die fromme kindliche Liebe zu Gott, durch den kindlich frommen Glauben an ihn beseligt. Kein Zweifel, kein ernsteres forschendes Nachdenken, kein Grübeln stört ihn in dem Genusse dieser Glaubensseligkeit. Kein Misston stört die Paradiesesmusik, von der sein Glaube sich umtönt fühlt. Im Geiste lebt der Dichter im Himmel, verkehrt er mit den Engeln Gottes. Und so tief hat er sich in

diesen kindlichen Glauben hineingelebt, dass auch der Geliebten Sterben ihm nichts Anderes ist, als ein Emporsteigen zum hohen Himmel, wo die Engel des Herrn schon lange ihrer begehrten. Aber sorgfältig wird diese Perle beseligenden Glaubens im Herzen verwahrt. Es gibt freilich Naturen, die sich innerlich gedrungen fühlen, über das, was ihnen das heiligste ist, sich auch gegen Andere auszusprechen. Dante ist keine solche Natur. Er gehört vielmehr zu denen, deren zarteste, tiefste und seligste Erfahrungen ihnen zu heilig sind, als dass sie ohne Entweihung davon sprechen dürften. Wie er besorgt, seine Liebe möchte entweiht werden, wenn deren Geheimniss offenbar würde, so befürchtet er auch, seinen frommen Glauben zu entweihen, wenn er sich Andern gegenüber offen darüber ausspricht. Und doch kann er nicht schweigen, der Mund muss von dem übersprudeln, wovon sein Herz erfüllt ist. Desshalb sieht er sich um nach einem „Schirme der Wahrheit." Ein solcher ist für seine irdische Liebe ein anderes als das gemeinte Mädchen, — ein solcher ist für seine Frömmigkeit, für seinen Glauben eine andere als die gewöhnliche, eine im mysteriösen allegorischen Gewande eingekleidete Sprache. Man hat bei Dante — und zwar schon in der seinem Jugendleben gewidmeten Schrift — scholastische Spielereien finden wollen und als Beispiel von solchen den Umstand angeführt, dass er *Beatrice* so wiederholt mit der Zahl *neun* in Zusammenhang bringt, um endlich den Leser mit dem Aufschluss zu überraschen, *Beatrice* sei selber „eine *Neun*, nämlich ein Wunder, dessen Wurzel einzig und allein die geheimnissvolle Dreieinigkeit ist." Wir sind nun freilich weit davon entfernt, der Zahlenmystik das Wort reden zu wollen. In diesem steten Erwähnen des Zusammenhangs, in welchem *Beatrice* zur Zahl neun ihm erschien, glauben wir indessen etwas mehr als eine blosse scholastische Spielerei sehen zu müssen. Wir erblicken darin eine dunkle Andeutung, die der Dichter dem Leser seiner Schrift geben will, dass

die Bewunderung des Geschöpfes mit der Anbetung des Schöpfers, die Seligkeit der irdischen Liebe mit der Seligkeit der gläubig-frommen Liebe zu Gott ihm eng, untrennbar mit einander verbunden sind. Ist doch eine solche, so ganz selbstsuchtslose Liebe, wie Dante's Lieder sie schildern, ohnedem schlechterdings nirgends sonst denkbar, als in einem kindlich-gläubigen, kindlich-frommen Gemüthe! „Die Lieder einer solchen Liebe," sagen wir abermals mit *Witte*, — „die Lieder einer solchen Liebe eine *Allegorie* des frommen Glaubens zu nennen, wäre thöricht; sie ist selbst ein freudiges Leben in Gott, dessen irdischen Abglanz der Liebende zu schauen gewürdigt wird."

Die Tochter einer solchen Liebe und eines solchen Glaubens ist nun die Hoffnung. Weil ein Leben in reinster und darum beseligender Liebe, — in kindlich frommem und darum beseligendem Glauben, darum ist Dante's inneres Leben zu dieser Zeit endlich auch ein *Leben in Hoffnung*. Aus den zwei ersteren folgt nothwendig das Dritte. Denn, mag man zuweilen auch von einer hoffnungslosen Liebe reden, so ist doch eine tiefgefühlte Liebe niemals ohne irgend welche Hoffnung. Hört diese völlig auf, dann neigt auch jene ihrem Absterben zu. Vollends aber wäre ein hoffnungsloser Glaube ein Unding, ein Selbstwiderspruch. Was musste der Dichter nicht von jenem Gott hoffen, von dessen Herrlichkeit, Huld und Güte er beim Anblick der Geliebten einen so tiefen, überwältigenden Eindruck empfand? Und wie natürlich, wenn er, in freudigem Vertrauen auf diese Huld und Güte Gottes, auch für seine irdische Zukunft den süssesten Hoffnungen sich hingab? Von diesem Hoffen redet er freilich nicht ausdrücklich. Warum nicht? Wenn die Sonne am Himmel scheinet, bedarf es nicht erst der Bemerkung, dass es Tag ist auf Erden.

Durch die Liebe, durch den Glauben und durch die Hoffnung war Dante's inneres Leben in seiner Jugend ein glückliches und seliges, — ein Leben des Paradieses.

In seiner Jugend! Ach, diese ging vorbei und das Paradies war verloren!

O, wie der frohe Muth mir nun entwich,
Sonst aus dem Schatz der Liebe mich beseelend!
Drum bin ich arm und elend
Und selbst zu sprechen scheut die Lippe sich.

Zweites Kapitel.

Die Krisis.

Doch, als die Art des Lebens ich vertauschte
An meines zweiten Lebensalters Schwelle,
Macht' er sich los von mir und gab sich Andren.
Als ich vom Fleisch erhoben war zum Geiste
Und Schönheit mir, wie Kraft gemehrt sich hatten,
Ward minder lieb ich ihm und minder werth.
Zu falschen Wegen wandt' er seine Schritte,
Des trügerischen Glückes Bildern folgend,
Die kein Versprechen, das sie gaben, halten.
PURGATORIO XXX, 124 ff.

Beatrice's Verlust bezeichnet für Dante den Eintritt in ein neues Stadium innerer Geistesentwicklung. Der Engel, der *sie* von der Erde abrief, — er war zugleich der Cherub, der mit dem flammenden Schwerte *ihn* aus dem Paradiese vertrieb.

Nach unserer modernen Art zu denken, hatte der Dichter schon früher seine Geliebte verloren, — als sie nämlich die Ge-

mahlin eines Anderen geworden. Im Mittelalter war diess aber, wie wir früher gesehen, anders. Dazu war ja Dante's Liebe von ganz eigenthümlicher Art. Im Grunde liebte er bei weitem mehr das Ideal, welches in dem anmuthigen Mädchen ihm verkörpert erschien, als das Mädchen selbst. Dass er *Beatrice's* Vermählung völlig gleichgültig aufgenommen habe, soll damit freilich nicht behauptet werden. Es liegen im Gegentheil Gründe vor, welche vermuthen lassen, dieses — vielleicht ihm unerwartete — Ereigniss habe ihn nicht wenig beunruhigt. Nicht lange nach *Beatrice's* Vermählung sahen wir ihn für seine Vaterstadt Kriegsdienste thun. Einer alten Nachricht zufolge soll aber Dante in seiner Jugend die Absicht gehabt haben, in den Franziscanerorden einzutreten, doch schon vor Beendigung des Noviziates von diesem Vorhaben zurückgekommen sein. Die Thatsächlichkeit dieser Nachricht kann allerdings nicht sicher begründet, aber auch nicht mit triftigen Gründen in Abrede gestellt werden. Dürften wir nun dieser Erzählung Glauben schenken, so würde es sehr nahe liegen, die Zeit, in welcher Dante Mönch zu werden beabsichtigte, unmittelbar oder jedenfalls nicht lange nach *Beatrice's* Vermählung zu suchen, — ein Umstand, der einen tiefen Einblick in sein Inneres während dieser Zeit uns eröffnen würde. Hienach hätte der Dichter auf diesen Schlag hin zunächst den Entschluss gefasst, der Welt gänzlich zu entsagen. Zwischen Entsagung und Genuss, — zwischen Zurückgezogenheit und Oeffentlichkeit, — zwischen dem Dienst Gottes in der Einsamkeit der engen Klosterzelle und dem Dienste Gottes im öffentlichen politischen Leben würde er dann aber einige Zeit geschwankt, endlich für das Letztere sich entschieden und demgemäss dem Dienste seiner Vaterstadt sich gewidmet haben. Die Combination hätte an und für sich nichts Unwahrscheinliches. So gross indess der Reiz wäre, auf dieselbe gestützt, ein ausgeführtes Bild von Dante's innerem Leben während dieser Periode zu entwerfen, so mahnt die historische Gewissenhaftigkeit doch zur äussersten

Vorsicht. Ohne sichere geschichtliche Daten ist zu keiner Gewissheit zu gelangen.

Wie dem immer sei, der entscheidende Schlag war *Beatrice's* Vermählung für Dante nicht. Seine Liebe war zu rein, zu ideell, zu geistig, zu selbstlos, als dass sie darunter wesentlich hätte leiden können. Sein Glaube konnte nicht erlöschen, so lange sich ihm in der Schönheit und dem edlen Wesen des geliebten Geschöpfes die Herrlichkeit des Schöpfers abspiegelte. Seine Hoffnung konnte nicht aufhören, so lange der geliebte Geist ihm die Welt verschönerte, — ihm ein Pfand von des Herrn Güte und Gnade war.

Eine ernstere Wendung tritt ein; — *Beatrice* stirbt.

Da mit einem Male erscheint ihm die Welt in einem ganz anderen Lichte als zuvor. Wohin er sein Auge richtet, — alles trostlose Oede, quälende Leere. Die Stadt, sonst so volkreich, kommt ihm jetzt wie eine einsam trauernde Wittwe vor. Dem Auge, das sonst an der Herrlichkeit sich ergötzte, womit Gott nicht die Natur bloss, sondern vorzüglich den Beherrscher derselben, den Menschen, schmückt, — demselben Auge tritt nun das jammervolle Bild des Todes mit seiner Verwüstung, mit seiner Zerstörung, — mit der Verwesung in seinem Gefolge entgegen. Das Leben, das so heiter und hoffnungsvoll ihm entgegenlächelte, erweist sich jetzt als ein jammervolles. Sonst predigte die Welt laut von Gottes unendlicher Liebe, Gnade und Güte, jetzt scheint sie aber nur eine eiserne Willkür zu verkünden, die ohne Herz, ohne Gefühl und ohne Liebe in ihr schaltet. Das tief verwundete Herz fühlt die liebende Vaterhand nicht mehr, es ist nahe daran, der Verzweiflung in die Arme sich zu werfen.

O wehe mir! So oft mein Herz gedenket,
Dass Ihrer Augen Schein
Mir nie mehr glänzt, um die ich so mich quäle,
Wird mir im Herzen so von Schmerz umschränket
Die schmerzenvolle Seele.
Dann ruf' ich aus: „Fliehst Du nicht, Seele mein?

Denn jene Qualen, die Dich noch bedräun
In einer Welt, die Dich schon dünket Last,
Erfüllen mich mit Furcht vor ihrem Wehe.“
Um dessentwillen flehe
Ich nach dem Tod, als nach willkommner Rast,
Und spreche: „Komm zu mir!“ mit solchem Sehnen,
Dass ich beneide jedes Todesstöhnen.
Zum Tod' hin alle meine Seufzer streben,
Dass er, mein bittres Leid
Zu enden, länger nicht mehr möge säumen. — —

Nur wer, wie Dante, ein Leben in kindlich-frommem Glauben einst geführt, in diesem Glauben seine Seligkeit gefunden, dann aber von schweren Schicksalsschlägen getroffen ward, — nur der vermag es, Dante zu verstehen. „Es mag bevorrechtete Gemüther geben, die auch in solchen furchtbaren Augenblicken freudige Ergebung in Gottes Willen sich zu bewahren vermögen; unser Dichter aber vermochte so wenig, als mancher Andere noch heute es vermag, das Auge, welches die Geliebte früher emporgeleitet, nun einsam und ohne Führer mit dem gleichen Gefühle alsbald wieder dorthin zu wenden, von wo aus er sich mehr zertrümmert glaubt, als ihm je geschenkt ward; er vermag es nicht, die Frage nach dem verhüllten Grunde solcher scheinbaren Grausamkeit durch den, in seinen Grundfesten erschütterten Glauben an Gottes Liebe und Güte zu ersticken“ (*Witte*).

Zwar nicht urplötzlich, aber doch nach und nach weicht die alte Liebe, weicht der alte Glaube, weicht die alte Hoffnung aus des Dichters Herzen.

Ueber ein ganzes Jahr hindurch bewahrt er gegen die erbleichte *Beatrice* unverbrüchliche Treue. Das verwaist sich fühlende Herz erhebt zwar wiederholt laute und schmerzliche Klage; indess wird der Schmerz durch den Gedanken gelindert, dass die Geliebte doch nur zu höherer Herrlichkeit erhoben ward. Die Liebe zum irdischen Mädchen wird in eine Liebe zum verklärten Geiste verwandelt. Zu den Himmelshöhen hebt der Dichter sein Auge empor

und ihm ist dabei, als komme ihm von der Verklärten Trost und Erquickung hernieder:

Dann sprech' ich, wenn ich einsam wein' und klage:
„O Beatrice, hat Dich Tod umfangen?"
Und auf den Ruf gleich lindert sie mein Bangen.

Die ihm leiblich Entrückte ist ihm geistig als eine Trösterin noch immer nahe. Zwar fühlt er sich durch des Lebens Drangsal bis zum Tode gebeugt, so dass Alle bereits von ihm sagen, er sei dahin,

Doch wenn die Herrin sieht, wie mir geschahe,
So ist sie, hoff' ich, noch mit Trost mir nahe.

Auf diese Weise sucht der Dichter zunächst seinen Trost darin, dass er sich in das Bild der Verklärten versenkt, — dass er sie noch immer geistig ihm gegenwärtig sich denkt. Die Thränen, die Klagen, die Schmerzen bilden ihm eine Brücke über die grosse Kluft, — eine Brücke zwischen Diesseits und Jenseits, durch welche er mit der Geliebten verbunden ist, — sie sind ihm eine Himmelsleiter, auf welcher *Beatrice* als Engel des Trostes und des Friedens zu ihm herniedersteigt. So dauert denn die Liebe, ob auch mächtig erschüttert, eine Zeit lang noch fort.

Eine Zeit lang. Denn ach, das Entsetzliche ist doch geschehen, die Trennung hat doch stattgefunden. Noch weilt der Dichter auf Erden, — auf dieser Erde, welche seine Geliebte auf immer verlassen. Und ob auch sein Geist über diese verödete Erde sich erhebt, das irdische Theil zieht ihn doch wieder zu derselben herab. Die Welt tritt mit neuem Reiz ihm entgegen. Eine neue Liebe will die alte aus dem Herzen verbannen und an deren Stelle treten. Aber es ist diess nicht mehr eine heilige, reine, unschuldige, erquickende, — nein! es ist eine Liebe, der nicht nachgehangen werden kann, ohne der Untreue sich schuldig zu machen. Es ist ein kritischer Moment. Dante's Liebe steht am Scheidewege.

Beatrice war aber nicht allein der Gegenstand seiner Liebe, sie war ihm auch eine Stütze des Glaubens gewesen. Ihr Anblick hatte den kindlich-freudigen Glauben in ihm wach gerufen, ihr Anblick denselben lebendig erhalten. Dieses Anblickes beraubt, — auf immer beraubt, sieht sich nun Dante ohne Führer, ohne Stütze. Der Trost, die Verklärte sich stets geistig nahe zu denken, will in die Länge nicht recht aushalten. Mit der alten Liebe fängt auch der alte Glaube an zu wanken. Der entsetzliche Schlag erweckt in des Getroffenen Herzen den Zweifel an Gottes Güte und Gnade. Aus der Brust des tief Gebeugten ringt ein schmerzliches, zweifelnd fragendes *Warum?* sich los. Ach, die kindlich-demüthige, still anbetende Ergebung in den unerforschlichen Willen von Oben ist so schwer! Das *Warum* wird nicht unterdrückt, es findet keine befriedigende Antwort, es naget im Herzen wie ein nie sterbender Wurm. Der Geist, der Verstand, die Vernunft fängt zu grübeln an. Eine Antwort auf das *Warum* suchend, wendet sich Dante an die Philosophie. Diese verheisst ihm Trost. „Und ich stellte sie mir wie eine edle Dame vor und konnte sie mir mit keinen anderen, als mit mitleidigen Geberden denken.“ Bei einem Heiden, bei Cicero geht er in die Schule. Je länger je emsiger hängt er dem Grübeln nach. Und der kindliche Glaube? Auch für diesen ist ein kritischer Moment eingetreten.

Wo aber *die Liebe* zu erkalten und *der Glaube* mit dem Zweifel zu kämpfen beginnt, da kann auch *die Hoffnung* nicht mehr ungetrübt im Herzen fortleben. Und wer das Reich der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung verlassen, der hat zugleich auch das Paradies der Jugend verloren.

Auch unserem Dichter ist dasselbe verloren gegangen.

Drittes Kapitel.

Die Untreue.

> Die gegenwärt'gen Dinge, sagt' ich weinend,
> Die wandten mir durch falsche Lust die Schritte,
> Sobald Eu'r Angesicht sich mir verborgen.
> PURGATORIO XXXI, 34 ff.

Auf die Zeit des kindlich-reinen Liebeslebens folgt eine Zeit, in welcher das Herz der sinnlichen, keineswegs schuldlosen Liebe sich hingibt; — auf die Zeit des kindlich-frommen Glaubenslebens folgt eine Zéit, in welcher der Geist durch eigenes, angestrengtes Forschen die Geheimnisse der Welt und Gottes ergründen will, wobei er in das Gebiet des Zweifels geräth; — auf die Zeit des kindlich-seligen Hoffnungslebens folgt eine Zeit, in welcher die Seele trügerischen Hoffnungen sich hingibt.

Die Lebensperiode, da reine Liebe, kindlicher Glaube und selige Hoffnung sein Herz erfüllten, diese Lebensperiode hat Dante in seiner *Vita Nuova* betitelten Schrift geschildert. Der Schilderung seiner zweiten, schuldigen Liebe, seines Grübelns und Forschens, seiner trügerischen Hoffnungen ist die *Il Convito* betitelte Schrift gewidmet.

Schon in der ersten Schrift erwähnt Dante, wie er durch neuen Liebesreiz sich verlocken liess. Dem noch immer mit dem Gedanken an die Hingeschiedene sich beschäftigenden, noch immer über *Beatrice's* Tod trauernden Dichter tritt in der Gestalt einer jungen, edlen, anmuthigen und mitleidigen Dame die Verlockung entgegen. Die Gefahr nicht ahnend, findet er Wohlgefallen an ihrem Anblick, fühlt er sich erquickt durch ihre mitleidsvollen Geberden. Zwischen

dem verklärten Gegenstande seiner ersten und dem lebenden Gegenstande seiner im Erwachen begriffenen zweiten Liebe bemüht er sich, Aehnlichkeit herauszufinden, und diese Aehnlichkeit verleiht der verlockenden Stimme eine neue Macht. Wie er früher seine *Beatrice* aufsuchte, so geht er jetzt hin, die mitleidige Dame aufzusuchen; wie er jene besang, so werden nun dieser zum Preise Lieder gesungen. Eine innere, zur unverbrüchlichen, ewigen Treue mahnende Stimme beunruhigt ihn zwar, allein schon ist das Wohlgefallen zu gross, welches seine Augen an der neuen Geliebten finden. Die alte Liebe wehrt sich noch eine Weile, zuletzt tritt sie aber in den Hintergrund und die neue gewinnt die Oberhand.

Nach der einfachen, naiven Erzählung der *Vita Nuova*, sowie nach den Geständnissen, welche Dante in der *Divina Commedia*, besonders in jener bewunderungswürdigen Vision des irdischen Paradieses in den Schlussgesängen des *Purgatorio* ablegt, dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass der Dichter nach *Beatrice's* Tode eine Zeit hatte, da er von sinnlicher Leidenschaft sich beherrschen liess, — eine Zeit, auf welche er später nicht ohne Scham zurückblicken konnte. „Rufst Du Dir," — so spricht er im *Purgatorio* (XXIII, 115 ff.) zu seinem einstigen Freunde *Forese Donati*,

— — Rufst Du Dir ins Gedächtniss,
Wie Du mit mir und wie mit Dir ich lebte,
So wird Dich die Erinn'rung noch beschweren.

In diesen Worten liegt offenbar eine schmerzliche Erinnerung an eine Zeit, in welcher eine sittliche Krisis in des Dichters Leben eingetreten war. Ebenso unzweideutig dürften aber wohl auch die Vorwürfe sein, welche er in der erwähnten Vision von seiner Jugendgeliebten sich machen lässt. In den stärksten Ausdrücken wirft ihm dort *Beatrice* seine Untreue vor, — in Ausdrücken, wie sie die reinste Eifersucht kaum schärfer hätte gebrauchen können. Man lese doch die Scenen im dreissigsten und einunddreissigsten

Gesange des *Purgatorio* und man wird sicherlich davon sich überzeugen. Jenen freilich, sowohl Aelteren als auch Neueren, darf nicht beigestimmt werden, die, den grossen Dicher zu einem erbärmlichen Knechte sinnlicher Leidenschaft herabwürdigend, eine fast endlose Reihe von Liebschaften ihm andichten. Andererseits dürfen wir ihn aber auch sittlich nicht höher stellen, als er wirklich gestanden, ja, als er selber sich gestellt hat. Die Geständnisse, welche er über sinnliche Verirrungen ablegt, sind denn doch wahrlich allzu deutlich und unmissverständlich, als dass sie sich durch Allegorisirung abschwächen liessen. So bekennt er unter Anderem auf's Unzweideutigste in jenem merkwürdigen Briefe, den er, jedenfalls nicht vor 1307, an seinen Gönner, den Markgrafen *Maroello Malaspina* schrieb, in diesen reiferen Jahren noch von einer gewaltigen sinnlichen Leidenschaft zu einem Weibe hingerissen worden zu sein, ein Bekenntniss, das, zumal es nicht in einem Gedichte, sondern in einem *Briefe* vorkommt, sich durchaus nicht allegorisch ausdeuten lässt. So lässt er sich ferner von *Beatrice* (*Purgatorio* XXXI, 49 ff.) sagen:

Natur und Kunst, sie boten solche Wonne,
  Die niemals, wie die schönen Glieder, die mich
  Umschlossen und auf Erden nun zerstreut sind.
Und schlug durch meinen Tod die höchste Wonne
  Dir also fehl, wie konnte dann EIN ANDRES
  STERBLICHES DING noch Dein Verlangen wecken?
Wohl hätt'st Du Dich schon bei dem ersten Pfeile
  Der trügerischen Dinge, *mir* zu folgen,
  Die nicht mehr sterblich war, aufschwingen sollen.
Nicht durften MÆDCHEN Dir, noch Eitelkeiten,
  Die nutzlos-rasch vergehn, die Flügel hemmen,
  Dass ausgesetzt Du WEITREN SCHLÆGEN bliebest.

Ohne dem deutlichen Sinn solcher Worte offen in's Angesicht zu schlagen, wird man die sinnlichen Verirrungen aus Dante's Leben schlechterdings nicht entfernen können. Wir werden vielmehr, wie bei *Beatrice's* „schönen Gliedern“ an ihre irdisch-leibliche Schönheit, so auch bei den „anderen sterblichen Wesen,“ bei den „Mäd-

chen“ an irdisch-leibliche Schönheiten denken müssen, für welche der Dichter nach *Beatrice's* Tod in Liebe entbrannte. Und wie wir bei der durch *Beatrice's* Tod dem Dichter fehlgeschlagenen „höchsten Wonne“ an das wirkliche Sterben derselben denken, so werden wir bei den „weiteren Schlägen,“ denen Dante durch seine Verirrungen sich ausgesetzt, gleichfalls an das, entweder wirkliche oder mögliche Sterben jener andern sterblichen weiblichen Wesen denken müssen, welchen Dante nach *Beatrice's* Tod seine Liebe zugewendet.

Durch seine eignen Geständnisse werden wir also auf eine Epoche im Leben unseres Dichters hingewiesen, welche *Wegele* mit einem freilich etwas starken Ausdruck „eine wüste Lebensepoche“ nennt. Dante wird seiner *Beatrice*, wird dem Andenken an sie untreu. Sinnliche Leidenschaften treten an die Stelle der alten, reinen, geistigen, heiligen Liebe, verdrängen diese aus seinem Herzen. Das Fleisch erhält die Oberhand über den Geist. Wir werden uns freilich hüten, den grossen Mann desswegen zu verurtheilen. Dante war eben ein Kind seiner Zeit und diese hatte etwas andere sittliche Begriffe, hatte einen anderen sittlichen Massstab, als die unsere. In einem Florenz, wie es damals war, mitten in dem fröhlich-leichtsinnigen geselligen Treiben, da hätte es für einen jungen Mann, der „mit verliebten Jünglingen Umgang pflegte,“ — für einen solchen hätte es eines Wunders bedurft, möchte man sagen, um alle Gefahren siegreich zu bestehen. Wir möchten freilich dieses schwarze Blatt aus der Geschichte seines Lebens entfernen. Wo aber ein Dante so einfach-natürlich, so ergreifend-wahr die eignen Schwächen bekennt, da scheue ich mich, als sein Apologet und Panegiriker aufzutreten.

Und doch, — hat nicht der Dichter selbst diese Geständnisse zurückgenommen, — sie ganz bestimmt und ausdrücklich zurückgenommen? Löst er doch selbst in seiner späteren Schrift, im *Convito,* jene „edle, mitleidige, junge und anmuthige Dame,“ von

welcher er früher so einfach, so menschlich-natürlich gesprochen, — löst er sie doch selbst in eine reine Allegorie auf! „Ich sage und betheure," versichert er später, „dass die Dame, für welche ich nach der ersten Liebe in Liebe entbrannte, die schönste und edelste Tochter des Königs des Universums war, welcher Pythagoras den Namen *Philosophie* beigelegt." Und ein anderes Mal hören wir ihn sprechen: „Die Schande befürchte ich, die auf mich fallen müsste, wenn einer solchen Leidenschaft ich gefröhnt hätte, wie, wer die obgenannten Canzonen liest, glauben muss, dass sie mich beherrscht habe; diese Schande wird völlig verhütet durch mein gegenwärtiges Reden, welches zeigt, wie nicht Leidenschaft, sondern Tugend der Antrieb mir war. Auch gedenke ich den wahren Sinn jener Canzonen darzuthun, den Niemand sonst erkennen kann, wenn nicht ich denselben darlege, weil er im allegorischen Gewande eingekleidet ist."

Kein Zweifel! Dante verwahrt sich nachdrücklich gegen die Voraussetzung, jene edle Dame, von welcher er früher geredet, sei ein weibliches Wesen von Fleisch und Blut gewesen; er will sie durchaus als reines Symbol der Philosophie aufgefasst wissen.

Wollten wir ihm aber auch blindlings diess glauben, der vorhin erwähnte schwarze Fleck sinnlicher Leidenschaften wäre dadurch noch lange nicht rein gewaschen. Denn ist auch die „edle Dame" der *Vita Nuova* beseitigt, so ist damit das schöne Weib, dessen der Brief an den Markgrafen *Malaspina* gedenkt, — so sind damit „die Andren, zu denen er seine Schritte gekehrt," die „Andren," denen er nach *Beatrice's* Tode „sich hingab," — so wären damit die „sterblichen Wesen," — so wären damit die „Mädchen," die in den Geständnissen der *Divina Commedia* vorkommen, noch keineswegs beseitigt. Wie man immer die „edle Dame," deren die *Vita Nuova* erwähnt, auffassen möge, das Factum steht gleichwohl durchaus fest: ungefähr zwei Jahre nach *Beatrice's* Tode begann für Dante eine Periode sinnlicher Ver-

irrungen, — eine Periode, auf die er später nicht ohne Scham zurückblicken konnte.

Aber auch die „edle Dame,“ die *Donna gentile*, kann, trotz Dante's späterer Versicherung, keine reine Allegorie sein. Wie? diese „Dame“ der *Vita Nuova* eine blosse Fiction? Nein wahrlich! *so* fingirt man nicht. So natürlich, so einfach, so naiv, so wahr wird kein eigenes Erleben erdichtet, kann nicht erdichtet werden. Die „edle Dame“ war ein wirkliches weibliches Wesen von Fleisch und Blut, keine blosse Allegorie; was Dante durch sie erlebt zu haben berichtet, das hat er im äusseren Leben und nicht bloss in seiner Imagination erlebt. „Ich habe früher,“ bekennt einmal der tiefe und verdienstvolle Dantekenner *Witte*, — „ich habe früher mit Eifer die allegorische Darstellung des *Convito* als die allein wahre in Schutz genommen, die *Donna gentile* also für nichts als einen Namen der Philosophie erklärt. Doch kann ich nicht läugnen, dass bei oft wiederholter Erwägung die reinmenschliche Wahrheit der Erzählung in der *Vita Nuova* mir immer unabweislicher entgegentritt und ich nicht mehr mit Entschiedenheit wage, der stets wachsenden Zahl Derjenigen zu widersprechen, die annehmen, Dante habe eine Neigung, die ihn eine Zeit lang menschlich getröstet und von dem Andenken an seine *Beatrice* menschlich abgezogen habe, später zur Allegorie der Studien gemacht, die ihm Anfangs Trost und Aufschlüsse verheissen, dann aber den unwandelbaren Lehren der Religion gegenüber ihn auf Abwege zu führen gedroht haben.“

Mit diesen Worten werden wir bereits auf die zweite Art von Untreue geführt, die der Dichter später zu beklagen hatte, — auf die Untreue gegen den Glauben. Indess müssen wir vorher noch eine andere Frage kurz erörtern.

War die „edle Dame“ ein wirkliches menschliches Wesen, warum stellt sich Dante dann später so, als wolle er nichts davon

wissen, — warum redet er dann später von ihr in solchen Ausdrücken, wonach man meinen sollte, sie sei eine reine Allegorie?

Die Antwort auf diese Frage liegt zunächst in des Dichters eigenthümlicher Anschauungsweise der Dinge und sodann in seinen eignen, vorhin angeführten Worten.

In seiner eigenthümlichen Anschauungsweise zunächst. Dante hatte sich, wie wir schon früher bemerkten und wie seine wiederholten Aeusserungen zeigen, — Dante hatte sich daran gewöhnt, bei der Lectüre irgend eines Schriftstellers nicht allein beim nächsten buchstäblichen Sinn stehen zu bleiben, sondern hinter jedem Satze einen tieferen, geheimen, allegorischen Sinn zu suchen. Mochte es auch dabei hin und wieder an Willkürlichkeiten und spitzfindigen Spielereien nicht fehlen, — genug, es war bei ihm nun einmal also. Mit den nämlichen Augen aber, mit welchen er die Bücher anderer Schriftsteller las, — mit den nämlichen Augen hat er auch das grosse Buch des Lebens gelesen. Wie hinter den Sätzen jener, so suchte und fand sein tiefsinnender Geist auch hinter den aus Erlebnissen und Thatsachen bestehenden Sätzen des Lebensbuches einen geheimen, einen verborgenen Sinn. Alles, was tiefer ihn ergreift, hat ihm daher eine allegorische Bedeutung. Jene holde *Beatrice*, die einst einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, die seinem Leben eine neue Richtung gab, — sie wird ihm recht bald zu einer Allegorie, zu einem Symbol, und diese ihre allegorische Bedeutung tritt später so sehr, ja fast so ausschliesslich in den Vordergrund, dass die wirkliche *Beatrice* nahezu völlig verschwindet. Je ferner die vorübereilende Zeit die Personen, mit denen er in Berührung gekommen, die Erlebnisse, die er durchgemacht, rückte, um so lebendiger stand vor seiner Seele der tiefere Sinn, — die bildliche Bedeutung, die er denselben beigelegt oder abgewonnen, während dagegen das rein Aeusserliche ihm je länger je mehr in den Hintergrund zurücktrat. So erging es ihm denn auch in Bezug auf die edle Dame, die er zweimal — und zwar in

zwei zu verschiedenen Lebensperioden entstandenen Schriften, erwähnt. Einst hatte diese über den Verlust der menschlichen *Beatrice* menschlich eine Zeit lang ihn getröstet. Aber die Seufzer um den Verlust der menschlichen *Beatrice* waren zugleich Seufzer um den dadurch mächtig erschütterten kindlichen Glauben. Darüber nun hatte die Philosophie, hatte das speculative Forschen Trost ihm verheissen, — eine Zeit hindurch ihn getröstet. Gewohnt, äusseres und inneres Erleben zu einander in innige Beziehung zu setzen, wird ihm, wie *Beatrice* ein Symbol des Glaubens gewesen, so die „edle Dame" ein Symbol der Philosophie. Als Dante seine *Vita Nuova* schrieb, da stand das äussere Erlebniss noch lebendig vor seiner Seele, daher die schlichte, rein menschliche Darstellung. Als er aber lange Jahre nachher an die Abfassung seines *Convito* ging, da mochte ihm das äussere Erleben bereits in weite Ferne gerückt sein, das innere ihn dagegen lebendig beschäftigen. Wie er daher mit innerer Wahrheit in der *Divina Commedia* die einstige Jugendgeliebte nahezu als reine Allegorie vorführen konnte, so konnte er gleichfalls mit innerer Wahrheit im *Convito* die „edle Dame," die über *Beatrice's* Verlust ihn einst getröstet, als reines Symbol der Philosophie darstellen.

Es ist freilich wahr, dort verwahrt er sich nicht wie hier gegen eine andere als rein allegorische Auffassung. Dazu aber hatte er seine Gründe, — Gründe, die zwar nicht ganz lauter, aber nichtsdestoweniger sehr menschlich-natürlich sind. An seine einstige Liebe für *Beatrice* konnte er lebenslang mit innerer Ruhe und reinem Gewissen zurückdenken; beim Gedanken an seine übrigen sinnlichen Leidenschaften aber, so unter anderem an die, in welcher er für die *Donna gentile* einst erglüht, musste ihm denn doch die sittliche Scham die Röthe auf die Wangen treiben. Und die Schande! Es ist ein tief-bedeutungsvolles Wort und des Nachdenkens werth, wenn der Dichter bekennt, dass er die Schande fürchte. Was liegt nicht in diesen Worten? Erklären sie denn das

Interesse nicht hinlänglich, das Dante haben musste, das einst äusserlich Erlebte wo möglich der Vergessenheit anheimzugeben? Edler wohl und löblicher wäre ein offenes Bekenntniss. Dieses Bekenntniss hat der Dichter später auf die unzweideutigste Art offen abgelegt, hat es abgelegt, als er schon über die Sünde tiefe Reue empfunden. So lange aber der Mensch die Sünde nicht aufrichtig bereut, — so lange er „die Schande“ nur fürchtet, welche dieselbe in ihrem Gefolge hat, — so lange scheut er sich auch vor dem offenen Geständniss der Schuld. Man vergesse doch nicht, zu was für einer Zeit Dante sein *Convito* schrieb, — zu einer Zeit nämlich, wo die sittliche, oder besser gesagt, die sittlich-religiöse Krisis bei ihm noch fortdauerte, — zu einer Zeit, wo er dem Andenken an *Beatrice* nicht allein, sondern auch dem christlichen Glauben innerlich mehr oder weniger noch entfremdet war — und man wird es weder eine leichtfertige Behauptung schelten, noch auch es mit Dante's sittlichem Charakter unvereinbar finden, wenn wir sagen, dass er zu *dieser* Zeit, in *dieser* Schrift seinen Lesern in Bezug auf sein eigenes Leben zwar *die Wahrheit*, aber nicht die *ganze* Wahrheit sagte.

Er war zu dieser Zeit auch dem christlichen Glauben innerlich entfremdet, sagen wir. Bei sich fand er die kindlich-fromme Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen nicht, die den Schrei der Verzweiflung, den der Geliebten Tod ihm auspresste, zu dämpfen, — die auf sein zweifelnd-fragendes *Warum?* eine befriedigende Antwort ihm zu geben vermocht hätte. Daher warf er sich mit allem Eifer auf die Philosophie. Diese führt ihn aber von seinem kindlichen Glauben ab, musste ihn davon abführen. Wir haben früher schon eine damalige philosophische Richtung kennen gelernt, die vor und zu des Dichters Zeiten im Entwickeln begriffen war und nicht lange darnach, zu den Zeiten *Petrarca's*, völlig ausgebildet dastand, eine Richtung, welche zu dem historischen christlichen Glauben in den entschiedensten, feindlichsten Gegensatz

sich stellte. Es soll freilich nicht behauptet werden, dass Dante dieser ausgesprochen glaubensfeindlichen Richtung je gehuldigt. Aber auch jene andere philosophische Richtung des dreizehnten Jahrhunderts, — jene Philosophie, welche mit Religion und Theologie einen Friedens- und Freundschaftsbund schliessen wollte, — auch sie war im Grunde dem christlichen Glauben innerlich entfremdet. Was dieser nur durch göttliche Offenbarung erkennen zu können behauptete, das wollte jene auf dem Wege der Speculation, des vernünftigen Denkens, ohne die Hülfe einer Offenbarung, erkennen. War jenem die Bibel, so war dieser Aristoteles die höchste Autorität. Wir haben hier nicht die Frage zu untersuchen, ob der damalige Glaube oder aber die damalige Philosophie mehr berechtigt gewesen, — wir haben einfach die öfters bestrittene Thatsache zu constatiren, dass damals schon der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie vorhanden gewesen, — dass derselbe nicht eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit ist. Höchst sonderbar muss man indess die Behauptung finden, ein solcher Gegensatz sei dem Mittelalter unbekannt gewesen, — einer Zeit, welche ihre Aufgabe gerade in dem Streben erblickte, das Verhältniss zwischen Glauben und Wissen näher zu bestimmen, Religion und Philosophie mit einander in Einklang zu bringen. Wie wäre jene Zeit dazu gekommen, eben darin ihre Hauptaufgabe zu sehen, wenn zwischen den beiden noch gar kein Gegensatz bestanden hätte? — „Diese Aufgabe,“ sagt der tiefe Kenner des Mittelalters, *Baur*, — „diese Aufgabe hatte die christliche Theologie, seit es eine solche gab, von Anfang an, Glauben und Wissen sollten immer wieder irgendwie mit einander vermittelt werden, das Eigenthümliche der Scholastik dabei ist nur, dass sie diese Aufgabe mit einem bestimmteren Bewusstsein ihrer Bedeutung ergriff.“ — —

War der Gegensatz, wie nicht zu bestreiten, einmal vorhanden, so ist es an sich schon nicht denkbar, dass ein so erleuchteter und tiefdringender Geist, wie Dante, davon unberührt hätte bleiben

sollen. Dass sich aber dieser Gegensatz, der die Zeit bewegte, auch in des Dichters Geist abspiegelte, dafür liegen in seinen eigenen Schriften die unzweideutigsten Andeutungen vor. Ohne sich dessen vielleicht selbst klar bewusst zu sein, gerieth er allmählich durch seine philosophischen Forschungen in mancherlei Zweifel und zwar in solche, die vom damaligen kirchlichen Standpunkt aus sehr bedenklich erscheinen mussten. Seine höchste philosophische Autorität ist Aristoteles, seine Führer die arabischen Ausleger desselben. Wo nun Aristoteles und seine Ausleger mit der Lehre der Kirche in Widerspruch gerathen, da schwankt der Dichter, zu welcher Lehre — ob der aristotelischen oder der kirchlichen — er sich bekennen soll. So namentlich in Betreff der Lehre von der Schöpfung. Während die Kirche auf das Bestimmteste lehrt, Gott habe die Welt nicht bloss aus einem von Ewigkeit her vorhanden gewesenen Stoff gebildet, sondern den Stoff selber aus nichts geschaffen, behauptet Averroës, der grosse Ausleger des Aristoteles, die Ewigkeit der Materie und fasst die Schöpfung als eine blosse Umwandlung und Bildung derselben auf. Von den Anhängern der Kirche, vorzüglich vom Aquinaten, wird diese averroistische Lehre auf's Entschiedenste bekämpft. Dante dagegen bekennt ausdrücklich (*Convito*, IV, 1), darüber gezweifelt zu haben, welche Lehre den Vorzug verdiene, und spricht sich auf eine Weise darüber aus, die nicht undeutlich darauf hindeutet, er habe eine Zeit lang für Averroës sich entschieden.

Deutlicher als sonst erwähnt aber der Dichter die Irrwege, auf welche er durch sein philosophisches Forschen gerathen, in seinem grossen Gedichte selbst. Hier werden viele Meinungen, für welche er früher eingestanden und die er im *Convito* als eigene vorgetragen, als irrige verworfen. Hier wird seine Liebe zur Philosophie deutlich als eine Untreue gegen *Beatrice* bezeichnet. Besonders scheint die Stelle im Schlussgesange des *Purgatorio* (85 ff.) ent-

scheidend. Auf eine Frage, die der Dichter an seine *Beatrice* richtet, erwidert ihm diese:

> Damit Du würd'gen lernst DIE SCHULE, WELCHER
> DU FOLGTEST, und wie wenig ihre Lehre
> Im Stand' ist, meinem Wort zu folgen (sprach sie)
> Und seh'st, wie Gottes Wege von den Euren
> So weit entfernt sind, als von Eurer Erde
> Der Himmel absteht, der am höchsten eilet. —
> Und ich erwiderte: Ich wüsste nicht,
> Dass ich mich je VON EUCH ENTFREMDET hätte,
> Und mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf. —
> Kannst Du Dich, so entgegnete sie lächelnd,
> Nicht d'ran erinnern, so erwäge nur,
> Dass Du von Lethe eben erst getrunken.
> Und wie man aus dem Rauch auf's Feuer schliesst,
> So zeigt diess Dein Vergessen, dass Dein Wille,
> Der andres Ziel verfolgte, schuldig war.

Der Vorwurf, einer falschen Schule gefolgt zu sein, ist dem Dichter Eins mit dem Vorwurfe, seiner *Beatrice* sich entfremdet zu haben. In dem Folgen einer Schule, nämlich in den philosophischen Studien, konnte aber Dante denn doch nicht eine Untreue gegen das Andenken an die **wirkliche** *Beatrice* erblicken. Wenn aber gegen die **allegorische**, nun dann werden wir hier doch das Bekenntniss seiner Untreue gegen den kindlich-frommen Glauben, seines Abfalls von demselben erkennen müssen.

Wie weit er auf solchen Irrwegen fortgeschritten, wie grossen Raum er dem Zweifel in seinem Herzen gewährt, diess können wir freilich nicht mit Sicherheit bestimmen. Ob es aber auch nicht anzunehmen ist, Dante sei je weder feindlich noch auch gleichgültig dem Glauben gegenüber gestanden, so zeigen doch seine Andeutungen, dass er sich schon weit verirrt hatte.

> Er fiel so tief, dass nur das Eine Mittel
> Zu seinem Heile blieb, von allen andren:
> Die Schaaren der Verdammten ihm zu zeigen.

War aber die erste Liebe, — war der erste Glaube aus des Dichters Herzen gewichen, dann konnte auch die selige Hoffnung nicht mehr in demselben wohnen. Wie auf die heilig-reine eine sinnlich-sündliche Liebe, wie auf den kindlich-frommen Glauben der Zweifel, so folgte auch auf die beseligende göttliche eine trügerisch-weltliche Hoffnung. In die Zeit seiner inneren Krisis fällt Dante's Bethätigung am Gemeinwesen, an der Regierung seiner Vaterstadt. Es ist diess nicht ohne Bedeutung. Der Dichter warf sich auf die Politik, wohl auch in der Hoffnung, dadurch zu hohen Ehren zu gelangen. Eine trügerische Hoffnung!

So befand sich denn unser Dichter zu dieser Zeit in einer inneren, geistigen Lage, die wir nicht treffender, als mit *Witte's* Worten ausdrücken können: „Statt auf das zukünftige Reich Gottes zu *hoffen*, hängt er an der Gegenwart und ihrem Genusse, ist das Herz in Selbstsucht befangen. Statt der göttlichen Offenbarung zu *glauben*, nur ihr sich ganz zu ergeben, bethört ihn geistiger Hochmuth und überredet ihn, der eigene Verstand genüge, um die Tiefen der Unendlichkeit zu ergründen. Statt der *Liebe* endlich erfüllt Hass gegen den anders gesinnten oder verirrten Bruder seine Brust mit Parteigeist, Missgunst und Verfolgungssucht.“

Woher wir das Alles wissen? Aus des Dichters eigenen Schriften.

Viertes Kapitel.

Innere Kämpfe.

„Wir leih'n dem Herzen Frieden, leih'n euch Wonnen" —
So zu den meinen sprachen
Ehdem die Augen der Gebieterin;
Doch als mehr Einsicht sie von ihr gewonnen,
Wie meine Kräfte brachen,
Weil mir zu streng und hart erschien ihr Sinn,
Da flohen sie mit Amors Fahnen hin,
So dass die Blicke, die mit Sieg durchdrangen,
Seitdem mein Auge nimmer wiederfindet.
Drum blieb von Schmerz befangen
Die Seele mir, die Trost in ihrer Noth
Von ihnen hofft', und todt
Das Herz nun sieht, mit dem sie war verbündet,
Und scheiden muss von jenen liebentzündet.
Dante, Canzone VI, 2.

Aber die besseren Gedanken und Empfindungen, — aber die edleren Gefühle sind in des Dichters Herzen noch nicht völlig unterdrückt und erstickt.

Seiner zweiten Liebe kann Dante nicht recht froh werden. Wir begreifen es. Sinnliche Leidenschaften sind das Widerspiel der edlen und reinen Liebe. Je mehr der Mensch denselben sich hingibt, desto trostloser wird die Oede, desto quälender die Leere, die er im Herzen empfindet. Den Trost, die Beruhigung, die Dante in seiner zweiten Liebe erwartete, fand er nicht. Ja, liesse sich wenigstens die innere Gewissensstimme zum Schweigen bringen! Dante geräth in einen inneren Kampf. Gegen die neuen Leidenschaften kämpft der Gedanke an die alte Liebe.

Dieser Kampf wird in der *Vita Nuova* geschildert. „Durch den Anblick dieser Dame kam ich so weit, dass meine Augen allzu

grosses Wohlgefallen daran zu finden begannen. Darüber ärgerte ich mich wiederholt und ich kam mir als sehr niederträchtig vor. Oefters verwünschte ich meiner Augen Eitelkeit und sprach in Gedanken zu ihnen: ‚Sonst pflegtet ihr, Wen euren schmerzlichen Zustand sah, zu Thränen zu bewegen; nun scheint es aber, als wollet ihr das vergessen um dieser Dame willen, die euch betrachtet und euch nur insofern betrachtet, als der Gedanke an die herrliche Dame, um deren willen ihr zu weinen pfleget, mit Betrübniss sie erfüllt; thut aber nur, was ihr immer könnt; denn sehr oft werd' ich euch an Sie erinnern, ihr verwünschte Augen, deren Thränen niemals, ausser nach dem Tode, hätten aufhören sollen!' Und wann ich bei mir selber also zu meinen Augen gesprochen, da bestürmten mich heftige und angstvolle Seufzer. Und damit dieser Kampf, den ich innerlich durchkämpfte, nicht demjenigen allein, der ihn erlebte, bekannt wäre, nahm ich mir vor, ein Sonett zu dichten und in demselben diesen entsetzlichen Zustand zu behandeln. Und ich sang dieses Sonett:

Das bittre Weinen, das ihr offenbartet
So manchen langen Tag, ihr Augen mein,
Es flösste oft des Mitleids Thränen ein
Auch fremden Menschen, wie ihr es gewahrtet.
Jetzt scheinet mir, dass ihr nicht Treu bewahrtet,
Könnt' ich so ruchlos und so schändlich sein
Und nicht an Die euch mahnen mit Bedräun,
Für die ihr eure Thränen sonst nicht spartet.
Die Eitelkeit, von der ihr seid besessen,
Flösst mir Besorgniss ein und Furcht und Beben
Vor einer Jungfrau Blick, die euch beschaut.
Ihr solltet nie, so lang ihr seid im Leben,
Die Herrin, die gestorben ist, vergessen.
So spricht mein Herz in mir, dann seufzt es laut."

Die Kämpfe werden immer qualvoller, das Herz kommt nicht zur Ruhe. Es gibt der Versuchung nach, aber der Kampf hört dadurch nicht auf. Ach, von dieser zweiten Liebe hatte sich der

Dichter Trost und Frieden verheissen, und nun? — wie sieht er sich nun enttäuscht! Anstatt Trost hat er Unruhe, anstatt Frieden hat er innere Kämpfe gefunden.

Aber auch in seiner Liebe zur Philosophie war er nicht glücklicher. Wie dort, so hatte er auch hier qualvolle innere Kämpfe zu bestehen. Dieselben begannen nun aber freilich nicht sofort. Jahre lang war es dem Dichter wohl bei seinen philosophischen Beschäftigungen. Seine Schrift, *Il Convito*, ist eine begeisterte Verherrlichung der Philosophie, das Loblied seiner Liebe zu ihr. Ganz beglückt ist er, glaubt er wenigstens in dieser Liebe zu sein. „Wer sein Heil," so singt er,

— „Wer sein Heil zu sehen liebet,
Der eil' und schaue jenes Weibes Blicke,
Hält ihn die Angst vor Seufzern nicht zurücke."

Und nach seiner Weise diese Worte auslegend, ruft er aus: „Die Augen dieses Weibes sind ihre Beweisführungen, welche, auf des Verstandes Augen gerichtet, die Seele zur Liebe entflammen. — O allersüsseste und unaussprechliche Mienen ihr, plötzliche Entführer des menschlichen Geistes, die ihr in den Beweisführungen, das heisst in den Augen der Philosophie erscheinet, wenn zu ihren Liebhabern sie redet! Wahrlich, in euch ist das Heil, wodurch, wer euch anschaut, selig wird, — erlöst wird von dem Tode der Unwissenheit und der Laster!" Ja, Dante trägt kein Bedenken, auf die Philosophie des Erlösers Wort zu beziehen: „Meinen Frieden gebe ich euch." Also sprach Christus, weil er seine Lehre den Seinigen zurückliess.

Und dennoch muss der Dichter es bald erfahren, dass dieser vermeintliche Friede, diese Ruhe, dieser Trost, den er bei der Philosophie gefunden zu haben glaubt, trügerischer Art ist. Unruhig sucht er in die Erkenntniss der Dinge immer tiefer einzudringen, die Wahrheit zu erforschen. „Ungestümer begehrt er immer eine neue Gunst von der Geliebten, oft wohl wendet sie sich unwillig

von ihm, und dann ergeht er sich in lauten Klagen, zu Zeiten fühlt er aber auch, wie diese Liebe nie sein Herz dauernd erquicken könne. Sie führt ihn zur Speculation über Alles, was seinen Blicken sich darbietet. Er ergründet das Wesen der Gerechtigkeit, der Tapferkeit, des Edelmuths, er entwickelt seine Grundsätze über die Anordnung des Staats, über die Bedeutung der grossen Ereignisse seiner Zeit und widmet sein Leben der Verwirklichung dessen, was er für wahr hält. In diese Epoche seines Lebens fällt der Antheil, den er an der Lenkung seiner Vaterstadt nahm, und in dieselbe vermuthlich die Ausbildung seiner Ansichten über Sprache und Poesie. Schon droht die Wuth der Parteien ihn in den Strudel weltlicher Sorgen und wachsender Leidenschaften ganz fortzureissen: da verlässt er, von der Philosophie auf höhere Ziele hingewiesen, die irdischen Verlockungen, den belebten Kampfplatz und steigt muthig die steilen Pfade der Speculation empor, um in den Sonnenglanz der ewigen Wahrheiten hineinblicken zu können, um das Wesen Gottes zu erkennen. Aber bald muss er erfahren, wie unzureichend hier irdische Vernunft, wie verkehrt der Weg gewesen sei, den er gewählt, wo nur Offenbarung zum Ziele führen konnte. Dem Christenthum hat er sich entfremdet, die drei Tugenden, die unserer Religion ganz eigen sind, mangeln ihm, und die bösen Leidenschaften, die ihre Stelle einnehmen, reissen ihn zurück in das lichtlose stürmische Leben."

Die Darstellung dieser inneren Erlebnisse, die wir mit *Witte's* schönen Worten geschildert haben, — diese Darstellung hat der Dichter in allegorisches Gewand eingekleidet. Der Eingangsgesang seines grossen Gedichtes ist wesentlich derselben gewidmet. Bei der Besprechung des Gedichtes selbst werden wir noch darauf zurückkommen.

So sehen wir denn unseren Dichter in seinem eigenen Inneren jenen grossen Kampf durchkämpfen, den zu allen Zeiten ein Jeder, dem es um die Erforschung und Erkenntniss der Wahrheit wahrer

Ernst ist, durchkämpfen muss, — den Kampf des Zweifels. Es ist ein kaum zu begreifender Irrthum, wenn behauptet wird, zu Dante's Zeit seien solche Kämpfe nicht vorgekommen. Von jeher, seitdem es auf Erden Menschen gab, welche mit einem tiefen Gemüthe einen brennenden Durst nach wissenschaftlicher Erkenntniss verbanden, ist ein solcher Kampf vorgekommen, und wohl nie wird derselbe ausgekämpft sein. Zu allen Zeiten freilich ist deren Anzahl gross, die von einem solchen Kampfe keine Erfahrung machen. Da ist zuvorderst die unübersehbare Schaar Derer, die in gedankenloser Oberflächlichkeit durch die Welt geniessend und sorgend gehen, ohne je über die Räthsel der Welt ernstlich nachzudenken. Eine solche oberflächliche und gedankenlose Natur war aber Dante nicht. Da sind ferner die Vielen, deren Gemüth bei dem Herkömmlichen stehen bleibt, kindlich-kindisch sich damit zufrieden gibt und kein Bedürfniss empfindet, durch Suchen und Forschen zur Erkenntniss, zu einer eignen, auf Erkenntniss gegründeten Ueberzeugung zu gelangen. Ein solches Kind am Geiste und an der Erkenntniss war aber Dante auch nicht. Das Leiden, das in mancherlei Gestalt ihn traf, hatte zu den ernsteren Studien ihn geführt, und diese zum Suchen und Forschen und Nachdenken ihn veranlasst. Hiedurch ward er seinem kindlichen Glauben, — ward er seiner kindlichen Frömmigkeit entfremdet. Es war diess ein ganz natürliches Ergebniss, — ein Ergebniss, wie es wohl nicht anders hätte sein können. Denn nicht im neunzehnten nur, auch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert musste ein tieferes wissenschaftliches Forschen mit dem herkömmlichen Glauben in Conflict gerathen. Kirchenglaube und ernste Wissenschaft, — kirchliche Theologie und forschende Philosophie sind nun einmal Gegensätze, die innerlich niemals, äusserlich aber nur entweder durch gewaltthätige oder aber durch künstliche Mittel sich ausgleichen lassen.

So natürlich es daher erscheinen muss, wenn auch unser Dichter des Gegensatzes sich bewusst ward, wenn die Macht strengen

Denkens und philosophischen Forschens seinem kindlichen Glauben ihn entfremdete, so möchte man es vom modernen Standpunkt aus befremdlich finden, wenn er sich bei den Ergebnissen seines Forschens nicht beruhigte, — wenn er in einen inneren Kampf hineingerieth, — wenn sein tiefes Gemüth Anderes und Besseres noch verlangte, als was menschliche Wissenschaft ihm darbot. Vom Standpunkte seiner Zeit aus betrachtet, ist indess auch diess ebenso natürlich. Der menschliche Geist begann zwar von den ihm angelegten Fesseln sich loszumachen und nach Freiheit zu ringen, allein er *begann* eben erst, er hatte auf dem Wege der Freiheit noch keine ansehnlichen Fortschritte gemacht. Auf die Gemüther übte die Kirche, ihre Lehre, ihre Satzungen noch immer eine sehr bedeutende Macht. Religiös angelegte Gemüther — wie Dante in hohem Grade war — mussten vor dem Gedanken zurückbeben, mit ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung in Zwiespalt mit dem Glauben der Kirche gerathen zu sein. Die damalige Philosophie hatte es noch nicht gewagt, die Kirchenlehre offen zu bekämpfen. Selbst *die* philosophische Richtung, welche, epicuräischen Grundsätzen huldigend, sich innerlich dem Glauben völlig entfremdet hatte, wagte sich mit ihrem — allerdings mehr practischen als theoretischen — Widerspruch nicht offen hervor. Dante hat aber dieser Richtung niemals gehuldigt. Den Ketzern und Zweiflern bereitete er vielmehr in höllischem Feuer rothgeglühte eiserne Särge zum ewigen Ruhelager. Den Muth, alle Gängelbande kühn zu zerreissen, hat er nicht gehabt; solche Geister konnten an der mittelalterlichen Sonne nicht zur Reife gelangen. Hiezu kommt noch Dante's tiefes Gemüth. Ein moderner Philosoph hat das Wort gesprochen, dass zwischen den Bedürfnissen des Gemüths und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ein alter, nie geschlichteter Zwist besteht. Wo nun die Gemüthsseite vorherrschend, da wird der Zwist zu Gunsten des Gemüths entschieden. So bei Dante. Moderngläubige werden und können sich an seinen inneren Kämpfen, an seiner

inneren Unruhe beim philosophischen Streben erbauen und den grossen Dichter desswegen um so höher schätzen. Uns neueren Himmelsstürmern dagegen, — uns, denen der alte Kirchenglaube keinen anderen, als einen geschichtlichen Werth hat, — uns würde er freilich noch höher stehen, wenn er den Weg, den er einmal eingeschlagen, muthig und unbeirrt verfolgt hätte. In diesem Falle wäre er aber eine höchst wunderbare Erscheinung nicht allein, — er wäre zugleich auch ein unerklärlicher Anachronismus. Wunderbar ist nun Dante's Erscheinung freilich in hohem Grade, auch ist er in mancher Hinsicht seiner Zeit weit vorangeeilt. Allein ein Anachronismus ist Dante nicht, — er ist doch noch ein Kind seiner Zeit.

Als solches findet er bei der philosophischen Speculation keine innere Ruhe, keinen dauernden Trost, keinen Herzensfrieden. Gemüth und Denken gerathen mit einander in Conflict. Dante kann sich dazu nicht entschliessen, „jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag." Mitten in seinen philosophischen und staatlichen Beschäftigungen ist es ihm, als sei er vom rechten Wege abgeirrt, — ist es ihm, als befinde er sich in einem grauenvollfinsteren Walde. Er sehnt sich aus demselben hinaus. — — —

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr.

> **Da brannte mich so sehr der Reue Nessel,**
> **Dass, welches andere zur Lieb' am meisten**
> **Mich lockte, das gehässigste mir wurde.**
> **So brannt' in meinem Herzen Schuldbewusstsein,**
> **Dass ich bewältigt niedersank — und sie,**
> **Die das bewirkte, weiss in welchem Zustand.**
> **PURGATORIO XXXI, 85 ff.**

— „Hier beginnt die GÖTTLICHE KOMÖDIE und sie beschliesst das grosse Gedicht, dessen frühere Theile die *Vita nuova* und das *Convivio amoroso* sind. Es ist das allgemeine, ewig wahre Epos unseres geistigen Lebens; es ist die Geschichte der kindlichen Einfalt, des inneren Abfalls und des gnädigen Rufes, mit dem Gott uns zu Sich zurückruft, Der allein Licht, Wahrheit und Leben ist. Der Darstellung nach sind es Erfahrungen im Herzen eines Dichters, der vor einem halben Jahrtausend starb — und doch ist es der Weg, den, bis auf wenig Auserwählte (?), alle Christen gehen müssen, um zum Heile zu gelangen. Und so steht der Dichter zugleich als das ganze gefallene und zur Erlösung berufene Menschengeschlecht da, auf dem tausend verschiedene Sünden lasten, dem aber Christus auch tausend Arme reicht, um es vom Abgrunde an seine Brust zu reissen" (*Witte*).

Aus den sinnlichen Verirrungen kehrt Dante zum Andenken an seine *Beatrice*, — aus seinem Forschen und Grübeln und Zweifeln kehrt er zum Glauben zurück. Der Schluss der *Vita Nuova*

und die an denselben knüpfende *Divina Commedia* sind die Geschichte dieser Rückkehr.

Nach einigem Kämpfen hatte sich der Dichter von einer neuen Leidenschaft verlocken lassen. Der versuchenden Stimme hatte er nachgegeben. „Gegen diesen Widersacher der Vernunft," erzählt nun Dante, „erhob sich eines Tages ungefähr um die neunte Stunde eine lebhafte Einbildung in mir. Denn mir schien es, als sähe ich diese glorreiche *Beatrice*, mit jenem blutfarbigen Gewande angethan, in welchem sie das erste Mal meinen Augen erschienen war. Und sie schien mir jung, im gleichen Alter wie damals, als ich sie zuerst sah. Da begann ich, an sie zu denken. Und die vergangene Zeit nach ihrer Folge mir vergegenwärtigend, begann mein Herz jene Leidenschaft schmerzlich zu bereuen, von welcher es einige Tage gegen die Standhaftigkeit der Vernunft auf so niederträchtige Art sich hatte beherrschen lassen. Und nachdem ich mich von dieser sündigen Leidenschaft losgerissen, kehrten alle meine Gedanken zu ihrer adelichsten *Beatrice* zurück. Und ich sage, dass ich von da an mit dem ganzen schamerfüllten Herzen ihrer *so* zu gedenken anfing, dass die Seufzer es öfters offenbarten; denn bei ihrem Hervorbrechen sprachen diese Seufzer beinahe alles das aus, womit mein Herz sich beschäftigte, nämlich den Namen jener Edelsten und wie sie uns verliess. Und oftmals geschah es, dass irgend ein Gedanke so viel Schmerzliches in sich barg, dass ich ihn und den Ort, wo ich mich befand, gänzlich darüber vergass." Mit vielen Thränen bereut er seine Verirrungen, so dass seine Augen darunter leiden. Und wieder werden der verklärten Geliebten zum Preise Lieder gesungen. Ueber die Erde schwingen sich seine Gedanken zu der Seligen empor.

Der Seufzer, der aus meiner Brust entweichet,
Dringt in die Sphäre, die am höchsten kreist;
Ihn zieht hinauf der neugeborne Geist
Der Glaubenskraft, die Lieb' und Leid erzeuget.

Er kommt hinauf, wohin die Sehnsucht steiget
Und sieht ein Weib, das man dort selig preist;
Es strahlt so lichthell, dass sich's allermeist
Durch seinen eignen Glanz dem Pilgrim zeiget.
Wohl sah er Sie; doch, wenn er's wieder saget
Versteh' ich's nicht, so fein ist das Gebild
Für's arme Herz, das aufhorcht und doch klaget.
Doch weiss ich, dass es meiner Sel'gen gilt;
Weil oft er ihren Erden-Namen nennt,
Den, meine werthen Frau'n, das Herz schon kennt.

„Nach diesem Sonett hatte ich ein wunderbares Gesicht, worin ich Dinge sah, die mich zum Entschluss brachten, nicht mehr von dieser Gesegneten zu reden, bis dass ich würdiger von ihr zu handeln im Stande wäre. Um dahin zu gelangen, bestrebe ich mich nach Kräften, wie sie wahrhaftiglich weiss, so dass, wenn es Dem, durch welchen Alles lebt, gefallen wird, mein Leben einige Jahre noch zu verlängern, ich von ihr *so* zu reden hoffe, wie von Keiner je gesprochen ward. Und dann möge es Dem, der ein Vater der Barmherzigkeit ist, gefallen, dass meine Seele emporsteigen möge zu sehen die Herrlichkeit ihrer Herrin, nämlich jener gesegneten *Beatrice*, die mit verklärten Blicken in dessen Antlitz schaut, der da ist hochgelobet in alle Ewigkeit."

Mit diesen Worten endet die *Vita Nuova* und mit dem in denselben erwähnten Gesicht hebt die *Divina Commedia* an, welche ausführlicher des Dichters Rückkehr zum treuen Andenken an die verklärte *Beatrice* nicht allein, sondern auch zu dem Glauben schildert, von welchem *Beatrice* das Symbol ist. Es beginnt nun für ihn eine dritte Periode inneren Lebens. Die Periode seiner zweiten, sündigen Liebe liegt jetzt hinter ihm. Diese Leidenschaft war zeitlich mit seinen philosophischen Bestrebungen beinahe zusammengefallen, so dass Beide ihm später Eins sind, — Eine Liebe, Eine Untreue, Eine Verirrung. Daher ist ihm auch die Rückkehr zur verklärten *Beatrice* Eins mit der Rückkehr zum Glauben. Weder im Dienste der sinnlichen Leidenschaft, noch auch

in seinem Ringen nach philosophischer Erkenntniss hat er Trost, Ruhe und Frieden finden können. Wie er von der Leidenschaft sich losreisst, um sein Herz hinwiederum zum Tempel einer geweihten heiligen Liebe zu machen, so reisst er auch vom Grübeln und vom Zweifel sich los, um hinwiederum auf dem Wege des Glaubens zu wandeln. Zur Erkenntniss dessen, was die Kirche, was das Christenthum seiner Zeit als ewige Wahrheiten ansieht, hat er auf dem Wege des Forschens und Denkens nicht gelangen können. Diese angeblichen ewigen Wahrheiten wagt aber sein Gemüth nicht in Zweifel zu ziehen. So reift denn in seiner Seele die Ueberzeugung, es sei thöricht, auf dem Wege der Forschung zu deren Erkenntniss gelangen zu wollen, der Mensch müsse mit dem sich zufrieden geben, das gläubig annehmen, was Gott selber darüber geoffenbart habe.

Bethört ist, wer mit menschlichem Verstande
Den Weg ohn' End' erspähn will, den Ein Wesen
In drei Personen geht in seinem Wirken.
Begnügt, ihr Menschen, Euch bei dem *So ist es!* —
Denn, wäret Alles zu verstehn Ihr fähig,
So brauchte nicht die Jungfrau zu gebären;
Wohl sah't vergeblich Solche Ihr verlangen,
Die, wenn je Einer, Frucht erwarten durften
Der Sehnsucht, die für sie nun ew'ge Qual ist.

— Wann fand aber diese Rückkehr statt, wie lange hat die Periode der Untreue gedauert?

Ueber den *Beginn* dieser zweiten Periode inneren Lebens kann, nach des Dichters eignen Aussagen, kein Zweifel obwalten. Etwas länger noch als ein Jahr nach ihrem Tode blieb Dante seiner *Beatrice* treu. Dann erst kam die Versuchung an ihn heran, dann erst ward sein Herz in eine neue Liebe verstrickt. — Nach *Beatrice's* Tode wandte er sich, Trost suchend, an die Philosophie. „Und ich begann dorthin zu gehen, wo sie wahrhaftig gezeigt wurde, nämlich in die Schulen der Geistlichen und zu den Disputa-

tionen des Philosophen; so dass in kurzer Zeit, etwa von dreissig Monden, ich ihre Süssigkeit so sehr zu schmecken begann, dass die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken unterdrückte und verscheuchte.“ Diese Angaben sind allerdings nicht ganz bestimmt. Wir glauben indessen kaum irre zu gehen, wenn wir uns den Hergang auf folgende Weise denken: Durch *Beatrice's* Tod in namenlose Trauer versetzt, suchte der Dichter zunächst durch Vertiefung in die Studien seinen Schmerz zu dämpfen. Nach und nach übte die Philosophie einen immer mächtigeren Reiz auf sein Gemüth aus. Dabei blieb er aber etwas länger als ein Jahr seiner *Beatrice* treu. Da liess er sich durch neuen Liebesreiz verlocken. Mit der Untreue gegen die Verklärte schritt sein Abfall vom kindlichen Glauben Hand in Hand weiter. Je mehr er in das zweifelnde Grübeln hineingerieth um so mehr liess er von sinnlicher Leidenschaft sich beherrschen. Etwa dreissig Monate nach *Beatrice's* Tod war die doppelte Untreue bereits eine vollendete.

Wie lange hat aber die Untreue gewährt, — wie weit hat die zweite Periode des inneren Lebens unseres Dichters sich erstreckt? Darüber scheinen Dantes Angaben einander zu widersprechen.

In der vorhin angezogenen Stelle der *Vita Nuova* redet Dante so, als ob er kurze Zeit nur der verlockenden Versuchungsstimme sein Ohr geliehen hätte: „Mein Herz begann jene Leidenschaft schmerzlich zu bereuen, von welcher es sich EINIGE TAGE HINDURCH hatte beherrschen lassen.“ Darauf fährt er aber fort: „Nach dieser inneren Drangsal ereignete es sich, *zu der Zeit, da viel Volk hinging, jenes gesegnete Bild zu sehn, welches Christus als ein Abbild seines allerschönsten Antlitzes uns hinterlassen,* — — dass mehrere Pilgrime durch eine Strasse wanderten, welche beinahe mitten durch die Stadt geht, wo die edelste *Beatrice* geboren ward, lebte und starb u. s. w.“ Nun wissen wir durch den Bericht des Chronisten *Giovanni Villani*, dass es im Jubeljahre 1300 war, da viele Pilger nach Rom zogen, wo

das Schweisstuch der heiligen Veronika ausgestellt wurde. Auch die Randglosse *Sermartelli's*, des ältesten Herausgebers der *Vita Nuova*, weist auf dieses Jahr hin. Demnach würde Dante's Rückkehr um das Jahr 1300 oder kurz vorher stattgefunden haben. Hiemit würde auch die Zeitangabe am Eingang der *Divina Commedia* übereinstimmen, welche des Dichters grosse Vision, beziehungsweise Rückkehr in sein fünfunddreissigstes Lebensjahr, d. h. in das Jahr 1300 versetzt.

Demnach würde die kritische Periode im inneren Leben Dante's einen Zeitraum von etwa acht Jahren umfassen. Allein damit wollen die EINIGEN TAGE der *Vita Nuova* nicht recht übereinstimmen. Letztere Zeitangabe ist freilich eine völlig unbestimmte. Mag sie aber auch noch so unbestimmt sein, — immerhin will es uns nicht denkbar scheinen, dass Dante diesen Ausdruck gebraucht habe, um eine Periode von *acht Jahren* zu bezeichnen. Und hätte er es doch gethan, dann wäre er wohl schwerlich von dem Vorwurfe frei zu sprechen, er habe damit seine Leser absichtlich irre führen, er habe sie damit glauben machen wollen, das, was wir seine Untreue nannten, sei nichts anderes, als eine vorübergehende Aufwallung gewesen, — eine Versuchung, welcher er nur EINIGE TAGE unterlegen sei. Allerdings sprechen wir zuweilen von einem *Ereignisse der jüngsten Tage*, selbst wenn, seitdem es sich zutrug, schon Jahre verstrichen sind. Wie aber? Wenn Jemand, von dem wir bestimmt wüssten, acht Jahre hindurch habe er irgend einem Laster gefröhnt und dann erst sich losgewunden und zum Besseren sich gewendet, — wenn ein solcher Mensch hinterher seine Fehler bekennend uns sagen würde, es habe ihn die Versuchung EINIGE TAGE HINDURCH überwältigt, würden wir ihm dann nicht erwidern: sage uns nicht einige Tage, sage vielmehr einige JAHRE! Beschönige Deine Schwäche nicht! Würden wir dann nicht urtheilen, seine Reue sei noch nicht tieferer Art, seine

Busse nicht ganz aufrichtig? Nun — und Dante? Will, kann man wohl so über ihn urtheilen? —

Nach der *Vita Nuova* und der *Divina Commedia* hätte also Dante's Rückkehr in seinem fünfunddreissigsten Lebensjahr, nämlich im Jubeljahr 1300 stattgefunden. Allein auch bei diesem Datum können wir nicht stehen bleiben. Gewiss hatte Dante seine Gründe, um seine Umkehr gerade in dieses Jahr zu verlegen. Wir haben schon früher gesehn, wie wichtig dieses Jahr für sein äusseres Leben gewesen. Und die äusseren, bedeutungsvollen Ereignisse, sie konnten auch für sein inneres Leben nicht ohne tiefgreifende Bedeutung sein.

Und doch vergingen seit dieser Zeit gewiss noch mehrere Jahre, bevor Dante von seinen Irrwegen (wie wir sie nun einmal in des Dichters eignem Sinne nennen wollen) definitiv zurückkehrte. Denn als er seinen *Convito*, diese Verherrlichung der Philosophie, dieses rühmende Denkmal seiner zweiten Liebe schrieb, da wandelte er noch auf diesen später als verderblich erkannten Wegen. Dieses Buch ward aber unter allen Umständen einige Jahre nach Dante's Verbannung, wahrscheinlich — wie wir sehen werden — gegen das Ende des Jahres 1308 und Anfangs 1309 geschrieben. Wollen wir demnach dem Dichter die Ungeheuerlichkeit nicht aufbürden, das mit Begeisterung gerühmt, verherrlicht und gepriesen zu haben, was er schon längst als Irrthum, als Irrwege erkannt, wovon er schon längst zurückgekommen, so werden wir Dante's Rückkehr nicht vor 1309 suchen dürfen.

Der Widerspruch, der hiedurch mit dem in der *Vita Nuova* sowohl als auch in der *Divina Commedia* angegebenen Datum der entscheidenden Vision entsteht, — dieser Widerspruch ist nicht eben von wesentlichem Belang. Denn dass dieses Datum, wenigstens in der *Divina Commedia*, kein historisches, sondern ein poetisches, kein wirkliches, sondern ein fingirtes ist, diess kann keinem Zweifel unterliegen. „Mochte das Säcularjahr, das ja auch

bei früherem Wechsel der Jahrhunderte die Gemüther lebhaft erschüttert hatte, mochte das daran sich knüpfende grosse Jubiläum ihm den Anlass bieten, oder mochte sein für ihn so folgenschweres Priorat ihn gerade auf diess Jahr einen besondern Accent legen lassen; genug, er wählte das Jahr 1300 willkürlich, um seine Vision in dasselbe zu verlegen. Namentlich liegt aber auch ein zwingender Grund nicht vor, die geistige Umkehr, welche in dem Gedicht ihren symbolischen Ausdruck findet, gerade in die *Lebensmitte des Dichters*, in sein fünfunddreissigstes Jahr zu setzen. Thatsächlich könnte sie ebensowohl früher als später eingetreten sein."

Allein um so erheblicher wird dadurch der Widerspruch mit den EINIGEN TAGEN der *Vita Nuova*. Hat nämlich Dante's Untreue nicht später als 1292 begonnen und seine Umkehr nicht vor 1309 stattgefunden, so würde Dante eine Periode von vollen sechszehn Jahren mit dem Ausdruck *einige Tage* bezeichnet haben. Wir halten diess für schlechterdings unmöglich schon an sich, vorzüglich aber weil wir den Dichter einer solchen Abschwächung und Beschönigung seiner sittlichen Schwächen nicht für fähig halten. Wir sagen demnach, *die* Leidenschaft, von welcher Dante in der *Vita Nuova* einige Tage hindurch beherrscht worden zu sein bekennt, hat ihn *nicht* mehrere Jahre lang beherrscht, sie ist vielmehr ganz vorübergehender Art gewesen. Allein damit verbinden wir die Annahme, das sei eben nicht *die einzige* Liebesleidenschaft, die des Gemüthes unseres Dichters sich bemächtigt. Es fallen vielmehr in diese Periode (1292—1309) all' die sittlichen Verirrungen, wovon früher die Rede gewesen. So ist unter Andern auch Dante's Leidenschaft für die sonst nicht bekannte Schöne, deren Dante in seinem Briefe an *Marcello Malaspina* gedenkt, innerhalb dieser Periode zu suchen. Was dagegen von Liebesabenteuern aus einer späteren Lebensperiode des Dichters berichtet wird, das wird unbedingt in das Gebiet der Fabel zu ver-

weisen sein. Denn dass sich Dante nach seiner definitiven Umkehr abermals — zum wievielten Male? — durch Liebesreiz habe verlocken lassen, das ist schlechterdings undenkbar.

Nach seiner *definitiven* Rückkehr, sagen wir. Denn nicht allein in der Natur der Sache, auch in Dante's eignen Andeutungen liegen Gründe für die Annahme vor, dass er wiederholt sich darnach sehnte und vornahm, zur alten, schuldlosen Liebe, zur alten, kindlich-seligen Glaubenseinfalt zurückzukehren, aber immer auf's Neue durch sinnliche Leidenschaften, durch den Durst nach wissenschaftlicher Erkenntniss, durch das unruhige Parteitreiben, durch den Wunsch, eine politische Rolle zu spielen, sich verlocken liess, bis er endlich, enttäuscht durch den Unfrieden, den die Leidenschaft zurücklässt, — enttäuscht in seiner Hoffnung, durch eigenes Forschen zur Erkenntniss der ewigen Wahrheiten zu gelangen, — enttäuscht ganz besonders auch in seinen politischen Hoffnungen, den vielleicht schon öfters gefassten Entschluss zur Umkehr wirklich ausführte.

Hiebei werden wir aber zwischen der Liebe zur *edlen Dame* der *Vita Nuova* und zwischen der Liebe zur Philosophie unterscheiden und sagen müssen: Was in Dante's Anschauung, — was in seinem Geiste in Eins zusammenfiel, das ist zeitlich nicht ganz zusammengefallen. Den Weg der Speculation begann er zu betreten, schon bevor der Anblick der *mitleidigen Dame* ihn verlockte, und *diese* letzte Leidenschaft hatte er schon längst überwunden, als er die Philosophie so begeistert verherrlichte.

Versuchen wir nun, von diesem Gesichtspunkte ausgehend und Dante's bezügliche Andeutungen miteinander möglichst in Einklang zu bringen suchend, die Ereignisse seines inneren Lebens während dieser Periode zu einem anschaulichen Bilde zu vereinigen, so kommen wir auf folgendes Ergebniss, welches näher und eingehender zu begründen nicht dieses Ortes ist, welches wir aber in der Hauptsache für ein gesichertes halten.

Nach *Beatrice's* Tod begann Dante, in der Hoffnung, Linderung seines Schmerzes zu finden, mit der Philosophie sich zu beschäftigen. Nach etwas mehr als einem Jahre machte der Anblick einer mitleidigen jungen Dame — die *Donna gentile* der *Vita Nuova* — einen neuen Eindruck auf ihn. Der Gedanke an die Verklärte und der frische Liebesgedanke kämpften eine Weile miteinander. Zuletzt behielt die neue, nicht schuldlose Leidenschaft die Oberhand. Die philosophischen Studien setzt er dabei eifrig fort, findet immer grösseres Wohlgefallen daran. Beides, die neue Liebe zu einem irdischen Wesen und die Liebe zur Philosophie entfremden ihn dem Andenken an seine *Beatrice.* Jene ist eine Untreue gegen die wirkliche, diese gegen die allegorische *Beatrice.* Jene, die neue Liebe zu einem irdischen Wesen, bereut er nach einiger Zeit. Jedenfalls noch vor 1300, wahrscheinlich aber geraume Zeit vorher, entsagt er dieser Leidenschaft als einer sündigen und kehrt bereits zum Andenken an *Beatrice* zurück. Allein nur zum Andenken an die wirkliche, nicht aber an die allegorische *Beatrice* kehrt er zurück. Das Bereuen der sinnlichen Leidenschaft für die *Donna gentile* ist noch keineswegs eine Umkehr von den Wegen der Speculation. Hierin hat Dante noch keine Untreue gegen *Beatrice* erkannt. Das eifrige Studium der Philosophie scheint ihm im Gegentheil der Weg, auf welchem allein er sich fähig machen kann, seine *Beatrice* würdig zu verherrlichen. Aber gerade dieses Studium entfremdet ihn je länger je mehr, wenn auch zunächst nicht der menschlichen, so doch der symbolischen *Beatrice.* Und auch gegen die menschliche *Beatrice*, auch dem Andenken an die Verklärte bleibt er nach jenem ersten Bereuen nicht unverbrüchlich treu. Vorher zwar nicht mehr, aber doch während der ersten Jahre seiner Verbannung liess er durch neuen Liebesreiz zu anderen sterblichen Mädchen sich abermals verlocken. Zur Wollust gesellen sich aber auch noch andere Leidenschaften; — der Stolz, der auf selbsterwählten Wegen zur Erkenntniss göttlicher

Wahrheiten zu gelangen glaubt und ihn auf die auf einer tieferen Stufe menschlicher Erkenntniss Stehenden mit mitleidiger Verachtung herabsehn lässt, — Ehr- und Habsucht (die Wölfin), die ihn in den Strudel des politischen Parteitreibens hineinreisst. Immer tiefer dringt er in die Philosophie ein, dabei entfremdet er sich aber je länger je mehr seinem einstigen kindlichen Glauben, seiner einstigen kindlichen Frömmigkeit. Die religiösen und politischen Begebenheiten im Jubeljahr 1300 machen einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth, ernstere Reuegedanken erwachen in seinem Herzen. Noch vermag er es aber nicht, die Leidenschaften mit siegreichem Erfolge zu bekämpfen, nachdem er einen Anlauf genommen, sinkt er wieder zurück in die alte Lebensweise, er „stürzt zur Tiefe nieder.“ Die folgenschweren Ereignisse der nächstfolgenden Jahre ziehen ihn wieder mit Macht in das weltliche Treiben, in das Treiben der Partheien hinein. Die erfahrenen neuen und schwereren Schicksalsschläge entflammen auf's Neue seinen Eifer für die philosophische Speculation. In dieser Zeit besingt er mit Begeisterung seine zweite Liebe, schreibt er sein *Gastmahl*, das begeisterte Lobgedicht auf die Philosophie. Je länger je mehr gelangt er aber zur Erkenntniss, dass er auf diesem Wege nie innere Ruhe, nie Herzensfrieden finden werde. Endlich, nachdem der Tod Heinrichs VII. seine letzten irdischen Hoffnungen in Scherben zerschlagen, da zerreisst er alle Bande sündiger Leidenschaften, da entsagt er seiner Liebe zur Philosophie, da kehrt er zur alten Liebe, zum alten Glauben, zur alten Hoffnung zurück.

Sechstes Kapitel.

Der neue Standpunkt.

> Du hast vom Sclaven mich auf allen Wegen,
> In allen Weisen, über die Gewalt
> Gewährt dir war, hinangeführt *zur Freiheit.*
> PARADISO, XXXI, 85 ff.

Eine erbauliche Bekehrungsgeschichte, wie heutige Frömmler sie begehren möchten, ist die Geschichte von Dante's Umkehr freilich nicht. Derartige Geschichtchen, worinnen ein jämmerliches Winseln, ein tragikomisches, verzweifeltes Schreien um Gnade und Vergebung, feige, übertriebene Selbstanklagen und wie die Ingredienzen alle heissen, die zu einer form- und kunstgerechten Bekehrung kommen müssen — Geschichtchen, worin das alles vorkommt, mögen wohl bei schwachen Geistern, beschränkten Köpfen und weibischen Gemüthern sich wiederholen, nicht aber bei kräftigen Naturen, erleuchteten Geistern und innerlich frommen Gemüthern. Vollends aber nicht bei einem grossen Genius. Dante hat zwar sein erhabenfeierliches, grossartiges Gedicht Komödie genannt; allein um selbst eine gewöhnliche Bekehrungskomödie zu spielen, dazu war er allzu ernster, aufrichtiger, und wahrheitsliebender Art.

Poetisch hat Dante in seinem Gedichte die Geschichte seiner Umkehr allerdings ganz regelrecht nach dem Bekehrungsrecept der Kirche seiner Zeit construirt; in der Wirklichkeit dagegen hat er wohl ohne Zweifel von diesem Recept keinen sehr starken Gebrauch gemacht. Die Erkenntniss jener tiefen Wahrheit, dass die Leidenschaft, dass die Sünde den, der ihrem Dienste sich hingibt, wenn auch nicht äusserlich, so doch innerlich unselig macht, —

dass wer in der Sünde lebt, in einer Hölle voller Qual sich befindet, — diese Erkenntniss hatte zur Umkehr von den sündigen Wegen ihn bewogen. Gewiss hat der Dichter seine Verirrungen, zumal seine sinnlichen Leidenschaften, aufrichtig bereut. Die tiefe Zerknirschung aber, sie ist wohl mehr in der Poesie seines grossen Werkes, als in der Prosa des wirklichen Lebens vor sich gegangen.

Dante, sagten wir, kehrte zurück zur alten Liebe, zum alten Glauben, zur alten Hoffnung. Doch aber waren diese Liebe, dieser Glaube und diese Hoffnung nicht völlig die alten. Die Liebe ist nun eine völlig vergeistigte, der Glaube ist nun ein wissenschaftlich durchgearbeiteter, die Hoffnung ist nun eine ideale.

Schon während *Beatrice* noch auf Erden lebte, war Dante's Liebe zu ihr mehr geistig-idealer, als menschlich-natürlicher Art gewesen. Die Erscheinung des anmuthigen Mädchens *Portinari* war ihm eine Offenbarung von Gottes Herrlichkeit und Güte. Reelles und Ideelles fielen dem Dichter in Eins zusammen. Noch klebte aber manches Irdische, wenn vielleicht auch nicht gerade Sinnliches, an dieser reinen Liebe. Jetzt ist es aber anders geworden. Wie Dante zum Andenken an die verklärte *Beatrice* zurückkehrt, da ist es eine verklärte Liebe, die sein Herz erfüllt. Im leiblichen Tode hatte *Beatrice* ihre sterblichen Ueberreste, im geistlichen Tode, das heisst während der kritischen Periode seines innern Lebens, hat Dante's Liebe zu ihr alles Menschlich-Natürliche abgestreift. Sie ist eine ausschliesslich geistige Liebe geworden. Die *Beatrice* der *Divina Commedia* ist so vorherrschend eine allegorische Person, dass manche ältere und neuere Ausleger sich dadurch verleiten liessen, derselben jegliche Wirklichkeit abzusprechen. Ihr Beruf ist hier, dem Dichter das Verständniss göttlicher Dinge zu eröffnen. Daher ist sie das Symbol der christlichen Theologie. Dante's Liebe zu ihr ist fortan auf eine Idee bezogen, — aber auf eine Idee, die ihm mit der einstigen Jugendgeliebten eng verknüpft ist, — auf eine Idee, die in der Verklärten ihm verkörpert erscheint.

Das Wesentlichste an des Dichters Umkehr ist aber seine Umkehr von der Liebe zur Speculation, vom Grübeln und Zweifeln zum Glauben. Dieser Glaube ist aber nicht mehr der kindlich-naive, unklare und ungeprüfte, worin er im Lenz seines Lebens selig sich fühlte, — es ist vielmehr ein Glaube, der durch den Zweifel hindurchgegangen ist, — ein durch den Kampf gestählter, auf wissenschaftlicher Erkenntniss beruhender Glaube. In den an die Spitze dieses Kapitels gestellten Worten bezeichnet Dante den neuen Standpunkt, zu dem er durch *Beatrice* erhoben worden zu sein bekennt, als einen Standpunkt *der Freiheit.* Und nicht ohne Grund. So lange er Irrwege gegangen, so lange er der Leidenschaft gedient, irdische Ehre gesucht, den Zweifel in seiner Brust genährt, so lange hatte er innerlich unfrei sich gefühlt. Sein Ablenken von den betretenen Bahnen, sein Entschluss, andere Wege einzuschlagen ward durch seine Sehnsucht nach innerer Freiheit hervorgerufen.

> Nach Freiheit strebt er, deren Werth am besten
> Versteht, wer ihrethalb das Leben aufgab.

Wie er den grauenvollen Gang der Sündenerkenntniss und den mühsamen der Busse und Reue hinter sich hat, da erst hat er die ersehnte innere Freiheit gefunden. Darum lässt er sich, nachdem die Höhe des Reinigungsberges erklommen, von seinem bisherigen Führer zurufen:

> Nicht harre meines Worts, noch meiner Rede,
> Jetzt ist Dein Wille frei, gesund und richtig;
> Ihm nicht zu folgen wäre fehlerhaft,
> D'rum geb' ich über Dich Dir Kron' und Mitra.

Als sein eigener Kaiser und Papst fühlt er sich frei von jeglicher menschlichen Autorität. Im Bewusstsein dieser Freiheit lässt Dante über die Welt ein unerbittliches, ernstes, strenges Gericht ergehen. Anstatt den Forderungen und Machtsprüchen der Kirche seiner Zeit sich zu unterwerfen, fordert er sie vielmehr vor seinen

Richterstuhl. „Mit dem Geiste der Freiheit und Wahrheit ausgerüstet, hält der Dichter seiner Zeit den Spiegel der Ewigkeit vor, um ihr darin das Bild ihres Verderbens zu zeigen, um sie durch das erschütternde Bewusstsein ihres Elends zur Thatkraft der Tugend anzuregen.“ Und wie von allen menschlichen Autoritäten, so fühlt er sich auch von allen menschlichen Satzungen völlig frei. Da wo er ein förmliches Bekenntniss seines Glaubens ablegt (*Parad.* XXIV, 127 ff.), gibt er als den Inhalt derselben nur Gottes Wesen, die Erschaffung und die Dreieinigkeit an:

Ich glaube, sagt' ich d'rauf, an *einen* Gott,
Einzig und ewig, der den ganzen Himmel,
Selbst unbewegt, bewegt durch Lieb' und Sehnsucht. — —
Dann glaub' ich an drei ewige Personen,
Die so in ihrem Wesen Eins und Drei sind,
Dass *sind* und *ist* zugleich von ihnen gilt.

Ist es nun ein blosser Zufall, oder aber einzig und allein um der Kürze willen geschehen, dass der Dichter hier so wichtige specifisch christliche Lehren — wie z. B. von der Person und dem Werke Christi — mit völligem Stillschweigen übergeht? Nein! Zufälliges wird man in seinem ganzen Gedichte vergeblich suchen. Und auch das Streben nach prägnanter Kürze würde ihn sicherlich niemals bestimmt haben, von ihm für wesentlich Gehaltenes mit keinem Worte zu erwähnen. Es soll damit freilich nicht behauptet werden, dass sich Dante zu den erwähnten Lehren negativ verhalten habe. Bei anderen Anlässen hat er es ja in seinem Gedichte doch nicht unterlassen, die Erlösung durch Christum nachdrücklich hervorzuheben. Dem aufmerksamen Leser wird es indess nicht entgehen, wie sehr der Gottmensch im Gedichte in den Hintergrund zurücktritt. Der Grund dieses Stillschweigens an einem so entscheidenden Punkte dürfte wohl darin zu suchen sein, dass Dante's Standpunkt ein wesentlich speculativer auch dann blieb, nachdem er der *falschen* Speculation den Rücken gekehrt. Auf diesem

speculativfreien Standpunkte mochten ihm wohl die christologischen Lehren als zum Glauben nicht wesentlich gehörend erscheinen. Daher sein Schweigen darüber.

Wie verhält sich nun aber Dante auf diesem neuen Standpunkte zu dem Christenthum, wie dasselbe von der Kirche seiner Zeit aufgefasst und gelehrt wird?

Ueber keine Frage vielleicht ist von jeher so viel gestritten worden, wie über diese. Die Einen wollten den Nachweis liefern, der Sänger der göttlichen Komödie sei ein vorprotestantischer Protestant, er gehöre zu den sogenannten Reformatoren vor der Reformation, wesshalb der Protestantismus berechtigt sei, ihn zu seinen Vorkämpfern zu zählen. Gewiss mit Unrecht. Denn wohl eifert er gegen Päpste und Clerus seiner Zeit, wohl schüttet er mit Bitterkeit oft seinen ganzen heiligen Zorn über die in der damaligen Kirche herrschenden Missbräuche aus. Allein der Eifer gegen die Personen ist noch lange keine Verwerfung des Institutes selbst, und auch wer für dieses begeistert ist, kann, seiner Begeisterung unbeschadet, auf das Erbittertste über die herrschenden Missbräuche sich erzürnen und in glühenden Worten diesen Zorn äussern. Hat auch der Dichter über die Päpste seiner Zeit ein furchtbar strenges Gericht ergehen lassen und sie zu ewigen Höllenqualen verurtheilt, so folgt daraus keineswegs, dass er zugleich auch, wie die spätern Reformatoren, die ganze Idee des Papstthums verworfen habe. Vielmehr gehört dieselbe, wie wir bald sehen werden, schlechthin zu seinem System. Das System eines akatolischen Dante würde und müsste zu dem des wirklichen Dante den ausgesprochensten Gegensatz bilden. Und wenn des Dichters reine Seele auch noch so sehr gegen die Missbräuche eifert, die in der damaligen katholisch-päpstlichen Kirche herrschten, so eifert er ebensosehr und vielleicht mehr noch gegen die, welche um dieser Missbräuche willen von der Kirche sich trennten und Spaltungen verursachten. Auch für einen Luther, einen Melanch-

ton, einen Zwingli, einen Calvin und wie die übrigen Reformatoren heissen, wären in Dante's Sinne glühende Särge im sechsten Kreise seiner poetischen Hölle bereitet.

So wird denn diejenige Ansicht weit mehr Recht behalten, nach welcher Dante wesentlich auf dem Standpunkt der mittelalterlich-katholischen Kirche steht. Eine eigentliche dogmatische Ketzerei im Sinne dieser Kirche wird in seinen sämmtlichen Schriften schwerlich sich nachweisen lassen. Seine theologischen Lehrer, denen er folgt, sind die von eben dieser Kirche als heilig verehrten Scholastiker. Negativ im eigentlichen Sinne verhält sich Dante zu keinem katholischen Dogma. So ist denn Dante ein Katholik. Aber gleichwohl ist er kein gläubiger Katholik im Sinne der mittelalterlichen Kirche. Sein Geist war zu gross und zu umfassend, als dass er nicht an den Ketten hätte rütteln sollen, welche die damalige Kirche dem denkenden Geiste angelegt hatte. Man könnte sagen, um eine Vergleichung anzustellen, Dante sei im gleichen Sinne Katholik gewesen, in welchem die grossen neueren deutschen Dichter — Lessing, Göthe, Schiller u. s. w. — Protestanten waren. Dabei darf aber freilich der Unterschied nicht übersehen werden, der durch die grosse Verschiedenheit der Zeiten und ihrer Bildung nothwendig sich ergeben muss. Was einem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts ein Leichtes ist, das war einem solchen des dreizehnten und vierzehnten schlechterdings nicht möglich, ohne in einen tiefen Abgrund sich zu stürzen. Zu seiner Kirche und deren Lehren verhält sich Dante so, wie sich ein Lessing dazu verhalten haben würde, wenn er zu Dantes Zeit gelebt hätte. „Er rüttelt an der Kette, aber bricht sie nicht.“ In mehr als einem Punkte ist auch sein Geist, so sehr er auch nach Freiheit ringt, so hoch er auch über seine Zeit sich erhebt, von den Grenzen der scholastischen Dogmatik eingeschlossen.

In mehr als einem, aber freilich nicht in *allen* Punkten. Dante hat denn doch an der Kette gerüttelt, und er hat sehr energisch

und gewaltig daran gerüttelt. Hat er sich auch von den Fesseln dogmatischer Satzungen und Ueberlieferung nicht völlig frei machen können, so hat er doch die Bande priesterlicher Herrschaft von sich geworfen. Was die kirchenpolitischen Satzungen seiner Zeit angeht, steht der erhabene Sänger der göttlichen Komödie als deren entschiedenster Feind und Gegner da. Ist er auch im Dogma ein Kind seiner Zeit, so ist er doch in seinen rechtlichen Anschuungen über Staat und Kirche mit voller Entschiedenheit und klarem Bewusstsein der Vorläufer einer neueren. Keine Theokratie, keine Priesterherrschaft, keine geistliche Gewalt innerhalb des staatlichen Gebietes — das ist ein Grundsatz, an dem er mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens unbedingt festhält. Das ist nun die Grenzlinie, wo Dantes Wege und die Wege Derer von einander sich scheiden, welche der mittelalterlichen Kirche unbedingt ergeben sind. Durch den von ihm in dieser Hinsicht eingenommenen Standpunkt ist Dante der Prophet des modernen Staates geworden.

Fassen wir das über Dante's Verhältniss zur mittelalterlichen Kirche und zum mittelalterlichen Glauben bisher Gesagte in kurzen Worten zusammen, so werden wir sagen müssen: Dante ist zwar *Katholik*, aber ein *freier* Katholik; er ist zwar *gläubig*, aber ein *denkender* Gläubiger. Seine Frömmigkeit und sein Glaube sind so, wie sie von Dem, der durch das Feuer wissenschaftlichen und philosophischen Zweifels hindurchgegangen, sich zum Voraus erwarten lassen: eine Herzensfrömmigkeit, die allen äusseren Schein alle Heiligthuerei verschmäht und verachtet — ein erleuchteter, gestählter Glaube, der sich wissenschaftlich zu rechtfertigen und zu vertheidigen im Stande ist.

Und wie sein Glaube, so ist auch Dante's Hoffnung geläutert und hat nun erst die rechte Weihe empfangen. Den Blick empor zum Himmel gerichtet, vermag er alle Unbill mit ruhigem Muthe zu ertragen. Von Unrecht und Frevelthat überall umgeben, gibt er doch den Glauben an die Menschheit nicht auf. Von der Gegen-

wart verfolgt, überhört und verlästert, lebt er doch der Zuversicht, es werde die Nachwelt ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. In allen Kämpfen, Wirren und Leiden des Lebens hält der Blick zum Himmel ihn aufrecht, „sein Vertrauen auf die sittliche Weltordnung, sein Gerechtigkeitssinn sind unerschütterlich, und durch die Einkehr in sich selbst findet er Gott in den Tiefen seiner Seele, so dass er von nun an die Dinge im Lichte der Ewigkeit oder vom Standpunkte der Unendlichkeit betrachtet, von wo aus er das Treiben der Erde belächelt und Den für weise erklärt, der es gering achtet und den Geist auf das Unvergängliche richtet. — Das ist Dante's Grösse, dass er gleichmässig an der doppelten Welt, der äusseren und inneren, festhält, dass er neben dem praktischen Wirken für's Vaterland zugleich den Glauben an das Ideal der Wahrheit und der Liebe in seiner Seele trägt, dass alle Schmerzen und Leiden ihn lehren, sich selbst *in* Gott zu finden, in Gott zu leben.“

Siebentes Kapitel.

Der politische Uebertritt.

— und zum Ruhm wird Dir gereichen,
Dass Du Dir für Dich selbst Partei gebildet.
PARADISO XVII, 68 f.

Neben den bis dahin erwähnten, und wohl früher noch als diese, ging aber auch noch eine andere, eine politische Umwandlung in des Dichters Seele vor.

Durch Geburt und Familientradition gehörte Dante, wie wir früher sahen, den Guelfen an; als Prior hat er, der über den Parteien erhaben sich fühlte, eine so zu sagen neutrale Stellung eingenommen, und später werden wir ihn als eifrigen Anhänger des Kaiserthums kennen lernen. Als eifriger und scharfsinniger Vertreter und Vertheidiger der kaiserlichen Rechte, den päpstlichen Prätentionen gegenüber, erscheint er aber auch in seiner Schrift über die Monarchie, welche er, wie sich uns später ergeben wird, noch in seiner Jugend, vor der Verbannung, abfasste.

Es entsteht demnach die Frage: wann hat Dante seine politischen Ansichten geändert, — wann ist er aus einem Guelfen ein Ghibelline geworden, und welche waren die Gründe, die zu diesem Uebertritt ihn bewogen?

Bei der Beantwortung dieser Frage darf ein Umstand nicht ausser Acht gelassen werden. Es ist nämlich zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Kampfe des Kaiserthums mit dem Papstthum und den localen Kämpfen und Streitigkeiten der beiden Parteien, welche die Namen Guelfen und Ghibellinen sich an-

eigneten. Jener ist ein Principienstreit, bei welchem es sich um das Verhältniss von Staat und Kirche, von geistlicher und weltlicher Gewalt zu einander handelt. Diese gehen dagegen aus kleinlichen Privatinteressen hervor, die Namen werden nur erborgt, ohne dass es sich dabei um Principien handelte. Jener ist ein allgemeiner, dieser ein localer Streit. Letzterer schliesst sich dem erstern wohl an, allein dieser Anschluss findet nicht desswegen statt, weil eine innere Verwandtschaft zwischen beiden vorhanden wäre, sondern nur aus dem einfachen Grunde, weil die Parteien es liebten, hinter grosse Namen sich zu verstecken.

Was nun diese zweite Seite des Kampfes, — was das kleinliche Parteiwesen angeht, kann bei unserem grossen Dichter so wenig von einem Uebertritt von der einen zur andern Partei geredet, als gesagt werden kann, er habe innerlich je der einen oder der andern angehört. Sowohl über der kleinlichen Parteiung der Schwarzen und Weissen in seiner Vaterstadt, als auch über der Parteiung der Guelfen und Ghibellinen in Italien, stand Dante weit erhaben. Nichts ist grundloser und ungerechtfertigter, als wenn man ihn, wie es von älteren und neueren Biographen, von *Boccaccio* an, vielfach geschehen, zuerst einen gemässigten Guelfen sein, dann aber in Folge seines Exils zu einem fanatischen Ghibellinen werden lässt. Sofern es sich bei den Kämpfen dieser beiden Parteien nicht um Principien, sondern nur um locale Parteiinteressen handelt, ist Dante niemals Guelfe gewesen und niemals Ghibelline geworden. Er bildet vielmehr eine dritte, über den beiden stehende Partei für sich. Dante war zu gross, um ein Parteimann in der schlimmen Bedeutung des Wortes zu sein. Dante's Geist war zu universeller Art, um sich durch Privat- oder Localinteressen bestimmen zu lassen. Dante's Gerechtigkeitsgefühl war zu tief, als dass er der einen Partei sich hätte in die Arme werfen können. So nimmt er denn, dem Parteiwesen seiner Zeit, seines Vaterlandes, seiner Vaterstadt gegenüber einen freien Standpunkt

ein, und von diesem freien Standpunkte aus lässt er über das Parteiwesen ein unerbittliches Gericht ergehen. Beide Parteien, so lautet sein Urtheil, sind im Unrecht, denn ihrer beider Sinn und Streben zielt nicht auf die Gerechtigkeit hin. Anderer Namen sollten sie sich bedienen und nicht die des Kaisers oder des Papstes vorschieben.

Entgegen stellt dem allgemeinen Zeichen
Die gelben Lilien Der, den Andren ist es
Partei-Symbol. **Wer sagt, wer schlimmer fehle?**
Wählt, Ghibellinen, Euch für Eure Künste
Ein ander Zeichen; nimmer ziemt sich dieses
Für Den, der von Gerechtigkeit es scheidet.

Wenn er aber auch über dem *kleinlichen Parteiwesen* seiner Zeit erhaben stand, so nimmt er doch in dem *allgemeinen Principienstreite* eine sehr bestimmte Stellung ein. Zu tief hatten die herrschenden Zeitideen ihn ergriffen, zu eingehend hatte er die Frage nach dem Verhältniss von Staat und Kirche untersucht, zu ernstlich darüber nachgedacht, als dass er im Kampfe der zwei Principien nicht hätte mit aller Entschiedenheit Partei nehmen sollen. Wo es um Principien sich handelt, da soll ein jeder Mensch Partei nehmen und wer hier *parteilos* sein und bleiben will, der kann es nur thun, sofern er zugleich auch *charakterlos* ist. Dante's ganze Persönlichkeit ist aber die grossartigste Negation aller Charakterlosigkeit. So ist er denn in diesem Principienkampfe ein Parteimann im vollsten Sinne des Wortes. Dante ist ein energischer Bekämpfer der theokratischen Ideen, welche die Päpste seiner Zeit verfochten, — Dante ist ein eifriger Vertreter der Idee der Autonomie des Staates, ein Anhänger des in seiner hohen ideellen Bedeutung aufgefassten ideellen Kaiserthums, — Dante ist somit ein echter Ghibelline, und er ist es mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens.

Hievon werden wir uns erst dann völlig überzeugen, wenn wir Dante's politisches System und seine bezügliche Schrift über die Monarchie näher in's Auge fassen werden. Hier haben wir nur die Frage zu erörtern, wann und wie er ein entschiedener Ghibelline geworden und ob es in seiner inneren Entwicklung eine Zeit gab, da er seine Ansichten über das Verhältniss von Staat und Kirche änderte.

Dass Dante's ursprüngliche Gesinnung guelfisch gewesen, diess kann durchaus keinem Zweifel unterliegen. Es geht mit Nothwendigkeit schon daraus hervor, dass er, wie bemerkt, durch seine Geburt, durch die Tradition seiner Familie dem Guelfenthum angehörte, dass er ferner durch den Guelfen *Brunetto Latini*, theilweise wenigstens, erzogen und in die Staatswissenschaft eingeführt wurde. Undenkbar wäre es nun freilich nicht, dass er gleichwohl durch selbständiges Denken frühzeitig schon zu einer anderen Ueberzeugung gelangt wäre. Allein eine Stelle aus seiner bereits erwähnten Schrift über die Monarchie (im Anfang des zweiten Buches) macht diese Annahme unmöglich. Hier legt er nämlich selbst das Geständniss ab, aus Ueberzeugung einst dem Guelfenthum angehört und das ghibellinische Princip verachtet und verhöhnt zu haben. „Einst wunderte es mich," so lauten seine Worte, „dass das römische Volk ohne irgend welchen Widerstand an des Weltkreises Spitze sich gestellt habe; denn, da ich oberflächlich nur die Dinge betrachtete, so war ich der Meinung, ohne alles Recht und durch Waffengewalt blos habe dasselbe diese Stellung eingenommen. Aber nachdem ich das Geistesauge auf den Kern der Sache richtete und durch die überzeugendsten Merkmale erkannte, dass die göttliche Vorsehung diese bewirkt habe, da hörte die Verwunderung auf und es kam an deren Stelle eine gewisse spöttische Nichtachtung, wenn ich erfuhr, dass gegen diesen Vorrang des römischen Volkes die Völker murrten, da ich sehe, dass die Leute Eitles sinnen, wie ich selbst zu thun pflegte."

Man hat, weil man den Dichter als einen *gewöhnlichen*, mit Selbstsucht behafteten Menschen auffasste, die Ansicht geltend machen wollen, Dante's politischer Gesinnungswechsel sei weiter nichts gewesen, als die sehr natürliche Folge der von Seiten der sogenannten guelfischen Partei von Florenz erfahrenen Unbill. Doch war Dante der Mann nicht, der durch Privatinteressen und persönliche Gründe in seinen wissenschaftlichen Grundsätzen und Ueberzeugungen sich hätte beeinflussen, bestimmen, irre machen lassen. Die Ansicht legt dem grossen Dichter den Massstab eines höchst mittelmässigen — um nicht zu sagen zweideutigen — sittlichen Charakters an und verkennt ihn in seiner charaktervollen Grösse. *Der* Mann, der, aus sittlichem Rechtsgefühl blos, von seinen Schicksals- und natürlichen Bundesgenossen sich trennend, eine eigene Partei für sich bildete, nein! der war nicht fähig, aus Motiven der Privatrache, des — wenn noch so sehr berechtigten — Privathasses in seinen inneren Ueberzeugungen sich zu ändern. Und zudem wird diese Ansicht bereits durch die Abfassungszeit der Schrift über die Monarchie widerlegt.

Der Wahrheit unendlich näher kommend, hat man andrerseits Dante's politischen Ueberzeugungswechsel mit seinem Uebertritt zum Volke in Zusammenhang gebracht und Gewicht darauf gelegt, dass die Ausbildung seiner ghibellinischen Grundsätze nicht erst der Verbannung folge, sondern vor dieselbe, ja noch vor seinen Eintritt in die Regierung seiner Vaterstadt falle. Letzteres wird jedenfalls schon durch seine Handlungsweise in den Jahren 1300 und 1301 ziemlich sicher festgestellt. Dazu fehlt es aber denn doch auch nicht gänzlich an urkundlichen Zeugnissen für diese Thatsache. Spricht Dante, wie wohl kaum bezweifelt werden dürfte, in der vorhin angeführten Stelle seiner Schrift über die Monarchie von seinem Ueberzeugungswechsel, so gibt dieselbe, wie wir meinen, nicht undeutliche Winke uns an die Hand, wonach wir die Zeit, in welcher dieser Wechsel stattfand, annähernd genau bestimmen können.

Der Dichter sagt dort nämlich, er habe dem guelfischen Princip gehuldigt, *als er die Dinge nur oberflächlich betrachtete*, habe sich aber dem anderen zugewandt, *als er an Einsicht zugenommen und mit des Geistes Auge in den Kern der Sache eindrang.* Damals habe er Eitles gesonnen, nun sehe er aber fast mit einer gewissen Verachtung Diejenigen an, die auf diesem guelfischen Standpunkte noch sich befinden.

Also nicht erfahrene Unbill, nicht erlittenes Unrecht und auch nicht die Betrachtung der Vergangenheit und das Nachdenken über die politischen und socialen Zustände Italiens zu seiner Zeit haben den Dichter zu diesem Meinungswechsel bewogen; nach seinen eigenen Andeutungen war derselbe vielmehr die Folge fortgeschrittener Einsicht, das Ergebniss wissenschaftlichen Forschens.

Ist es nun demnach nicht das Allernatürlichste, die Ausbildung seiner ghibellinischen Grundsätze in *der* Zeit zu suchen, während welcher er so eifrig den philosophischen Studien oblag?

Solchen Studien wandte er sich zu, — wie wir uns aus dem früher Gesagten erinnern, nach dem Tode seiner Beatrice (Juni 1290). Räumen wir ein, dass er zunächst einiger Zeit bedurfte, um mit dem selbständigen philosophischen Denken vertraut zu werden und dass er seine Studien nicht sofort auf politische Fragen gerichtet, so werden wir gleichwohl *den Anfang* wenigstens der Ausbildung ghibellinischer Ansichten in den auf Beatrice's Tod nächstfolgenden Jahren angestrengter philosophischer Studien suchen müssen. Dann werden wir aber auch nicht sehr irre gehen, wenn wir annehmen, diese Ansichten seien wenige Jahre später bereits wesentlich ausgebildet worden. Eine bestimmte Jahreszahl kann hier selbstverständlich nicht angegeben werden. Doch glauben wir, mit unseren Vermuthungen nicht besonders fehl zu gehen, wenn wir die zwischen 1292 und 1296 liegenden Jahre als die Zeit festsetzen, in welcher Dante's ghibellinisches System sich entwickelte und ausbildete.

Demnach um sein dreissigstes Lebensjahr. Kann man aber bei einem Menschen vor dieser Lebensepoche von eigenen, auf selbständigem Denken beruhenden, zur eigensten, innersten Ueberzeugung gewordenen, in Fleisch und Blut übergegangenen politischen Grundsätzen reden? Selten genug werden sie jedenfalls sein, bei Denen diess der Fall. Bei unserem Dichter kann es aber gar nicht erwartet werden. Es wird wohl schwerlich Jemand von ihm den Eindruck erhalten, als würde er sich ernstlicher und eingehender mit politischen Fragen beschäftigt haben, so lange seine Beatrice noch am Leben war. Damals war Dante Guelfe: — Guelfe, aber nicht aus eigener Ueberzeugung, — nicht weil er über diese Fragen ernstlicher nachgedacht und in's Klare darüber gekommen wäre, — Guelfe war er aus dem einfachen Grunde, weil seine Vorfahren es gewesen, weil ihn sein geliebter väterlicher Lehrer, *Brunetto Latini*, also gelehrt hatte und er pietätsvoll der Familientradition sich angeschlossen, pietätsvoll des Lehrers Grundsätze sich angeeignet; — Guelfe, wie auch in unsern Tagen so Mancher ein Christ, so Mancher liberal, so Mancher conservativ, so Mancher radical ist; — Guelfe, weil er sich über seine eigene Richtung, über seine eignen Grundsätze noch keine ernstliche wissenschaftliche Rechenschaft gegeben; Guelfe aus Ueberzeugung zwar, aber aus *angeerbter* und *angelernter*, nicht aus durch eignes Suchen und Denken und Forschen entwickelter Ueberzeugung. Wie er aber die bezüglichen Fragen mit wissenschaftlichem Ernste zu untersuchen begann, — wie er zu einer eignen, klaren, selbständigen Ueberzeugung zu gelangen suchte, da ward Dante ein Ghibelline, und er ward es mit voller Entschiedenheit.

Der politische Uebertritt: — nein! kein Uebertritt das, keine Meinungsänderung im strengen Wortsinne; Dante's Aufgeben seiner guelfischen Ansichten ist mehr nicht, als ein Bruch mit seiner Familien- und Erziehungstradition, eine normale Entwicklung, ein naturgemässer Fortschritt.



FÜNFTES BUCH.

DER DICHTER UND FORSCHER.



Erstes Kapitel.

Lyrische Dichtungen.

> Doch sage mir, ob *Den* ich vor mir sehe,
> Der Lieder neuer Art ersann, beginnend:
> „O Frau'n, die ihr Verständniss habt der Liebe"?
> D'rauf gab ich ihm zur Antwort: Ich bin Einer,
> Der aufmerkt, wenn mich Amors Hauch berühret,
> Und was Er innen vorsagt, schreib' ich nieder. —
> PURGATORIO XXIV, 49 ff.

Bevor wir unsern Helden auf seinen Wanderungen begleiten, nachdem das harte Loos des Exils ihn getroffen, richten wir noch auf dessen dichterische und wissenschaftliche Thätigkeit unsere Blicke. Die Betrachtung seiner poetischen und literarischen Leistungen wird das Bild seines inneren Entwicklungsganges abrunden. Indem wir im folgenden Abschnitte Dante als Dichter und wissenschaftlichen Forscher in's Auge fassen wollen, wird es erforderlich sein, auch *den* Producten seines reichen Geistes hier schon unsere Aufmerksamkeit zu widmen, deren Entstehung in eine spätere Zeit seines Lebens fällt. Nur Dante's Hauptwerk, die reifste und volendetste Frucht seines Geistes, soll später, in einem eigenen Abschnitte, betrachtet werden.

Die ersten Leistungen, womit Dante vor die Oeffentlichkeit trat, waren die lyrischen Ergüsse eines liebeerfüllten Herzens. Noch war er ein Jüngling von achtzehn Jahren, als er sein erstes uns bekannte Sonett, worin er eine Vision erzählte, an die Dichter seiner Zeit richtete, sie um die Deutung seiner Vision auffordernd.

Dürfen wir es aber auch als unzweifelhaft betrachten, dass dieses Sonett von den uns bekannten lyrischen Producten der Dante'schen Muse das früheste ist, so ist andererseits eben so sicher, dass der Dichter vorher schon an lyrischen Compositionen sich versucht hatte. Durch seine eignen Worte wird diess über jeden Zweifel erhoben. „Ich hatte," so äussert sich Dante in der *Vita Nuova*, „für mich selbst die Kunst, in Reimen zu sprechen, versucht," und zwar schon bevor er mit dem genannten Sonett hervortrat.

Allein wir werden gleichwohl annehmen müssen, dass diese frühesten Versuche nicht nur für uns verloren gegangen sind, sondern auch dass sie der Dichter niemals bekannt machte, — niemals Andern mittheilte.

Können wir demnach mit Sicherheit bestimmen, welche die *erste* poetische Composition Dante's ist, die er bekannt machte, so wird es andererseits als eine Sache der Unmöglichkeit anzusehen sein, sowohl den Gesammtvorrath seiner lyrischen Dichtungen chronologisch zu ordnen, als auch ein sicheres Urtheil darüber zu fällen, welche seine *letzte* poetische Arbeit sei, wo wir den Schwanengesang des unsterblichen Dichters zu suchen haben. Denn wenn wir auch annehmen müssen, dass er in seinen letzten Lebensjahren seine Geisteskräfte und Geistesarbeit auf sein grosses Gedicht concentrirte, so hindert diess gleichwohl nicht, anzunehmen, dass er auch in diesen spätern Jahren neben seinem Hauptwerke hin und wieder bei gegebener Gelegenheit mit lyrischen Compositionen sich befasste.

Die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Kritik ist aber *die*, einerseits dem Sänger der göttlichen Komödie sein lyrisches Eigenthum zu vindiciren, andererseits von fremden Zuthaten ihn zu reinigen. In den Handschriften sowohl, als auch in den gedruckten Sammlungen, wird nicht selten das nämliche Gedicht bald Dante, bald einem anderen Dichter zugeschrieben. Wie nun zwischen den widerstreitenden äusseren Zeugnissen entscheiden? Nach inneren Gründen? Es wäre diess so schwer und so unmöglich

nicht, wenn es um längere Arbeiten sich handelte. Allein so kurze Compositionen, wie diese lyrischen Gedichte sind, bieten meistens in dieser Hinsicht keinen sicheren Anhaltspunkt dar. Vielfach haben die Urtheile hierüber nach dem Kanon sich gerichtet, ob ein lyrisches Erzeugniss von zweifelhaftem Ursprung des Sängers der göttlichen Komödie nach Form und Inhalt würdig sei oder nicht. Wie wenig dabei aber sichere Resultate erwartet werden können, leuchtet von selbst ein. Denn einerseits ist das Urtheil darüber, ob ein lyrisches Erzeugniss Dante würdig sei oder nicht, in den meisten Fällen vom subjectiven Geschmack des Beurtheilers abhängig, und es bleibt andererntheils die Möglichkeit wenigstens immer noch bestehen, dass auch ein grosser Dichter, selbst ein Dante, Producte geliefert hätte, worin wir ihn nicht wiedererkennen könnten.

Demnach wird man immer bekennen müssen, — so schmerzlich diess Geständniss auch sein mag, — dass es schlechterdings unmöglich ist, bei einem jeden einzelnen unter den ungefähr anderthalbhundert lyrischen Gedichten, welche bis dahin unter Dante's Name veröffentlicht wurden, mit Sicherheit zu entscheiden, ob es auch wirklich von ihm, oder aber von andern Dichtern herrührt.

Auf eine nähere Untersuchung hierüber einzugehen, kann selbstverständlich unsere gegenwärtige Aufgabe nicht sein. Es wäre diess Sache eines eigenen Werkes. Hier mag es an wenigen flüchtigen Andeutungen genügen. Wer weitere Belehrung über diesen Gegenstand wünscht, Den verweisen wir auf die trefflichen Arbeiten *Witte's*, dessen in Gemeinschaft mit *Kannegiesser* herausgegebene Uebersetzung mit Erläuterung von Dante's lyrischen Gedichten Jedermann zugänglich ist.

Als unbestreitbare Erzeugnisse des Dante'schen Geistes dürfen und müssen zuvörderst dreierlei Arten lyrischer Compositionen anerkannt werden. Diejenigen, welche den Cyclus der gleich im nächsten Kapitel näher zu besprechenden Dante'schen Schrift, *Vita Nuova*, bilden; diejenigen ferner, über welche der Dichter selbst

einen Commentar, *il Convito*, geschrieben; diejenigen endlich, welcher Dante in seinen sonstigen Schriften Erwähnung thut und von welchen er meistens den Anfangsvers angibt.

Gibt das schon eine sehr bedeutende Anzahl lyrischer Gedichte, die aus der Feder des Sängers der göttlichen Komödie herrühren, so wird sich denn doch auch die allerstrengste und unerbittlichste Kritik nicht darauf beschränken müssen, *nur diese* als ächt anzuerkennen. Ausser diesen erkennt auch die negativste Kritik noch eine schöne Anzahl der unter Dante's Namen auf uns gekommenen lyrischen Compositionen als ächt an. Der Stempel des Dante'schen Geistes ist ihnen so bestimmt und unverkennbar an der Stirne aufgedrückt, dass nur absichtliche Selbstverblendung denselben zu verkennen vermöchte. Eine besonnene und weniger negative Kritik dürfte aber noch verschiedene andere solcher Compositionen, deren einigen, mehreren vielleicht, dieser Stempel nicht so deutlich aufgedrückt ist, dem Sänger der *Divina Commedia* vindiciren. Denn wohl schwerlich dürfte es, wie bereits bemerkt, als ein richtiger kritischer Kanon anerkannt werden, diejenigen der unter Dante's Namen auf uns gekommenen Gedichte alle ihm abzusprechen, welche, sei es ihrer Form, sei es ihrem Inhalte nach, als des grossen, unvergleichlichen Dichters nicht ganz würdig sich qualificiren. Es kommt ja auch sonst nicht selten vor, dass auch die eminentesten Geister Producte liefern, in welchen sie in ihrer Grösse nicht wiederzuerkennen sind. Warum sollte aber Dante hierin eine Ausnahme bilden? Möglich — und nicht möglich nur, sondern auch wahrscheinlich, dass unter den uns bekannten, Dante's Namen tragenden Gedichten nicht wenige sich befinden, die allerdings von ihm abgefasst wurden, die er aber, falls er je selbst eine vollständige Sammlung seiner lyrischen Compositionen veranstaltet hätte, verworfen haben würde. Es haben ja das Nämliche auch andere bedeutende Dichter, — unter den Deutschen z. B. *Schiller*, unter den Italienern *Giusti*, — gethan. Warum denn nicht auch Dante?

Was die Versmasse und Reimweisen für die Lyrik anbelangt, hat Dante dem Gebrauche und den Vorstellungen seiner Zeit sich angeschlossen. Sicilianische Dichter hatten, wie es scheint, das regelmässige Sonett von 14 eilfsylbigen Versen erfunden und von den Provençalen die Canzone, die älteste von den künstlerischen Dichtungsformen der Italiener, entlehnt. In der Folge suchten die Toscaner diese beiden Dichtungsformen zu veredeln und zu vervollkommnen und fügten noch die ihrer Form nach der Canzone nahe verwandte Ballate, ursprünglich ein Tanzlied, hinzu. Sonette, Canzone und Ballate, sind nun die drei metrischen Formen der Dante'schen Lyrik; ja, es sind diess die drei Dichtungsformen, die er anderweitig als die alleinigen gesetzmässigen und regelrechten Weisen anerkennt, während er dagegen alle übrigen Weisen als gesetz- und regellose bezeichnet. Von diesen drei Dichtungsformen stellt Dante die Canzone obenan, wiewohl er selber weit häufiger der Sonettform sich bedient. Eine ganz neue metrische Form der Lyrik geschaffen zu haben, — dieser Ruhm kommt ihm demnach nicht zu. Aber sein, wie eines jeden grossen Dichters Ruhm ist der, da begonnen zu haben, wo die anderen alle begonnen, und mit den Allen zugänglichen Mitteln die Kunst erneuert, wiedergeboren, veredelt, vervollkommnet zu haben. Sein Ruhm ist, auf die Fehler seiner Vorgänger geachtet, sie sorgfältig vermieden und jene seine Vorgänger weit hinter sich gelassen zu haben.

Entstanden sind Dante's lyrische Dichtungen, wie es in der Natur der Sache liegt, in beträchtlichen Zwischenräumen. Von den meisten der in die *Vita Nuova* aufgenommenen kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie unmittelbar nach den Ereignissen und Erlebnissen gedichtet wurden, auf welche sie sich beziehen. Eine nicht unansehnliche Anzahl lyrischer Gedichte sind demnach in des Dichters Jugendjahren entstanden. Nicht weniger gewiss ist es aber, dass mehrere solcher Gedichte erst in den Jahren nach der Verbannung, zum Theil wohl in den spätesten Lebensjahren des

Dichters abgefasst wurden. Dahin möchte unter anderen die herrliche Canzone an seine Vaterstadt zu rechnen sein, vielleicht und ohne vielleicht die Krone der Dante'schen Lyrik. Dahin gehören ferner diejenigen Gedichte, worin sich der Dichter bald mit deutlichen Worten, bald mit unmissverständlichen Anspielungen als Verbannten bezeichnet. Nie genug kann es beklagt werden, dass Dante nicht, wie sein späterer Nacheiferer *Petrarca*, die lyrischen Erzeugnisse seines reichen Geistes selbst gesammelt und chronologisch geordnet. An der Hand dieser Gedichte wäre es alsdann ein Leichtes, nicht nur des Dichters künstlerische Entwicklung, sondern auch die Fortschritte Schritt für Schritt zu verfolgen, welche die italienische Lyrik unter Dante's schöpferischen Händen machte. Da aber dieselben Gott weiss von wem und nach was für Grundsätzen gesammelt wurden, so kann hierüber kaum Sicheres und Bestimmtes nachgewiesen, — es können vielmehr nur Vermuthungen aufgestellt werden.

Auf ihren Inhalt angesehen, zerfallen Dante's lyrische Gedichte in solche, welche die Liebe besingen und in Lieder philosophischen Inhalts. Zu jenen gehören die, welche den Cyclus der *Vita Nuova* bilden, zu diesen die meisten der in einer spätern Periode entstandenen. Dort spricht der Dichter in einer rührend einfachen Sprache die innersten Gefühle und Empfindungen seines Herzens aus, hier offenbart er in einer oft dunkeln und geheimnissvollen, zuweilen wohl auch unpoetischen Sprache die tiefen philosophischen Einsichten seines Geistes. Dort behandelt er einen Stoff, der vor ihm schon von Troubadours und den ältesten italienischen Dichtern, freilich mit weniger Herz und darum auch mit weniger Geschick und Glück, vielfach besungen; hier wagt er sich an Gegenstände, die sonst fast niemals poetisch behandelt wurden. Dort erscheint er als ein schöpferischer Nachahmer, hier tritt er als ein nachgeahmter Schöpfer uns entgegen. Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten dieses einzigartigen Genius, dass seine schöpferische

Muse mit glänzendem Erfolge Stoffe behandelt, an welche sonst kein poetischer Genius sich gewagt, ohne dabei zu Schanden zu werden. Dass er dabei immer gleich glücklich gewesen, soll und darf freilich nicht behauptet werden. Um von den Gedichten zweifelhafter Aechtheit nicht zu reden, finden sich auch unter denen, welche ohne allen Zweifel von ihm herrühren, solche, worin wir weder die zarte Hand, welche die unnachahmlichen und ergreifenden Liebessonette niederschrieb, noch auch die gewaltige Meisterhand, die das erhabene Gebäude der göttlichen Komödie schuf, wiederzuerkennen vermögen. Wir erinnern in dieser Hinsicht beispielsweise an die berühmte Canzone über den Adel, welche das Thema der vierten Abhandlung des *Convito* bildet. Hier liegt eine so trockene philosophisch-dialektische Untersuchung in gezwungenem poetischen Gewande vor, dass man, statt Dante's Kunstfertigkeit anzustaunen, eher darüber sich wundern muss, wie sein poetisches Gefühl gegen eine solche Misshandlung der Poesie sich nicht empörte. Und auch sonst wird unter seinen rein philosophischen Gedichten kaum eines zu finden sein, welches als nachahmungswürdiges Muster hingestellt werden dürfte. Wie bei seinen übrigen Werken, so gilt es auch bei seinen lyrischen Compositionen: Dante ist da am grössten, wo er von den Ketten der Tradition und der Zeitmeinungen sich frei macht, wo er nicht den scholastisch gebildeten Kopf, sondern das zartfühlende und tief empfindende Herz hervorkehrt.

In der Auffassung des Sinnes von Dante's lyrischen Gedichten sind von jeher zwei extreme Ansichten einander gegenüber gestanden und stehen bis zur Stunde einander gegenüber, — zwei Ansichten, die wir als die *reale* und die *phantastische* bezeichnen können. Die Frage ist nämlich, ob der Dichter in denjenigen seiner Lieder, welche die Liebe besingen — und ihrer sind die meisten, — eine menschlich-reale, oder aber eine ideell-phantastische Liebe im Sinne hatte, — ob dabei ein reales menschliches Wesen oder

aber die blosse dichterische Personification eines abstracten Gedankens ihm vor Augen schwebte. Nach der einen Ansicht hätte der Dichter überall ohne Ausnahme, auch da, wo er, wie in der *Vita Nuova*, seine reine Liebe zu einem edlen irdischen Mädchen so natürlich, so einfach, so kindlich-naiv, so wahr schildert und besingt, durchaus nicht an die anmuthige Tochter des *Folco Portinari*, sondern einzig und allein an die unter dem Bilde eines schönen, liebenswürdigen Weibes dargestellte göttliche Wissenschaft gedacht, die den Menschen innerlich beseligt. Den Namen *Beatrice* hätte der Dichter demnach nur um dessen Bedeutung willen (die Beseligende) gewählt, und dass das anmuthige Mädchen *Portinari* eben diesen Namen trug, wäre ein reiner Zufall. Nach der andern Auffassung hätte Dante in allen seinen Liebesliedern ohne Ausnahme ein reales menschliches Wesen, das sein Herz auf kürzere oder längere Zeit in Liebe entflammt, im Sinne gehabt — und diess selbst dort, wo er sich gegen eine solche Annahme nachdrücklichst verwahrt. Der philosophische Sinn, den der Dichter einigen seiner lyrischen Gedichte beilegt, wäre demnach erst nachträglich von ihm „hineingeheimnisst," erst in späterer Zeit von seinem „gelehrten Witz" darin gefunden worden, ohne dass sie, diese Lieder, ursprünglich einen solchen Sinn gehabt hätten.

Hätten wir nun allein zwischen diesen beiden Auffassungen die Wahl, so möchten wir uns wohl in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt sehen. Die erste Auffassung ist so unnatürlich und so — unmenschlich, dass sie so wenig widerlegt als angenommen zu werden verdient. Auf immer würde ich meinen Dante von mir werfen, wenn ich bei den einfach rührenden Gedichten der *Vita Nuova* mit *Barlow, Perez* und wie die Hyperidealisten alle heissen, dabei nicht an ein menschliches, reelles Wesen, sondern nur an eine abstracte Personification denken müsste. Und Dante selbst, — Er, der da, wo er etliche seiner übrigen Liebeslieder rein allegorisch-philosophisch erklärt und verstanden wissen will, auf das

Bestimmteste und Unzweideutigste zwischen seiner Liebe zu *Beatrice* und seiner zweiten Liebe, als zwischen einer real-natürlichen und einer ideal-philosophischen unterscheidet, — Er, der nie und nirgends auch nur Ein Wort davon sagt, dass er bei seiner poetischen Verherrlichung *Beatrice's* nicht ein edles weibliches Wesen von Fleisch und Blut im Auge gehabt, — wie würde Dante selber zu einer solchen Auffassung sich stellen? Die zweite Auffassung hat allerdings wenigstens *den Schein,* den eignen Versicherungen und Betheurungen des Dichters auf's Entschiedenste zu widersprechen. Es wird daher auch hier, wie sonst so oft, die Regel gelten müssen, dass die Wahrheit nicht bei den Extremen, sondern in der Mitte zu suchen ist. Nach dem im vorigen Buche Gesagten nehmen wir an, dass alle Liebesgedichte Dante's, welche von seiner Jugend an bis zu seiner definitiven Umkehr nach Heinrichs VII. Tode entstanden sind, zunächst auf die irdische Liebe zu realen menschlichen Wesen zich beziehen. *Zunächst,* aber doch nicht *ausschliesslich.* War es nämlich dem Dichter Ernst mit seiner wiederholt ausgesprochenen Theorie, dass schriftstellerische, vorzüglich dichterische Werke nur dann mit Frucht gelesen werden, wenn der Leser neben deren buchstäblichem auch deren allegorischen Sinn in's Auge fasst: nun, dann werden wir zu der Annahme gezwungen, dass ihm auch bei der Abfassung eigner Werke, eigner Gedichte, neben dem buchstäblichen auch noch ein tieferer, allegorischer Sinn vorschwebte, und es ist demzufolge ganz einfach nicht wahr, dass er diesen Sinn erst später in seine Worte hineingedeutet habe. Aber nicht allein dieser, doch wohl richtige *Schluss,* auch *Dante's eigene Worte* nöthigen zu einer solchen Annahme. Schon seine früheste Schrift, die *Vita Nuova,* enthält eine in dieser Beziehung merkwürdige Stelle. Es ist jene fremdartige Stelle gemeint, wo der Dichter über die Gesetze der Dichtkunst sich ergeht und schliesst: „Es wäre eine grosse Schande, wenn Jemand unter dem Gewande von Figuren oder sonstigem Redeschmucke

reimen würde und dann aufgefordert, nicht im Stande wäre, seine Worte eines solchen Gewandes zu entkleiden, so dass deren wahre Bedeutung offenbar würde.“ Irren wir nicht sehr, so hat Dante in diesen und den vorhergehenden Worten selbst angedeutet, dass seine Gedichte — und zwar selbst die, welche seine reine Liebe zu *Beatrice* besingen, neben dem nächsten, buchstäblichen auch noch einen entfernteren, allegorischen Sinn haben, und dass er diesen Sinn nicht nachträglich erst, sondern bereits bei deren Abfassung in dieselben hineingelegt.

So werden wir denn sagen müssen: Dante's lyrische Dichtungen haben einen zwiefachen Sinn: einen buchstäblichen und einen allegorischen. Nach jenem besingen die zum Cyclus der *Vita Nuova* gehörenden Lieder seine reine, keusche, heilige Liebe zu dem edlen Mädchen *Portinari;* nach diesem besingen sie das Leben im kindlichen, von keinem Zweifel getrübten Glauben. Die Gedichte der folgenden Periode sind nach deren buchstäblichem Sinn der nicht mehr ganz reinen, nicht mehr heiligen Liebe zu andern sterblichen Wesen gewidmet, die nach *Beatrice's* Tode des Dichters Herz fesselten; nach deren allegorischem Sinn schildern sie aber das unruhige, stürmische, unbefriedigte und qualvolle Leben des vom kindlichen Glauben abgefallenen, im Grübeln und Forschen mit dem kalten Zweifel ringenden Geistes. In den Gedichten der ersten Periode war es dem Dichter mehr um den *buchstäblichen,* in denen der zweiten mehr um den *allegorischen* Sinn zu thun, daher er auch bei jenen den Versuch nicht macht, den allegorischen Sinn zu offenbaren, während er bei diesen nur eben diesen allegorischen Sinn in's Auge gefasst wissen möchte und den buchstäblichen mit Stillschweigen übergeht.

Mag man über diese Doppelsinnigkeit so oder anders denken, das ist es nicht, was den wahren Werth der Dante'schen Lyrik ausmacht. Dieser Werth liegt vor Allem darin, dass sie nicht eine conventionelle, sondern die Sprache des Herzens redet, dass sie

nicht erheuchelte, sondern innerlich erlebte Gefühle, nicht äusserlich angelernte und nachgesprochene, sondern innerlich durchgemachte Herzensempfindungen ausspricht; — dieser Werth liegt ferner darin, dass gegenüber dem oberflächlichen, nicht selten wohl auch frivolen Geiste, den sonst die provençalische sowohl, als auch die altitalienische Lyrik athmet, die Dante'sche Lyrik dagegen überall von einem ernsten, sittlichen Charakter geweiht und getragen sich erweist. Ein Hauptverdienst Dante's ist aber, dass er der Erste war, der das religiöse Element in die Lyrik einführte. Dante, sagen wir, der schönen Worte *Wegele's* uns bedienend, Dante „stellt den flüchtigen oder conventionellen Gefühlen die innere Wahrheit der Empfindung, der sinnlichen oder gar unsittlichen Liebe eine vergeistigte, geheiligte, den Reizen der Natur die Glorie des Paradieses gegenüber. Während bei den vorausgegangenen Liebesdichtern Liebe und Religion einander fremd und gleichgültig, wenn auch nicht feindlich entgegen gestanden hatten, verbindet, versöhnt sie Dante mit einander, dass es schwer wird, die eine von der andern loszulösen. Er sucht in seiner Liebe nicht die flüchtige Befriedigung des Augenblicks, er setzt sie mit seiner ganzen geistigen Entwicklung in Verbindung und knüpft seine menschliche und sittliche Existenz an sie. Sie stirbt nicht mit der Geliebten, sondern reicht über das Grab hinaus und richtet von oben den Fallenden wieder auf. Da ist keine Rede mehr von Frühling, Blumen und Nachtigall, nicht von den Rosen Tibulls und nicht vom Sperling von Lesbos, da öffnet sich der Himmel, da figuriren die Engel und die Gottesmutter, und *Beatrice* selbst wird zum Engel, ehe sie stirbt. Der Dichter tritt mit seinen *lyrischen* Erzeugnissen als der Reformator der Liebespoesie auf und aus der Schaar der Dichterlinge heraus auf einen erhabenen Standpunkt. Trotzdem dass die Gedichte in den Bronnen der Mystik getaucht sind, quellen sie mit der Frische und Kraft der Gesundheit aus dem Born des Gemüthes heraus; in klangvoller Sprache reiht

sich Bild an Bild, und man hat sich doch nicht über Ueberladung oder über Mangel an Gedankenreichthum zu beklagen. Der Reim wird nicht zur hemmenden und drückenden Kette, sondern umschliesst einem goldenen Gürtel gleich den schönen Leib, den des Dichters keusche Phantasie beseelt."

Die meisten Ausgaben von Dante's lyrischen Gedichten enthalten als Anhang einige geistliche Gedichte in *terza rima*, die hin und wieder unserem Dichter zugeschrieben werden. Diese Gedichte bestehen aus einer Paraphrase der sieben sogenannten Busspsalmen, des nicänischen Glaubensbekenntnisses, des Vater Unsers und des *Ave Maria*, sowie aus einer Erklärung der sieben Sacramente, der zehn Gebote und der sieben Todsünden. Von diesen Reimereien mag es aber genügen, sie einfach erwähnt zu haben. Sollten sie von Dante herrühren, so möchte er bei deren Abfassung die poetische Inspiration wohl nicht abgewartet haben. Aber schon die Sprache sticht hier von der Dante'schen so unvortheilhaft ab, dass es nahezu unmöglich wird, in dem Schöpfer der Göttlichen Komödie den Urheber solcher geistlosen Reimereien zu sehen.

Schon unzählige Male ist bemerkt worden, dass Dante auch dann als der grösste Dichter seines Jahrhunderts gelten würde, wenn wir von ihm nicht die Göttliche Komödie, sondern nur seine lyrischen Gedichte besässen. Und in der That konnte jene Hand nur, welche das grossartigste poetische Werk schuf, eine solche Lyrik schaffen. Doch lässt sich auf Dante's lyrische Gedichte Lessing's Wort anwenden:

Sie sollten weniger erhoben
Und fleissiger gelesen sein.

Zweites Kapitel.

Das neue Leben.

> So wenig das Geschöpf, als wie der Schöpfer
> War, wie Du selber weisst, je ohne Liebe,
> Die bald Natur und bald der Wille einflösst.
> Die Liebe von Natur kann niemals irren;
> Die and're kann es, wegen schlechten Zieles
> Und allzuschwacher und zu grosser Kraft.
> PURGATORIO XVII, 91 ff.

Eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl seiner lyrischen Liebeslieder hat Dante selbst gesammelt und sie mit einem romantisch-historischen und scholastisch-dialectischen Kommentar versehen. Diese Sammlung goldener Aepfel in silbernen und wohl auch hölzernen Schalen ist ohne jeglichen Zweifel des Dichters erste grössere Schrift, noch in seiner Jugend entstanden.

Vita Nuova, „neues Leben,“ das ist der Titel dieser ersten Dante'schen Schrift. Schon dieser Titel fordert zum Nachdenken auf. Was heisst das: *Neues Leben?* Auf eine zwiefache Weise kann die Bedeutung des Titels einer Schrift festgestellt werden: aus dem sprachlichen Sinne der im Titel gebrauchten Ausdrücke zuerst, sodann aus dem Inhalt der betreffenden Schrift selbst. Hieraus argumentirend, hat man, zumal in der neuesten Zeit, die Ansicht aufgestellt und energisch verfochten, *Vita Nuova* heisse so viel wie *Jugendleben.* Diese Auffassung ist denn auch mit so blendendem Scheine vertheidigt worden, dass die allerneuesten Schriftsteller Italiens über diesen Gegenstand die Frage für durchaus entschieden und die Zweifel gegen die Richtigkeit einer solchen Erklärung für definitiv beseitigt halten. Und es ist in der That

nicht zu läugnen, einmal dass Dante in dieser Schrift von Dingen berichtet, die er in seiner Jugend erlebt, und sodann, dass der Ausdruck, dessen er im Titel sich bedient (*nuovo* = neu), sowohl von ihm selber an andern Orten, als auch sonst von altitalienischen Dichtern und Schriftstellern in der Bedeutung von „jugendlich" (*giovanile*) mehrfach gebraucht wird.

Gleichwohl wird aber diese Auffassung als eine irrige zurückzuweisen sein. Denn wohl lässt es sich nachweisen, dass der vom Dichter im Titel gebrauchte Ausdruck, *Vita Nuova*, sprachlich „Jugendleben" (*vita giovanile*) heissen kann. Allein schon in den ersten Zeilen seiner Schrift gebraucht er dafür einen dem italienischen entsprechenden *lateinischen* Ausdruck (*Incipit Vita Nova*), und es lässt sich bei diesem nun einmal nicht nachweisen, dass er je in der verfochtenen Bedeutung (*novus* = *juvenilis*) gebraucht worden wäre. Wohl erzählt der Dichter in der fraglichen Schrift nur von Ereignissen und Erlebnissen, die in seine Jugend fallen. Allein er erzählt uns da eben nicht die Geschichte seines Jugend**lebens**, sondern einzig und allein die seiner Jugend**liebe**. Sodann aber — und das scheint uns das Wichtigste — fallen die Erlebnisse, wovon Dante in dieser Schrift redet, mit seinem Jugendleben *nicht* zusammen. Sie beginnen viel später, als nach des Dichters Eintheilung des menschlichen Lebens die Jugend beginnt, und sie setzen sich fort über die Zeit hinaus, in welcher nach dieser seiner Eintheilung die Jugend aufhört.

Sie beginnen viel später. Dante hat des Menschen irdisches Leben in vier Perioden eingetheilt. Die bezügliche Stelle (*Convito* IV,24) ist für die Beantwortung mancher im Folgenden zu besprechenden Fragen von grosser Wichtigkeit, wesshalb wir sie dem Leser mittheilen.

— „Ich sage," so lauten Dante's Worte, „ich sage, dass das menschliche Leben in vier Alter zerfällt: das erste wird die Adolescenz, d. h. das Alter des Wachsthums, genannt; das zweite heisst

die Jugend, d. h. das Alter, welches nützen und Vollkommenheit geben kann; — das dritte heisst das Mannes- und das vierte das Greisenalter. Ueber das erste Alter waltet kein Zweifel ob, denn es sind alle Weisen darüber einig, dass es bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre währt; — — über das zweite, welches eigentlich des Lebens Gipfel ist, — — sage ich, dass es zwanzig Jahre begreift, so dass das Jugendalter im fünfundvierzigsten Lebensjahre sich vollendet u. s. w." Kurz darauf bemerkt Dante ausdrücklich, das erste Alter, die Adolescenz, beginne zwar nicht mit dem Eintritt des Menschen in das irdische Dasein, sondern etwa **acht Monate** später.

Wir lassen diese Dante'sche Theorie der verschiedenen Lebensalter auf sich beruhen. Es kommt uns hier nicht darauf an, das Richtige oder Unrichtige derselben zu beleuchten, sondern dieselbe einfach kennen zu lernen.

Mit dieser Theorie reimt es sich nun schlechterdings nicht, den Titel, den Dante seiner ersten Schrift vorgesetzt, in der Bedeutung von *Jugendleben* aufzufassen. Das *Jugendleben* (d. h. die Adolescenz, wovon selbstverständlich allein hier die Rede sein kann) beginnt nach Dante mit dem achten Lebensmonat. Wo beginnt nun aber die *Vita Nuova?* — „In jenem Theile des Buches meines Gedächtnisses, vor welchem man Weniges lesen könnte, befindet sich eine Rubrik, welche sagt: **Hier beginnt das Neue Leben,**" so leitet Dante seine Schrift ein. *Hier?* wo *hier?* Mit dem ersten Begegnen Beatrice's in des Dichters neuntem Jahre! Es ist demnach nicht das *Jugendleben*, welches hier beginnt; dieses konnte Dante nicht mit einem einzelnen Ereignisse und nach seiner Theorie nicht erst am Ende seines neunten Lebensjahres beginnen lassen.

Aber die Erlebnisse, welche der Dichter in der *Vita Nuova* erzählt, beginnen nicht allein viel später, als nach seiner Theorie die Jugend (Adolescenz) anhebt, sie setzen sich auch fort über die Zeit hinaus, in welcher nach ihm das erste Lebensalter aufhört. Dieses erste Alter ging für Dante mit dem Jahre 1290 zu Ende;

die *Vita Nuova* berichtet von Ereignissen, welche zum Theil ohne allen Zweifel erst in die folgenden Jahre fallen, ja, es ist als sehr wahrscheinlich anzunehmen, dass deren Schluss bereits auf das Jahr 1300 hinweist.

Dem Zweifel an der Richtigkeit der angeführten Auffassung ist somit keineswegs „auf immer Stillschweigen auferlegt," dieselbe muss im Gegentheil als eine irrige, dem Sinne und den eigenen Worten des Dichters direct widersprechende zurückgewiesen werden.

Was heisst dann aber *Neues Leben?* Nichts Anderes, als was der von Dante gewählte Ausdruck einfach bedeutet: *das wiedergeborene, neugewordene Leben.* Auf diese Deutung weist auch der ganze Inhalt des Schriftchens hin, welches nicht eben des Dichters jugendliches Leben überhaupt, sondern die Umgestaltung, die Erneuerung erzählt, welches sein Leben durch die Liebe zu seiner *Beatrice* erfuhr, — welches davon berichtet, wie unter dem heilsamen Einflusse dieser veredelnden Liebe ein neues, ein höheres Dasein ihm aufging.

Hiemit haben wir bereits den Inhalt des Werkleins angegeben. Dasselbe ist ein kindlich-dichterisches Gemälde der Entstehung und des Verlaufes der Liebe des Dichters zum edlen Mädchen *Portinari.* Aber Dante hat sein Büchlein nicht als *Historiker*, er hat es als *Dichter* geschrieben. Geschichtliche Strenge ist demnach in demselben nicht zu suchen. Die wirklichen Thatsachen, die geschichtlichen inneren und äusseren Erlebnisse sind *dichterisch* gruppirt, *dichterisch* erzählt, *dichterisch* gestaltet, *dichterisch* ausgeschmückt. Wahrheit und Dichtung, — das wäre für diese Dante'sche Schrift ein eben so bezeichnender Titel, wie für die Göthe'sche, welche ihn geradezu führt. Vergleicht man diese Erstlingsarbeit Dante's mit seinem grossen Hauptwerke, so könnte man sagen: Dante erweist sich, wo er als Dichter auftritt, als strengen und zuverlässigen Historiker, und wo er als Historiker schreibt, erweist er sich als grossen Dichter.

Das *Neue Leben* besteht aus Gedichten und Prosa. Von jenen haben wir bereits im vorigen Kapitel im Zusammenhang mit den übrigen lyrischen Gedichten Dante's gesprochen. Die Prosa ist theils biographisch erzählender, theils scholastisch-dialectisch zergliedernder Art. Jene berichtet über Veranlassung und Entstehung der in das Büchlein aufgenommenen Gedichte und ist ein vortrefflicher Commentar zu denselben, ohne sich dafür auszugeben; diese zerlegt auf scholastisch-haarspaltende Weise den Inhalt der Gedichte, fördert aber das Verständniss derselben auch nicht im Geringsten, obgleich sie ein Commentar zu ihnen sein will. Dort spricht ein kindlich-naives, tieffühlendes *Herz*, hier dagegen ein von Spitzfindigkeiten nicht frei gebliebener dialectischer *Verstand.* Auch kann nicht gesagt werden, dass es in diesem Schriftchen an kleinlichen Spielereien gänzlich fehle. Dahin dürfte beispielsweise der Umstand zu rechnen sein, dass sich der Dichter Anfangs durch den personificirten Amor in lateinischer Sprache anreden lässt; dahin ferner, dass er seinen sein sollenden Commentar zuerst auf die Gedichte folgen, von da an aber, wo *Beatrice's* Tod berichtet wird, denselben vorangehen lässt. Und warum das? Dante gibt den Grund hiefür mit den Worten an: „Auf dass diese Canzone nach ihrem Schlusse um so mehr als eine verlassene Wittwe erscheine, will ich sie zergliedern, bevor ich sie niederschreibe, und ich werde dieses Verfahren von nun an überhaupt beibehalten.“ Jedenfalls sehr kindlich.

Um einen Begriff von dem dialectisch zergliedernden Theile dieser Prosa zu geben, fügen wir die Zergliederung Eines Gedichtes bei. Wir nehmen das erste beste Sonett:

Der sieht ein jedes Heil in der Vollendung,
Der meine Donna sieht bei andern Frauen:
Die, welche mit ihr gehen, sind verpflichtet,
Gott Dank zu sagen für so reichen Segen.

Und ihre Schönheit ist von solcher Kraft,
Dass sie den andern keinen Neid erregt,
Vielmehr sie mit ihr geh'n lässt, angethan
Mit Sittsamkeit, mit Liebe und mit Treue.
Ihr Anblick macht demüthig jedes Wesen
Und lässt nicht bloss sich selbst so hold erscheinen,
Nein, Jegliche gewinnt durch sie an Ehre.
So adelich ist sie in ihren Sitten,
Dass Keiner ihrer nur gedenken kann,
Der in der Liebe Lust nicht seufzen müsste.

Unmittelbar nachdem er dieses herrliche Sonett angeführt, fährt nun Dante fort: „Dieses Sonett hat drei Theile: im ersten sage ich, unter was für Leuten diese Dame am bewunderungswürdigsten erschien; im zweiten sage ich, wie gnadenreich ihre Gesellschaft war; im dritten spreche ich von den Wirkungen, welche sie tugendkräftig in Andern hervorbrachte. Der zweite beginnt hier: *Die, welche mit ihr gehen;* der dritte hier: *Und ihre Schönheit.* Dieser letzte Theil zerfällt wiederum in drei: im ersten sage ich, was sie in den Frauen wirkte, nämlich in Bezug auf diese selbst; im zweiten sage ich, was sie in ihnen in Bezug auf andere wirkte; im dritten sage ich, wie sie nicht allein in den Frauen, sondern in allen Menschen und nicht blos durch ihre Gegenwart, sondern auch noch in der Erinnerung, wunderbarlich wirkte. Der zweite beginnt hier: *Ihr Anblick;* der dritte hier: *So adelich ist sie in ihren Sitten.*“

Klingt es nicht unglaublich beinahe, dass die nämliche Hand, die das Sonett niederschrieb, dasselbe auf diese Art mit dem anatomischen Messer zergliedert habe?

Die Geschichte seiner Liebe, welche der Dichter im *Neuen Leben* erzählt, lässt sich am Einfachsten in sechs Perioden theilen. Die erste reicht von Dante's erstem bis zu seinem zweiten Begegnen mit *Beatrice* und umfasst einen Zeitraum von neun Jahren. Dante spricht sich darüber sehr kurz aus. Nachdem das erste Begegnen berichtet worden, eilt die Erzählung sofort zum zweiten. Die fol-

gende Periode beginnt mit dem von *Beatrice* empfangenen, huldvollen Grusse und endet — mit *Beatrice's* Verehelichung. Diese wird allerdings nicht ausdrücklich erwähnt. Die Scene im Hause einer Neuvermählten, womit die dritte Periode beginnt, weist aber bestimmt darauf hin. Von hier an nimmt Dante's Liebe eine immer geistigere Gestalt an. Einen Verlust hat nun Dante bereits erlebt. Aber noch andere und bittrere warten seiner. Ahnungen des Todes erfüllen des Dichters Seele. Es ist ein bemerkenswerther psychologischer Zug, dass Dante's Herz, man kann sagen seit Beginn seiner Liebe, von der immer wiederkehrenden und immer bestimmter hervortretenden Ahnung durchbebt wird, nicht lange werde *Beatrice* auf Erden weilen. In ihrer Nähe zuerst beginnt der Tod seine Erndte zu halten. Eine unter *Beatrice's* Gespielinnen wird von seiner unerbittlichen Hand hinweggerissen. Dann muss ihr der Geliebten eigner Vater in das Jenseits folgen. In der Liebesgeschichte des Dichters hebt eine vierte Periode an. Sie beginnt mit der Klage über *Beatrice's* Trauer und endet mit der verzweifelnden Klage über ihren eigenen Tod. Die folgende, fünfte, Periode ist dem Schmerze über den unersetzlichen Verlust gewidmet. Lange weint Dante untröstlich bittere Thränen. Doch auch diese Periode hat ihre Grenzen. Durch neuen Reiz lässt sich der Dichter verlocken. Er kämpft gegen die Versuchung; er wird von ihr beinahe überwunden, zuletzt geht er aber als Sieger aus dem Kampfe hervor, und damit endet die sechste und letzte Periode. — Die erste Begegnung, — Liebesfreude und Liebessorge, — der Liebe Vergeistigung, — die Vorboten des Schmerzes, — der niederschmetternde Verlust, — Kampf und Sieg, — so können wir die sechs Perioden überschreiben.

Auf eine nähere Darlegung des Inhalts dieser Dante'schen Erstlingsschrift darf um so mehr verzichtet werden, als das Wichtigste davon bereits in den früheren Abschnitten in Betracht gezogen wurde.

Bei der Frage nach der Entstehungszeit des Werkleins muss zunächst zwischen dessen poetischem und prosaischem Theile unterschieden werden. Ersterer ist ohne allen Zweifel älteren Datums. Wir haben bereits bemerkt, dass die in dieses Schriftchen aufgenommenen Gedichte, — wenigstens ihrer die meisten, — sofort nach den Erlebnissen gedichtet wurden, auf welche sie sich beziehen. Der poetische Theil ist denn auch dem Dichter die Hauptsache, während er dagegen den prosaischen nur um des poetischen willen geschrieben zu haben scheint. Wahrscheinlich fasste Dante bald nach *Beatrice's* Tode den Entschluss, einige seiner auf sie gedichteten Lieder zu sammeln und mit einem historischen und scholastischen Commentar zu versehen. *Boccaccio* berichtet, die *Vita Nuova* habe Dante „während die Thränen um die Hingeschiedene *Beatrice* noch flossen, ungefähr in seinem sechsundzwanzigsten Jahre," geschrieben. Damit scheint auch des Dichters eigene Angabe übereinzustimmen, wonach er das Büchlein am Beginn seiner Jugend (*all' entrata di mia gioventute*, *Conv.* 1. 1., d. h. nach Dante's vorerwähnter Theorie, etwa in seinem 26. Lebensjahre) abgefasst hat. Nach diesen Bestimmungen wäre die Entstehungszeit der *Vita Nuova* ungefähr um das Jahr 1291—1292 festzusetzen. Aber allerdings scheinen einige Stellen in den letzten Abschnitten des fraglichen Schriftchens auf eine spätere Zeit hinzudeuten. So wenn der Dichter in der Einleitung zum 24. Sonett erzählt, dasselbe sei entstanden „zu jener Zeit, da viel Volk hinging, jenes gebenedeite Bildniss anzuschauen, welches uns Christus als ein Exempel seines allerschönsten Antlitzes hinterliess."

Bei den hier erwähnten Pilgerzügen ist es freilich nicht absolut nothwendig, doch aber wohl das Natürlichste, anzunehmen, dass sie in das Jubeljahr 1300 fallen. Auf eben dieses Jahr weist denn auch die Vision hin, womit das Schriftchen schliesst, sofern nämlich die allgemeine Annahme, dass dieselbe mit derjenigen, womit die Göttliche Komödie anhebt, identisch sei, eine wohl-

begründete sein sollte. Ueber jeglichen Zweifel erhaben ist aber diese Annahme so wenig als die vorige. Denn bei einem Schriftchen, worin eine Vision auf die andere folgt, darf es doch als mehr oder weniger gewagt betrachtet werden, aus einer einzelnen Vision einen so tief greifenden Schluss zu ziehen. Noch bleibt immer die Möglichkeit bestehen, dass die erwähnte Schlussvision der *Vita Nuova* eine ganz andere ist und in eine frühere Zeit fällt, als die der *Divina Commedia*, sowie andrerseits die Möglichkeit wenigstens stehn bleibt, dass die in der Einleitung zum 24. Sonett der *Vita Nuova* namhaft gemachten Pilgerzüge nicht in das Jubeljahr 1300 fielen, sondern den alljährlich sich wiederholenden Erscheinungen angehörten. Am wahrscheinlichsten dürfte indessen die Annahme sein, dass Dante den grössten Theil seines Schriftchens nicht lange nach *Beatrice's* Tode niedergeschrieben, dann aber dasselbe unvollendet liegen gelassen und erst nach mehreren Jahren den oder die Schlussparagraphen ihm beigefügt.

Und er konnte diess um so eher thun, als das Werklein nicht den Eindruck macht, für ein grösseres Publikum geschrieben zu sein. Es sind eben Erinnerungen aus dem eigenen Leben, die der Verfasser zunächst für sich selbst niederschrieb, sie im Gedächtnisse festzuhalten, — Erinnerungen, die er in der Form vertraulicher Mittheilungen an seinen intimsten Freund gelangen liess. Gegen das Ende desselben bemerkt Dante ausdrücklich, dass er sein Werklein für seinen Freund, *Guido Cavalcanti*, schreibe. Weist diese Bemerkung, unserer Ansicht nach, darauf hin, dass der Dichter die Absicht nicht hatte, die Schrift vor die grössere Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, so enthält sie andrerseits einen wichtigen Fingerzeig für die Bestimmung der Entstehungszeit des Werkleins, indem sie die äusserste Grenze bezeichnet, bis zu welcher wir herabkommen dürfen. *Guido Cavalcanti* starb nämlich bereits im Januar 1301. Schrieb nun Dante für diesen Freund, dann muss er spätestens im Jahr 1300 sein Schriftchen vollendet haben.

Somit steht in Bezug auf die Abfassungszeit so viel wenigstens unzweifelhaft fest, dass sie zwischen 1292 und 1300 fällt; Näheres lässt sich eben nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Die *Vita Nuova* gehört in die Reihe jener höchst interessanten und anziehenden Schriften, welche mit kindlicher Einfachheit des Verfassers Herz, sein innerstes Fühlen und Denken offenbaren. Man könnte sie eine — zwar nicht vollständige — Selbstbiographie nennen. Allein sie trägt einen bestimmt ausgeprägten Charakter, der ihr eine ganz besondere Stellung unter den selbstbiographischen Schriften anweist. Es ist eine Selbstbiographie ganz eigener Art. Im Grunde kennt und besitzt die Gesammtliteratur nur Ein Buch, welches mit dieser Dante'schen Erstlingschrift sich vergleichen lässt: *Augustin's Bekenntnisse.* Dort wie hier die gleiche Innerlichkeit des Gefühls, das nämliche Hervortreten der subjectiven Individualität, die gleiche Gemüthstiefe. In künstlerischer Beziehung freilich steht der florentinische Dichter weit über dem lateinischen Kirchenvater. Augustin hat ohne eine künstlerische und poetische Tendenz verfolgen zu wollen, ein Erbauungsbuch geschrieben, das allerdings weder unkünstlerisch noch unpoetisch ausfiel. Dante dagegen hat ein poetisches Kunstwerk geliefert, welches wir ein vollkommenes zu nennen wohl nicht wagen, welches aber jedenfalls bereits ahnen lässt, bis zu welcher Höhe der Poesie und Kunst sein Verfasser sich noch erheben wird. Nur ein *Dante* konnte das *Neue Leben* schreiben. In demselben steht er zwar nicht in seiner ganzen Grösse vor uns da, aber diese Grösse ist hier doch bereits nach allen Seiten im Keime enthalten. So erweist sich hier Dante als der Meister in der Sprache, welcher der noch im Werden begriffenen, neue, bis dahin unbekannte und ungeahnte Reize zu entlocken weiss. Von dem dichterischen Theile ist bereits die Rede gewesen. Was die Prosa der *Vita Nuova* angeht, darf das Büchlein als das erste Beispiel eines reinen, ausgebildeten Prosastyls in der italie-

nischen Literatur betrachtet werden. Dante's Prosa ist einfach, edel, natürlich; gesuchte Wendungen und gezwungene Ausdrucksweisen sind ihr völlig fremd; die Worte sind der einfache, natürliche Ausdruck des Gedankens. Schon in dieser Jugendschrift hat der Dichter in Ansehung der Sprache Aussergewöhnliches geleistet und seine Vorgänger alle weit überflügelt.

Auch die gewaltige Kraft der Phantasie, welche die Göttliche Komödie schuf, zeichnet diese Jugendschrift aus. Hier schon tritt der Dichter uns als Einer entgegen, dessen Geist über die Erde sich erhoben und in der Welt des Geistes lebt. Auf die eine Vision folgt die andere, an die eine Verzückung reiht sich die andere. Selbst die zunächst rein äusserlichen Erlebnisse werden so sehr verinnerlicht, dass der Leser auch hier oft die Darstellung einer Verzückung vor sich zu haben glaubt. Man würde vielleicht hin und wieder vermuthen, es mit einem ekstatischen Visionär zu thun zu haben, wenn nicht der Dichter durch die immer wiederkehrende verstandesmässige Reflexion über sein eigenes Werk beständig uns daran erinnern würde, dass ein urkräftiger, durch und durch gesunder Geist zu uns redet. Freilich ist dieser Geist noch nicht ganz frei von den Zeitanschauungen und Zeitvorurtheilen. Altes und Neues sind in Dante's *Vita Nuova* eine Verbindung eingegangen, — eine Verbindung aber, die eine rein äusserliche blieb, ohne dass es zu einer inneren Durchdringung gekommen wäre.

Drittes Kapitel.

Ein politisches Buch.

> Und, bin ich furchtsam in der Wahrheit Freundschaft,
> So fürcht' ich, geht das Leben mir bei Denen
> Verloren, welchen alt heisst diese Zeit.
>
> PARADISO XVII, 118 ff.

Was sonst höchst selten nur und vielleicht niemals bei einander sich findet, das sehn wir bei unserem Dichter vereinigt. Dante ist einer der grössten Dichter, zugleich aber auch einer der grössten Staatsmänner der neueren Zeit. „Dante muss," sagt *Wegele*, „nicht bloss als der erste grosse moderne Dichter gefeiert, er muss zugleich auch als der erste ahnungsvolle Verkündiger des modernen Staates begriffen und anerkannt werden. Fürwahr, so scharf, so umfassend, so positiv ist nie im gesammten Mittelalter der Widerspruch gegen den theokratischen Gedanken durchgeführt, und kaum je vor ihm vom Staate so würdig, so hoch gedacht worden."

Seine Ansichten über den Staat, besonders über das Verhältniss desselben zur Kirche, hat Dante wiederholt geäussert. Es wäre ein Leichtes, aus der Göttlichen Komödie nebst den bekannten politischen Briefen und den bezüglichen Kapiteln des *Gastmahls* sein politisches System vollständig zu construiren. Doch hat er auch diese leichte Mühe durch eine eigene Schrift überflüssig gemacht. In der lateinischen Schrift über die Monarchie (*De Monarchia*) hat der Dichter selbst sein politisches System im Zusammenhang niedergelegt. Dieses kleine Werk nimmt in der Literatur über das gegenseitige Verhältniss von Staat und Kirche eine hervorragende Stelle ein. Drei Fragen sind es, welche Dante in demselben wissen-

schaftlich untersuchen und beantworten will und demgemäss zerfällt das Werk in drei Bücher. Ist die Monarchie zum Wohle der Menschheit nothwendig? das ist die erste, — kommt sie mit Recht dem römischen Volke zu? die zweite, — hängt sie unmittelbar von Gott ab oder aber mittelbar von einem Diener und Stellvertreter Gottes? — die dritte Frage.

Die erste Frage beantwortet Dante in bejahendem Sinne. Es ist zum Wohle der Menschheit nothwendig, dass alle Völker der Erde zu Einem Reiche vereinigt und alle Fürsten einem Kaiser unterworfen sind. „Denn," sagt Dante, „wenn wir einen einzelnen Menschen betrachten, so sehn wir, dass bei ihm das zutrifft, was Aristoteles sagt, wenn mehrere Dinge zu einem Zwecke geordnet sind, müsse das Eine herrschen und regieren, die Andern beherrscht und regiert werden. Denn weil seine Kräfte alle zum Glücke geordnet sind, die intellectuelle Kraft aber Ordnerin und Beherrscherin aller andern ist, so kann es auf keine andere Weise zum Glücke gelangen. Betrachten wir ein Hauswesen, dessen Zweck es ist, die Hausgenossen anzuleiten, recht zu leben, so ist es nöthig, dass Einer, der Hausvater, ordne und regiere." So muss im Gemeindewesen, im Stadtwesen, im Reich u. s. w. Einer der Herrschende und Regierende sein, da ein jedes in sich getheilte Reich zu Grunde gehen muss. Auch über die gesammte Menschheit muss desshalb Einer — der Kaiser — herrschen, Einer muss sie leiten und führen. Je mehr sie einig ist, um so ähnlicher ist sie Gott, ihrem Schöpfer, der ein einiger Gott ist. Vollkommen einig kann sie aber dann nur sein, wenn sie gänzlich einem Fürsten unterworfen ist. Ein Herr im Himmel, Ein Herr auf Erden. Dann, aber auch nur dann können in der Welt Friede und Gerechtigkeit erhalten werden. Denn was dem Frieden und dem Rechte hinderlich im Wege steht, das ist die Begierde allein; ein allgemeiner Kaiser müsste aber, weil er Alles hat, gar nicht, oder aber jedenfalls am wenigsten unter allen Menschen von Begierde erfüllt, daher nothwendig der Ge-

rechteste sein. Freilich könnte seine Herrschaft nicht alle kleinen Verhältnisse unmittelbar berühren. Denn die Nationen, die Reiche, die Bürgerschaften haben Eigenthümlichkeiten, die durch verschiedene Gesetze geregelt werden müssen. Aber in dem, was dem menschlichen Geschlechte gemeinsam ist, soll es nach einer allgemeinen Norm von Einem regiert werden. Diese allgemeine Norm sollen die einzelnen Fürsten vom Kaiser empfangen, von ihm sollen sie in den Schranken ihrer Macht gehalten werden, auf dass Friede blühe auf Erden. Dass dem also sein soll, wird auch durch die Erfahrung bestätigt; denn Christus wollte zu eben *der* Zeit Mensch werden, als unter Augustus' Scepter die Welt vereinigt war. „O Menschheit du! von wie vielen Stürmen und Schlägen, von wie vielen Schiffbrüchen musst nothwendig du hin- und hergeworfen werden, da, ein vielköpfiges Ungethüm geworden, nach Verschiednem du strebst!"

Wie die erste, so bejaht Dante auch die zweite der von ihm aufgeworfenen Fragen. Im zweiten Buche seiner Schrift sucht er den Beweis zu führen, dass mit Recht das römische Volk der Monarchie Amt an sich genommen. Die Art der Beweisführung muss hier als eine sonderbare, hin und wieder auf eigentlichen Trugschlüssen beruhende bezeichnet werden. Recht ist, was dem Willen Gottes gemäss geschieht. Dass nun das römische Volk der Weltherrschaft sich bemächtigt, diess ist in Gemässheit des göttlichen Willens geschehen. Denn erstens gebührt dem edelsten Volke der Vorzug vor allen. Das römische Volk ist aber das edelste. Und warum? Weil es — von Aeneas abstammt! Ferner hat es Gott durch Wunder gezeigt, dass die Herrschaft des römischen Volkes nach seinem Willen sei. Durch was für Wunder? Durch die, welche von — *Livius* und *Lucanus* berichtet werden! Ein dritter Grund, warum dem römischen Volke die Weltherrschaft gebührt, ist, dass es bei seinen Kriegen und Eroberungen nur das Wohl der Menschheit, das allgemeine Beste, welches der Zweck des Rechtes ist, im

Auge hatte. Dazu kommt noch, dass das römische Volk, nach *Virgil's* Zeugniss, von Natur zur Herrschaft bestimmt war, dass seine Siege als ein zu seinen Gunsten ausgefallenes Gottesurtheil zu betrachten sind, und endlich, dass Christus selbst die Rechtmässigkeit der römischen Herrschaft thatsächlich anerkannt hat, indem er in Folge des Gebotes des Kaisers Augustus zu Betlehem geboren und durch den römischen Statthalter zum Kreuzestode verurtheilt werden wollte. „Und nun glaube ich es hinlänglich deutlich bewiesen zu haben, dass sich das römische Volk mit Recht die Weltherrschaft zugeschrieben hat."

Schwieriger und kitzlicher war jedenfalls die Untersuchung und Beantwortung der dritten Frage, — der Frage nämlich, ob die weltliche Monarchie, d. h. das Kaiseramt unmittelbar von Gott, oder aber mittelbar von einem Stellvertreter Gottes, d. h. vom Papste abhänge. Damit berührt Dante eine der brennendsten Fragen seiner Zeit, — jene principielle Frage, welche den Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum zu Grunde lag. Von Letzterem und dessen Anhange ward sie entschieden in dem Sinne beantwortet, dass die Kaisermacht mittelbar durch den Papst und nicht unmittelbar von Gott abhänge. Dante tritt dieser Auffassung energisch entgegen. Er verhehlt es sich nicht, dass er sich damit Anfeindungen zuziehen wird. „Wenn ich hierüber die Wahrheit offen ausspreche, so wird diess, weil es nicht geschehen kann, ohne dass Einige schamroth werden, vielleicht einigen Unwillen mir zuziehen." Drei Classen von Menschen, bemerkt er, widersetzen sich der Wahrheit, die er feststellen will: „denn der Papst, der Stellvertreter unsers Herrn Jesu Christi und Nachfolger Petri, dem wir nicht was Christo, sondern was Petro schulden, **vielleicht** aus Eifer für das Schlüsselamt, dann auch andere Hirten der christlichen Heerde, und Andere, die, wie ich glaube, nur der Eifer für die Kirche treibt, widersprechen der Wahrheit, die ich ins Licht stellen will, **vielleicht,** wie gesagt, aus Eifer und nicht aus Stolz." Nur mit diesen, die

Und ihre Schönheit ist von solcher Kraft,
Dass sie den andern keinen Neid erregt,
Vielmehr sie mit ihr geh'n lässt, angethan
Mit Sittsamkeit, mit Liebe und mit Treue.
Ihr Anblick macht demüthig jedes Wesen
Und lässt nicht bloss sich selbst so hold erscheinen,
Nein, Jegliche gewinnt durch sie an Ehre.
So adelich ist sie in ihren Sitten,
Dass Keiner ihrer nur gedenken kann,
Der in der Liebe Lust nicht seufzen müsste.

Unmittelbar nachdem er dieses herrliche Sonett angeführt, fährt nun Dante fort: „Dieses Sonett hat drei Theile: im ersten sage ich, unter was für Leuten diese Dame am bewunderungswürdigsten erschien; im zweiten sage ich, wie gnadenreich ihre Gesellschaft war; im dritten spreche ich von den Wirkungen, welche sie tugendkräftig in Andern hervorbrachte. Der zweite beginnt hier: *Die, welche mit ihr gehen;* der dritte hier: *Und ihre Schönheit.* Dieser letzte Theil zerfällt wiederum in drei: im ersten sage ich, was sie in den Frauen wirkte, nämlich in Bezug auf diese selbst; im zweiten sage ich, was sie in ihnen in Bezug auf andere wirkte; im dritten sage ich, wie sie nicht allein in den Frauen, sondern in allen Menschen und nicht blos durch ihre Gegenwart, sondern auch noch in der Erinnerung, wunderbarlich wirkte. Der zweite beginnt hier: *Ihr Anblick;* der dritte hier: *So adelich ist sie in ihren Sitten.*"

Klingt es nicht unglaublich beinahe, dass die nämliche Hand, die das Sonett niederschrieb, dasselbe auf diese Art mit dem anatomischen Messer zergliedert habe?

Die Geschichte seiner Liebe, welche der Dichter im *Neuen Leben* erzählt, lässt sich am Einfachsten in sechs Perioden theilen. Die erste reicht von Dante's erstem bis zu seinem zweiten Begegnen mit *Beatrice* und umfasst einen Zeitraum von neun Jahren. Dante spricht sich darüber sehr kurz aus. Nachdem das erste Begegnen berichtet worden, eilt die Erzählung sofort zum zweiten. Die fol-

gende Periode beginnt mit dem von *Beatrice* empfangenen, huldvollen Grusse und endet — mit *Beatrice's* Verehelichung. Diese wird allerdings nicht ausdrücklich erwähnt. Die Scene im Hause einer Neuvermählten, womit die dritte Periode beginnt, weist aber bestimmt darauf hin. Von hier an nimmt Dante's Liebe eine immer geistigere Gestalt an. Einen Verlust hat nun Dante bereits erlebt. Aber noch andere und bittrere warten seiner. Ahnungen des Todes erfüllen des Dichters Seele. Es ist ein bemerkenswerther psychologischer Zug, dass Dante's Herz, man kann sagen seit Beginn seiner Liebe, von der immer wiederkehrenden und immer bestimmter hervortretenden Ahnung durchbebt wird, nicht lange werde *Beatrice* auf Erden weilen. In ihrer Nähe zuerst beginnt der Tod seine Erndte zu halten. Eine unter *Beatrice's* Gespielinnen wird von seiner unerbittlichen Hand hinweggerissen. Dann muss ihr der Geliebten eigner Vater in das Jenseits folgen. In der Liebesgeschichte des Dichters hebt eine vierte Periode an. Sie beginnt mit der Klage über *Beatrice's* Trauer und endet mit der verzweifelnden Klage über ihren eigenen Tod. Die folgende, fünfte, Periode ist dem Schmerze über den unersetzlichen Verlust gewidmet. Lange weint Dante untröstlich bittere Thränen. Doch auch diese Periode hat ihre Grenzen. Durch neuen Reiz lässt sich der Dichter verlocken. Er kämpft gegen die Versuchung; er wird von ihr beinahe überwunden, zuletzt geht er aber als Sieger aus dem Kampfe hervor, und damit endet die sechste und letzte Periode. — Die erste Begegnung, — Liebesfreude und Liebessorge, — der Liebe Vergeistigung, — die Vorboten des Schmerzes, — der niederschmetternde Verlust, — Kampf und Sieg, — so können wir die sechs Perioden überschreiben.

Auf eine nähere Darlegung des Inhalts dieser Dante'schen Erstlingsschrift darf um so mehr verzichtet werden, als das Wichtigste davon bereits in den früheren Abschnitten in Betracht gezogen wurde.

Bei der Frage nach der Entstehungszeit des Werkleins muss zunächst zwischen dessen poetischem und prosaischem Theile unterschieden werden. Ersterer ist ohne allen Zweifel älteren Datums. Wir haben bereits bemerkt, dass die in dieses Schriftchen aufgenommenen Gedichte, — wenigstens ihrer die meisten, — sofort nach den Erlebnissen gedichtet wurden, auf welche sie sich beziehen. Der poetische Theil ist denn auch dem Dichter die Hauptsache, während er dagegen den prosaischen nur um des poetischen willen geschrieben zu haben scheint. Wahrscheinlich fasste Dante bald nach *Beatrice's* Tode den Entschluss, einige seiner auf sie gedichteten Lieder zu sammeln und mit einem historischen und scholastischen Commentar zu versehen. *Boccaccio* berichtet, die *Vita Nuova* habe Dante „während die Thränen um die Hingeschiedene *Beatrice* noch flossen, ungefähr in seinem sechsundzwanzigsten Jahre," geschrieben. Damit scheint auch des Dichters eigene Angabe übereinzustimmen, wonach er das Büchlein am Beginn seiner Jugend (*all' entrata di mia gioventute*, *Conv.* 1. 1., d. h. nach Dante's vorerwähnter Theorie, etwa in seinem 26. Lebensjahre) abgefasst hat. Nach diesen Bestimmungen wäre die Entstehungszeit der *Vita Nuova* ungefähr um das Jahr 1291—1292 festzusetzen. Aber allerdings scheinen einige Stellen in den letzten Abschnitten des fraglichen Schriftchens auf eine spätere Zeit hinzudeuten. So wenn der Dichter in der Einleitung zum 24. Sonett erzählt, dasselbe sei entstanden „zu jener Zeit, da viel Volk hinging, jenes gebenedeite Bildniss anzuschauen, welches uns Christus als ein Exempel seines allerschönsten Antlitzes hinterliess."

Bei den hier erwähnten Pilgerzügen ist es freilich nicht absolut nothwendig, doch aber wohl das Natürlichste, anzunehmen, dass sie in das Jubeljahr 1300 fallen. Auf eben dieses Jahr weist denn auch die Vision hin, womit das Schriftchen schliesst, sofern nämlich die allgemeine Annahme, dass dieselbe mit derjenigen, womit die Göttliche Komödie anhebt, identisch sei, eine wohl-

begründete sein sollte. Ueber jeglichen Zweifel erhaben ist aber diese Annahme so wenig als die vorige. Denn bei einem Schriftchen, worin eine Vision auf die andere folgt, darf es doch als mehr oder weniger gewagt betrachtet werden, aus einer einzelnen Vision einen so tief greifenden Schluss zu ziehen. Noch bleibt immer die Möglichkeit bestehen, dass die erwähnte Schlussvision der *Vita Nuova* eine ganz andere ist und in eine frühere Zeit fällt, als die der *Divina Commedia*, sowie andrerseits die Möglichkeit wenigstens stehn bleibt, dass die in der Einleitung zum 24. Sonett der *Vita Nuova* namhaft gemachten Pilgerzüge nicht in das Jubeljahr 1300 fielen, sondern den alljährlich sich wiederholenden Erscheinungen angehörten. Am wahrscheinlichsten dürfte indessen die Annahme sein, dass Dante den grössten Theil seines Schriftchens nicht lange nach *Beatrice's* Tode niedergeschrieben, dann aber dasselbe unvollendet liegen gelassen und erst nach mehreren Jahren den oder die Schlussparagraphen ihm beigefügt.

Und er konnte diess um so eher thun, als das Werklein nicht den Eindruck macht, für ein grösseres Publikum geschrieben zu sein. Es sind eben Erinnerungen aus dem eigenen Leben, die der Verfasser zunächst für sich selbst niederschrieb, sie im Gedächtnisse festzuhalten, — Erinnerungen, die er in der Form vertraulicher Mittheilungen an seinen intimsten Freund gelangen liess. Gegen das Ende desselben bemerkt Dante ausdrücklich, dass er sein Werklein für seinen Freund, *Guido Cavalcanti*, schreibe. Weist diese Bemerkung, unserer Ansicht nach, darauf hin, dass der Dichter die Absicht nicht hatte, die Schrift vor die grössere Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, so enthält sie andrerseits einen wichtigen Fingerzeig für die Bestimmung der Entstehungszeit des Werkleins, indem sie die äusserste Grenze bezeichnet, bis zu welcher wir herabkommen dürfen. *Guido Cavalcanti* starb nämlich bereits im Januar 1301. Schrieb nun Dante für diesen Freund, dann muss er spätestens im Jahr 1300 sein Schriftchen vollendet haben.

Der Name bürgt schon dafür, dass die Einsprache sehr begründet sein muss. Und in der That sind die von *Witte* für eine viel frühere Abfassungszeit geltend gemachten Gründe so scharfsinnig und zum Theil so schlagend, dass alle Einwendungen dagegen, — die selbstverständlich nicht ausblieben, — dieselben nicht zu entkräften vermochten. Der Schwierigkeiten, die jener allgemeinen Annahme im Wege stehn, sind so viele und zum Theil so bedeutende, dass wir sie als eine durchaus unhaltbare bezeichnen und der von *Witte* geltend gemachten Ansicht beistimmen müssen, wonach die Schrift noch im 13. Jahrhundert abgefasst wurde. Bei der Wichtigkeit der Frage, die bei *dieser* Dante'schen Schrift ohne Zweifel grösser als bei allen übrigen ist, glauben wir die Gründe, die für unsere Annahme sprechen, in möglichster Kürze anführen zu müssen, obwohl wir dem von *Witte* Gesagten nur Weniges beizufügen haben.

Dante beginnt seine Schrift mit der Bemerkung: allen Menschen, denen Liebe zur Wahrheit von einer höhern Natur eingeprägt worden, sei es vorzüglich daran gelegen, für ihre Nachkommen vorzuarbeiten. Denn wer nicht etwas zu dem Gemeinwohle beizutragen sich bestrebe, der bleibe hinter seiner Pflicht weit zurück und sei nicht einem fruchtbaren Baume, sondern einem schädlichen Strudel ähnlich, der immerdar einschlürfe, niemals aber das Verschlungene zurückgebe. „Darüber nun öfters nachdenkend, damit man mich nicht irgendwann mein Pfund vergraben zu haben beschuldige, begehre ich, für das allgemeine Wohl nicht Knospen nur zu treiben, sondern Früchte zu zeitigen.“ Eine sehr bescheidene Sprache fürwahr! Sprach nun Dante auf diese Weise noch im dreizehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, da einige lyrische Gedichte nur von ihm in die Oeffentlichkeit gelangt waren, dann ist diese Bescheidenheit ganz natürlich, erklärlich, wahr und lobenswerth. Redete er aber erst gegen 1312 also, nachdem er bereits für jene Zeit sehr bedeutende wissenschaftliche Werke geschrieben und sich hohen Ruhm erworben, nun, dann redete er eine Sprache falscher

Bescheidenheit, selbstbewusster Heuchelei! Von diesem Fehler muss er aber, wenn je von einem, schlechterdings freigesprochen werden. — Oder will man etwa im Ernste behaupten, Dante habe wirklich meinen können, durch alles das, was er vor 1312 geschrieben, nichts, gar nichts zu dem Gemeinwohle beigetragen zu haben? Wirklich nichts? Auch durch sein *Convito* nicht?!

„Ich wünsche," fährt Dante fort, „Wahrheiten zu zeigen, *die von Andern noch nicht berührt worden sind.* Denn welchen Nutzen würde Der stiften, der einen Satz des Euklid auf's Neue beweisen, die von Aristoteles dargestellte Glückseligkeit wieder darstellen oder das von Cicero vertheidigte Alter auf's Neue vertheidigen wollte? Gar nichts würde ein solcher nützen; er würde vielmehr durch seine überflüssige Arbeit Langeweile verursachen. Da nun unter andern nützlichen und verborgenen Wahrheiten die Kenntniss der weltlichen Monarchie höchst nützlich ist und am meisten verborgen, und weil sie als etwas nicht unmittelbar Gewinnbringendes *von Allen unberührt geblieben ist,* so ist es meine Absicht, sie aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen, sowohl um auf nützliche Weise für die Welt wachsam zu sein, als auch um zu meinem Ruhme die Palme eines solchen Wagnisses *als der Erste* mir zu erwerben." So Dante. Mit deutlichen Worten erklärt er hiemit die Frage über die weltliche Monarchie als eine solche, die von Niemanden noch untersucht worden, und sein Unternehmen als ein völlig neues, wesshalb er den Ruhm des ersten Untersuchers hofft. Sehr richtig, wenn er um 1298, aber höchst naiv, wenn er erst um 1312 also schrieb. Bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts waren nämlich die Fragen, welche Dante hier untersucht, allerdings unerörtert geblieben. Allein anders war es gleich im Anfang des 14. Jahrhunderts. Durch den Streit zwischen Philipp dem Schönen und Bonifaz VIII. wurden mehrere Schriften über den nämlichen Gegenstand hervorgerufen. Unter diesen fallen die drei ältesten, die des *Aegidius von Rom, Wilhelms von*

Occam und *Johannes von Paris* in die Zeit von 1302 bis 1305. Wenn nun Dante erst gegen 1312 seine Schrift abgefasst haben sollte, nun, dann wäre es nicht nur höchst naiv, sondern geradezu unredlich gewesen, die früheren einschlägigen Arbeiten ignorirend, als den Ersten sich zu bezeichnen, der an die Untersuchung solcher Fragen sich wage. Will man ihn nun solcher Unredlichkeit beschuldigen?! Wenn nicht, nun dann muss er doch seine fragliche Schrift jedenfalls vor 1302 abgefasst haben. Oder will man etwa sagen, ihm, dem Manne, der wie keiner zu seiner Zeit über diese Fragen nachdachte, seien jene Schriften unbekannt geblieben? Im Ernste doch wohl nicht. Der umgekehrte Fall ist jedenfalls viel eher denkbar, dass seine nicht lange vorher veröffentlichte Schrift denjenigen Schriftstellern, welche im obenerwähnten Streite über den nämlichen Gegenstand geschrieben, noch nicht bekannt geworden.

Dass die fragliche Schrift nicht bei Anlass des Römerzugs Heinrichs VII. geschrieben sein *kann*, geht aus dem Umstande hervor, dass Dante im dritten Buche derselben den Papst zu den Gegnern seines idealen Kaiserthums zählt, während er dagegen in seinem bei Veranlassung jenes Römerzuges an die Fürsten und Völker Italiens geschriebenen Briefe Heinrich VII. als den Gesegneten des Papstes bezeichnet. „Dass Dante," sagt *Witte* mit Recht, „nicht diess Beides bei dem gleichen Anlass sozusagen in *einem* Athem schreiben konnte, wird, hoffe ich, einleuchten."

In der 1302 erschienenen Bulle *Unam sanctam* hatte Bonifaz VIII. die Behauptung aufgestellt und durch alle möglichen Schriftbeweise zu begründen gesucht, dass das weltliche Kaiseramt vom Papste abhänge. Schrieb nun Dante erst nachher, so müssten wir schlechterdings erwarten, dass er auf eine einlässliche Widerlegung der von Bonifaz geltend gemachten Gründe eingetreten wäre. Da nun eine solche gänzlich fehlt und es schlechterdings undenkbar ist, sowohl dass Dante die allgemein bekannte und grosses Auf-

sehen erregende Bulle nicht gekannt, als auch dass er sie absichtlich gänzlich ignorirt haben sollte, so muss unbedingt angenommen werden, dass er sein Werk *vor* der Veröffentlichung der Bulle abfasste.

Nimmt man noch hiezu, dass die *Monarchie* neben der *Vita Nuova* die einzige unter den Dante'schen Schriften ist, in welcher er seines Exils nicht gedenkt, dass er in den nachweislich später geschriebenen Werken Ansichten geltend macht, welche mit den in der *Monarchie* vorgetragenen in Widerspruch stehen, dass letztere Schrift den Eindruck geringerer wissenschaftlicher Reife macht, so werden wir immer wieder auf eine frühere Zeit für die Entstehung derselben hingewiesen.

Zur Unterstützung der Annahme einer spätern Abfassungszeit hat man besonders Gewicht darauf gelegt, dass Dante gelegentlich bemerkt, seine Ansicht in Bezug auf das römische Kaiserthum geändert zu haben. Diese Schwierigkeit, die bei unserer Annahme entstehen soll, ist für uns nicht vorhanden. Wir glauben nämlich früher gezeigt zu haben, dass Dante's politischer Meinungswechsel, wenn man es so nennen will, in des Dichters Jugend fällt und nicht die Wirkung erlittenen Unrechts, sondern ganz einfach das Ergebniss selbstständigen ernstlichen Denkens und Forschens ist.

Demnach wird „eine unbefangene, eindringliche Prüfung" denn doch zu dem Resultate kommen, dass die fragliche Schrift in den letzten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts abgefasst wurde. Ob sie ihre Entstehung nur dem rein wissenschaftlichen Triebe ihres Verfassers verdankt, oder aber ob sie, wie neuerdings mit vielem Scharfsinn geltend gemacht wurde, durch die Unruhen in den letzten Zeiten Adolfs von Nassau veranlasst wurde, — diese Frage wagen wir noch nicht bestimmt zu entscheiden. Letzteres scheint uns indess das Wahrscheinlichere.

In wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht steht die Schrift über die Monarchie den übrigen Werken Dante's weit nach,

in geschichtlicher Beziehung hingegen ist sie eine seiner wichtigsten Arbeiten. Zum ersten Male wird hier die Grenze des Kaiserthums gegen das Papstthum ausführlich nachzuweisen versucht, zum ersten Male den theokratischen Ansprüchen der römischen Curie ein ernstliches wissenschaftliches *Halt* zugerufen, zum ersten Male die Emancipation des christlichen Staates von der Vormundschaft der Kirche proclamirt. So konnte es denn nicht fehlen, das Werk musste seinen Verfasser dem Zorne und den Verfolgungen Roms aussetzen. Zum Glück für ihn ward die Pfaffheit erst nach seinem Tode auf diese Schrift aufmerksam gemacht. Als nämlich im Streite Ludwigs des Baiern mit dem Papste die Vertheidiger des Kaisers von Dante's Buch Gebrauch machten, liess der päpstliche Legat in der Lombardei dasselbe als ketzerisch öffentlich verbrennen. Das Nämliche sollte nach der frommen Absicht des Legats mit Dante's Gebeinen geschehen, indess retteten zwei edle Ritter dadurch, dass sie dem schmählichen Vorhaben energisch sich widersetzten, die römische Kirche vor der Schmach, dem grössten christlichen Dichter die Grabesruhe geraubt zu haben. Mehr als zwei Jahrhunderte später, in der Reformationszeit, fanden sich die zu Trient versammelten „heiligen Väter" bemüssigt, Dante's Schrift über die Monarchie auf's Neue als ketzerisch zu verdammen.

Viertes Kapitel.

Eine philologische Arbeit.

> Natur gebeut dem Menschen, *dass* er rede;
> Ob aber diese oder jene Sprache,
> Das überlässt sie Euch und Eurer Willkühr.
> PARADISO XXVI, 130 ff.

Wenn man, was Dante in der vorhin besprochenen Schrift wollte und erstrebte, mit Einem einfachen, kurzen und bezeichnenden Ausdruck charakterisiren wollte, so würde derselbe lauten: *Einheit.* Religiöse Einheit aller christlichen Völker unter Einem kirchlichen, — politische Einheit derselben unter Einem weltlichen Oberhaupt, — das war sein hohes Ideal, für dessen Verwirklichung er lebte und wirkte, — das der Zweck, den er in seinem politischen Buche beständig im Auge hatte.

Den gleichen Zweck, Einheit, — wenigstens in seinem Vaterlande, — zu begründen, verfolgt er in einer späteren, jedenfalls erst in den Jahren des Exils abgefassten Schrift, zu welcher wir jetzt übergehen, nämlich in dem ebenfalls lateinisch geschriebenen Buche „über die Volkssprache“ (*De vulgari eloquentia*).

In der Geschichte der italienischen Sprache und Literatur nimmt diese Schrift die gleiche Stellung ein, welche das Buch über die Monarchie in der Geschichte der Staatswissenschaft einnimmt. Es ist ein *erster* Versuch. Auch hier betritt der Dichter ein Feld, welches bis dahin in seinem Vaterlande und unter seinen Volksgenossen völlig unangebaut geblieben. Diess entgeht ihm nicht, er ist sich dessen sehr wohl bewusst. „Da wir nicht finden,“ so eröffnet er seine Schrift, „dass vor uns irgend Wer über die Lehre

von der Volkssprache gehandelt hätte, da wir sehen, dass diese Lehre schlechterdings Allen nöthig ist, indem der Volkssprache nicht die Männer nur, sondern auch die Weiber und Kinder, soweit die Natur es gestattet, mächtig zu werden sich bemühn, so werden wir — — mit des Himmels Hülfe der Sprache des Volkes nützlich zu sein versuchen." Wie in der *Monarchie*, so spricht er es auch hier deutlich aus, dass er an ein bis dahin nicht behandeltes Thema sich zu wagen beabsichtige. Es gehört mit zu den hervorragenden Eigenthümlichkeiten dieses umfassenden schöpferischen Geistes, dass er Fragen zu untersuchen unternahm, welchen seine Zeit wenig oder wohl auch keine Aufmerksamkeit schenkte, die aber in späteren Zeiten eine hohe Bedeutung gewinnen sollten.

Dass Dante diese Schrift im Exil verfasst, kann keinem Zweifel unterliegen, da er in derselben von seiner Verbannung spricht. Allein die Zeit des Exils währte nahezu zwei Decennien. Ist nun das fragliche Werklein in den ersten, in den mittlern, oder aber in den letzten Jahren des Exils entstanden? Vorerst mag erwähnt werden, dass dasselbe unvollendet geblieben ist. Berechnet war es, wie aus des Verfassers eigenen Angaben über seinen Plan, sowie aus seinen Hinweisungen auf später abzuhandelnde Fragen hervorgeht, auf mindestens fünf Bücher. Davon hat Dante nicht einmal das zweite ganz zu Ende geführt, wie der jetzige Schluss desselben deutlich zeigt. Aus diesem Umstande glaubte man den Schluss ziehen zu müssen, das Werklein sei in den letzten Lebensjahren des Dichters entstanden und dieser sei durch den Tod an der Vollendung desselben verhindert worden, eine Ansicht, die sich bereits bei *Boccaccio* findet, die aber als eine durchaus unhaltbare bezeichnet werden muss. Denn abgesehen davon, dass dieser Umstand allein noch nichts entscheiden kann, indem, wie wir bald sehen werden, auch andere, umfangreichere Dante'sche Schriften unvollendet geblieben sind, so liegen in der fraglichen Schrift selbst bestimmte Andeutungen vor, welche auf eine frühere Entstehungs-

zeit hinweisen. Im zwölften Kapitel des ersten Buches werden nämlich die Markgrafen Johann I. von Monferrat und Azzo VIII. von Este, sowie der König Karl II. von Neapel als noch lebend erwähnt. Nun starb aber der Ersterwähnte Anfangs 1305, der Zweite Ende Januar 1308 und der Dritte am 5. Mai 1309. Dieser Umstand nöthigt uns, die Abfassungszeit wenigstens des ersten Buches in die ersten Jahre der Verbannung, etwa in das Jahr 1304, zu setzen.

Das zweite Buch ist, wie aus dessen Anfang hervorgeht, nach einer Unterbrechung dem ersten gefolgt. Es liegen aber keine Gründe vor, welche zu der Annahme zwingen würden, die Unterbrechung habe mehrere Jahre gewährt. Viel wahrscheinlicher ist dagegen, und es weisen auch einige Aeusserungen und Erwähnungen in demselben darauf hin, dass diese Unterbrechung nur kurze Zeit gewährt. Wir dürfen daher annehmen, dass das Bruchstück des zweiten Buches etwa 1305 oder spätestens 1306 entstanden sei.

Gegen diese Zeitbestimmungen scheint nun allerdings der Verfasser selbst Protest einzulegen. In seinem, ohne allen Zweifel erst später verfassten *Convivio* sagt er nämlich (Trat. I. c. 5): „Hievon werde ich anderweitig ausführlicher reden, in einer Schrift *über die Volkssprache,* welche ich, so Gott will, veröffentlichen werde.“ Zwischen dieser Bemerkung und den oben erwähnten Gründen für eine frühere Entstehungszeit glaubte man einen unlösbaren Widerspruch finden zu müssen. Hier, in einem erst gegen 1308 geschriebenen Werke, spricht Dante erst die *Absicht* aus, ein Buch über die Volkssprache zu ediren, und doch führt er im Buche selbst bereits zum Theil längst gestorbene Personen als noch lebend an! Wie reimt sich das zusammen? Indess scheint der Widerspruch, der hierin liegen soll, auf Missverständniss der angeführten Stelle des *Convivio* zu beruhen. Ja, wenn die *Vulgari Eloquentia* vollendet wäre! Wir haben aber gesehen, dass von dieser Schrift, nach dem Plane des Verfassers, nur etwa ein Drittel zu Ende ge-

führt wurde. Unter diesen Umständen dürfte die Stelle des *Convivio* anstatt *gegen* gerade *für* die frühere Entstehungszeit sprechen. Denn ich sollte doch denken, wenn ein Schriftsteller seine Absicht, ein grösseres Werk herauszugeben, öffentlich ankündigt, so dürfe man mit Sicherheit annehmen, er habe bereits daran gearbeitet, — einen wesentlichen Theil desselben *bereits geschrieben*. Oder wie? Welcher vernünftige Schriftsteller wird wohl eine umfassende Arbeit öffentlich ankündigen, bevor er auch nur eine einzige Zeile davon geschrieben? —

Die Volkssprache und deren Unterschied von den *grammatikalischen*, oder wie wir jetzt sagen würden, *gelehrten* Sprachen, definirt Dante auf folgende Weise: „Volkssprache nennen wir die, an welche die Kinder durch ihre Umgebung gewöhnt werden, sobald sie die Stimmen zu unterscheiden beginnen; oder, kürzer gesagt, Volkssprache nennen wir die, welche wir ohne alle Regel, die Amme nachahmend, lernen. Sodann haben wir eine andere, secundäre Sprache, welche die Römer die grammatikalische nannten. Diese secundäre Sprache besitzen auch die Griechen und Andere, doch nicht Alle; denn Wenige nur gelangen zum Gebrauch derselben, da wir nur in geraumer Zeit und durch anhaltenden Eifer Regeln und Lehre derselben fassen. Von diesen beiden ist die Volkssprache die edlere, theils weil sie zuerst von dem menschlichen Geschlechte gebraucht ward, theils weil die ganze Erde derselben sich erfreut, — wiewohl sie sich in verschiedene Ausdrücke und Wörter getheilt hat, — theils weil sie uns natürlich ist, während jene eher eine künstliche genannt werden muss."

Es mag nicht ohne Interesse sein, zu bemerken, dass Dante von dieser, wohl unhaltbaren, Ansicht zurückgekommen und im *Convivio*, im Gegensatz zu derselben, der lateinischen Schriftsprache unbedingt den Vorzug einräumt. Ein weiterer Beweis dafür, dass die *Vulgari Eloquentia* geraume Zeit vor dem *Convivio* abgefasst sein muss.

Von der *Volkssprache* will er handeln. Bevor er aber zu diesem seinem Gegenstande übergeht, behandelt er Vorfragen, die uns gegenwärtig als hier nicht am Orte erscheinen mögen, die aber ihm und seiner Zeit als unerlässlich gelten mochten. So wird denn ausgeführt, wie nur der Mensch sprechen könne, wie ihm diess nöthig sei, wer, ob Adam oder Eva zuerst gesprochen, in welcher Sprache, wo und zu wem der Mensch zuerst gesprochen, wie die Eine Sprache beim Thurmbau zu Babel verwirrt wurde u. dgl. Wir heben nur einiges Wenige hervor. Gott, so behauptet Dante, habe der Seele der ersten Menschen eine gewisse Form der Sprache einerschaffen und zwar nicht die Worte nur, sondern auch die Construction und die Aussprache. Diese anerschaffene Sprache, — die hebräische, — hätten die Menschen bis zum babylonischen Thurmbau gesprochen. Dann aber seien verschiedene Sprachen entstanden. Nur bei den Hebräern, — den Nachkommen der Söhne Hebers, welche allein am Thurmbaue sich nicht betheiligt, — habe jene Ursprache sich erhalten. Diess Letztere geschah, „damit unser Erlöser, der nach seiner Menschheit von den Hebräern abstammen sollte, nicht der Sprache der Verwirrung, sondern derjenigen der Gnade sich bedienen möchte."

Die Ansicht, welche über den Ursprung der Sprache Dante hier geltend macht, war bereits von Andern vorgetragen worden und wird von ihm nur wiederholt. Indess ist es auch in diesem Punkte wieder der Dichter selbst, der dieser von ihm vertretenen Auffassung entgegentritt. In der Göttlichen Komödie (Parad. XXVI) sagt er das gerade Gegentheil davon. Gott habe dem ersten Menschen die Fähigkeit zu reden zwar, nicht aber eine bestimmte Sprache anerschaffen. Schon vor dem Thurmbau sei die Sprache der ersten Menschen erloschen gewesen. Dass die Menschen sprechen, sei ein Werk der Natur; ob aber so, oder anders, das überlässt sie ihnen selbst. Es ist diess jedenfalls die reifere Ansicht, die viel-

leicht dem Dichter eigenthümlich angehört. Abermals ein Grund, der für die frühe Entstehungszeit der fraglichen Schrift spricht.

Zu seinem eigentlichen Gegenstande übergehend, unterscheidet Dante unter den Völkern Europa's drei Gruppen von Volkssprachen, — drei Gruppen, die wir heutzutage als die germanische, die griechische und die romanische Sprachfamilie bezeichnen würden. Letztere zerfällt ihm wieder in drei Abtheilungen: das Provençalisch-Katalonische, das Fränkische und das Italienische. Weil aber diesen drei Sprachen viele Ausdrücke gemein sind, so zieht er daraus den Schluss, sie seien in den ersten Zeiten der Verwirrung Eins gewesen. Warum aber nicht lieber den richtigeren und näher liegenden, dass das Lateinische der Grund dieser Gemeinsamkeit ist? Einfach aus dem Grunde, weil er die romanischen Sprachen für älter als das Lateinische hält. Jene sind ihm die ursprünglichen, diese die abgeleitete; jene die Mütter, diese die Tochter; jene das Produkt der Natur, diese das der Kunst und — der Uebereinkunft vieler Völker! Und warum kamen diese vielen Völker darin überein, eine neue Kunstsprache zu erfinden? Damit die Lehren und Thaten der Früheren, oder der durch den Raum von uns Getrennten, uns nicht gänzlich oder zum grössten Theile unbekannt blieben.

Unter den drei romanischen Sprachen räumt Dante, wie sich von selbst denken lässt, dem Italienischen den Vorzug ein. Aber die italienische Volkssprache zerfällt wieder in mehrere Dialekte, deren Dante nicht weniger als vierzehn aufzählt, die selbst wieder verschiedene Variationen in sich fassen. Diese Dialekte nimmt er nun einzeln durch, bei keinem aber findet er jene italienische Volkssprache, die er sucht und die erlauchte nennt. Dieselbe ist überall und nirgends. Sie ist in jedem Dialekte erkennbar, gehört aber keiner italienischen Provinz ausschliesslich an. Sie ist eine Auswahl des Besten aus allen, sie entsteht also auf eklektischem Wege und wird von Dante die erlauchte, Angel-, Hof- und Rechtssprache *(idioma illustre, cardinale, aulicum et curiale)* genannt.

Im zweiten Buche bespricht Dante die Frage, wie diese erlauchte italienische Volkssprache angewendet werden soll. Ihrer sich zu bedienen gezieme sich Denen nur, welchen Einsicht und Kenntnisse zu Gebote stehen. Und auch diese dürfen sie nur gebrauchen, wenn sie würdige Stoffe behandeln, nämlich: Waffen, Liebe, Tugend. Er redet aber nur von deren Anwendung in der Poesie, „weil sie die Prosaiker mehr von den Dichtern empfangen und weil jenen diese als Muster dienen sollen.“ Die entsprechende Form für die erlauchte Volkssprache und ihren würdigen Gegenstand sei die Canzone. Ihr eigne der tragische Styl, welcher gewichtige Gedanken, stolze Verse, vornehmen Satzbau und gewählte Worte fordere. Mit der Untersuchung des Baues, der Sprache u. s. w. dieser Dichtungsart beschäftigen sich nun die letzten Kapitel des zweiten Buches, welche wenigstens einen Beweis dafür liefern, wie viel Nachdenken Dante diesem Gegenstande gewidmet und wie er seinen zeitgenössischen Dichtern gegenüber eine scharfe und schneidende Kritik zu üben verstand. —

— Ein Werk über die italienische Nationalsprache, von einem Manne, der um dieselbe die grössten Verdienste sich erworben, muss schon an sich höchst wichtig erscheinen. Als die beste Autorität auf dem Gebiete der romanischen Sprachforschung dürfte Dante freilich kaum gelten. Seine Theorien über Ursprung und Entstehung der Sprachen überhaupt und der romanischen insbesondere sind vielmehr als unhaltbare zu bezeichnen. Nicht einmal in dem, was er über die verschiedenen italienischen Dialekte und deren Verhältniss zur italienischen Nationalsprache sagt, dürfte er das Richtige getroffen haben. Denn dass der Bildung letzterer der toscanische Dialekt vorzüglich zu Grunde liegt, ist wohl ausser Zweifel. Einen solchen Vorzug räumt aber Dante seinem Mutteridiom durchaus nicht ein, sondern eher noch dem sicilischen. Aber gleichwohl kommt diesem Werke, trotz seiner Mängel und seiner unvollendeten Gestalt, eine hohe Bedeutung zu. Fragen, deren Wichtigkeit erst

in späteren Zeiten erkannt wurde, denen aber das Mittelalter gar wenig Aufmerksamkeit schenkte, werden hier zum ersten Male mit wissenschaftlichem Ernste untersucht. Diese Schrift ist zugleich das erste mit der italienischen Nationalliteratur sich befassende Werk. Weder von den Anfängen der italienischen Sprache, noch von denen der italienischen Literatur kann man reden, ohne auf Dante's *De vulgari eloquentia* zurückzugehn. Für Beides ist das Werk als eine unschätzbare Quellenschrift zu betrachten. Durch dasselbe hat der Dichter ferner wesentlich dazu beigetragen, die Nationalsprache Italiens für alle Zeiten festzustellen. Worin er aber am grössten dasteht, das ist in seinem hohen Zweck, in seiner edlen Vaterlandsliebe. „Nirgends in der That leuchtet sie herrlicher, als wenn er die Sprache seines Volkes wie ein Sohn seine Mutter gegen ihre latinisirenden Verächter in Schutz nimmt. Es war das Gut, das höchste, das er seiner Nation geben konnte und das er ihr wirklich gegeben hat, nämlich die Einheit einer nationalen Sprache, einer nationalen Literatur, und an ihm fürwahr lag die Schuld nicht, dass er ihr nicht auch die politische geben konnte."

Lange freilich ward diese edle Absicht des Dichters nicht anerkannt und nicht gebührend geschätzt. Obschon sein Werk über die Volkssprache seinem Zeitgenossen *Villani* und seinem ältesten Biographen *Boccaccio* bekannt war, so scheint es doch keine grosse Beachtung gefunden zu haben. Mehr als ein Jahrhundert lang war es wie gänzlich verschollen, und erst 1529 wurde es durch die italienische Uebersetzung des *Gian Giorgio Trissino* wieder bekannt. Und wie die Schrift über die Monarchie den Zorn der Curie, so rief diese den Zorn der Florentiner im höchsten Grade wach. Ihr Stolz fühlte empfindlich sich verletzt, weil Dante nicht ihr Idiom als mustergültig hingestellt. Sie verwarfen daher nicht Dante's Lehre allein, sondern auch sein Buch und sprachen demselben die Aechtheit ab. Und bis auf den heutigen Tag gibt es noch Solche, welche es für unächt zu halten den wunderlichen

Einfall haben. Doch hat der Zorn der Florentiner dem Dichter und seinem Ruhme so wenig als derjenige des Pfaffenthums Schaden bringen können. —

Fünftes Kapitel.

Das Denkmal der zweiten Liebe.

* Wird Deines Wort's anfänglicher Geschmack
Auch lästig sein, so wird es, wenn verdaut,
Dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen.
Paradiso XVII, 130 ff.

Das nächst seinem grossen Gedichte umfassendste Werk Dante's ist der Darstellung seiner zweiten Liebe, — der Liebe zur Philosophie, — gewidmet. Es bildet mit der *Vita Nuova* und der *Divina Commedia* die grosse Dante'sche Trilogie, das allgemeine, ewig wahre Epos unseres geistigen Lebens und steht zwischen beiden in der Mitte. Ist die *Vita Nuova* die Geschichte des Lebens in kindlich-gläubiger Einfalt, — ist die *Divina Commedia* die Geschichte der Rückkehr aus sittlich-religiöser Verirrung; so ist *das Gastmahl* die Geschichte des Abfalls, des mit dem Zweifel ringenden Gemüthes.

Es gehören demnach die drei: *Neues Leben*, *Gastmahl* und *Göttliche Komödie* untrennbar zusammen und bilden Ein grosses,

unzertrennliches Ganzes. Schon hieraus ist ersichtlich, welche hohe Wichtigkeit dem Werke zukommt, zu dessen kurzer Besprechung wir uns nun wenden.

Dasselbe hat der Verfasser „das Gastmahl,“ *il Convito*, (vielleicht richtiger *il Convivio*, oder *amoroso Convivio* = das Gastmal der Liebe) betitelt, eine Benennung, die er vielleicht der gleichnamigen Schrift Plato's entlehnte, obwohl die beiden Werke ausser dem Titel auch nicht die geringste Verwandtschaft mit einander haben und es ausserdem zweifelhaft ist, ob Dante den bezüglichen Dialog des griechischen Philosophen je gekannt habe. Er selbst spricht sich in der Einleitung auf folgende Weise darüber aus: „O selig die Wenigen, die an dem Tische, wo man Engelsbrod geniesst, sitzen, und elend die, welche mit den Schafen gemeinsame Nahrung haben! Da aber jeder Mensch dem Menschen ein natürlicher Freund ist und da jeder Freund den Mangel Dessen bedauert, Den er liebt: so sind die, welche an einem so hehren Tische gesättigt werden gegen Jene von Mitleid erfüllt, welche sie wie das Vieh mit Gras und Eicheln sich nähren sehen. — — Ich daher, der ich zwar nicht am holden Tische sitze, aber, der Weide des gemeinen Haufens entflohen, zu Derer Füssen, die dort sitzen, die Brosamen auflese, die sie fallen lassen, und das elende Leben Derer, die ich hinter mir zurückgelassen, kenne, — ich habe durch die Süssigkeit dessen, was ich nach und nach aufsammle, von Mitleiden bewogen, jedoch ohne mich selbst zu vergessen, Einiges für jene Armen aufbewahrt, was ich ihren Augen schon längst gezeigt und dadurch noch grösseres Verlangen in ihnen erweckt habe. Indem ich nun für sie anzurichten gedenke, ist es meine Absicht, ein allgemeines Gastmahl zu veranstalten, von Demjenigen sowohl, was ich ihnen bereits gezeigt, als auch von dem Brode, dessen es zu solcher Speise bedarf; denn es würde dieselbe, ohne dieses ihrer würdige Brod von ihnen bei diesem Gastmahle nicht genossen werden können und vergebens aufgetragen sein.“

In der Form ist das *Convivio* der *Vita Nuova* ähnlich. Es ist wie diese in der Volkssprache, d. h. italienisch, geschrieben, wie bei dieser ist sein Hauptthema des Dichters Liebe, — freilich nicht die nämliche — und wie diese besteht es aus Poesie und Prosa, mit dem wesentlichen Unterschied allerdings, dass im *Neuen Leben* die Gedichte die Hauptsache sind, während im *Gastmahl* das Verhältniss ein umgekehrtes ist; hier ist der prosaische Commentar zu den Gedichten die Hauptsache; letztere bilden nur den Ausgangs- und Anknüpfungspunkt.

Das Werk ist, wie das über die Volkssprache, unvollendet geblieben. Des Dichters Plan und Absicht war, vierzehn seiner Canzonen mit einem ausführlichen, populär-wissenschaftlichen Commentar zu versehen und sie dadurch den Ungelehrten geniessbar zu machen. Allein nur drei von diesen vierzehn Canzonen haben ihre Erklärung gefunden. Der Commentar zu einer jeden bildet mit dieser eine Abhandlung *(trattato)* des Werkes. Voran geht eine einleitende Abhandlung, so dass das Ganze in seiner jetzt vorliegenden Gestalt aus vier Abhandlungen besteht. Die Arbeit war sehr weit angelegt; nur etwa ein Viertel ist vollendet worden und das bildet bereits einen ganz anständigen Band. Zieht man aber in Betracht, dass jede folgende Abhandlung die vorangehende an Umfang bedeutend übersteigt (die vierte z. B. ist ungefähr gerade so umfangreich, wie die zweite und dritte zusammengenommen), nimmt man ferner an, dass die Arbeit im gleichen Verhältniss fortgesetzt worden wäre, so würde sie, wenn vollendet, ein bändereiches Werk abgegeben haben. Die Gründe, welche den Verfasser von der Fortsetzung seiner Arbeit abgehalten, lassen sich nicht mit Sicherheit angeben. Am wahrscheinlichsten dürfte aber wohl die Annahme sein, dass die Arbeit durch Heinrichs VII. Römerzug unterbrochen und später vom Dichter nicht wiederaufgenommen worden. Warum aber nicht wiederaufgenommen? Hierauf wird allgemein geantwortet, weil der Dichter es vorgezogen habe, seine

ganze Kraft auf das Hauptwerk seines Lebens zu vereinigen. Und gewiss mag diess ein Grund sein. Aber doch nur *ein* und nicht einmal der *Hauptgrund.* Derselbe ist vielmehr in der innern Entwicklungsgeschichte des Dichters zu suchen. Das *Gastmahl* ist der Verherrlichung seiner Liebe zur Philosophie gewidmet. Nun haben wir bereits früher gesehen, wie der Dichter bald nach Heinrichs verunglücktem Römerzug auf einen andern Standpunkt gelangte und in dieser seiner zweiten Liebe eine Untreue, eine sündliche Verirrung erkannte. War aber einmal eine solche Veränderung in seinem Innern vorgegangen, dann musste es ihm schlechterdings moralisch unmöglich sein, die begonnene Arbeit wieder aufzunehmen, die als sündig erkannte Liebe wieder zu verherrlichen. Er musste vielmehr sein Werk — verwerfen und er hat es auch in der That, — wenigstens zum Theil, — obwohl stillschweigend, gethan, indem er in der *Divina Commedia* hin und wieder Ansichten widerlegt, die er im *Convivio* selbst vorgetragen.

Was die Frage nach der Entstehungszeit des *Convivio* angeht, — die, wiewohl früher schon berührt, doch hier nicht ganz übergangen werden darf, — so ist zunächst zwischen den Liedern und dem prosaischen Commentar dazu zu unterscheiden. Erstere sind viel älteren Datums; die erste und zweite der drei commentirten Canzonen sind jedenfalls noch im dreizehnten Jahrhundert entstanden, wie diess aus deren Erwähnung in der *Divina Commedia* hervorgeht, deren Vision der Dichter in das Jubeljahr 1300 versetzt. Der Commentar dagegen ist jedenfalls viel später entstanden, was schon jene Stelle am Eingange beweist, wo Dante so rührend über seine Verbannung und die im Exile ertragenen Leiden klagt. Man hat nun zwar die Ansicht ausgesprochen, und mit grosser Energie geltend zu machen gesucht, die vier Abhandlungen des *Convivio* seien zu verschiedenen Zeiten abgefasst worden, nämlich die zweite und dritte noch im dreizehnten Jahrhundert, die zwei andern hingegen mehrere Jahre später. Indess

hat diese Ansicht wenig Beifall gefunden und wird schon dadurch vollständig widerlegt, dass der Verfasser, wie die öfters vorkommenden Hinweisungen auf später deutlich zeigen, nach einem sehr bestimmten Plane gearbeitet hat. Wo wiederholt die Bemerkung vorkommt: „wie wir unten, in der zweiten, vierten u. s. w. Abhandlung näher zeigen werden," da wird man denn doch annehmen müssen, das bezügliche Werk sei in der Reihenfolge geschrieben worden, in welcher es vorliegt. Und da es im vorliegenden Falle dem also ist, so muss das *Convivio* erst mehrere Jahre nach der Verbannung begonnen worden sein.

Zur Feststellung der Entstehungszeit desselben bietet nun das Werk selbst folgende Daten dar: Im dritten Kapitel des ersten Traktates klagt Dante über das Loos des Exils, das ihn getroffen, und sagt dabei: „Nachdem es den Bürgern der allerschönsten und berühmtesten Tochter Roms, Florenz, gefiel, mich aus ihrem süssesten Schoosse hinauszuwerfen, habe ich nahezu alle Theile, wohin diese Sprache sich erstreckt, fast bettelnd durchwandert und gegen meinen Willen die Schläge des Schicksals zur Schau getragen, die öfters dem Geschlagenen zur Last gelegt werden. Wahrlich, ich bin ein Schiff ohne Segel und ohne Steuer gewesen, durch den trockenen Wind, den die bittere Armuth weht, zu verschiedenen Häfen und Buchten und Ufern verschlagen." Aus dieser Stelle geht wenigstens so viel hervor, dass der Dichter, als er sie schrieb, bereits einige Jahre das Loos der Verbannung getragen. Damit übereinstimmend, bemerkt er im ersten Kapitel des nämlichen Traktates, er schreibe, nachdem seine Jugend bereits verflossen sei; nun dauert die Jugend *(gioventute)*, wie er im vierten Traktat sagt, bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahre. Und da er 1265 geboren, so war für ihn das 45. Lebensjahr, beziehungsweise seine Jugend, erst im Jahre 1310 verflossen. Es könnte demnach scheinen, als wäre man zu dem Schlusse nicht allein berechtigt, sondern sogar gezwungen, das *Convivio* sei frühestens im Jahr 1310 entstanden. Allein

dieser Schluss wäre doch ein voreiliger. Es kommen im nämlichen vierten Traktat Stellen vor, welche durchaus auf eine frühere Zeit hinweisen. So wird im sechsten Kapitel Karl II. von Neapel deutlich als noch lebend angeführt. Da nun Karl am 5. Mai 1309 starb, so folgt aus dieser Stelle bereits, dass das *Convivio* vor diesem Zeitpunkte geschrieben wurde. Das Nämliche geht aus dem dritten Kapitel desselben Traktates hervor, wo der Dichter Friedrich II. den letzten römischen Kaiser nennt, beifügend, die seitdem erwählten, Rudolf von Habsburg, Adolph von Nassau und Albrecht von Oestreich seien nicht zu zählen. So hätte sich aber Dante nicht äussern können und hätte sich ohne Zweifel nicht geäussert, falls er sein Werk nach dem September 1309, — d. h. nachdem Heinrich VII. zu Speier seinen Römerzug beschlossen, — geschrieben haben würde. Weisen uns diese Stellen *spätestens* auf den Anfang des Jahres 1309 zurück, so verbietet die vorhin angeführte bittere Klage über des Dichters Schicksal die Abfassung des *Convivio* viel früher zu setzen, und es geht aus diesen Daten mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass dieses Werk um das Jahr 1308 abgefasst, — vielleicht erst in den ersten Monaten von 1309 in seiner von Dante hinterlassenen Gestalt vollendet wurde.

Nur Eine Stelle scheint dem zu widersprechen und zur Annahme einer spätern Abfassungszeit zu zwingen, nämlich die vorhin erwähnte, in welcher Dante sagt, er schreibe, nachdem seine Jugend bereits verflossen sei. Will man aber weder einen Selbstwiderspruch bei Dante annehmen, noch auch zu der durchaus unbegründeten Ansicht sich bequemen, die erste Abhandlung sei viel später als die vierte entstanden; so werden wir diese Stelle nicht allzusehr premiren dürfen. Wenn der Dichter auch seiner Bestimmung der Dauer der verschiedenen Lebensalter consequent treu bleiben wollte, so konnte er, wo es sich nicht um eine mathematische oder juristische Berechnung handelte, gleichwohl sagen, seine Jugend, d. h. jene, zwanzig Jahre umfassende, Lebensperiode, welche erst mit

dem fünfundvierzigsten Lebensjahre zu Ende geht, sei für ihn bereits verflossen, obwohl noch ein Jahr oder etwas darüber bis zu jenem Termine fehlte. Dazu will es mir aber denn doch fraglich scheinen, ob Dante, so oft er von seinem Alter sprach, sich stets seiner Theorie bewusst blieb, nach welcher die Jugend erst mit zurückgelegtem fünfundvierzigsten Lebensjahre zu Ende geht. Ich sollte nämlich meinen, wer auch einer solchen Theorie huldige, werde, von sich selbst redend, schwerlich sagen, seine Jugend sei noch nicht verflossen, wenn er bereits sein vierzigstes Lebensjahr überschritten. Die nüchterne, natürliche Anschauung macht sich eben doch oft auch da geltend, wo theoretisch eine andere verfochten wird; des gewöhnlichen Sprachgebrauches bedient sich im Leben auch Der tagtäglich, der ihn für wissenschaftlich nicht für exakt oder geradezu für irrig hält. —

Hätte Dante das *Convivio* nach seinem Plane zu Ende geführt, so wäre dasselbe eine ausführliche und, man möchte sagen, vollständige Encyklopädie des menschlichen Wissens zu seiner Zeit geworden. Die vier Abhandlungen, welche davon vollendet wurden, tragen einen durchaus encyklopädischen Charakter; — das *Convivio* ist eine philosophische Encyklopädie. Aber freilich keine systematische; die Anordnung des Stoffes ist, — wenn überhaupt von einer solchen geredet werden kann, — eine rein zufällige. Ein unermesslicher Vorrath von Gelehrsamkeit ist hier gesammelt — und zwar ein Stück nach dem andern, gerade wie sie dem Dichter zufällig in die Hand kamen. Der einzige dünne Faden, der diese ganze gelehrte Mosaikarbeit zusammenhält, sind die drei Canzonen, zu welchen die Arbeit ein Commentar sein soll. An einen Commentar im eigentlichen Sinne ist nun aber freilich keineswegs zu denken; für das sachliche Verständniss der Canzonen ist mit demselben blutwenig gewonnen. Die einzelnen Zeilen, nicht selten auch die einzelnen Wörter der Gedichte, sind dem Dichter gleichsam ein Haken, woran er seine gelehrten Kenntnisse aufhängt. Ein ungeheures

gelehrtes Material ist hier gesammelt, allein ein schöner kunstvollendeter Bau nicht aufgeführt worden. Man möchte sagen, der Dichter habe hier mit erstaunlichem Fleisse das rohe Material gesammelt, welches er in der *Divina Commedia* als vollendetster Künstler zu dem grossartigsten, erhabensten Baue verarbeitete.

Bei einer solchen Beschaffenheit des *Convivio* ist eine kurze Analyse, oder auch nur eine übersichtliche Angabe seines Inhaltes, schlechterdings unmöglich. Wenige Andeutungen mögen desshalb genügen.

In der ersten Abhandlung, welche die Einleitung zum Ganzen bildet, gibt Dante zuerst die Gründe an, welche ihn sein Werk zu schreiben bewogen. Dieser Gründe sind vorzüglich zwei: erstens der Wunsch, die gelehrten philosophischen Kenntnisse allgemeiner zu verbreiten, sodann der Wunsch, sich selbst in Derer Augen zu rechtfertigen, die, ihn aus seinen Gedichten beurtheilend, seine „Liebe" ihm zum Vorwurf machen würden. Sodann wird ausführlich auseinandergesetzt, warum das Werk nicht in der lateinischen, sondern in der Volkssprache, d. h. italienisch, geschrieben wurde.

Die zweite Abhandlung beginnt mit einer Hinweisung auf den vierfachen Sinn der Schriften: den buchstäblichen, allegorischen, moralischen und anagogischen. Sodann berichtet er von seiner doppelten Liebe: zu *Beatrice* und zur *Donna gentile*, worunter er nur die Philosophie verstanden wissen will. Dann erst werden die Schleusen mittelalterlicher Gelehrsamkeit recht geöffnet. Von der Erde steigt der Dichter empor zu den neun Himmeln und von da noch weiter bis zum Empyreum hinauf. Er belehrt seine Leser über die Intelligenzen, die verschiedenen Klassen der Engel u. dgl. In sich selbst zurückkehrend, erzählt er vom erlebten Kampfe zwischen der einen und der andern Liebe. Dann spricht er von der Unsterblichkeit, von dem entsprechenden Verhältniss der sieben Planetenhimmel zu den sieben Wissenschaften des *Triviums* und *Quadriviums* und zum Schluss vom Einflusse,

den die Schriften des *Boëtius* und *Cicero* auf ihn ausgeübt. Auch die dritte Abhandlung eröffnet sich mit der Erzählung der zweiten Liebe des Dichters, wie sie entstand und wie sie gross ward. Der Anfang der Canzone, die er in dieser Abhandlung auslegen will — „die Liebe, die zu mir im Herzen spricht" — veranlasst ihn, den Begriff der Liebe zu definiren. Die Definition ist für Dante höchst charakteristisch: „Eigentlich genommen und genau betrachtet ist die Liebe nichts Anderes, als eine geistige Vereinigung der Seele mit dem geliebten Gegenstande." Hierauf wird von den verschiedenen Seelenkräften, den verschiedenen Arten der Liebe, der menschlichen Schwäche, vom Umlauf der Sonne um die Erde und vielem Anderem mehr gesprochen. Die vierte Abhandlung endlich handelt vorzüglich vom Wesen des Adels. Was denselben ausmache, das sei weder Reichthum, noch Abstammung, sondern persönliche Tüchtigkeit und Tugend. Wo Tugend, da Adel; wo keine Tugend, kein Adel. Wer von Guten abstammend schlecht sei, Der müsse nicht nur gemein, sondern höchst gemein genannt werden. Nicht das Geschlecht mache die Einzelnen edel, sondern umgekehrt die Einzelnen das Geschlecht. Offenbar verkennt hier der Dichter die geschichtliche Bedeutung des Adels, indem er die subjectiv-edle Gesinnung mit dem Adel als Stand verwechselt. In spätern Zeiten scheint er übrigens seine Ansicht einigermassen modificirt zu haben. Aus mehreren Stellen der göttlichen Komödie geht hervor, dass er auf die Erblichkeit des Adels doch wesentlich mehr Gewicht legte, als hier geschieht. Auch den Adel seines eigenen Blutes wusste er recht wohl zu schätzen. Wie er im Paradiese seinen Urahn *Cacciaguida* begegnet, ruft er aus:

Wohl bist gering Du, unsres Blutes Adel;
 Doch wenn die Menschen *hier* sich Deiner rühmen,
 Wo Schwachheit unsre Neigungen bestimmt,
So soll's in Zukunft nimmer mich verwundern,
 Da *dort*, wo nichts den Wunsch vom Rechten ablenkt,
 Im Himmel, sag' ich, Deiner ich mich rühmte.

Du bist ein Mantel, der gar bald zu kurz wird;
Die Zeit bestutzt ihn rings mit ihrer Scheere,
Thut man von Tag zu Tage nicht hinzu.

Ueber Werth und Bedeutung des *Convivio* gehen die Anichten unendlich aus einander. Man hat es als das unbedeuendste unter allen Werken Dante's bezeichnet, es „ein poetisches Ionstrum“ genannt, und was die allegorische Erklärung der Canonen angeht, den Dichter sogar der bewussten Unredlichkeit bechuldigt, indem man behauptete, er habe denselben absichtlich inen Sinn beilegen wollen, an welchen er bei deren Abfassung ar nicht gedacht. Dass etwas Wahres in diesen Urtheilen liege, oll freilich nicht geleugnet werden. Trotz der ungeheuren Gelehramkeit, welche der Dichter in dieses Werk niedergelegt, werden ir doch den früher besprochenen den Verzug einräumen müssen.)er Hauptmangel scheint uns in der vom Dichter gewählten Form er Darstellung zu liegen. Wir können nicht umhin, es einen unlücklichen Gedanken zu nennen, diese Masse von scholastischhilosophischer Gelehrsamkeit in der Form einer allegorischen Erlärung poetischer Erzeugnisse zu liefern, die im Grunde der Erlärung kaum bedurften und ohne den Commentar verständlicher rscheinen, als mit demselben. Von der Unredlichkeit zwar, deren r beschuldigt wird, müssen wir Dante durchaus freisprechen. Der inzige Fehler, wenn man es so nennen will, besteht in dieser Beiehung darin, dass er nur den allegorischen Sinn seiner Gedichte etont, während er über deren buchstäblichen nicht allein stillchweigend hinweggeht, sondern ihn geradezu ausgeschlossen wissen ill. Dante hat hier, um einen früher gebrauchten Ausdruck zu iederholen, *die Wahrheit* zwar gesagt, aber nicht *die ganze* Vahrheit. Das *Convivio* ist aber in einer Periode sittlich-reliiöser Krisis im innern Leben des Dichters entstanden; es ist, wie ir es in der Ueberschrift dieses Kapitels nannten, das Denkmal einer zweiten Liebe, — einer Liebe, die in keiner Beziehung eine

reine und unschuldige genannt werden kann, mag man sie nun als eine rein allegorische, oder aber als eine zugleich reell-sinnliche auffassen. Für die Kenntniss dieser Periode im Leben Dante's ist desshalb dieses Werk von hoher Wichtigkeit, ja, es ist schlechthin unentbehrlich. Noch grösser wird aber diese Bedeutung, wenn wir beachten, dass das *Convivio* nicht eine allegorische Erklärung Dante'scher Gedichte bloss, — nicht allein die Schilderung einer kampf- und qualvollen Periode im inneren Leben des Dichters ist, sondern zugleich eine grosse Allegorie, — die Allegorie des menschlichen Lebens in seinem Abfall vom kindlichen Glauben, in seinem fruchtlosen Ringen und Streben nach Erkenntniss, nach innerer Ruhe, nach innerem Frieden. Das *Convivio* bildet somit die Brücke zwischen der *Vita Nuova* und der *Divina Commedia.*

Was die literar-historische Bedeutung des Werkes betrifft, muss vorzüglich zweierlei rühmlichst hervorgehoben werden. Dante's *Convivio* ist zunächst das allererste Beispiel wissenschaftlicher Prosa in der italienischen Literatur. Vor ihm schon hatten Andere in der italienischen Volkssprache gedichtet, — Andere bereits in dieser Sprache Chroniken geschrieben und wohl auch noch leichtere Waare in Prosa geliefert. Allein streng wissenschaftliche Gegenstände, scholastische Fragen in der noch jungen, in ihrer Entwicklung begriffenen italienischen Sprache zu behandeln, — das ist in diesem Dante'schen Buche das Neue, das hatte vor ihm Keiner noch gewagt, Keiner daran gedacht. Dante dachte, Dante wagte sich daran, weil er, — und damit kommen wir auf das Zweite, was besonders betont zu werden verdient, — bei Abfassung seiner Schrift einen höchst edlen Zweck im Auge hatte, nämlich, die eigentliche Schulgelehrsamkeit zu popularisiren, sie dem Volke zugänglich zu machen. „Dass die Belehrung der Ungebildeten, denen die Schulgelehrsamkeit abging, ohne welche noch keine allgemeinen Kenntnisse zu erreichen waren, die leitende Absicht bei diesem Werke Dante's war, ist in der Einleitung des-

selben mit klaren und vielen Worten ausgesprochen. Zur Wissenschaft und Tugend soll es die ungelehrte Schichte des Volkes hinführen, die Schranken, welche die ungelehrte Masse von dem Quell der Bildung absperrten, sprengen." Als ein erster nennenswerther Versuch, Wissenschaft und Leben zu vermitteln, zu verbinden, die Kluft zwischen dem Gelehrtenstande und dem Volke zu überbrücken, steht Dante's *Convivio* in seiner Zeit einzigartig da, auf eine Zeit hinweisend und sie weissagend, die erst nach einem halben Jahrtausend kommen sollte.

Und noch eine andere Bemerkung wollen wir dabei nicht stillschweigend übergehen, obschon sie bereits von Andern gemacht worden ist. Auch darin nämlich erscheint Dante recht eigentlich als Vorläufer und Prophet unserer Zeit, dass er als Laie die gesammte Bildung und Gelehrsamkeit seiner Zeit — und zwar nicht nur die weltliche, sondern auch die theologische — sich angeeignet und, was unendlich mehr sagen will, sie allgemein su verbreiten suchte. Hierin steht Dante unter seinen Volks- und Zeitgenossen eben so einzigartig da, wie sein Volk unter den übrigen mittelalterlichen Nationen einzigartig dasteht. Sonst lag die Gelehrsamkeit im Mittelalter durchaus in den Händen der zünftigen Gelehrten, die, mit seltenen Ausnahmen, dem Clerus angehörten. Nur in Italien gab es einen gebildeten, geistig selbstständigen Mittelstand, der sich einiger Wissenschaftszweige, vorzüglich der Geschichtsschreibung, bemächtigt hatte. Allein nur ein Dante hatte auch hier zu dem Uebrigen auch noch das gesammte theologische Wissen sich angeeignet und strebte darnach, es den Uneingeweihten mitzutheilen. Hierin ist denn auch, wie schon von Anderen richtig bemerkt wurde, die eigentliche literarische Bedeutung des *Convivio* zu suchen.

Eine fernere Bedeutung dieses Werkes liegt dann aber allerdings auch darin, dass das Studium desselben das Verständniss der *Divina Commedia* wesentlich erleichtert und fördert. In dieser

Beziehung wenigstens ist es sehr zu bedauern, dass das *Convivio* unvollendet geblieben. Hätte es Dante zu Ende geführt, so wäre es dann wohl nicht unmöglich, obgleich allerdings eine schwierige und mühsame Arbeit, aus demselben einen ziemlich vollständigen philosophischen Commentar zur *Divina Commedia* herzustellen, welche eine schöne Anzahl der vorhandenen völlig entbehrlich machen würde. Schon das Studium des vorliegenden Theiles des *Convivio* ist die beste Vorschule für das Verständniss des erhabenen Gedichtes.

Sechstes Kapitel.

Der Briefwechsel.

> **Dieser tüchtige Dichter schrieb auch viele Briefe in lateinischer Prosa, von welchen sehr viele noch vorhanden sind.**
>
> **Boccaccio, *Vita di Dante.***

Schon wiederholt mussten wir in unserer Darstellung den Mangel an sicheren Nachrichten über die äusseren Lebensumstände Dante's beklagen, und auch der nächste Abschnitt wird zur Wiederholung dieser schmerzlichen Klage öfters veranlassen. Es rührt dieser Mangel besonders von dem beklagenswerthen Umstande her, dass die Briefe des Dichters zum bei weitem grösseren Theile verloren gegangen, oder aber unbekannt geblieben sind. Dass Dante's

Briefwechsel ein ausgebreiteter und inhaltreicher war, diess wird von seinen ältesten Biographen einstimmig bezeugt. Der Chronist *Giovanni Villani*, Dante's Zeitgenosse, äussert sich darüber folgendermassen: „Unter den übrigen schrieb er drei edle Briefe: den einen sandte er an die florentinische Regierung, über sein unverdientes Exil sich beklagend; den andern schickte er an den Kaiser Heinrich, als dieser Brescia belagerte, seine Saumseligkeit tadelnd, fast prophezeiend; den dritten an die Cardinäle, als nach des Papstes Clemens Tode der römische Stuhl erledigt war, damit sie sich zur Wahl eines italienischen Papstes vereinigen möchten." *Boccaccio*, in der an die Spitze dieses Kapitels gesetzten Stelle, redet von vielen, zu seiner Zeit noch vorhandenen und bekannten Dante'schen Briefen. Dessgleichen spricht *Leonardo Bruni* von mehreren Briefen, wovon er selber einige gesehen, und führt Stellen aus einzelnen an, die für uns als verloren zu betrachten sind. *Filelfo* redet gar von unzähligen Briefen Dante's und führt die Anfangsworte von etlichen derselben an; indess wissen wir bereits, wie wenig man diesem Schriftsteller glauben darf, und die Art, wie er von uns bekannten Schriften Dante's zu reden sich nicht entblödet, zeigt, dass er auch fähig war, Anfangsworte von Schriften Anderer, die er nie eingesehen, in der Hoffnung, seine Leser würden sie auch nicht einsehen, selbst zu fabriziren. Aus diesen Zeugnissen geht aber immerhin so viel hervor, — was übrigens schon aus den Lebensumständen des Dichters und aus seiner Art sich schliessen lässt, — dass sein Briefwechsel ein sehr ausgebreiteter gewesen sein muss. Allein bis zur Stunde sind nur vierzehn Briefe vom Sänger der Göttlichen Komödie bekannt, und noch dazu wird bei einigen unter diesen hin und wieder, zum Theil mit sehr guten Gründen, die Aechtheit bestritten.

Diese, verhältnissmässig doch nur wenigen Briefe unseres Dichters, sind aber zum grössten Theile erst in der jüngsten Zeit wieder aufgefunden worden, nachdem sie zuvor Jahrhunderte lang

unbekannt gewesen. Es mag wohl nicht für ganz überflüssig erachtet werden, an dieser Stelle einige Worte über die Geschichte ihrer Auffindung beizufügen

Ein einziger Brief Dante's, das Dedicationsschreiben an *Can Grande della Scala*, war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im lateinischen Original bekannt und ausser dem nur noch zwei in italienischer Uebersetzung. Im Jahre 1790 machte der treffliche *Dionisi* einen weiteren Brief Dante's im Original bekannt, der für den Dichter höchst charakteristisch ist und den wir weiter unten vollständig mitzutheilen Veranlassung finden werden. Dabei blieb es bis gegen das Ende des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts. Im Jahr 1827 gab *Karl Witte* eine kleine Sammlung Dante'scher Briefe heraus, welche ausser dem bis dahin Bekannten das Original des Briefes an Heinrich VII., ferner den von Villani erwähnten Brief an die zur Papstwahl versammelten Cardinäle und endlich einen Brief an *Cino da Pistoja* zum ersten Male wieder bekannt machte. Von jener Zeit an forschte *Witte* unermüdlich nach anderen ähnlichen Reliquien des grossen Dichters. Zehn Jahre später, 1837, gelang es endlich diesem verdienstvollen Dante-Forscher, unter den Handschriften einer römischen Bibliothek eine Sammlung von neun Briefen Dante's zu entdecken, von welchen nur einer im Original und ein zweiter in italienischer Uebersetzung gedruckt, die übrigen sieben aber bis dahin völlig unbekannt waren. Durch diese Entdeckung ward der bisherige Vorrath verdoppelt; seither ist derselbe nicht mehr bereichert worden.

Von diesen vierzehn unter Dante's Namen bekannten Briefen sind drei völlig unwichtig und noch dazu von sehr zweifelhafter Aechtheit. Geschrieben sind sie im Namen der Gräfin von *Battifolle* an die Kaiserin Margaretha von Brabant, Heinrichs VII. Gemahlin. Der jüngste unter ihnen ist datirt von Poppi im obern Arnothal, den 18. Mai 1311; der älteste ist vermuthlich im Sommer

1310 geschrieben worden. Der Inhalt der drei kurzen Schreiben beschränkt sich auf Danksagungen für erhaltene Nachrichten, auf Glückwünsche, Versicherungen der Theilnahme und Ergebenheit. Sollten diese drei Schreiben wirklich von Dante abgefasst sein, so würden sie uns einen Beweis für das Vertrauen liefern, welches die Gräfin dem verbannten Dichter schenkte. Indess dürfte die Annahme, die Gräfin habe des Dichters als ihres Schreibers sich bedient, denn doch etwas bedenklich sein. In biographischer und literarischer Hinsicht ist aus diesen drei Schreiben weiter rein nichts zu gewinnen.

Gleichfalls nicht in seinem eigenen Namen geschrieben, aber sicher von Dante abgefasst ist der, Namens der Gesammtheit der aus Florenz vertriebenen Weissen und ihres Anführers, *Alessandro da Romena*, an den von Benedict XI. Anfangs 1304 nach Toscana als Friedensstifter abgesandten Legaten, Nicolaus Albertini von Prato, Cardinal von Ostia, geschriebene. Der Cardinal hatte, wie aus dem Briefe selbst hervorgeht, den Verbannten einen Mönch mit grossen Versprechungen gesandt. Der Brief ist nun ein Danksagungsschreiben der Weissen an den Cardinal für seine guten Absichten, mit dem Versprechen, aller Feindseligkeiten gegen die Schwarzen sich enthalten und die Friedensbedingungen dem Cardinal überlassen zu wollen. Geschrieben wurde er vermuthlich im März 1304. Ueber den näheren Inhalt dieses, sowie der übrigen Briefe, werden wir im nächsten Abschnitt gehörigen Ortes zu reden haben.

Der der Zeitfolge nach zweite Brief, an die Grafen Oberto und Guido von Romena gerichtet, ist ein Beileidsschreiben anlässlich des Todes ihres Onkels, des vorhin genannten Alessandro. Wir werden diesen höchst interessanten Brief später mittheilen. Da der Graf *Alessandro da Romena* Ende 1304 oder Anfangs 1305 starb, so muss der Brief um diese Zeit entstanden sein.

Nicht viel später, etwa um 1307, ist der Brief an den Markgrafen *Maroello Malaspina* geschrieben, worin der Dichter das Geständniss ablegt, er habe sich durch neuen Liebesreiz verlocken lassen. Von dieser neuen Leidenschaft redet Dante in einer Weise, als würde er noch in der Periode sich befinden, die er in der *Vita Nuova* beschrieben. „Wie ein herniederfahrender Blitz erschien mir, oh! ich weiss nicht wie, ein Weib, meinen Wünschen in Sitten und Stand völlig entsprechend. O wie sehr erstaunte ich bei ihrem Anblick! Doch wich das Staunen vor dem Schrecken, den der darauffolgende Donner verursachte. Denn wie auf Blitze sofort Donner folgen, so gerieth ich in die Gewalt einer mächtigen und gebieterischen Liebe, sobald ihrer Schönheit Strahlen ich erblickte. Und diese gewaltige Liebe ertödtete, vertrieb, nahm Alles gefangen, was in meinem Inneren ihr zuwider war, nicht anders als ein Herr, der nach langer Verbannung in die Heimat zurückkehrt. Diese Liebe ertödtete in mir jenen löblichen Vorsatz, von Frauen und Liebesliedern mich zu enthalten; diese Liebe verjagte freventlich, als wären sie verdächtig, jene anhaltenden Betrachtungen, wodurch ich Himmlisches und Irdisches beschaute und damit meine Seele fernerhin nicht mehr dagegen sich empörte, nahm diese Liebe meinen freien Willen gefangen, so dass ich nicht dahin wo ich, sondern wo *sie* will, neigen muss. In meinem Herzen thront also die Liebe und keine Kraft, keine Tugend widersetzt sich ihr. In welcher Weise sie mich aber beherrsche, das möget ihr aus dem ersehen, was ich gegenwärtigem Briefe beilege.“ — Die Beilage bestand höchst wahrscheinlich in einer Canzone (die zehnte nach *Witte's* Zählung, beginnend: *Amor, dachè convien pur ch'io mi doglia*), welche in ähnlicher Weise von diesem neuen Liebeszauber redet. Dieser Brief, in Verbindung mit der Canzone, liefert einen neuen schlagenden Beweis für unsere in Bezug auf Dante's zweite Liebe und die Pluralität ihrer real-menschlichen Gegenstände früher aufgestellte Ansicht. — Wer der Empfänger war, darüber

schwanken die Meinungen. Indess kann es sich nur um zwei gleichnamige Personen handeln: *Maroello Malaspina*, Markgraf von *Giovagallo*, Sohn des *Manfredi Lancia*, Gemahl jener *Alagia Fieschi*, welche Dante am Schluss des neunzehnten Gesanges des *Purgatorio* erwähnt, und *Maroello Malaspina*, Markgraf von *Villafranca* und Sohn des *Obizzino*. Bedenkt man nun, dass der Erste das Haupt der Schwarzen war, — dass Dante's freundschaftliches Verhältniss zum Zweiten urkundlich sich nachweisen lässt, — dass Jener zu dieser Zeit ein ergrauter Kriegsmann war, welchem ein Dante wohl schwerlich von Liebesangelegenheiten geschrieben haben würde; Dieser hingegen noch ein Jüngling, dem gegenüber ein solcher Brief sammt Beilage eher schicklich: so wird man sich wohl für den Markgrafen von *Villafranca* entscheiden müssen.

Der Brief an seinen Freund *Cino da Pistoja* ist von zweifelhafter Aechtheit und geringer Bedeutung. Er behandelt die ziemlich müssige Frage, ob es der Liebe entgegen sei, von einem Gegenstande auf den andern überzugehen, und beantwortet sie in bejahendem Sinne. Zum Schlusse werden Worte des Trostes für den gleichfalls aus seiner Vaterstadt verbannten Freund beigefügt: „Ich ermahne Dich, theuerster Bruder, gegen die Unglücksschläge geduldig zu sein. Lies doch die Mittel gegen das Unglück, welche Seneca, der ausgezeichnetste unter allen Philosophen, uns, wie ein Vater seinen Kindern, darbietet, und vergiss ja nicht das Wort: Wäret ihr von der Welt, so würde die Welt das Seinige lieben." Da *Cino's* Verbannung von 1307 bis 1319 währte, muss die Abfassungszeit des fraglichen Briefes in diese Periode fallen.

Von hoher historischer Wichtigkeit sind die Briefe, welche in der Zeit des Römerzuges Heinrichs VII. geschrieben wurden und auf denselben sich beziehen. Es sind ihrer drei auf uns gekommen. Den ersten schrieb Dante ohne Zweifel im Jahr 1310, sobald er vom beschlossenen Römerzuge die erste Kunde erhielt. Er trägt die

Ueberschrift: „Den sämmtlichen und einzelnen Königen Italiens, den Senatoren der hehren Stadt, den Herzogen, Markgrafen, Grafen und Völkern entbietet Frieden der demüthige Italiener und unschuldig verbannte Dante Alighieri aus Florenz.“ In kühner, kräftiger, dichterisch schwungvoller und prophetischer Sprache fordert der Dichter alle Machthaber und Völker Italiens auf, einig zu sein und dem heranziehenden Kaiser sich zu unterwerfen. Noch kühner, ja fast überkühn, redet er im folgenden „an die ruchlosen einheimischen Florentiner“ gerichteten Briefe, der von der Grenze Toscana's, unter der Quelle des Arno, den 31. März 1311, datirt und demnach mit dem Aufbruch Heinrichs VII. gegen Cremona und Brescia ungefähr gleichzeitig ist. Nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, zum Wohle der Menschheit sei die Monarchie unentbehrlich, deren Ausübung, wie Geschichte und Offenbarung beweisen, dem römischen Kaiser zukomme, wendet sich Dante an die Florentiner mit den bittersten Vorwürfen und den furchtbarsten Drohungen. In seinen hohen Hoffnungen, in seiner Siegesgewissheit ahnte er es nicht, was für einen Beschluss jene Macht gefasst, welche alle menschlichen Geschicke lenkt. Im nämlichen Tone schrieb er sechszehn Tage darauf (16. April 1311) an den Kaiser selbst, „dem allerheiligsten Sieger und einigem Herrn,“ sowohl im eigenen, als auch im Namen „aller Toscaner insgesammt, welche Frieden auf Erden wünschen,“ ihn dringend ermahnend, seinen Zug in das Innere von Italien, namentlich nach Florenz, zu beschleunigen. Von diesen drei Briefen werden wir im folgenden Buche weiter reden und ausführliche Mittheilungen aus deren Inhalt machen.

In den gangbaren Sammlungen der Dante'schen Briefe folgt hierauf ein Schreiben an *Guido da Polenta,* Herrn von Ravenna, datirt von Venedig den 30. März 1314. Es ist dieses Schreiben ein Bericht über den Erfolg einer Gesandtschaft nach Venedig, womit *Guido da Polenta* den Sänger der göttlichen Komödie

beauftragt haben soll. Der Berichterstatter spricht sich über die Venetianer in den verächtlichsten Ausdrücken aus. Er habe seine Rede in lateinischer Sprache begonnen, sei aber noch weniger verstanden worden, als wenn er von den fabelhaften Antipoden hergekommen wäre. Man habe ihn bald nach Beginn unterbrochen, mit der Aufforderung, entweder in einer anderen Sprache zu reden, oder aber nach einem Interpreten sich umzusehen. Erstaunt und entrüstet habe er in italienischer Sprache zu reden angefangen, sei aber auch nicht viel besser verstanden worden. „Es ist übrigens keineswegs auffallend, dass sie Italienisch nicht verstehen; denn von dalmatischen und griechischen Vorfahren abstammend, haben sie in dieses edle Land nichts Anderes als die schlechtesten und verächtlichsten Sitten mitgebracht, mit sammt dem Schmutz jeder zügellosen Schamlosigkeit.“ Zum Schluss bittet der Berichterstatter seinen Herrn, er möge ihn künftig mit ähnlichen Aufträgen verschonen. Sollte dieser Brief wirklich von Dante herrühren, so müsste er ihn in einer höchst schwachen Stunde geschrieben haben. Allein derselbe rührt nicht von ihm her, was aus folgenden Gründen hervorgeht: zuerst findet man sonst von einer derartigen Gesandtschaft auch nicht die geringste Spur. Die Gesandtschaft hatte zweitens unter anderm auch den Zweck, wie aus dem Briefe selber hervorgeht, dem Dogen *Giovanni Soranzo* zu seiner Erwählung zum Dogen die Glückwünsche des Herrn von Ravenna darzubringen; da aber *Soranzo* bereits vor anderthalb Jahren zum Dogen erwählt worden war, so wären die Glückwünsche denn doch gar zu spät gekommen. Drittens zeigt sich der Briefsteller so unwissend, dass er einen Ausspruch des *Claudianus* als von *Virgil* anführt: wenn aber Dante je mit einem Schriftsteller auf's Genaueste vertraut war, so war es mit Virgil; ein solches Versehen ist bei ihm völlig undenkbar. Endlich sticht der Brief in Sprache und Ton so sehr von Dantes Art ab, dass er durchaus als das Machwerk eines Betrügers erscheint.

Es erübrigen noch drei Sendschreiben, welche unzweifelhaft von Dante verfasst wurden. Das erste ist an die italienischen Cardinäle gerichtet, welche nach dem Tode Clemens V. (20. April 1314) zur Wahl eines Nachfolgers zu Carpentras in der Provence im Conclave versammelt waren. Zweck desselben war, die Cardinäle aufzufordern, einen italienischen Papst zu wählen, der den Sitz des römischen Stuhles von Avignon nach Rom zurückverlegen würde. Dante's Wunsch ward bekanntlich nicht erfüllt. Das folgende, an einen Freund in Florenz gerichtete Schreiben, die herrlichste und beredteste Apologie des Dichters, in seinen letzten Lebensjahren geschrieben, mag hier nur Erwähnung finden, indem wir später darauf zurückkommen und es vollständig mittheilen werden. Für das Verständniss der göttlichen Komödie von hoher Wichtigkeit ist der letzte, zugleich der ausführlichste Brief, eher ein Dedicationsschreiben als ein Brief, an Dante's Gönner, *Can grande della Scala* gerichtet. Es ist dieses Schreiben in seinem ausführlichsten Theile ein eingehender, scholastisch zergliedernder, nach Art des *Convivio* gehaltener Commentar zum ersten Gesange des *Paradiso*, zugleich aber auch die trefflichste Einleitung in das ganze Dante'sche Gedicht. Hier wird dem Ausleger desselben die Methode angewiesen, die er befolgen muss, wenn er es anders im Sinne des Dichters auslegen will. Zweifel an der Aechtheit dieses Schreibens sind nur von Solchen erhoben worden, welche das grösste Gedicht des Mittelalters nach einer andern Methode auslegen wollten. Diese Zweifel sind aber nicht wirklich vorhanden, sie sind künstlich gemacht. Abgesehen davon, dass die ältesten Commentatoren, deren Jugend zum Theil wohl noch in den letzten Lebensjahren des Dichters lag, vielfachen Gebrauch von diesem Briefe machten, ist demselben der Stempel des Dante'schen Geistes so deutlich aufgedrückt, dass nur absichtliche Verblendung ihn zu verkennen vermag.

Mit alleiniger Ausnahme des (unächten) Schreibens an *Guido da Polenta*, welches nur italienisch vorhanden, sind diese sämmt-

lichen Briefe lateinisch geschrieben. In Bezug auf die Sprache verleugnen sie nicht die Zeit ihrer Entstehung. Der Chronist *Giovanni Villani* rühmt zwar den Styl derselben sowie deren Inhalt und bemerkt, sie seien von allen Sachkennern sehr hoch geschätzt worden. Es muss aber gleichwohl zugestanden werden, dass das Latein dieser Briefe, wie der übrigen lateinischen Schriften Dante's überhaupt, hinter dem klassischen ziemlich weit zurückbleibt und von Barbarismen keineswegs rein ist. Den Vergleich mit den sonstigen lateinischen Schriften aus jener Zeit dürfen aber die Danteschen nicht im Geringsten scheuen. Hin und wieder bricht wohl auch ein heller Strahl durch die Nacht hindurch und der Dichter steigt zu der Höhe des klassischen Styles empor. Und überall spricht sich in diesen Briefen die edelste Gesinnung aus, die auch da nicht zu verkennen ist, wo sich des Dichters feurige Natur durch gerechten Zorn über die herrschenden Unordnungen und Ungerechtigkeiten vielleicht zu etwas derben und harten Ausdrücken hinreissen lässt. Nur ein erhabener Charakter, ein reines Gewissen, das Bewusstsein der Unschuld und des Rechts ist eines so edlen Stolzes und einer so hohen Selbstschätzung fähig, wie sie in Dante's Briefen durchgängig uns entgegentreten.

Zum Briefwechsel unseres Dichters gehört auch ein poetischer, ebenfalls lateinischer, zwischen ihm und einem jüngeren Freunde, *Johannes*, mit dem Zunamen *de Virgilio*. Der eigentliche Familienname dieses Mannes ist unbekannt; *de Virgilio* wurde er von seinen Zeitgenossen wegen seines Bestrebens, den römischen Dichter Virgil nachzuahmen, genannt. Bedeutend jünger als Dante, stand er in dem Rufe, einer der bedeutendsten lateinischen Dichter seiner Zeit zu sein. In seiner Vaterstadt *Bologna*, wo er bis zu Dante's Todesjahr lebte, hatte er den Beruf, die römischen Dichter zu erklären. Voll Verehrung für den Sänger der Göttlichen Komödie, aber im Vorurtheil der Zunftgelehrten seiner Zeit befangen, glaubte er es bedauern zu müssen, dass dieser in seinen Dichtungen der

jungen italienischen Volkssprache sich bediente, anstatt in derjenigen der Gelehrten, d. h. der lateinischen zu dichten. Er fühlte sich desshalb veranlasst, eine lateinische Ekloge an Dante zu schreiben, in welcher er ihn tadelt, dass er seine Komödie italienisch geschrieben und ihn auffordert, durch lateinische Verse den Lorbeer sich zu erwerben. Auch schlägt ihm der junge Dichter einige Gegenstände vor, durch deren poetische Bearbeitung nach seinem Dafürhalten Dante grossen Ruf sich erwerben würde: Der Tod Heinrichs VII., die Schlacht von Monte Catini, der Sieg Cangrande's über die Padovaner, König Robert's Schiffszug nach Genua. Da dieser im Juli 1318 stattfand, so geht aus diesen Vorschlägen hervor, dass die Abfassungszeit dieses poetischen Briefwechsels zwischen 1318 und 1321, d. h. in die letzten Lebensjahre Dante's fällt. Zum Schluss fordert *Johannes de Virgilio* seinen Freund auf, ihm zu antworten, oder aber zu ihm nach Bologna zu kommen.

Seine Antwort darauf kleidet Dante in die Fiction des Hirtengedichtes. Auf literarische Verhandlungen mit seinem jüngeren Freunde lässt sich aber der grosse Meister nicht ein. Er rühmt ihn wegen seines poetischen Eifers, schlägt ihm aber die Einladung nach Bologna aus:

Wär's nicht besser, ich richtete mir das Haar zum Triumph zu
Und ich, kehr' ich dereinst in die Heimat, bärge das graue
Haupthaar unter dem Kranz, das blond einst war an dem Arno?

Auf diese, an feiner Ironie reichen Ekloge erwiderte *Johannes de Virgilio* mit einer zweiten, worin er den Dichter von neuem rühmt, die Einladung nach Bologna zu kommen wiederholt, die Vortheile und Genüsse, die er dort finden würde, aufzählt, und ihm einen heiter-ruhigen Aufenthalt verspricht. Dante nachahmend, kleidete nun auch er seine Erwiderung in die Form eines Hirtengedichts. In seiner zweiten Ekloge erweitert nun Dante die Form des bukolischen Gedichtes dahin, dass er, wie Virgil, die Scene nach Sicilien verlegt, wodurch er in den Stand gesetzt wird, zum

Zwecke der beabsichtigten Allegorie die Cyklopenfabel zu verwenden. Er wundert sich darüber, dass seinem Freunde die dürren Felsen der Cyklopen (d. h. Bologna) gefallen können, preist seinen Aufenthalt auf den fruchtbareren Bergen Siciliens (d. h. in Ravenna) und schliesst, er würde der Einladung Folge leisten, doch halte die Furcht vor Polyphem (d. h. Romeo de' Pepoli, damals Herr von Bologna) ihn davon ab. Hiemit hörte dieser poetische Briefwechsel auf. Es wird berichtet, Dante habe diese zweite Antwort ein Jahr lang anstehen lassen, und erst nach seinem Tode sei sie von seinem Sohne aufgefunden und dem *Johannes de Virgilio* zugesandt worden.

Dieser poetische Briefwechsel hat ein doppeltes Interesse. Zuerst gibt er einige nicht unwichtige Daten an die Hand, um die Abfassungszeit der drei Theile der *Divina Commedia* festzustellen. Wir werden später bei der Besprechung dieser Frage darauf zurückzukommen haben. Sodann zeigt er uns, was Dante hätte leisten können, wenn er, wie sein Freund wünschte, sein grosses Gedicht lateinisch geschrieben hätte. Die Sprache dieser Eklogen ist allerdings weit vorzüglicher als die der übrigen lateinischen Schriften Dante's. Es erreichen diese Hexameter lange nicht die Eleganz der virgilischen, doch beweisen sie den nicht völlig unglücklichen Versuch, dem grössten lateinischen Dichter nachzustreben. Was wäre aber aus der Göttlichen Komödie geworden, wenn sie der Dichter lateinisch gedichtet hätte? Sie würde gewiss an grossen und erhabenen Gedanken nicht arm geblieben, — sie würde vielleicht und ohne vielleicht von den damaligen Zunftgelehrten bis in den Himmel erhoben worden — und in kurzer Zeit würde sie — in Vergessenheit gerathen sein. „Die lateinischen Antwortschreiben unseres Dichters belehren uns, wenn es erst dieser Belehrung bedürfte, bei aller Feinheit der Gedanken, die durch die widerstrebende Form hindurchleuchtet, dass eine lateinische *divina commedia* schwerlich ein viel besseres Schicksal gehabt

haben würde, als die *Africa*, das Schoosskind Petrarca's. Und wenn nun Dante, als ein anderer *Ferretus Vicentinus* Cangrande's siebzehnjährigen Krieg mit den unfügsamen Padovanern, oder die Kämpfe um die Signorie von Lucca, oder die Belagerung von Genua besungen hätte, — was wäre ihm davon für Ruhm geworden, als jetzt in *Muratori's Scriptores* einige hundert Seiten zu füllen?"

Siebentes Kapitel.

Eine naturwissenschaftliche Abhandlung.

> **Philosophie belehret Den, der aufmerkt,**
> **So sagt' er d'rauf, an mehr als einer Stelle,**
> **Dass die Natur die Bahnen, die sie einschlägt,**
> **Aus Gottes Geist entnimmt und seiner Kunst.**
> **Erwägst Du dann das Buch von der Physik,**
> **So findest Du nach nicht gar vielen Blättern,**
> **Dass Eure Kunst, so weit sie kann, der letzten,**
> **So wie der Schüler seinem Meister, nachfolgt**
> **Und so zu sagen Gottes Enk'lin ist.**
> **INFERNO XI, 97—105.**

Wollten wir dem Berichte des höchst unzuverlässigen *Filelfo* Glauben schenken, so müssten wir den Verlust eines historischen Werkes unseres Dichters beklagen, nämlich einer italienisch geschriebenen Geschichte der Guelfen und Ghibellinen in vier Büchern. *Filelfo* stellt sich, als wäre dieses Werk ihm vor Augen gelegen, da er sogar den Anfang desselben anzugeben weiss. In-

dess wissen wir bereits zur Genüge, was von den Angaben *Filelfo's* zu halten ist, um den angeblichen Verlust eines derartigen Werkes nicht besonders schmerzlich zu empfinden. Sonstige Angaben über noch andere (niemals bekannt gewesene) Schriften, die Dante ebenfalls verfasst haben soll, mögen am liebsten mit Stillschweigen übergangen werden.

So erübrigt denn nur noch die kurze Besprechung einer kleinen Schrift, welche aus den letzten Lebensjahren des Dichters herrührt, — meines Wissens die einzige Dante'sche Schrift, welche unter den Deutschen noch keinen Uebersetzer gefunden. Es ist dieselbe ein lateinisch abgefasster Bericht über eine öffentliche Disputation, welcher sich Dante zu Verona am 20. Januar 1320 unterzog *(Questio de aqua et terra).* Ueber die Veranlassung derselben spricht er sich selbst im Anfange seines Berichtes folgendermassen aus: „Als ich mich zu Mantua befand, entstand eine gewisse Streitfrage, welche zwar öfters, — mehr aber zum Zweck des Scheines als der Wahrheit, — erörtert worden, gleichwohl aber noch immer unentschieden war. Desshalb konnte ich, weil ich von Kindsbeinen an in der Liebe zur Wahrheit ernährt bin, diese Frage nicht ununtersucht lassen, sondern fand es für gut, die Wahrheit darüber aufzudecken, sowie die dagegen gemachten Einwürfe zu beseitigen, sowohl aus Liebe zur Wahrheit, als auch aus Hass gegen das Falsche.“ Die Frage, um welche es sich handelte, mag uns allerdings seltsam genug vorkommen. „Die Streitfrage,“ fährt Dante fort, „betraf die Lage und Figur, oder die Form der zwei Elemente, nämlich des Wassers und der Erde. — — Und die Streitfrage bestand darin — — zu untersuchen, ob das Wasser (Meer) in seiner Rundung (Sphäre) irgendwo höher sei als das Land, welches aus dem Wasser hervorreicht.“ Wie es scheint und aus Dante's einleitenden Worten hervorgeht, legte man zu jener Zeit auf solche Fragen nicht geringen Werth. Vielfach, berichtet Dante weiter, wurde diese Frage bejaht. Bemerkenswerth ist, dass auch Dante's

Lehrer, *Brunetto Latini,* in seinem *Trésor* dieselbe in bejahendem Sinne beantwortet, ein Umstand, der wohl auch mit dazu beitragen mochte, dass sein grösserer Schüler es der Mühe werth hielt, sich gleichfalls damit zu beschäftigen. Sein Entscheid darüber fällt, im Gegensatz zu seinem Lehrer, verneinend aus. Er durchgeht und widerlegt zunächst die nach seinem Dafürhalten wichtigeren Gründe, welche für die Bejahung geltend gemacht werden, — Gründe, die meistentheils so thöricht sind, dass man sich darüber wundern muss, wie ein so eminenter Geist mit solchen Albernheiten sich nur abgeben mochte. Die Abhandlung ist durchaus in der scholastischen Methode gehalten und ist wenigstens ein Beweis der wissenschaftlichen Energie ihres Urhebers. Indess ist sich Dante der Grenzen des menschlichen Erkennens sehr wohl bewusst. „Es mögen die Menschen davon abstehen," so ruft er gegen das Ende aus, „nach Dingen zu grübeln, die zu hoch für sie sind; nur so weit mögen sie forschen, als ihr Vermögen reicht, auf dass sie selbst, so weit sie es vermögen, zu dem Ewigen und Göttlichen sich erheben und nicht nach dem fragen, was jenseits der Grenzen ihres Erkennens liegt. Hören mögen sie Job, welcher spricht: Wirst du etwa die Wege Gottes begreifen, oder die Vollkommenheit des Allmächtigen erreichen? Hören mögen sie den Psalmisten, der da sagt: Wunderbar ist deine Weisheit; sie hat mich getröstet und ich werde sie nicht erreichen können. Hören mögen sie Jesajas, der im Namen Gottes zu den Menschen redend sagt: So weit die Himmel sind von der Erde, so weit sind meine Wege von euren Wegen. Hören mögen sie das Wort Pauli an die Römer: O Höhe des Reichthums der Weisheit und Einsicht Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich sind seine Wege. Und hören mögen sie endlich die Stimme des Schöpfers selbst, der da spricht: Wo ich hingehe, könnet ihr nicht kommen. Und das genüge unserm Zwecke, die Wahrheit zu suchen." So konnte, so musste der Mann

reden, der es an sich selbst erfahren hatte, zu welchen Abwegen das allzuweit getriebene Suchen und Forschen führen kann.

Ich möchte nicht behaupten, dass die Naturwissenschaft irgend welchen Gewinn aus dieser Dante'schen Abhandlung ziehen möchte, noch auch dass dieselbe zu des Dichters Ruhm irgend etwas Erkleckliches beitrage. Wie vollkommen Dante das naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit sich angeeignet, das beweisen seine übrigen Schriften, besonders das *Convivio* und die *Divina Commedia* bereits zur Genüge, ohne dass es hiezu dieser Abhandlung bedürfte. In der *Geschichte* der Naturwissenschaften dürfte indess diese kleine Schrift des grössten Dichters eine bescheidene Stelle einzunehmen doch würdig sein. Für den Biographen hat sie einen doppelten Werth: einmal liefert sie den Beweis, dass sich Dante Anfangs 1320 in Verona und nicht lange zuvor in Mantua aufgehalten, und sodann zeigt sie, dass der grosse Dichter auch in seinen letzten Lebensjahren neben seinen poetischen Arbeiten mit höchst unpoetischen und trockenen scholastischen Disputationen seine Zeit ausfüllte.

Oft schon ist die Bemerkung gemacht worden, Dante würde, auch wenn er die *Göttliche Komödie* nicht geschrieben, als der grösste Dichter, genialste und eminenteste Geist seiner Zeit zu betrachten sein. Der vorstehende Abschnitt, der die literarische Thätigkeit des Dichters des erhabensten poetischen Kunstwerkes, von diesem selbst abgesehen, vorführen sollte, mag nun zeigen, ob dieses Urtheil ein begründetes zu nennen. In der That, schon durch die besprochenen Werke, die im Unterschied zu der reifsten Frucht seines Lebens die kleineren genannt werden, ragt er weit über seine Zeit empor. Ueberall tritt er als ein eminentes Talent, als ein schöpferischer, originaler Geist, als ein edler Charakter, als ein Mann von tiefsinnigstem Gemüthe uns vor Augen. Wo er Neues schafft, wird er für die spätern Zeiten zum erhabenen Vorbilde, wo

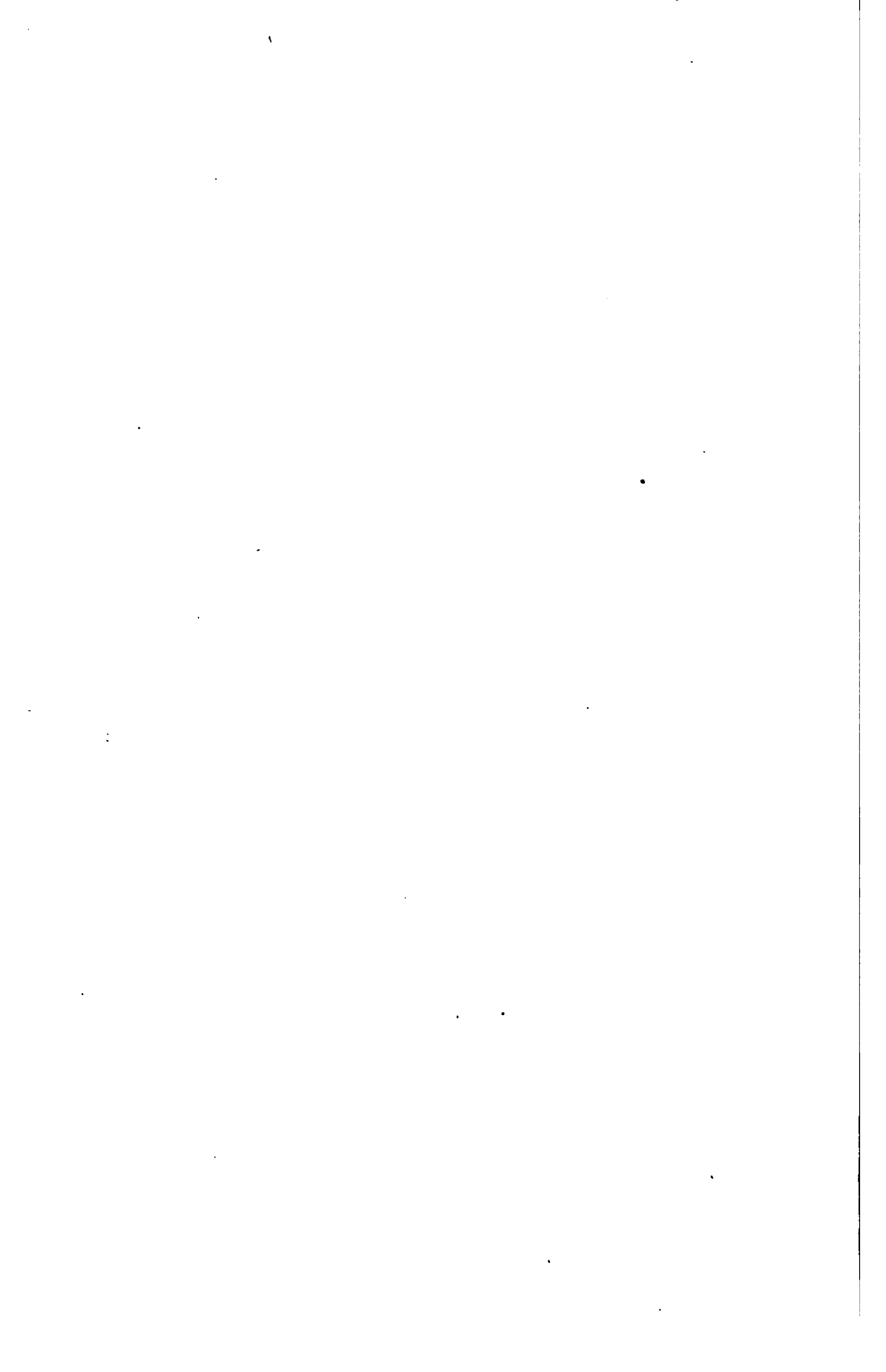
er ältern Vorbildern sich anschliesst, wird er zum Schöpfer eines neuen. Mit begeisterter und kräftiger, zuweilen aber auch vor innerer Erregung bebender Hand ergreift er das Plectrum, schlägt die Saiten der Lyra an, nicht das besingend, was die Sitte der Zeit verlangt, sondern was er in den tiefsten Tiefen seines Herzens fühlt. An die Stelle der conventionellen Poesie setzt er die Poesie des Gefühls, die Poesie des Herzens. Einer Sprache, die noch im jugendlichen Werden begriffen war, vermag er die süssesten, nie vernommenen Zaubertöne zu entlocken. Kühn und unerschrocken erhebt er seine Stimme, eine immer noch übermächtige Clerisei an ihre Pflichten mahnend, die sie längst vergessen. Zwar haben sich seine politischen Theorien im Laufe der Zeit als unbrauchbar erwiesen; darin aber erscheint Dante noch immer wahrhaft gross, dass er für das, was er als Recht erkannt, mit voller Entschiedenheit einsteht, nicht fragend nach dem Urtheil der Menge, nicht nach dem äusseren Schicksal fragend, das er durch seinen unbeugsamen Rechtssinn sich zuziehen wird. An einer Heimat, die ihn aus ihrem Schoosse verstossen, hängt er mit der glühendsten Liebe, er setzt sein ganzes Leben daran, das Beste eines Volkes zu suchen, von dem er nur Ungerechtigkeit erfahren. Der grösste Gelehrte seiner Zeit macht es sich doch zur Aufgabe, die Schranken zu entfernen, die zwischen dem Gelehrtenstande und dem Volke bestehen. Was er für gut, nützlich und veredelnd erachtet, das sucht er, so viel an ihm ist, zum Gemeingut zu machen. Daher sein damals unerhörtes Beginnen, die schwierigsten und spitzfindigsten Fragen der Wissenschaft seiner Zeit in der Volkssprache zu behandeln. Beseelt von der prophetischen Ahnung, zu welcher Höhe und Vollkommenheit die noch junge und vielfach rohe Sprache seines Volkes sich erheben wird, arbeitet er nach Kräften daran, sie zu reinigen, zu verschönern, zu veredeln, allgemein zu Ehren zu bringen. Mit rastlosem Fleisse sucht er weniger seinen eigenen,

als seines Volkes Ruhm und Wohl. Mag auch eine weit fortgeschrittene Nachwelt den wissenschaftlichen Werth einiger seiner wissenschaftlichen Leistungen gering anschlagen, *der* Ruhm, *das* Lob wird ewig ihm bleiben, dass er mit dem Bewusstsein der Wahrheit einem jeglichen seiner wissenschaftlichen und literarischen Werke das Wort als Motto hätte vorsetzen dürfen:

Die Liebe bewog mich und heisst mich reden.

SECHSTES BUCH.

DER VERBANNTE.



Erstes Kapitel.

Hoffnungssterne.

Was Dir die Schultern mehr noch wird beschweren,
Ist die nichtsnutz'ge schmähliche Gesellschaft,
Mit der Du fallen wirst in diese Schlucht.
In Allem thöricht, undankbar und schlecht
Wird gegen Dich sie sein; doch *ihre* Schläfe,
Nicht Deine, werden bald darob sich röthen.
Wie viehisch schlecht sie ist, das wird ihr Fortgang
Beweisen, und zum Ruhm wird *Dir* gereichen,
Dass Du Dir für Dich selbst Partei gebildet.
Paradiso XVII, 61—69.

Indem wir den am Ende des dritten Buches unterbrochenen Faden der Erzählung wieder aufnehmen und unseren Dichter in die Verbannung zu begleiten uns anschicken, müssen wir mit dem unerfreulichen Geständniss beginnen, dass der Mangel an zuverlässigen Nachrichten es uns unmöglich macht, dem Dichter in seinem von nun an unstäten Leben genau zu folgen und seinen von seiner Verbannung bis zu seinem Tode so oft wechselnden Aufenthalt jedesmal mit Sicherheit anzugeben. Es rührt diese Unsicherheit einerseits daher, dass die zeitgenössischen Schriftsteller um biographische Einzelnheiten wenig sich kümmerten, anderseits aber auch von dem Umstande, dass in späteren Zeiten unzählige Städte und sonstige Ortschaften Italiens um die Ehre wetteiferten, den ruhmgekrönten Dichter und grössten Mann, den Italien je gehabt, auf kürzere oder auf längere Zeit beherbergt zu haben. Fast

überall im nördlichen und mittleren Italien rechneten spätere Generationen es sich zum Ruhme, dem Fremdling oder dem Wanderer immer auf's Neue zu wiederholen: „Jenes Kloster dort hat Dante aufgenommen; hier auf diesem Stein hat sich Dante niedergesetzt; in jener Grotte dort hat Dante seine unnachahmlichen Terzinen gedichtet; hier in diesem Palast ist Dante als Gast eingekehrt; dort in jenem Thurme war Dante gefangen; dort in jener Kirche hat Dante zu dem Volke geredet; hier unter diesem Steine ruhet seine Asche.“ Aus der Nacht der Zeiten ragen nur wenige Punkte deutlich hervor, die urkundlich sich beweisen lassen; Manches dagegen, ja Vieles bleibt in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es wird nun unsere Aufgabe sein, an die wenigen sicheren Punkte uns haltend, die hin und wieder einander widersprechenden Angaben über Dante's Leben in der Verbannung zu Einem möglichst richtigen und deutlichen Bilde zu verarbeiten.

Siena, wo wir den Dichter in seinem äusseren Leben zuletzt verlassen, — *Siena,* wo er erst die ganze Grösse seines Unglücks erfuhr, wo er vernahm, wie Parteihass und Parteiwuth alles dessen ihn beraubt, was er Theures und Werthes auf Erden besass, und ihm noch dazu auch nach dem Leben stellte, — *Siena* war die Stadt nicht, die dem Schwergeprüften ein sicheres gastliches Obdach gewährt hätte. Zwar traf er mit vielen Unglücksgenossen hier zusammen, welchen diese Stadt der erste Vereinigungspunkt geworden. Zwar wurde bereits hier von den verbannten Weissen, welchen Dante sich anschloss, der Entschluss gefasst, mit Waffengewalt die Rückkehr nach jener Vaterstadt sich zu erzwingen, die so grausam sie ausgestossen hatte. Allein die Florentinischen Verbannten waren oder galten wenigstens für Ghibellinen, während dagegen Siena durchaus guelfisch war. Und dazu kamen auch noch andere Gründe, welche die Flüchtigen anderswohin ihre Schritte zu lenken bestimmten. Der Ruf, in welchem die Sienesen standen, war nicht der beste. „Die Ghibellinen und Weissen,“ sagt *Dino*

Compagni, „welche nach Siena sich geflüchtet, trauten sich nicht, dort zu bleiben, weil ein altes Sprichwort sagte: ‚die Wölfin buhlt,' worunter Siena gemeint war, die bald Aufenthalt gewährte und bald wieder ihn verweigerte." Auch Dante hat es nicht unterlassen, diesen Charakter der Sienesen zu geisseln:

— Hat man wohl jemals
Solch' leichtes Volk geseh'n als die Sanesen?
Selbst die Franzosen sind's um Vieles minder.

Mit seinen Schicksalsgenossen zog der Dichter ostwärts gegen *Arezzo.* In *Gargonza,* einem zwischen Siena und Arezzo gelegenen aretinischen Castell, angelangt, trafen sie mit noch anderen aus Florenz verbannten Weissen zusammen. Hier beschlossen sie, mit den Ghibellinen Toscana's und der Romagna sich zu vereinigen und bestimmten Arezzo als ihren Sammelpunkt. In Arezzo versammelten sie nun ihre Streitkräfte. *Alessandro da Romena,* aus dem alten ghibellinischen Geschlechte der Grafen *Guidi,* ward zum Anführer gewählt. Zwölf Kriegsräthe, unter welchen auch Dante sich befand, wurden ihm beigegeben. Der Kriegsrath Dante ward zugleich der Freund des Heerführers. An der Spitze von Arezzo stand zu dieser Zeit als Podestà *Uguccione della Faggiuola,* ein kühner, tapferer und lange Zeit glücklicher Anführer der Ghibellinen, dessen Benehmen aber bei diesem Anlasse den Weissen kein Zutrauen einzuflössen vermochte. „Die Weissen," erzählt *Dino Compagni,* „gingen nach Arezzo, woselbst *Uguccione della Faggiuola,* ein aus geringem Stande emporgekommener alter Ghibelline das Amt eines Podestà bekleidete. Dieser, verlockt durch die eitle Hoffnung, die ihm Papst Bonifaz machte, seinem Wunsche willfahrend einem seiner Söhne den Cardinalshut zu verleihen, fügte ihnen so viel Leides zu, dass sie von dannen ziehen mussten."

In ihren Hoffnungen, die sie auf den Podestà von Arezzo gesetzt haben mochten, getäuscht, zogen die Verbannten weiter und

begaben sich nach *Forlì*. Dem Gemeinwesen stand hier *Scarpetta degli Ordelaffi* als päpstlicher Vicar vor. Bei ihm fanden die Verbannten nicht allein freundliche Aufnahme, er ward sogar ihr Führer. Ob er in dieser Eigenschaft dem Grafen *Alessandro da Romena* coordinirt, oder aber subordinirt war, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Jedenfalls war es für die Weissen kein Glück, dass sie keinen Befähigtern als *Scarpetta* sich erwählten. „Unter seiner Anführung" — ich erzähle mit den Worten *Dino Compagni's* — „versammelten sie ihre Streitkräfte und kamen nach *Pulicciano*, nahe dem Dorfe Sanct Laurentius, in der Hoffnung, *Monte Accenico*, welches der Cardinal *Ottaviano degli Ubaldini* mit einer dreifachen Mauer hatte befestigen lassen, zu erobern. Hier vermehrten sie sich durch den Hinzutritt ihrer Freunde, welche glaubten, *Pulicciano* gewinnen und dann in die Stadt dringen zu können. *Folcieri* (der Podestà von Florenz) ritt dorthin mit nur wenig Reiterstruppen. Die Schwarzen gingen mit grosser Vorsicht hin; da sie aber sahen, dass die Feinde den Podestà nicht angriffen (der mit Wenigen war), sondern die Brücken zerstörten und sich befestigten, fassten sie Muth und ihr Heer vermehrte sich. Die Weissen, in der Besorgniss gefangen genommen zu werden, zogen in Unordnung ab. Und wer nicht eilig entfloh, blieb todt, denn die Bauern der Umgegend verfolgten sie sofort und tödteten ihrer viele. *Scarpetta*, mit mehreren der Hervorragendsten, entfloh nach *Monte Accenico*. Und es bestand das Heer der Weissen und Ghibellinen aus siebenhundert Reitern und viertausend Mann Fussvolk. Und wiewohl der Abzug nicht ehrenvoll war, so war er doch klüger als das Kommen."

Höchst wahrscheinlich hat auch Dante an dieser Unternehmung sich betheiligt. Aber die Hoffnungen, die er von derselben hegen mochte, schlugen fehl. Der erste Hoffnungsstern war erblichen.

Doch brachte dieses Missgeschick für die Weissen eine heilsame Wirkung hervor. Bis dahin hatten sie noch immer für Guelfen gelten wollen und es desshalb vermieden, sich den Ghibellinen eng und mit aller Entschiedenheit anzuschliessen. Wie sie aber sahen, dass diejenigen von ihnen, welche in die Hände der Feinde gerathen waren, auf die nämliche Weise wie die Ghibellinen zum Tode verurtheilt wurden, da hörten ihre Bedenken auf, da vereinigten sie sich vollständig mit den Ghibellinen; da wurden die zwei Namen (Weisse und Ghibellinen) gleichbedeutend.

Für die Hoffnungen der vertriebenen Weissen, mit Waffengewalt die Rückkehr in ihre Vaterstadt sich zu erkämpfen, schien der Herzutritt neuer Bundesgenossen vielverheissend zu sein. Ein unbesonnener Angriff der Schwarzen in Verbindung mit dem Markgrafen von Ferrara auf Bologna bestimmte diese mächtige Stadt, für die Verbannten Partei zu nehmen. Bologna verhiess den Weissen Hilfe; dasselbe thaten die bedeutendsten Städte der Romagna und mehrere der hervorragendsten Dynasten. Gegen Florenz hatte in Kurzem ein mächtiger Bund sich gebildet. Bologna, Forlì, Faenza, Pistoja, Pisa, Bernardino von Polenta, Bruder der Francesca da Rimini, und der Graf Federico da Montefeltro verbündeten sich mit den florentinischen Verbannten, um die Herrschaft der Schwarzen in Florenz zu stürzen. Bald gesellten noch Andere sich ihnen zu, wie Arezzo, wo an die Stelle des zweideutigen Uguccione della Faggiuola Federico da Montefeltro getreten war, sowie die Ubaldini und die Uberti, die zwei mächtigsten ghibellinischen Familien Toscana's. Ein gewaltiger Angriff auf das bestehende Regiment von Florenz bereitete sich vor, ein neuer Stern ging den Verbannten auf, die schönste und sicherste Hoffnung baldiger, glorreicher Rückkehr in die Heimath schien ihnen entgegenzulachen.

Dante, der wohl auch dieser Hoffnung mit seinen Schicksalsgenossen sich hingab, Dante war nach Verona gesandt worden,

um den Beherrscher dieser Stadt. *Bartolomeo della Scala* für das Unternehmen zu gewinnen. Für sein zukünftiges Schicksal sollte diese Gesandtschaft wichtiger werden, als er damals ahnen mochte. Ob er den eigentlichen Zweck seiner Gesandtschaft erreichte, ist zwar nicht ganz sicher, obwohl ein Geschichtsschreiber Verona's meldet, Bartolomeo habe auf Dante's Begehren hin ein Heer von viertausend Infanteristen und siebenhundert Reitern den Verbündeten zu Hülfe gesandt. Wichtiger aber als diess war für den verbannten Dichter das Verhältniss, in welches er zu Scaliger trat. Bartolomeo war ein gebildeter Mann, der einen Dante zu schätzen wusste. Mit der freundlichsten Zuvorkommenheit nahm er ihn auf und suchte, so viel an ihm, des Verbannten Lage zu verschönern.

So gütig wird er gegen Dich gesinnt sein,
Dass unter Euch an Bitten und Gewähren,
Was sonst das spät're ist, das erste sein wird.

Zum ersten Male, seit er Florenz verlassen, fühlte sich hier Dante wieder heimisch. Hier sah er auch einen zwölfjährigen Knaben, *Cane*, den Bruder, später Nachfolger Bartolomeo's. Ah, Dante ahnte wohl nicht, dass dieser Knabe nach Jahren ihm wieder eine Zuflucht gewähren würde, ohne dass er inzwischen die heissgeliebte Heimat hätte sehen dürfen! Er ahnte es wohl nicht, dass die schönen Hoffnungen, die damals sein Herz erfüllen mochten, niemals in Erfüllung gehen würden.

Es war im Juni 1303, als die Verbündeten gegen Florenz vorzurücken begannen. Ihr Heer bestand nach *Dino Compagni* aus zwölfhundert Reitern und einer starken Infanterie. Anfangs schien das Unternehmen gedeihen zu wollen. Die Aretiner eroberten mehrere Burgen, welche von den Schwarzen besetzt gehalten wurden. Das verbündete Heer rückte mit jedem Tage weiter vor, die Schwarzen wagten es nicht, das Glück einer Schlacht zu versuchen, feige zogen sie sich nach Florenz zurück. Sie wären

verloren gewesen, wenn die Verbündeten einig geblieben wären. Aber Verrath zeigte sich bei den letzteren. Durch Geld liessen die Pisaner von den Schwarzen sich bestechen und zogen sich wieder zurück. Noch Andere wurden durch Geld gewonnen und das schöne Heer der Verbündeten war auseinandergestoben, bevor es etwas Nennenswerthes ausgerichtet hatte. Die schönen Hoffnungen, — sie waren abermals dahin. Es ist nicht bekannt, ob sich Dante an diesem unglücklichen Feldzuge persönlich betheiligte, oder aber ob er noch am Hofe des Scaligers zu Verona die unselige Kunde vernahm. Wo er sich aber auch immer befinden mochte, wie musste ob eines so unerwarteten Ausganges das Herz ihm bluten! Von nun an begann die Gesellschaft seiner Unglücksgenossen ihm die Schultern zu beschweren, — von nun an begann er darüber zu sinnen, von ihnen sich loszusagen und für sich selbst Partei zu bilden.

Doch ging ihm und seinen Mitverbannten bald wieder ein neuer Hoffnungsstern auf, und die Hoffnung kam diessmal eben von dort her, von wo das Unglück im letzten Grunde ausgegangen war. Im September 1303 fand, — nachdem sich der Papst mit Philipp dem Schönen entzweit hatte, — die bekannte tragi-komische Scene zu Anagni statt, worauf im Oktober des nämlichen Jahres Bonifaz VIII., der Hauptfeind unseres Dichters und seiner Partei hinging Nikolaus III. abzulösen (vergl. Hölle, XIX, 52 ff.). „Ueber seinen Tod" — ich übersetze wieder *Dino Compagni* — „freuten sich sehr viele, denn seine Regierung war eine grausame; er zündete überall die Kriegsfackel an und brachte viele Völker ins Unglück, nur damit er Schätze sich sammeln könnte; vorzüglich wurden die Weissen und Ghibellinen seines Todes froh, denn er war ihnen herzlich feind; die Schwarzen dagegen betrübten sich sehr darüber." —

— „Unser Herr und Gott, der für Alles sorgt, sorgte auch, um die Welt mit einem guten Hirten zu erfreuen, für die Noth

der Christen. Denn auf Petri Stuhl ward Papst Benedict (XI) gerufen, aus Trevigi gebürtig, Predigermönch und Generalprior, ein Mann, der wenige Verwandte hatte, von niederer Herkunft, beständig und ehrbar, bescheiden und fromm. Die Welt freute sich über seine Wahl, als wäre ihr eine neue Sonne aufgegangen. Mit frommen Werken begann er sein Amt; er vergab den Colonna's und gab ihnen ihre Güter zurück. In den nächsten Fasten ernannte er zwei Cardinäle; der eine war ein Engländer, der andere der Bischof von Spoleto, aus dem Castell von Prato gebürtig, Namens Nicolaus. Dieser war zwar von geringer Herkunft, aber sehr gelehrt, gefällig und weise, der ghibellinischen Partei zugethan. Ueber seine Ernennung freuten sich die Ghibellinen und die Weissen gar sehr und bewirkten, dass Papst Benedict ihn als Friedensstifter nach Toscana sandte."

Nicolaus von Prato kam nach Florenz am 10. März 1304, ward vom Volke mit grosser Ehre und mit Freude aufgenommen und begann sofort das Werk des Friedens und der Versöhnung anzubahnen. Bevor er aber die Friedensverhandlungen zwischen den Schwarzen von Florenz und den verbannten Weissen einleiten konnte, galt es unter ersteren Frieden zu stiften. Denn mit der Auswanderung der Weissen war die Zwietracht noch keineswegs aus Florenz ausgewandert. Die Schwarzen hatten sich selbst wieder in zwei Parteien gespalten: eine Regierungspartei, wozu die reichen Bürgerfamilien gehörten, an deren Spitze *Rosso della Tosa* stand — und eine Oppositionspartei, zu welcher der Adel und das niedere Volk sich hielten, deren Haupt der berüchtigte *Corso Donati* war. Wiederholt schon war es zwischen den Häuptern dieser zwei Parteien zu Reibungen ernsterer Art gekommen. Es gelang dem Cardinal, dem die Bürger die Herrschaft über die Stadt auf ein Jahr übertragen hatten, in der ersten Zeit zwischen den Parteien Versöhnung zu stiften. Nachdem die innere Spaltung unter lauter festlichem Jubel beigelegt worden, begannen die Ver-

handlungen mit den Verbannten. Diese hatten sich unter der Anführung *Alessandro's da Romena* ihrer Vaterstadt wieder genähert. Auch Dante befand sich in ihrer Mitte, beim Anführer als Secretär fungirend. Der Brief, den Dante im Namen des Anführers und der Gesammtheit der Verbannten schrieb, eröffnet einen Einblick in den Gang der Verhandlungen, sowie auch in die damalige Stimmung der Weissen. „Als dankbare Söhne," heisst es in demselben, „haben wir die Briefe Eurer väterlichen Heiligkeit gesehen, welche — da deren Inhalt mit unseren Grundsätzen und allen unseren Wünschen übereinstimmt, — unsere Herzen sofort mit unaussprechlicher und undenkbarer Freude erfüllten. Denn die Reihe Eurer Briefe verhiess uns unter väterlicher Ermahnung mehr denn einmal jene Freiheit unseres Vaterlandes, die wir mit fast schwärmerischem Verlangen erstreben. Und wozu anders unternahmen wir den Bürgerkrieg? Was anders erstrebten unsere weissen Fahnen? Wofür anders funkelten unsere Schwerter und Pfeile, wenn nicht um Diejenigen zur Unterwerfung unter die heilsamen Gesetze und zum Frieden des Vaterlandes zu zwingen, die in freventlicher Begierde die bürgerlichen Rechte übertraten? In der That, der rechtmässige Pfeil unserer Absicht, der Sehne, die wir spannten, entschwirrend, suchte, sucht und wird in Zukunft nichts Anderes suchen, als einzig und allein die Ruhe und Freiheit des florentinischen Volkes. Wenn nun Ihr, mit Eurem uns so sehr erfreulichen Wohlwollen wachet und unsere Gegner, sofern heiliges Vorhaben es will, zu dem Geleise edlen Bürgersinnes zurückzuführen beabsichtigt, wer wird es vermögen, Euch gebührlich dafür zu danken? — — Gewiss, nachdem wir durch den frommen Pater L. — — in Eurem Namen dringend ermahnt und aufgefordert wurden, — wie auch Eure Briefe selbst dahin lauteten, — von jedem kriegerischen Beginnen und Vorhaben abzustehen und uns selbst ganz in Eure väterlichen Arme zu werfen: da haben wir, Eure gehorsamen Söhne, Liebhaber des Friedens und des Rechtes,

die Waffen niedergelegt und unterwerfen uns freiwillig und aufrichtig Eurem Richterspruch, wie Euer vorgenannter Bote, Pater L., berichten und aus den öffentlichen, feierlich ausgestellten Urkunden erhellen wird. So bitten wir denn Euer gnadenreiches Wohlwollen inbrünstig und mit kindlicher Stimme, dass Ihr auf unser so lange erschüttertes Florenz den Schlaf des Friedens und der Ruhe träufeln, dass Ihr sein Volk immerdar in Euren Schutz nehmen, uns aber und die mit uns sind, als ein liebender Vater Euch empfohlen haben wollet, die wir so wenig von der Liebe zu unserem Vaterlande jemals abgefallen sind, als wir die Schranken Eurer Gebote je zu übertreten gedenken, sondern vielmehr den letzteren, wie sie auch lauten mögen, so pflichtmässig als gehorsam Folge zu leisten verheissen.“

Aber die in Florenz herrschende Partei war anders gesinnt. Da sie die Bemühungen des friedliebenden Cardinals vereiteln wollte, überredete sie ihn, Florenz zu verlassen und sich nach Pistoja zu begeben. Der Cardinal ging, aber er kam bald zurück und wieder setzte er die Friedensverhandlungen fort. Um den Abschluss des Friedens zu beschleunigen, rief er vierzehn der hervorragendsten Verbannten nach Florenz zurück. Unser Dichter befand sich nicht darunter. Die Vierzehn werden vom niederen Volke und von den Angehörigen alter ghibellinischer Familien ehrenvoll empfangen. Allein die feindselige Haltung der herrschenden Partei bewog sie, den geliebten heimathlichen Boden bald wieder zu verlassen. Am 8. Juni 1304 zogen sie wieder aus Florenz. Schon am folgenden Tage musste der Cardinal selbst ihnen nachfolgen. Er verliess die Stadt in einem womöglich noch kläglicheren Zustande als er sie angetroffen. „Da Ihr in Krieg und unter dem Fluch leben wollt,“ so hatte er den Florentinern zum Abschied zugerufen, „und weder auf den Gesandten des Statthalters Gottes hören, noch ihm gehorsam sein, noch Ruhe und Frieden unter Euch haben wollt: so bleibet denn unter dem Fluch Gottes und der heiligen



Kirche!" Dieser Fluch erfüllte sich sofort. Kaum war der Cardinal abgereist, da brach augenblicklich der Bürgerkrieg aus. Tags darauf (10. Juni 1304) wurde die Stadt von einem furchtbaren Brande heimgesucht. *Neri Abati*, „Geistlicher und Prior von *San Piero Scheraggio*, ein weltlich gesinnter und ausschweifender Mensch," hatte das Feuer angestiftet. Vom Nordwind begünstigt verbreitete sich der Brand in schreckenerregender Weise. An 1700 Paläste, Thürme und Häuser wurden ein Raub der Flammen. Die Cavalcanti und Gherardini, die vorher zu den reichsten und angesehensten Familien gehörten, sahen sich ihrer besten Habe beraubt, verloren dadurch allen Muth und wurden noch obendrein aus Florenz verbannt.

Nach solchen Vorgängen ward es den verbannten Weissen klar, dass sie nur mit Waffengewalt die Rückkehr nach Florenz sich erstreiten konnten. Inzwischen hatte sich der Cardinal von Prato nach Perugia begeben und an dem dort residirenden päpstlichen Hofe Beschwerde über die Häupter der Schwarzen geführt. Benedict XI. liess ihrer zwölf, unter ihnen *Corso Donati* und *Rosso della Tosa*, an seinen Hof vorladen. Mit Geld reichlich versehen gingen die Vorgeladenen hin, und am päpstlichen Hofe angelangt, „begannen sie den Saamen auszustreuen, den sie mitgebracht." Der Cardinal von Prato schrieb sofort heimlich allen Häuptern der Ghibellinen in Toscana und der Romagna, sie aufmunternd, den günstigen Augenblick zu benützen und mit vereinten Kräften Florenz anzugreifen. Es ward ein Tag verabredet, an welchem die Weissen mit allen möglichen Streitkräften in *Lastra*, nahe bei Florenz, zusammentreffen wollten. Ihr Heer bestand aus 1600 Reitern und 9000 Mann Fussvolk. „Der Ruf (ich übersetze wieder in Auszug die dramatisch-lebendige Schilderung eines Augen- und Ohrenzeugen, *Dino Compagni's*) war gross durch die Stadt. Die Schwarzen fürchteten sich vor ihren Gegnern sehr und begannen demüthige Worte zu reden. Ihrer Viele verbargen sich in den

Klöstern, ihrer viele legten Mönchskleider an aus Furcht vor den Feinden. Denn sie hatten keinen andern Schutz, da sie nicht zum Kampfe gerüstet waren.

„Während die Weissen und Ghibellinen in *Lastra* sich befanden, begaben sich Nachts viele ihrer Freunde aus der Stadt zu ihnen und ermunterten sie bald zu kommen. Es war der 21. Juli (1304), der Tag Maria Magdalena's, und die Hitze war sehr drückend. Und das Volk, das in *Lastra* zusammentreffen musste, war noch nicht ganz beisammen; denn die Erstgekommenen waren zwei Tage vor dem verabredeten Zeitpunkte angelangt. Aber der *Baschiera* (*Baschiera Tesinghi* aus Florenz, welcher an der Spitze der einen Schaar stand), der beinahe Hauptmann war, da er sich von einem schönen Heere umgeben sah, rückte, in der Meinung den Ruhm des Sieges für sich allein zu gewinnen, mit den Reitern gegen die Stadt. Als sie bis auf den Markusplatz vorgedrungen, stellten sie ihre Reihen auf und mit wehenden weissen Fahnen, blitzenden Schwertern und die Häupter mit Oelzweigen bekränzt riefen sie *Friede!* ohne irgend welche Gewaltthat oder Raub zu verüben. Es war sehr schön, sie so zu sehen, um die Friedensfahne geschaart. Die Hitze war so gross, dass die Luft zu brennen schien. Die in der Stadt hielten nicht, was sie versprochen; sie rückten im Gegentheil gegen sie vor, damit sie nicht mitschuldig erscheinen möchten, und mehr als die Anderen bemühten *diese* sich, ihnen Böses zuzufügen und schossen auf sie. Diess hätte aber nichts geholfen, wäre nicht ein Palast in der Nähe des Stadtthores in Brand gesteckt worden. Die Eingedrungenen fürchteten Verrath und zogen sich zurück; ihre Hoffnung und Freude verwandelte sich in Klagen. Denn ihre besiegten Gegner wurden Sieger, fassten Muth wie Löwen und verfolgten sie, jedoch mit grosser Vorsicht. Die Fussgänger, von der Sonnenhitze erdrückt, verbargen sich in den Weinbergen und Häusern und viele erlagen vor Mattigkeit. Nicht weit von der Stadt trafen sie auf *Tolosato degli Uberti*,

der mit den Pistojern zum festgesetzten Tag kam. Er suchte die Flüchtigen zur Umkehr zu bewegen, aber umsonst. Höchst betrübt kehrte er desshalb nach Pistoja zurück und er sah wohl ein, dass Baschiera's jugendliche Unbesonnenheit den Verlust der Stadt verschuldet."

Auf diese Weise erblich durch die Schuld der Anführer ein neuer Hoffnungsstern, der unserem Dichter und seinen Mitverbannten aufgegangen war. Die Schläge folgten nun für Dante und seine Partei rasch aufeinander. Am nämlichen Tage, an welchem dieses Unglück geschah, starb zu Perugia an Gift Papst Benedikt XI., auf den die Weissen so viel Hoffnung gesetzt hatten. Mehr als je waren fortan dem Dichter die Thore seiner Vaterstadt verschlossen. Was sie ihm öffnen sollte, das gerade war ein neuer fester Riegel geworden, sie ihm zu verschliessen. Und er konnte diessmal nicht allein das Schicksal, mehr als dieses noch musste er seine Unglücksgenossen anklagen. Da durfte er wohl mit Recht über diese „schmähliche, nichtsnutzige Gesellschaft" sich beschweren. Man hat zwar darüber gestritten, ob die bezüglichen scharfen Verse (Parad. XVII) auf dieses, oder aber auf ein späteres Ereigniss sich beziehen. Allein der Streit hierüber ist ein höchst müssiger und überflüssiger. Seine schneidend scharfen Verse hat Dante zugestandenermassen in den späteren Jahren seines Lebens gedichtet. Was natürlicher daher, als dass er dabei nicht ein einzelnes Ereigniss blos, sondern die ganze Reihenfolge von Ereignissen im Auge hatte, die von seiner Verbannung an bis zu seiner definitiven Lossagung von seiner Partei sich zutrugen?

Ob und welchen persönlichen Antheil Dante an dieser verunglückten Expedition genommen, lässt sich zwar nicht urkundlich nachweisen, doch ist es an sich schon höchst wahrscheinlich, dass er dabei nicht unbetheiligt geblieben. Eine Andeutung auf eben diese Niederlage dürfte übrigens wohl in den Worten liegen, die er dem hochherzigan *Farinata degli Uberti* in den Mund legt:

Doch fünfzig Male nicht wird neu entzündet
Das Angesicht der Frau, die hier regieret.
So hast, wie schwer die Kunst sei, du erfahren.

Ein Mann, dem Dante nahe stand, wird bei dieser ganzen Unternehmung gar nicht erwähnt, — ein Mann, den wir an der Spitze derselben zu finden erwartet hätten: der uns bereits bekannte Graf *Alessandro da Romena*. Wahrscheinlich war dieser durch Krankheit abgehalten, — durch eine Krankheit, die seine letzte gewesen zu sein scheint, indem er kurz darauf, vielleicht noch in demselben Jahre, oder spätestens Anfangs 1305 starb. An ihm verlor Dante eine neue Stütze. Wie sehr er den Verlust fühlte, das geht aus einem Beileidschreiben an die Neffen des Verstorbenen, die Grafen *Oberto* und *Guido von Romena*, hervor, welches wir, unserem früher gegebenen Versprechen gemäss, ausführlich mittheilen.

„Der durchlauchte Graf Alessandro, Euer Onkel, dessen Seele in den jüngsten Tagen zu jenem himmlischen Vaterlande, von wo sie herstammte, zurückgekehrt ist, war mein Gebieter und sein Andenken wird mich beherrschen, so lange ich noch in der Zeit lebe; denn seine Grossmuth, die jetzt über den Sternen mit würdigem Lohne reichlich belohnt wird, machte mich ihm unerbeten seit jahrelanger Vergangenheit ergeben. Diese Tugend war es, die, zu allen anderen in ihm gesellt, seinen Namen über die Verdienste anderer italienischer Helden verherrlichte. Und was Anderes sprachen seine heroischen Banner als: ‚Lasst uns die Geissel zeigen, welche die Laster vertreibt?' Denn silberne Geisseln in purpurnem Felde trug er äusserlich, inwendig aber einen Geist, der aus Liebe zur Tugend die Laster verscheuchte. Es klage also, es klage der grösste Stamm in Toscana, der von solch' einem Manne erglänzte! Es klagen alle seine Freunde und Unterthanen, deren Hoffnungen der Tod nun grausam gegeisselt hat. Unter diesen letzten muss auch ich Aermster klagen, der ich, aus der Heimath vertrieben

und unschuldig verbannt, wenn ich meine Unfälle erwog, stets meine Sorgen durch die Hoffnung auf ihn beschwichtigte.

„Aber wiewohl nach dem Verlust der sinnlichen Güter die Bitterkeit des Schmerzes uns beugt, so wird doch den Augen des Geistes ein Licht süssen Trostes aufgehen, wenn wir auf die geistigen Güter schauen, die uns geblieben sind. Denn der auf Erden die Tugend ehrte, wird nun im Himmel von der Tugend geehrt, und der in Toscana ein Paladin des römischen Hofes war, ist nun zum Diener der ewigen Königsburg auserkoren und wird im Jerusalem droben mit den Fürsten der Seligen verherrlicht. Darum ermahne ich Euch, meine theuersten Gebieter, mit bittlichem Zuspruch, dass Ihr Euren Schmerz mässiget und Dessen, was Ihr für diese Welt verloren, nur gedenket, um darin ein Vorbild Eures Wandels zu finden; damit Ihr in Zukunft, wie er Euch, als die ihm dem Blute nach Nächsten, gerechterweise zu Erben seiner Güter eingesetzt, so auch mit seinen makellosen Sitten Euch bekleiden möget.

„Ausserdem vertraue ich Eurer einsichtigen Erwägung, dass Ihr meine Abwesenheit bei dem bevorstehenden thränenreichen Begräbniss entschuldigen wollet; denn weder Lässigkeit noch Undank halten mich zurück, sondern einzig und allein die unvermuthete Armuth, welche die Verbannung über mich gebracht hat. Sie ist es, die, eine unversöhnliche Verfolgerin, mich der Pferde und Waffen beraubt, in die Höhle ihrer Knechtschaft verstossen und den mit aller Kraft sich wieder zu erheben Bestrebten bisher mit Uebermcaht grausam festzuhalten nicht ablässt.“

Wenn Dante hoffte, bei den Neffen die nämliche freundliche Gesinnung wiederzufinden, wie bei ihrem verstorbenen Onkel, so täuschte er sich sehr. Diese bekümmerten sich um den verbannten Dichter nicht im Geringsten und später nahmen sie seinem Helden Heinrich VII. gegenüber eine höchst zweideutige, ja geradezu feindliche Stellung ein. Im XXX. Gesange der Hölle hat dann Dante ein

strenges Gericht über die einst Gepriesenen ergehen lassen. Dass übrigens der dort erwähnte *Alessandro* nicht der nämliche wie der, von dem hier die Rede ist, bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Bemerkenswerth ist, dass Dante bereits in diesem Briefe über den Druck der Armuth klagen musste. Nach vielen Jahren musste er die gleiche Klage wiederholen.

Zweites Kapitel.

Wanderungen.

> Von hinnen ging er arm, *nicht* alt an Jahren.
> Wohl preist die Welt ihn; aber wenn sie wüsste,
> Mit welchem Herzen stückweis er sein Brod sich
> Erbettelt, würde sie noch mehr ihn preisen.
> PARADISO VI, 139—142.

Nachdem die Hoffnung, entweder mit Waffengewalt oder aber durch päpstliche Vermittlung nach Florenz zurückzukehren, als eine trügerische sich erwiesen, nachdem auch der letzte so vielversprechende Versuch wegen der Unklugheit der Anführer fehlgeschlagen, da erst begann für den Dichter ein unstätes Wanderleben im eigentlichen Sinne des Wortes. Ueber der Periode, welche zwischen dem Erbleichen des letzten und dem Aufgehen eines neuen und herrlichen Hoffnungssternes liegt, über dieser Periode schwebt noch immer ziemlich viel Dunkelheit. Es ist uns nicht gegeben, an

der Hand gesicherter Thatsachen dem Wanderer auf seinen mannigfaltigen Wegen mit gewissen Schritten nachzufolgen. Hin und wieder führen uns zwar einzelne sichere Wahrzeichen an seinen zeitigen Aufenthaltsort hin; ob wir aber den nämlichen Weg dahin gegangen sind, auf dem er an seinem Wanderstab pilgerte, ob wir da und dort längere oder kürzere Zeit uns aufhalten, als er sich aufhielt, dafür ist uns in den meisten Fällen keine sichere Garantie gegeben. Leicht indessen lässt es sich vermuthen, wie sein Leben beschaffen sein musste. Mit der irdischen Heimat hatte er sein irdisches Vermögen, mit diesem hatte er seine äussere Unabhängigkeit verloren. Der Wanderstab, den er in der Hand trug, ward öfters zu einem Bettelstab. Er war von nun an auf die Gastfreundschaft edler Wohlthäter angewiesen, die ein Auge hatten, um ihn in seiner Bedeutung zu erkennen. Schwerer als jedes andere Ungemach mochte wohl für ihn der Verlust seiner Unabhängigkeit sein. Minder traurig wäre das Loos der Verbannung ihm erschienen, wenn er seine Selbstständigkeit mit in's Exil hätte nehmen können.

Bis zum Tode Alessandro's da Romena hat sich Dante wahrscheinlich bei ihm in Casentino aufgehalten, wohl auch einige Zeit bei dessen Vetter, *Guido Salvatico*, ebenfalls im Casentinerthal, unweit den Quellen des Arno. Von hier soll er sich nach Bologna begeben haben. Dass der Dichter diese Stadt, beziehungsweise deren Universität, besucht, diess darf nach dem fast übereinstimmenden Zeugniss der ältesten Biographen und Commentatoren als eine feststehende Thatsache betrachtet werden. Hingegen in Bezug auf die Zeit, da dieses geschah, lauten die Angaben verschieden. Nach den Einen soll er bereits in seiner Jugend, als er ungefähr in seinem zwanzigsten Lebensjahre sich befand, jene Universität besucht haben, während diess nach den Andern erst nach dem Exil, zu eben der Zeit in welcher wir stehen, geschehen sein soll. Die erste Angabe anlangend, liegen durchaus keine Gründe vor, welche dazu angethan wären, sie wahrscheinlich zu machen.

Von Neueren ist sie, wie es scheint, hauptsächlich desswegen adoptirt worden, um einem Kapitel aus der Jugendgeschichte des Dichters die vielverheissende Ueberschrift: *Dante auf der Universisät* geben zu dürfen. Es wird dafür jene Stelle in der *Vita Nuova* (§ 10) angeführt, wo Dante berichtet: „Es ereignete sich etwas, wesswegen ich aus Florenz verreisen musste und nach der Gegend hinziehen, wo die Dame, welche mir ein Schirm der Wahrheit gewesen, sich befand, wiewohl das Ziel meiner Reise nicht so weit war als ihr Aufenthalt." Allein es wird hier ganz einfach ein zufälliger Ausflug aus Florenz erwähnt, und nichts berechtigt dabei, an eine Reise nach Bologna zu denken. Ein besserer Beweis scheint in der Angabe eines alten Auslegers zu liegen, Dante habe, als er als Jüngling in Bologna studirte, jenen *Oderisi da Gubbio* kennen gelernt, welchen er in seinem grossen Gedichte (*Purg.* XI, 76 ff.) so rühmend erwähnt. Allerdings scheint die bezügliche Stelle auf eine persönliche Bekanntschaft zu deuten. Dafür ist aber die Annahme eines Aufenthaltes Dante's in Bologna um so weniger nöthig, als *Oderisi* einige Zeit bei *Cimabue* in Florenz sich aufhielt. Der urkundlich nachweisbare Aufenthalt Dante's in *Padova* im August 1306, in Verbindung mit den Ereignissen, welche kurz vorher in Bologna sich zutrugen, scheint dagegen für die zweite Annahme zu sprechen.

Als Zweck dieser Wanderung nach Bologna gibt die Ueberlieferung an, Dante habe daselbst seinen ältesten Sohn *Pietro* in das Rechtsstudium eingeführt. Dagegen scheint aber denn doch das Alter des Knaben zu sprechen, der im Jahr 1305 kaum dreizehnjährig sein konnte. Und bei einem Exilirten braucht man denn doch auch nicht jedes Mal nach dem Zwecke zu fragen, warum er sich dahin oder dorthin begibt. Wollte Dante nicht auf lange hin, vielleicht lebenslänglich, von der gastfreundlichen Wohlthätigkeit Anderer abhängig sein, so musste er sich denn doch nach anderen Existenzmitteln umsehen. Mit seinen Gaben und Kenntnissen lag

es nun aber gewiss sehr nahe, solche in Bologna auf dieser damals weit berühmten Universität zu suchen. Oder sollte etwa dem Dichter wirklich der Gedanke so ferne gelegen sein, durch Lehren auf einer Universität selbst für seine Existenz zu sorgen, um nicht immer die Gastfreundschaft seiner Freunde und Gönner in Anspruch nehmen zu müssen? Wie die Sachen sich um diese Zeit angelassen hatten, war für Dante, falls er sich einer bei ihm schlechthin undenkbaren Selbsttäuschung nicht hingeben wollte, keine Aussicht vorhanden, weder bald nach Florenz zurückzukehren und noch viel weniger wieder in den Besitz seiner Güter zu gelangen.

Doch auch in Bologna konnte seines Bleibens nicht lange sein. Bologna, wo die Weissen zeitweise die Herrschaft inne gehabt hatten, liess sich von der zu Florenz herrschenden Partei überreden, das Regiment der Weissen zu stürzen. Anfangs 1306 wurden Letztere aus der Stadt vertrieben. Nicht lange darauf ward sie von dem von ihr beleidigten Cardinal *Degli Orsini* in den Bann gethan und ihre Universität aufgehoben. Wie es bei dergleichen Anlässen Sitte war, begaben sich Lehrende und Lernende nach Padua, um daselbst ihr Lehren und Lernen fortzusetzen. Auch Dante wanderte mit ihnen dorthin. In einem erhaltenen Document vom 27. August 1306 erscheint er als Zeuge bei einem zu Padua geschlossenen Vertrage mit der Bezeichnung: *Dante Alighieri aus Florenz, derzeit zu Padua in der St. Lorenzstrasse wohnend.* Aber auch in dieser Stadt war sein Bleiben nicht von langer Dauer. Denn schon anderthalb Monate nach dem Datum des vorhin erwähnten Documents, am 6. Oktober, treffen wir ihn in Lunigiana, im nördlichen Toscana, bei den Markgrafen *Malaspina.* Hier schloss er an diesem Tage im Auftrage des Markgrafen *Franzeschino* (von *Mulazzo*) und dessen Vettern *Marocllo* und *Corradino* (von *Villafranca*) einen Friedensvertrag mit dem Bischof *Anton von Luni*, mit welchem die Genannten lange Zeit Krieg geführt hatten, ab. Die Malaspina's waren eines der bedeu-

tendsten Adelsgeschlechter Toscana's und besassen viele Burgen und Lehen. So zahlreich war aber diese Familie, und der Name *Maroello* kommt in derselben so oft vor, dass es nicht ohne Weiteres ausgemacht ist, wer der oder die waren, deren Gastfreundschaft Dante eine Zeit lang genossen. Zwei Markgrafen Malaspina Namens Maroello lebten zu dieser Zeit; der eine war Markgraf von *Giovagallo,* der andere von *Villafranca.* Jener war Anführer der Schwarzen und hatte als solcher 1301 den Weissen eine Niederlage beigebracht und 1305 das Heer der Schwarzen gegen *Pistoja* angeführt. Ist es schon aus diesem Umstande höchst unwahrscheinlich, dass *Dieser* Dante's Freund und Gastgeber gewesen, so wird diese Unwahrscheinlichkeit zur Gewissheit, wenn wir einerseits auf die nicht eben sehr schmeichelhafte Art und Weise sehen, womit Dante im *Inferno* (XXIV) seiner erwähnt, andrerseits bedenken, worauf bereits früher aufmerksam gemacht wurde, wie wenig der erhaltene Brief des Dichters an Maroello Malaspina diesem älteren Manne gegenüber gepasst haben würde. Desshalb werden wir in dem anderen, jüngeren Markgrafen gleichen Namens, dem von *Villafranca,* den Freund unseres Dichters sehen müssen.

Seinen Freund, nicht allein Gastgeber. Denn dass Dante's Verhältniss zu ihm das der Freundschaft war, erhellt bereits zur Genüge aus dem erwähnten Schreiben, welches er später an ihn richtete, sowie auch daraus, dass er von ihm mit so wichtigen Aufträgen beehrt wurde, wie der, einen Friedensvertrag abzuschliessen. Beredter als Alles spricht aber für das freundliche Entgegenkommen des oder der Markgrafen (*Franceschino* nämlich mit inbegriffen) das Ehrendenkmal, welches der Dichter (*Purg.* VIII, 118 ff.) ihnen gesetzt. „Es preist der Ruf," so spricht er dort zu *Corrado*, einem Ahnherrn der Familie:

Es preist der Ruf, der Eures Hauses Ehre
Verkündet, so die Herrn als wie die Landschaft,
So dass d'rum weiss, wer auch nicht dort gewesen.



So wahr hinaufzugeh'n ich hoffe, schwör' ich,
Dass Euer ehrenhaft Geschlecht den Ruhm
Des Reichthums wie des Schwertes sich bewahrte.
Durch Uebung und Natur ist es bevorzugt,
Dass es allein, den Irrweg meidend, recht geht,
Ob auch das schnöde Haupt die Welt verkehre.

Wie lange sich Dante bei dieser gastfreundlichen Familie in der *Lunigiana* aufgehalten und wohin er sich von dort begeben, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Seine Spuren gehen eine kleine Weile uns verloren, bis er im Jahr 1307, und zwar in Verbindung mit seinen Mitverbannten, wieder auftaucht. Ereignisse hatten sich inzwischen zugetragen, welche seine Hoffnungen, die Rückkehr nach Florenz sich zu erzwingen, neu anfachten.

Nach Benedikt XI. Tode und einem einjährigen Interregnum war in einem höchst stürmischen Conclave der Erzbischof Bertrand von Bordeaux als Clemens V. auf den römischen Stuhl ausserhalb Rom erhoben worden. „Die göttliche Gerechtigkeit," sagt *Dino Compagni*, „welche öfters auf eine geheimnissvolle Weise ihre Strafen vollzieht, die guten Hirten den schuldigen Völkern, die ihrer nicht würdig sind, hinwegnimmt und ihnen gibt, was ihre Bosheit verdient, nahm ihnen den Papst Benedict hinweg. Die Cardinäle, durch den Willen des französischen Königs und die Bemühungen der Colonna's bestimmt, wählten im Juni 1305 *Ramondo dal Gotto*, Erzbischof von Bordeaux, aus der Gascogne, welcher sich als Papst Clemens V. nannte. Dieser verliess nicht Frankreich und kam nicht nach Rom, sondern er ward zu Lyon an der Rhone geweiht. Man sagte, dass bei seiner Einweihung der Ort, wo dieselbe stattfand, einstürzte und dass die Krone ihm auf das Haupt fiel und dass der König von Frankreich nicht zugeben wollte, dass er von dort wegginge." Dass diese Wahl der Kirche verderblich ward, dass mit ihr deren *babylonische Gefangenschaft* begann und die päpstliche Würde entwürdigt ward, dass der Neuerwählte zu einem nahezu blinden Werkzeuge Philipps des Schönen

degradirt wurde, — diess Alles weiter auszuführen ist nicht dieses Ortes. Hier haben wir bloss Clemens V. Einwirkung auf die Verhältnisse in's Auge zu fassen, welche unseren Dichter mittelbar oder unmittelbar berührten.

In Bezug auf die italienischen Verhältnisse trat Clemens V. in seines unmittelbaren Vorgängers Fussstapfen. Auf den Rath des Cardinals von *Prato* hin, der seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl befördert zu haben scheint und desshalb viel bei ihm galt, sandte der Papst den Cardinal *Napoleone degli Orsini* als seinen Legaten und als Friedensstifter nach Toscana. Die erste und nächste Aufgabe des Legaten sollte die sein, die Stadt Pistoja, welche seit eilf Monaten von den florentinischen Schwarzen und den von Maroello Malaspina von Giovagallo angeführten Lucchesen belagert und hart bedrängt war, zu befreien. Hiezu kam er nun freilich zu spät, denn bereits am 10. April 1306 hatten sich die Pistojer nach dem ausdauerndsten Widerstande aus Hunger genöthigt gesehen, die Stadt zu übergeben. Die Weissen mussten in die Verbannung ziehen, die Florentiner und Lucchesen theilten sich in den Besitz der Stadt und Landschaft von Pistoja, Maroello Malaspina ward Volkshauptmann der bezwungenen Stadt. Mit Betrübniss vernahm der Legat unterwegs diese Kunde, woraufhin er nach Bologna sich begab. Hier traf er wahrscheinlich zur nämlichen Zeit ein, als sich Dante daselbst befand. Während seiner Anwesenheit fand die bereits erwähnte Revolution statt, deren Ergebniss die Vertreibung der Weissen aus Bologna war. Der Legat ward selbst schmachvoll vertrieben, all seine Friedensbemühungen blieben fruchtlos. Nun sann er auf Rache. Er begab sich zunächst nach Forlì in der Romagna, dann aber nach Arezzo, wo er ein Heer sammelte. Ihm zu Hülfe kamen der Markgraf von Ancona und viele Edelleute aus jener Gegend, sowie auch viele florentinische Weisse und Ghibellinen und viele Reiter aus Rom, Pisa und der Lombardei. Ein ansehnliches Heer war beisammen. Die Anzahl der Reiter wird auf 2400 an-

gegeben; was die Infanterie anlangt, wird keine Zahl angegeben, das Verhältniss zur Reiterei führt aber auf zwanzig bis dreissig Tausend. Grösser als jemals war jetzt die Hoffnung der Verbannten, die Rückkehr nach Florenz sich zu erkämpfen. Auch unser Dichter gab sich dieser Hoffnung wieder hin, schloss sich dem Unternehmen an, vereinigte sich abermals mit seinen Schicksalsgenossen, von welchen er sich seit der letzten schmählichen Niederlage getrennt hatte. Im Juni 1307 nahm er an einer Versammlung der hervorragendsten unter seinen Parteigenossen Theil, die in der Kirche der Abtei von St. Gaudentius in Mugello abgehalten wurde, in welcher sie zum Behuf der Fortsetzung des Krieges gegen Florenz einen Vertrag mit den Ubaldinis abschlossen. Das Aktenstück dieses Vertrages ist noch vorhanden. In demselben erscheint auch Dante als Zeuge neben *Andrea de Gherardini*, den *Cerchi*, den *Uberti* und Anderen. Jetzt mochte er wohl zuversichtlich hoffen, sein Exil sei zu Ende. Diese Hoffnung schien diessmal in der That sehr begründet zu sein.

Und doch gingen seine und seiner Partei Hoffnungen auch dieses Mal wieder nicht in Erfüllung! Und abermals lag die Schuld des Misslingens an den Anführern, abermals war es der Mangel an Einheit bei den Weissen, was die Schwarzen vor einer empfindlichen Niederlage rettete. Letztere sahen sich zuletzt Sieger, gegen ihre eigenen Erwartungen. Wohl sandten sie ein beträchtliches Heer gegen die Truppen des Cardinals aus, allein diesem Heere fehlte es zum Voraus an allem Muth. „Die Schwarzen von Florenz," berichtet *Dino Compagni*, „zogen hin, aber mit grosser Furcht. Doch näherten sie sich nicht Arezzo, sondern schlugen den Weg gegen Siena ein. Dann fielen sie, durch die Gebirge ziehend, in das Aretinische Gebiet ein, wo sie mehrere Festungen der Ubertini zerstörten. In die Ebene stiegen sie nicht hernieder, denn sie besorgten, es möchten ihnen die Pässe bestritten werden. Und zu einer Schlacht kam es nicht, weil sich die Schwarzen gar sehr

davor fürchteten. Ihre Feinde ermahnten den Cardinal, eine Schlacht zu liefern und zeigten ihm, wie sie bedeutende Vortheile hätten und der Sieg sicher wäre. Der Cardinal willigte niemals darin ein, noch auch gab er zu, dass sie die Pässe besetzten oder den Schwarzen die zur Rückkehr nöthigen Lebensmittel abschneiden würden. Desshalb kehrten die Schwarzen unbelästigt und ohne irgend welchen Schaden erlitten zu haben nach Florenz zurück. Sehr ward der Cardinal getadelt, dass er sie sicher hatte gehen lassen. Und Viele sagten, er hätte es desswegen gethan, weil er Geld dafür erhalten oder aber weil man ihm Gehorsam und Ehrfurcht verheissen hatte. Die, welche ihm zu Hülfe ausgezogen waren, gingen wieder missmuthig von dannen, weil sie sahen, dass die Sache verloren sei. Sie hatten viel ohne Nutzen verwendet, in der Meinung, ihre Stadt wieder zu erobern. Und sie versammelten sich nicht mehr."

Von da an finden wir Dante nie wieder in der Gesellschaft seiner Partei- und Schicksalsgenossen, — von da an hat er sich vollständig und definitiv von ihnen losgesagt und sich für sich selbst Partei gebildet. Definitiv, sage ich. Denn früher bereits hatte er sich allem Anscheine nach zurückgezogen, indem er, der für die Fehler und Missgriffe der Partei ein scharfes Auge hatte, wohl schon erkannte, er könne mit dieser zum Theil durch die Verbannung verwilderten Genossenschaft nicht in die Länge zusammengehen. Er hatte ohne Zweifel schon früher den Entschluss gefasst, sich nicht mehr mit derselben einzulassen. Doch war diese neue Wendung, welche die Dinge genommen, gar zu verlockend gewesen. Ein ansehnliches Heer, an dessen Spitze ein Cardinal und päpstlicher Legat, die Gegner entmuthigt, — was liess sich da nicht Alles erwarten? Wie aber auch diese, scheinbar so festbegründete, so sichere Hoffnung fehl schlug, da gab der Dichter, seinen früheren Entschluss energisch ausführend, seine Parteigenossen vollständig auf. Seinen eigenen Andeutungen in einer früher bereits angeführten Stelle (*Parad.* XVII, 61 ff.) nach zu schliessen,

scheint es sogar zwischen ihm und ihnen zu einem förmlichen Bruch gekommen zu sein. Jedenfalls lassen seine Worte keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er viel Unbill seitens seiner Parteigenossen erfahren musste. „In Allem thöricht, undankbar und schlecht wird gegen dich sie sein.“ Höchst wahrscheinlich hatte sich der Dichter, der die Verhältnisse klarer durchschaute und daher die ergriffenen Massregeln missbilligen musste, offen darüber ausgesprochen und sich dadurch unter seinen Mitverbannten Feinde gemacht, welche ihm die fernere Theilnahme an ihnen und ihren Unternehmungen verleideten.

In Florenz dauerten die Unruhen fort. Der päpstliche Legat erndtete dort nichts als Spott und Hohn. Corso Donati wühlte beständig, um die Herrschaft über die Stadt an sich zu reissen. Zwei Parteien standen unter den Schwarzen selbst feindlich einander gegenüber. Einige Ruhe kehrte erst in die Stadt ein, nachdem Corso Donati am 15. September 1307 ermordet worden. Doch war diese Ruhe keineswegs eine ungestörte.

Nachdem auf diese Weise wieder ein Hoffnungsstern erblichen, musste Dante abermals weiter wandern. Zunächst kehrte er wahrscheinlich zu seinem Freunde und Gönner, dem Markgrafen Maroello Malaspina zurück, bei welchem er freundliche Aufnahme und Musse zu wissenschaftlichen Arbeiten fand. Eine Sage, auf die wir später noch zurückkommen werden, lässt ihn hier durch einen romanhaften Zufall in den Besitz der bereits vor dem Exile gedichteten ersten Gesänge seines grossen Gedichtes gelangen und das seither liegen gebliebene Werk auf das Zusprechen seines hohen Gönners hin wieder aufnehmen. Die Glaubwürdigkeit dieser Sage unterliegt indess sehr gewichtigen Zweifeln. Dagegen hat die Vermuthung, dass Dante hier mit einem Freunde, dem uns von früher her bekannten Dichter *Cino da Pistoja*, zusammengetroffen sei, nichts Unwahrscheinliches. Thatsache ist nämlich, dass *Cino* im Jahr 1307 mit den übrigen Weissen aus Pistoja ver-

bannt wurde. Dass er sich nach *Mulazzo* begab und am Hofe des Markgrafen Malaspina eine Zeit lang aufhielt, lässt sich nun allerdings nicht urkundlich nachweisen; doch scheint ein von ihm gedichtetes Sonett auf den Markgrafen diese Vermuthung zu unterstützen. Im Jahr 1309 begab sich *Cino* nach Frankreich, von wo er erst zurückkehrte, als die Hoffnungen seiner Partei mit Macht neu aufzuleben begannen.

Um die nämliche Zeit nahm auch Dante seinen Wanderstab wieder in die Hand, entschlossen, das „Haus der Schmerzen, das geknechtete Italien," zu verlassen, und begab sich gleichfalls nach der französischen Hauptstadt. Möglich, dass er die Reise dorthin in der Gesellschaft seines Freundes, *Cino da Pistoja*, machte. Dass sich Dante eine Zeit lang in Paris aufgehalten, kann wohl keinem Zweifel unterliegen, indem es einerseits von seinen ältesten Biographen und Auslegern einstimmig bezeugt wird, andrerseits auch in seinem grossen Gedichte Stellen vorkommen (wie namentlich die rühmende Erwähnung des Scholastikers Siger, *Parad.* X, 136 ff.), welche darauf hinzudeuten scheinen. In Betreff der Zeit, wann diess geschehen, lauten freilich die Angaben verschieden. Alles indess spricht für die Annahme, es habe diese Reise um diese Zeit stattgefunden. Dahin lauten denn auch die meisten bezüglichen Berichte, wie namentlich *Boccaccio's* und des Chronisten *Giovanni Villani*. „Wie er sah," sagt der Erstgenannte, „dass ihm die Wege zur Rückkehr nach Florenz von allen Seiten abgeschnitten wurden, da schwand seine Hoffnung von Tag zu Tag immer mehr. Desshalb verliess er nicht allein Toscana, sondern ganz Italien, zog, wie er es eben vermochte, über die Berge, die es von den Provinzen Galliens trennen, und ging nach Paris."

Es wird berichtet, Dante habe auf dem Wege dorthin das am Ausgange der *val di Magra* gegen Ligurien zu gelegene Kloster von *Santa croce del Corvo* besucht und dort dem Prior Hilarius den eben vollendeten ersten Theil seines grossen Gedichtes über-

geben, um ihn dem Ghibellinenhauptmann, *Uguccione della Faggiuola*, zu übersenden. Dieser Bericht stützt sich auf einen noch vorhandenen Brief, welchen *Frate Ilario* an *Uguccione* bei der Erfüllung des erhaltenen Auftrags gerichtet haben soll. Allein obwohl die Aechtheit des fraglichen Schreibens viele und zum Theil sehr bedeutende und beredte Vertheidiger gefunden, so müssen wir es doch entschieden für unächt erklären. Was dieses Schreiben berichtet, sind lauter romanhafte Abenteuerlichkeiten, und dazu ist sein Inhalt zum Theil wörtlich dem Berichte des *Boccaccio* entnommen, der hier wieder, wie so oft, mit der nämlichen Feder schrieb, mit welcher er seine hundert Novellen geschrieben. Dazu setzt die ganze Sage voraus, der erste Theil der *Divina Commedia* sei um das Jahr 1309 bereits vollendet gewesen. Wir werden aber später sehen, dass die Vollendung desselben ziemlich späteren Datums ist.

In Paris widmete sich Dante vorzüglich dem Studium der Theologie und Philosophie. Auch der dortigen Universität soll er näher getreten sein. Wollen wir dem Berichte *Giovanni's da Serravalle*, Bischof von *Fermo*, der freilich ein Jahrhundert nach Dante lebte, mit welchem aber auch *Boccaccio* im Wesentlichen übereinstimmt, Glauben schenken, so hat der Dichter dort eine theologische Disputation gehalten, worin er vierzehn Fragen von verschiedenen ansehnlichen Personen und über verschiedene Gegenstände mit ihren Gründen für und wider auf der Stelle und ohne Unterbrechung scharfsinnig löste, zur Bewunderung aller Umstehenden. „Er antwortete," sagt der Bischof von *Fermo*, „allen Doktoren, wie es Sitte ist, und that Alles, was erforderlich ist, um sich die theologische Doktorwürde zu erwerben." Um diesen Grad sich zu erwerben, fährt er fort, habe es ihm weiter an nichts gefehlt, als an den nöthigen Geldmitteln. Dieser Bericht hat an und für sich nichts Unwahrscheinliches; doch müssen wir ihn bei dem Mangel an urkundlichen Nachrichten auf sich beruhen lassen. Das

Nämliche gilt von der weitern Angabe des gleichen Auslegers, womit *Boccaccio* wieder übereinzustimmen scheint, Dante habe sich von Paris aus nach Oxford begeben, um auch dort seine Studien fortzusetzen.

Wie dem aber sei, auch in Paris hielt sich Dante nicht lange auf. Als er über die Alpen dorthin zog, da hat er vielleicht von Italien, in der Absicht, nie wieder zurückzukehren, Abschied genommen. Die unerwartete Kunde von neuen weltgeschichtlichen Ereignissen rief ihn aber wieder nach seinem Vaterlande zurück.

Drittes Kapitel.

Neue Hoffnungen und neue Enttäuschungen.

> In jenem grossen Stuhl, zu dem die Krone,
> Mit welcher er schon prangt, Dein Auge lenkte,
> Wird, eh' an diesem Hochzeitsmahl Du Theil nimmst,
> Des hohen Heinrichs Seele, der auf Erden
> Der Purpur werden wird und die Italien
> Zu heilen kommt, eh' es bereit ist, thronen.
>
> Paradiso XXX, 133—138.

— „Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit, in welcher Zeichen des Friedens und des Trostes sich erheben. Denn es erglänzt ein neuer Tag, seinen Schimmer zeigend, der schon die Finsterniss des langen Elendes zerstreut. Schon wehen sanfte Morgenlüfte, schon röthet sich der Himmel an seinen Rändern und mit süsser Klarheit bezeugt er die Wahrzeichen der Völker. Bald werden die er-

sehnte Freude wir erblicken, die wir lange in der Wüste übernachtet haben. Denn der friedfertige Titan wird wieder erstehen und die Gerechtigkeit, welche ohne Sonne wie die Pflanzen um die Zeit der Sonnenwende erstorben war, wird wieder grünen, sobald er seine Locken geschüttelt haben wird. Sättigen werden sich alle, die da hungern und dürsten, im Lichte seiner Strahlen; aber die da Ungerechtigkeit lieben, werden durch sein funkelndes Angesicht verwirrt werden. Denn es hat der Löwe aus Juda's Stamme die mitleidigen Ohren erhoben und er hat, durch das Erbarmen über die Klage der allgemeinen Knechtschaft bewogen, einen zweiten Moses erweckt, der sein Volk von den egyptischen Plagen befreien und sie in das Land führen wird, da Milch und Honig fleusst.“ Mit diesen begeisterten Worten leitete Dante ein Schreiben ein, welches er gegen Ende 1310 oder Anfangs 1311 an die zwei Könige von Neapel und Sicilien, an den Senat von Rom, an die Herzöge, Markgrafen und Grafen und an alle Völker Italiens richtete. Und was war denn inzwischen geschehen, das auf diese Weise des Verbannten Herz mit so hohen Hoffnungen zu erfüllen vermochte?

Aus dem Frühern ist uns bereits bekannt, wie Dante seine grössten Hoffnungen für Italiens Wohl auf einen Kaiser, vielleicht richtiger auf das allgemeine Kaiserthum seiner Phantasie setzte. Seit einem halben Jahrhundert hatte Italien keinen Kaiser mehr gesehen. Auch mochte es den Anschein haben, als würden die deutschen Kaiser nicht so leicht wieder daran denken, ihre traditionellen Rechte in Italien geltend machen zu wollen. Die Schatten der Hohenstaufen erhoben gleichsam den Finger, einen jeden ihrer Nachfolger vor dem Alpenübergang warnend. Die nüchternen, mit politischem Scharfblick begabten Habsburger liessen sich warnen. Sie richteten ihre Blicke nicht hin nach der schönen Apenninenhalbinsel, die so schwer zu erobern und noch schwerer zu erhalten war, sondern setzten ihre Hauptaufgabe darein, in Deutschland eine

feste Reichsgewalt herzustellen. Nur wenn ein Romantiker den Thron der Cäsaren besteigen würde, war ein nach den vorhandenen Verhältnissen romantisch zu nennender Römerzug zu erwarten.

Und siehe da, gerade zu dieser Zeit ward ein Romantiker auf den Thron der deutschen Cäsaren erhoben. Unter den zahlreichen Prätendenten hatten die Kurfürsten nach langer Unentschlossenheit im Oktober 1308 den Grafen Heinrich von Luxemburg zum deutschen Kaiser gewählt. Erzogen am französischen Hofe und für französische Bildung und Sitte schwärmend, war der neugewählte Kaiser den factischen Verhältnissen seines Vaterlandes innerlich entfremdet. Sein Herz war von der Sehnsucht nach Glanz und Herrlichkeit erfüllt, sein Ziel war, der Kaiserkrone, die sein Haupt schmückte, den alten blendenden Glanz wieder zu verleihen, und sein Streben war dahin gerichtet, dieses Ziel zu erreichen, ohne zu bedenken, dass die Zeiten andere geworden. In seinem Geiste lebte das vergangene Ideal der römischen Weltmonarchie noch einmal auf. Seinem romantischen Sinne lagen die deutschen Angelegenheiten ferne; der Römerzug, das war die Idee, die von Anfang an sein Herz erfüllte. Um diese Idee zu verwirklichen, zog er 1310 mit stolzen Hoffnungen nach Lausanne, dem Sammelplatz des abenteuernden Heeres. Buntgemischte Schaaren drängten sich hier um den Luxemburger her, doch fand er bei den grossen Reichsfürsten keine Unterstützung und sein verhältnissmässig kleines Heer bestand meistens aus Abenteurern, die in der Heimat nichts zu verlieren hatten und in der Ferne ihr Glück zu machen hofften. So ausgerüstet zog Heinrich VII. über den Mont Cenis und langte am Allerheiligentage 1310 vor Turin an.

In Italien war bereits im Jahre zuvor die unerwartete Kunde des beschlossenen Römerzuges erschollen und hatte die Gemüther theils mit schwindelnden Hoffnungen, theils mit bangen Befürchtungen erfüllt. Schon sahen die Ghibellinen im Geiste ihre übermächtigen Gegner gestürzt, schon zogen die Verbannten im Geiste

in ihre Vaterstadt zurück, schon sahen sie sich im Geiste in ihren Rechten und Besitzungen wiederhergestellt. Und wie Dante in Paris die Kunde vernahm, da ward auch sein Herz mit hohen Hoffnungen erfüllt, da verliess er die Stadt an der Seine, um nach seinem Vaterlande, dem jetzt nach seinem Dafürhalten so grosses Heil wiederfuhr, zurückzukehren. In den Briefen, die aus dieser Zeit erhalten sind, hat er sein hoffnungstrunkenes Herz ergossen. Heinrich ward ein Held, für den Dante schwärmte, und was in seiner Macht stand, that er, um ihm den Weg anzubahnen. Dante war einer der Wenigen, vielleicht der Einzige, welcher dabei nicht auf kleinliche Parteiinteressen, sondern auf das Wohl und Glück seines Vaterlandes sah nnd für dasselbe Grosses hoffte. Wie zuversichtlich seine Hoffnung war, geht deutlich aus dem Schreiben hervor, dessen Anfang wir bereits vernommen haben. „Freue dich," fährt er darin fort, „freue dich nun Italien, die du gegenwärtig selbst den Sarazenen mitleidswürdig bist, die du aber bald beneidenswerth erscheinen wirst dem Erdkreise! Denn siehe, dein Bräutigam, der Trost der Welt und der Stolz deines Volkes, der gnadenreiche Heinrich, der Göttliche und Augustus und Cäsar, eilt zur Hochzeit. Trockne deine Thränen, du Schönste, und tilge die Spuren deines Kummers; denn Er ist nahe, der aus dem Kerker der Gottlosen dich befreien, der die Bösen schlagen und mit der Schärfe des Schwertes verderben, der seinen Weinberg anderen Arbeitern verdingen wird, welche die Frucht der Gerechtigkeit darbringen zur Zeit der Ernte. Aber wird er über Niemanden sich erbarmen? Ja, er wird allen Denen vergeben, die sein Erbarmen anflehen, denn er ist Cäsar und seine Majestät entquillt dem Quell des Erbarmens. — — O Nachkommenschaft der Longobarden du, lege die aufgehäufte Barbarei ab, und wenn in dir etwas vom Samen der Trojaner und Lateiner noch übrig ist, dann weiche Ihm, damit der erhabene Adler, wenn er wie der Blitz niederfahrend erscheinen wird, nicht seine Jungen herausgeworfen und den Ort

des eigenen Stammes von jungen Raben eingenommen sehe. Wohlan, — thut, so viel an euch ist, dass ihr die Gegenwart Dessen begehren dürfet, vor dessen Ankunft ihr jetzt mit Recht zittert. Lasst euch durch die täuschende Begierde nicht verlocken, kommet durch das Geständniss eurer Unterwerfung seinem Zorne zuvor und jubelt auf dem Psalter der Reue, erwägend, dass wer der Obrigkeit sich widersetzt, der Ordnung Gottes widerstrebt. — — Ihr aber, die Ihr unter dem Drucke seufzet, erhebet euren Geist, denn Euer Heil ist nahe. Nehmet die Hacke edler Demuth und ebnet, nachdem ihr die Schollen dürrer Feindschaft zerschlagen habt, das kleine Feld Eures Geistes, dass nicht der himmlische Regen, eurer Aussaat zuvorkommend, vergeblich von Oben falle und die göttliche Gnade von Euch abpralle wie der tägliche Thau vom Felsen, sondern ihr als ein fruchtbarer Boden sie empfanget und grüne Sprossen treibet, grüne Sprossen, welche an wahrem Frieden fruchtbar seien. Verzeihet, verzeihet von nun an, ihr Geliebteste, die ihr mit mir Unrecht erduldet habt, damit der hectorische Hirte als Schafe seiner Hürde Euch erkenne, der, wenngleich ihm die zeitliche Züchtigung von Oben her vertraut ist, dennoch, damit er die Güte dessen zu schmecken gebe, von welchem, wie von Einem Punkte, Petri und Cäsars Macht ausgeht, mit Ergötzen seine Familie bessert, aber mit noch grösserer Wonne ihrer sich erbarmt. Wenn daher keine alte Schuld, die meistens wie eine Schlange kreist und in sich selbst sich zurückwindet, im Wege steht, so könnt ihr beiderseits hieraus erkennen, dass der Friede Allen bereitet ist, und die Erstlinge der gehofften Freude kosten. Wachet also alle auf und erhebet euch eurem Könige entgegen, ihr Bewohner Italiens, die ihr ihm aufbewahret seid, nicht allein um von ihm beherrscht, sondern als freie Kinder regiert zu werden. Und ich ermahne euch nicht allein, Euch zu erheben, sondern auch mit Ehrfurcht vor sein Angesicht zu treten." Hierauf sucht der Dichter seine uns bereits bekannte Theorie des Kaiserthums kurz zu begründen und schliesst mit

der Mahnung: „Wandelt also nicht wie die Heiden wandeln, in der Eitelkeit des durch Finsterniss verdunkelten Sinnes, sondern öffnet die Augen eures Geistes und sehet; denn zum König hat ihn uns der Gott Himmels und der Erde bestellt. Dieser ist's, den Petrus, Gottes Statthalter, zu ehren uns mahnt; dieser ist's, den Clemens, jetzt Petri Nachfolger, mit dem Licht des apostolischen Segens erleuchtet, damit der Glanz des kleineren Lichtes da leuchte, wo der geistliche Strahl nicht genügt."

Erfüllt von solchen Hoffnungen, wie sie hier ausgesprochen sind, zog Dante dem Kaiser entgegen, um sich ihm vorzustellen. *Dass* diess geschehen sei, bezeugt der Dichter selbst in seinem späteren Brief an Heinrich VII. „Ich sah Dich," heisst es dort, „und hörte Dich, — — als meine Hände Deine Füsse berührten und meine Lippen ihre Schuldigkeit erfüllten." *Wo* aber diess geschah, ob bereits in Lausanne, oder in Turin, Asti oder Mailand, darüber fehlen alle näheren Angaben. Am wahrscheinlichsten dürfte die Annahme sein, dass sich der Dichter dem deutschen König zu Turin vorgestellt habe, wo viele Gesandtschaften der Ghibellinen sich herandrängten. Der romantische Kaiser machte auf den nüchternen und besonnenen Dichter den günstigsten Eindruck. „Wie ich Dich sah," sagt er in seinem erwähnten Briefe, „da frohlockte mein Geist in mir und ich sagte stille zu mir selbst: Siehe das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt." Uebrigens haben alle zeitgenössischen italienischen Chronisten dem Luxemburger das beste Lob ertheilt. An seinem Hofe scheint Dante unbemerkt geblieben zu sein, während dagegen sein Freund *Cino da Pistoja*, der auf die erhaltene Kunde vom Römerzug hin ebenfalls — vielleicht mit ihm — nach Italien zurückgekehrt war, Dank seinem Rufe als Rechtsgelehrter, dem Anhänger des Königs, Grafen Ludwig von Savoyen, als Assessor beigegeben wurde. Dante scheint sich nur wenige Tage in der Nähe des Königs aufgehalten zu haben. Er kehrte nach Toscana zurück, wo er sich bis zu Heinrich's Tode an verschiedenen Orten aufhielt.

Mit einem durch das Herbeiströmen vertriebener Edelleute und den Zuzug ergebener Fürsten mächtig angewachsenen Heere zog Heinrich am 11. November (1310) in die offenen Thore von Asti ein. Von da zog er weiter „von Ort zu Ort,“ sagt *Dino Compagni*, „wie ein Engel Gottes Frieden stiftend.“ Am 23. Dezember rückte das Heer in Mailand ein. In der Meinung, er würde in der Lombardei allgemein als rechtmässiger Herr anerkannt sein, sobald er nur gekrönt wäre, liess er sich hier in Ermanglung der nicht aufzufindenden eisernen Krone von Monza mit einer nachgemachten krönen. Aber bereits zeigte es sich in welch' grossem Widerspruch sein phantastisches System mit der nackten Wirklichkeit stand. Während der Krönungsfeierlichkeiten brach ein Aufstand wider ihn aus. Derselbe ward zwar gedämpft — aber nur um in mehreren anderen Städten der Lombardei wieder auszubrechen. Besonders von Florenz aus ward mächtig gegen ihn agitirt. Die Vortheile waren durchaus auf der Städte Seite. Ueberall streuten sie Geldes die Fülle aus, während dagegen der Kaiser bereits in Mailand in pecuniäre Verlegenheiten zu gerathen begann und dem durch hohe Forderungen abzuhelfen suchen musste. Mit dem Gelde liess sich aber mehr ausrichten als mit hochgespannten Rechtsansprüchen. Dazu taugte Heinrichs phantastisch-romantisch-politisches System, so wohlgemeint es auch war, unter den gegebenen Verhältnissen rein nichts. Hätte er sich mit Entschiedenheit zur Partei der Ghibellinen gehalten, so würden die Dinge ohne Zweifel eine ganz andere Wendung genommen haben. Aber Heinrich lebte in einer phantastisch-idealen Welt und darum konnte er die wirkliche Welt, die so wenig ideal ist, nicht begreifen. Er meinte in ein Land gezogen zu sein, das ihn als seinen rechtmässigen Herrn anerkennen und begrüssen würde, ohne begreifen zu wollen, dass er thatsächlich als Eroberer in ein fremdes, von ihm unabhängig sein wollendes Land eingezogen war. Darum sah er es als seine Aufgabe an, zwischen den hadernden Parteien Frieden zu stiften,

und verschmähte es, den stürmischen Forderungen der Ghibellinen nachgebend, ihre Interessen zu ergreifen. Nicht einmal die Namen der beiden Parteien durften in seiner Gegenwart ausgesprochen werden. Kein Wunder daher, wenn nach und nach beide Parteien ihm entfremdet wurden. „Die Ghibellinen sagten: ‚Er will nur Guelfen sehen‘ und die Guelfen sagten: ‚Er nimmt nur Ghibellinen an.“

Die Hauptfeinde des Kaisers waren, wie bemerkt, die in Florenz herrschenden Schwarzen. Diese, berichtet der treffliche *Dino Compagni*, „zeigten sich ihm in Allem feindlich gesinnt und suchten die Städte der Lombardei zum Aufstand gegen ihn zu bewegen.“ Daneben bereiteten sie sich zum energischen Widerstande vor. Zu diesem Ende schlossen sie ein Bündniss mit dem König Robert von Neapel und mit mehreren lombardischen und toscanischen Städten. Auch rüsteten sie ein Heer und liessen ihre Stadt stärker befestigen. Selbst die Erinnerungen an die Oberhoheit des deutsch-römischen Kaisers in Namen und Zeichen suchten sie in der Stadt auszutilgen. So wenig hatte der vorhin angeführte Brief auf sie gewirkt, den ihr grosser Verbannte wohl vorzüglich in Hinblick auf sie geschrieben hatte!

Wie Dante von diesen Vorbereitungen seiner Mitbürger Kunde erhielt, da ergriff er im tiefsten Schmerze und in höchster Entrüstung noch einmal die Feder und richtete an „die ruchlosen einheimischen Florentiner“ ein strafendes, Unheil und Rache verkündendes Schreiben. Dasselbe ist datirt von der Grenze Toscana's, unter der Quelle des Arno, den 31. März 1311, und ist demnach mit Heinrich's VII. Aufbruch gegen Cremona und Brescia ungefähr gleichzeitig. In seiner Art ist dieser Brief ein Muster von Beredtsamkeit. Nach einer kurzen Einleitung, worin der Dichter seinen Lieblingsgedanken, dass die Monarchie zum Wohle der Menschheit nothwendig sei, und dass die Ausübung derselben rechtlich dem römischen Kaiser zukomme, was durch Schrift und Offen-

barung bestätigt sei, wieder ausführt, wendet er sich an seine Mitbürger und ruft ihnen zu: „Euch aber, die ihr göttliche und menschliche Rechte überschreitet, Euch, die ihr, keinen Frevel scheuend, von unersättlicher Gier verlockt werdet, — machen Euch nicht die Schrecken des zweiten Todes erbeben, dass *Ihr* zuerst und allein, das Joch der Freiheit verschmähend, gegen den Ruhm des römischen Fürsten, des Königs der Welt, des Beauftragten Gottes getobt und auf das Recht der Verjährung Euch berufend, vorgezogen habt, der schuldigen Ergebenheit Pflichten zu verweigern und zu des Aufruhrs Raserei Euch zu erheben? Wisset Ihr nicht, Ihr Bethörten und Unsinnigen, dass das öffentliche Recht nur mit der Zeit selbst enden kann und dass es keiner Rechnung der Verjährung unterworfen ist? — — Wird aber jene, zu Eurem Verderben gereichende, menschliche und irdische Furcht von Euch fern bleiben können, wenn der unvermeidliche Schiffbruch Eures hochmüthigen Blutes und Eures noch oft von Euch zu beweinenden Raubes eilig herannaht? Werdet Ihr, hinter lächerliche Wälle verschanzt, irgend einer Vertheidigung vertrauen? O, Ihr nur zum Uebel Einträchtigen, von wunderbarer Leidenschaft Verblendeten, was wird Euch helfen, mit Wällen Euch zu verschanzen, was mit Aussenwerken und Thürmen Euch zu befestigen, wenn erst der Adler im goldenen Felde schreckenbringend herbeischwebt? — — Wo Ihr das Ehrenkleid falscher Freiheit zu verfechten wähnt, da werdet Ihr in die Sclavenkerker wahrer Knechtschaft versinken. Denn durch Gottes wunderbares Gericht wird ein Jeder getrieben, auf eben dem Wege, auf dem er der verwirkten Strafe zu entfliehen wähnt, sich derselben schwerer entgegenzustürzen und, wenn er freiwillig und wohlbewusst wider den göttlichen Willen ankämpfte, unbewusst und widerwillig für denselben zu streiten. So werdet Ihr denn trauernd Eure Gebäude, welche nicht, wie es dem Bedürfnisse geziemt, versehen, sondern zu Ueppigkeiten unverständig verkehrt sind, unter den Stössen des Mauerbrechers zusammenstürzen und von den

Flammen verbrennen sehen. Den Haufen des Volkes, der jetzt von allen Seiten rasend, bald für und bald wider, in die Gegensätze umspringt, werdet Ihr dann einstimmig wüthendes Geschrei wider Euch erheben hören, wenn er dem Hunger und der Furcht zugleich zu widerstehen nicht vermag. Und nicht minder wird es Euch schmerzen, die ihres Schmuckes beraubten und von dem klagenden Zusammenfluss der Frauen erfüllten Kirchen und die staunenden Kleinen zu schauen, welche der Väter ihnen unbewusste Sünden zu büssen bestimmt sind. Täuscht sich mein prophetischer Geist nicht, dem wahrhafte Zeichen und unwiderlegliche Gründe zur Seite stehen, so werden unter Euch nur Wenige, der Verbannung Aufgesparte, nachdem Tod oder Gefangenschaft die Mehrzahl hinweggerafft haben wird, die anhaltender Trauer verfallene Vaterstadt endlich fremden Händen übergeben sehen. Und dass ich es mit wenig Worten sage; eben die Leiden, welche, in der Treue verharrend, Sagunt für die Freiheit zu ewigem Ruhme getragen, die, zur Schande in der Untreue für die Knechtschaft, zu erleiden ist Euch bestimmt.“ Nach diesen furchtbaren Drohungen warnt der Dichter seine Mitbürger vor trügerischen Hoffnungen. Dann wirft er ihnen Verblendung vor, weil sie nicht einsehen wollen, dass die wahre Freiheit in der Unterwerfung unter die Gesetze besteht, und schliesst mit dem Bemerken, nun sei die Zeit der Reue vorbei, der sonst so gnädige Kaiser werde ihnen jetzt nur noch Strafe bringen.

Was aber Dante so zuversichtlich erwartete, zögerte noch immer, und dass seine beredten Worte auf die Florentiner nicht den beabsichtigten Eindruck machten, liess sich zum Voraus erwarten. Diese rüsteten sich je länger je eifriger zum tapfersten Widerstand. Inzwischen war Heinrich in Oberitalien damit beschäftigt, den Aufruhr zu unterdrücken und enorme Geldsummen zu erpressen. *Lodi* und *Crema* demüthigten sich ohne Widerstand. *Cremona* und *Brescia* verharrten in ihrem Trotze. Die furchtbare Strenge, mit welcher Heinrich *Cremona* behandelte, war nicht

geeignet, ihm die Herzen der Italiener zu gewinnen. Der Glaube an seine Gerechtigkeit und Friedensmission ward vielmehr dadurch erschüttert, der Widerstand vermehrt. Zuletzt gelang es dem Kaiser zwar, den Aufruhr einigermassen zu unterdrücken und seine Herrschaft in der Lombardei scheinbar zu befestigen. Noch standen aber seine mächtigsten Feinde, Florenz und Robert von Neapel an ihrer Spitze, wohlgerüstet und ungeschwächt da. Mit Ungeduld erwarteten die florentinischen Verbannten, dass der Kaiser gegen ihre Vaterstadt rücke, mit stets wachsender Besorgniss sahen sie seinem langen Verweilen in der Lombardei zu. Mit scharfem Blicke erkannten sie, dass der Weg, den Heinrich einschlug, ihn von seinem Ziele entfernen musste. Sie unterliessen es nicht, ihn zu warnen. Wie Heinrich gegen Cremona zog, richtete Dante in seinem und seiner Mitverbannten Namen ein Schreiben an ihn, welches, wie das vorhergehende an die Florentiner, von Toscana, unter der Quelle des Arno, den 16. April 1311, datirt ist. Dieser Brief, einer der ausführlichsten, die wir von Dante besitzen, athmet wieder des Dichters ganze Entrüstung über die Florentiner, zugleich ist er aber auch ein Beweis, dass Dante die italienischen Verhältnisse weit richtiger erkannte und beurtheilte, als der romantische Kaiser. Er und seine Schicksalsgenossen, so beginnt Dante, hätten lange über die verwirrten Zustände Italiens getrauert und nach einem Retter sich gesehnt. Wie aber Heinrich nach Italien zog, da seien sie getröstet worden und hätten in ihm die neuaufgehende Sonne begrüsst, welche bessere Zeiten für ihr Vaterland ankündigte. Schon aber scheine diese Sonne in ihrem Laufe aufgehalten zu sein, als hätte ein neuer Josua sie befehligt, „so dass wir in unserer Ungewissheit hingerissen werden zum Zweifel und mit dem Vorläufer ausrufen müssen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?“ Indess sei der Glaube an den Kaiser und die Hoffnung auf ihn noch nicht erstorben. Allein sein langes Weilen im Pothale, fern von Toscana, setze sie in besorgte

Verwunderung. Seine Herrschaft müsse sich ja überallhin erstrecken. „Es erröthe daher, so lange an einem kleinsten Winkel der Erde zu verweilen, auf Den die ganze Welt harret! — — Du weilst sowohl den Winter, als den Frühling über zu Mailand, — glaubst Du etwa, die giftige Hyder durch Abschlagen der Köpfe zu vertilgen? Rufst Du Dir aber die Grossthaten des glorreichen Alciden in's Gedächtniss, Du würdest erkennen, dass Du getäuscht bist wie er, dem das giftige Thier, immer mehr Häupter hervortreibend, zum Schaden anwuchs, bis der Hochherzige den Quell des Lebens traf. In der That, um die Bäume zu vernichten genügt es nicht, deren Aeste abzuhauen, im Gegentheil, sie treiben nur um so zahlreichere Zweige, so lange die Wurzeln unversehrt sind, die ihnen Nahrung zuführen. Und Du, einziger Fürst der Welt, was wirst du rühmen können vollbracht zu haben, wenn Du den Nacken des widerspänstigen Cremona gebogen haben wirst? Wird dann nicht unvermuthet in Brescia oder in Pavia die Wuth emporschwellen? Ja, sie wird es. Und wenn sie dort gezüchtigt zusammenbricht, so wird doch sofort eine andere zu Vercelli oder Bergamo oder sonst wo emporschwellen, bis die Wurzel dieser Abtrünnigkeit vertilgt ist, wo dann erst mit dem Stamme die stechenden Zweige verdorren werden. Oder weisst Du nicht, vortrefflichster unter den Fürsten, und nimmst Du nicht wahr von dem Gipfel der Warte Deiner Hoheit, wo das stinkende Füchslein vor den Jägern gesichert sich aufhält? Nein, nicht aus dem reissenden Po, nicht aus Deiner Tiber trinkt das schuldbeladene, sondern die Fluthen des strömenden Arno vergiften bis jetzt seinen Rachen, und Florenz, — weisst Du es vielleicht nicht? — Florenz heisst das grause Verderben Das ist die Viper, die gegen den Schooss ihrer Mutter sich kehrt; das ist das kranke Schaf, das seines Herrn Heerde mit Ansteckung befleckt; das die verruchte und gottvergessene Myrrha, die nach den Umarmungen ihres Vaters Cynaras entbrennt, das die ungeduldige Amata, welche zurückstossend die

schicksalgebotene Vermählung, den schicksalverbotenen Eidam zu wählen sich nicht scheute, sondern wie eine Furie ihn zum Krieg reizte und zuletzt, ihr übles Wagniss zu büssen, mit dem Seil sich erhenkte. Ja, mit der Wildheit der Viper sucht Florenz ihre Mutter zu zerfleischen, indem sie gegen Rom die Hörner des Aufruhrs wetzt, gegen Rom, das es zu seinem Bilde und Gleichniss schuf. Ja, mit dem Brodem des Eiters haucht Florenz verpestenden Dampf aus, wesshalb die benachbarten Schafe unwissend erkranken, indem es mit dem Köder falscher Schmeicheleien und Erdichtungen die nächsten sich zugesellt und die zugesellten bethört. Ja, Florenz entbrennt nach den Umarmungen seines Vaters, indem es mit verruchter Keckheit die Zustimmung des höchsten Oberbischofs, der der Vater ist der Väter, zu Deinem Nachtheil zu verletzen sucht. Ja, Florenz widerstrebt der Ordnung Gottes, indem, den Götzen des eigenen Willens anbetend und den legitimen König verachtend, es sich nicht entblödet, das thörichte, einem Könige, der nicht der seinige ist, Rechte, die ihm nicht zukommen, anzubieten, um die Gewalt, Böses zu thun, zu haben. Doch strebt das rasende Weib nach dem Strick, um sich zu erhenken. Denn oft wird jemand einem verworfenen Sinne preisgegeben, zu thun, was sich nicht ziemet. Und obschon die Werke ungerecht sind, so werden doch die Strafen als gerecht anerkannt. So mache Dich denn auf und säume nicht mehr, Du erhabener Sprössling Isai's, schöpfe Dir Vertrauen aus den Augen des Herrn, des Gottes der Heerschaaren, vor dem Du handelst; wirf diesen Goliath mit der Schleuder Deiner Weisheit und mit dem Steine Deiner Kraft darnieder, denn es wird bei seinem Falle die Nacht und Finsterniss des Schreckens der Philister Heer bedecken; fliehen werden die Philister und Israel wird befreit sein. Dann wird unser Erbtheil, dessen Verlust wir ohne Unterlass beweinen, uns vollständig wiedergegeben werden, und wie wir jetzt, des hochheiligen Jerusalem eigedenk, als Verbannte in Babel seufzen, so werden wir dann, als Bürger und im Frieden wieder auf-

athmend, auf den Jammer der Verwirrung mit Frohlocken zurückblicken.“

Heinrich hörte aber nicht auf diese prophetisch-mahnende Stimme, die an sein Ohr drang, die den einzigen wahren Weg ihm zeigte, auf welchem er zu seinem Ziele hätte gelangen können. In der Meinung, keine aufrührerische Stadt im Rücken lassen zu dürfen, zog er Anfangs Mai von Cremona nach Brescia, um vor dieser tapfer vertheidigten Stadt eine Verheerung seiner Kriegerschaaren zu erleben und selbst den Keim des Todes einzusaugen. Nach einer viermonatlichen Belagerung konnte der deutsche Kaiser zwar über Trümmer in die Stadt einziehen, aber diese Trümmer waren nicht allein die der bezwungenen Stadt, es waren zugleich die Trümmer so mancher seiner Ideale. Ernüchtert zog er von da nach Pavia, wo er einen Scheinreichstag hielt, der ihn von den schwindelnden Höhen seiner einstigen Hoffnungen noch tiefer herunterstürzte. Auch in Genua, wo er mit seinem sehr verringerten Heere überwinterte, begann der Anfangs so glänzende Schimmer seiner kaiserlichen Hoheit bald zu erbleichen. Im Frühjahr 1312 machte er sich desshalb auf den Weg nach Rom, um die erblichene Herrlichkeit mit dem neuen Glanze der Kaiserkrone zu verklären. Hier konnte er es aber nach langen und blutigen Strassenkämpfen nur zu einer Kaiserkrönung an ungehöriger Stätte bringen. Da erst trat er durch das mit König Friedrich von Sicilien abgeschlossene Bündniss offen zur Ghibellinenpartei über. Aber jetzt war es zu spät. Die Einen sahen bereits in ihm keinen Erlöser, die Andern keinen zu fürchtenden Gegner mehr. Seine Lage ward keine bessere. Die kaiserliche Macht hatte bereits alles Ansehen verloren, auf immer war der Glanz des kaiserlichen Diadems erblichen.

Im September 1312 rückte der Kaiser nun endlich in das florentinische Gebiet ein. Es war zu spät; der florentinische Dichter hatte die Verhältnisse besser durchschaut und richtiger beurtheilt, als der deutsche Kaiser. Wäre er damals nach Toscana gezogen,

als Dante mit so feurigen Worten ihn dazu aufforderte, er hätte höchst wahrscheinlich seinen Zweck erreicht und der Dichter wäre wieder in sein geliebtes Florenz zurückgekehrt. „Gewiss,“ sagt der Chronist *Villani*, „wenn er damals von der Belagerung von Brescia abgestanden und nach Toscana gekommen wäre, so hätte er sich mühelos der Städte Bologna, Florenz, Lucca, Siena, dann Roms, des Königreichs Apulien und aller ihm feindlichen Orte bemächtigt, denn sie waren weder versehen, noch gerüstet und die Gemüther der Völker waren sehr veränderlich, weil man den Kaiser für den gerechtesten und mildesten Herrscher hielt.“ Jetzt aber hatten die Dinge eine andere Wendung genommen. Die Macht des Kaisers war gesunken, die seiner Feinde gestiegen. Florenz wehrte sich mit tapferer Entschlossenheit; die Verwüstung der Landschaft hatte nur Hungersnoth im kaiserlichen Heere zur Folge. Unverrichteter Dinge und mit gebrochener Gesundheit musste der Kaiser die Belagerung wieder aufgeben. Ueber Monte Cassiano zog er nach Poggibonzi, wo er den Winter zubrachte und auf den Trümmern der alten eine neue Stadt gründete, die er *Monte Imperiale* nannte. Hier sprach er, unter strengster Beobachtung der Rechtsformen und mit unglaublicher Zuversicht über Robert von Neapel, sowie über zahlreiche Florentiner und Lucchesen die Reichsacht aus. Im darauffolgenden Frühling sammelte er in Pisa wieder bedeutende Streitkräfte und schickte sich an, den Kampf mit neuer Energie aufzunehmen. Und wundersam! der Romantiker war jetzt endlich ein praktischer Mann geworden. Er brach mit dem Papste, der ihn so lange betrogen, wie er früher mit den Guelfen gebrochen hatte. Trotz des ausdrücklichen Verbots des Papstes, die Grenzen von Apulien zu überschreiten, zog er den Arno aufwärts bis nach *San Miniato*, dann über *Poggibonzi* nach *Buonconvento.* Schon lebten die Hoffnungen der Ghibellinen mächtig wieder auf, schon glaubten sich die Guelfen verloren, — da streckte der unerbittliche Tod seine kalte Hand aus und machte dem tragischen

Roman ein Ende. Am 23. August 1313 gab Heinrich VII. zu Buonconvento seinen Geist auf. Sein Leichnam ward nach Pisa gebracht und feierlich im Dome beigesetzt, wo er noch ruht. Die Träume eines römischen Kaiserthums, die Hoffnungen der Ghibellinen, die Hoffnungen Dante's, in seine Vaterstadt zurückzukehren nicht bloss, sondern auch sein politisches System im Leben verwirklicht zu sehen, diese und noch andere Träume und Hoffnungen gingen mit Heinrich VII. zu Grabe.

Es bliebe uns noch übrig, zu fragen, ob und welchen persönlichen Antheil Dante an den Begebenheiten dieser Jahre, die hier nur flüchtig berührt werden konnten, genommen habe. Allein auf die Gefahr hin, mit dem steten Wiederholen des nämlichen schmerzlichen Geständnisses die Geduld des Lesers zu erschöpfen, müssen wir doch sagen, dass wir hierüber so völlig ohne urkundliche Nachrichten sind, dass schlechterdings nichts Sicheres und nicht einmal Wahrscheinliches sich angeben lässt. Die einzigen sicheren Anhaltspunkte geben uns seine drei in Auszug mitgetheilten, zu dieser Zeit verfassten Briefe an die Hand. Es geht aus denselben mit Sicherheit hervor, dass der Dichter sofort nach Heinrich's Ankunft in Italien sich zu ihm begab, um sich ihm persönlich vorzustellen, dann aber seinen Aufenthalt „unter den Quellen des Arno," d. h. im Casentinischen, und hier wahrscheinlich im Schloss *Porciano*, bei den Grafen *Guidi*, nahm. Dann wissen wir aus *Leonardo Bruni*, dass er sich bei der Belagerung von Florenz durch Heinrich VII. persönlich nicht betheiligt hat. Ob er aber sonst den Kaiser begleitet, ob er mit ihm in Genua, in Pisa oder sonst wo gewesen, darüber weiss man nun einmal ganz einfach nichts, und wir sind schlechterdings ausser Stand, den Aufenthalt des Dichters seit seinem Brief an den Kaiser, d. h. seit dem 16. April 1313, bis zu Heinrichs Tod mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben. Durch nichts begründete Vermuthungen aufzustellen, das wollen wir lieber dem Leser selbst überlassen. Wessen Phantasie aber

hiezu nicht hinreicht, der mag, falls er phantastische Vermuthungen lieben sollte, beispielsweise die beiden Werke des Grafen *Troya* zur Hand nehmen, durch welche er in den Stand gesetzt ist, dem Dichter auf seinen verschiedenen Wanderungen nahezu Tag für Tag zu folgen. Nur möge er dann dessen eingedenk bleiben, dass er keine dokumentirte Geschichte vor sich hat. Dürften wir indess die Unzahl der Vermuthungen um eine mehren, so würde dieselbe darin bestehen, dass sich Dante in seinen Hoffnungen, die er auf den deutschen Kaiser gesetzt, enttäuscht sah, schon bevor dieser letztere die Lombardei verliess. Es will uns kaum glaublich scheinen, dass der Dichter, nach den Gewaltthaten und Grausamkeiten, welche der Kaiser hier verübte, noch habe fortfahren können, ihn als den Retter Italiens zu betrachten. Dass wir von diesem Zeitpunkte an durchaus keine Spur irgend welcher Beziehung des Dichters zum Kaiser mehr finden, scheint für diese Vermuthung zu sprechen. Mit dieser Vermuthung lässt sich aber freilich die Art, wie Dante im *Paradiso* von Heinrich VII. spricht, nicht leicht in Einklang bringen.

Viertes Kapitel.

Neue Wanderungen.

> Erfahren wirst Du, wie das fremde Brod
> So salzig schmeckt und welch ein harter Pfad ist,
> Die fremden Treppen auf und ab zu steigen.
> PARADISO XVII, 58 ff.

Der Tod Heinrichs VII. versetzte die Ghibellinen Italiens in tiefen Schmerz, die Guelfen dagegen, die Florentiner voran, geriethen darüber in übermässige Freude. „Der Clerus der guelfischen Städte zog in grosser Anzahl, von Laien begleitet, durch die Strassen, voran ging das Kreuz und die Bischöfe führten den Zug und sie sangen Psalmen des Dankes gegen den Gott, der nach so grosser Drangsal den Frieden wieder gesandt hatte. Bei Nacht zündete man Freudenfeuer an, die Leute erschienen in neuen Festgewändern und auf jede mögliche Weise bezeugte man die jubelnde Freude.“ Allein dieser Jubel kam denn doch etwas zu früh. Noch hatten die Ghibellinen nicht allen Muth und jegliche Hoffnung verloren, noch trat in dem buntwechselnden wirren Treiben der Parteien die Ruhe nicht ein. Neue Ziele, neue Pläne, neue Bestrebungen, neue Leidenschaften erfüllten nach wie vor die leichtbeweglichen Gemüther. Dass der Tod des Kaisers auf Italiens Zustände eine sehr fühlbare Rückwirkung ausüben musste, ist freilich selbstverständlich. Sein ansehnliches Heer zerstreute sich sofort bis auf etwa tausend Reiter, die Pisa in Sold nahm. Im Süden gewann die Herrschaft der Anjou's und mit ihr das Guelfenthum wieder das entschiedene Uebergewicht; im Norden der Halbinsel

dagegen, vorzüglich aber in Toscana, nahm die ghibellinische Partei einen neuen, mächtigen Aufschwung, den weder ihre Gegner, noch sie selbst erwartet haben mochten.

Pisa, das auch früher stets ghibellinisch geblieben, — Pisa, wo der unglückliche Kaiser die letzte Ruhestätte gefunden und wo die Ueberreste seines Heeres sich gesammelt, wohin auch der sicilische König Friedrich von Aragonien sich begeben, — Pisa ward fortan einige Zeit hindurch der Mittelpunkt der ghibellinischen Bestrebungen. Da die Pisaner Grund hatten, von den Guelfen, namentlich von Florenz und dem König Robert von Neapel das Schlimmste zu befürchten, sahen sie sich nach einem tüchtigen Haupte um. Zuerst boten sie die Herrschaft über ihre Stadt dem Aragonier an. Doch begehrte der zweideutige König von Sicilien dieselbe nicht. Er stellte desshalb den Pisanern Bedingungen, die so viel als eine Weigerung bedeuteten und zog sich dann möglichst von den italienischen Händeln zurück, hauptsächlich nur auf die Vertheidigung Siciliens sich beschränkend.

Man wird den Geiz, die niedrige Gesinnung
Des Hüters von der Feuerinsel sehn,
Auf der Anchises schloss sein langes Leben.
Und um zu zeigen, wie gering er ist,
Wird seine Schrift mit abgekürzten Lettern
Verfasst, die viel in wenig Raume sagen.

Trostlos und geängstigt boten nun die Pisaner die Signorie ihrer Stadt dem Grafen Ludwig von Savoyen und dann Heinrich von Flandern an. Sei es aber, dass sie die Sache für allzusehr gewagt und die vorhandenen Hilfsmittel für zu schwach hielten, sei es aus Furcht vor der Macht der Gegner, schlugen auch diese Beiden die ihnen angebotene Stellung aus. Da wandten sich die Pisaner an *Uguccione della Faggiuola* und dieser liess sich gewinnen und zog gegen Ende April 1314 als Haupt der Ghibellinen in Pisa ein.

Wir sind diesem Manne, den wir jetzt mit Glück eine Zeit lang an der Spitze der Ghibellinen werden kämpfen sehen, schon einmal begegnet, als er in *Arezzo* an der Spitze des Gemeinwesens stand. Damals war sein Benehmen gegen die florentinischen Verbannten ein höchst zweideutiges gewesen, damals buhlte er mit der andern Partei. Später hatte er sich aber wieder mit aller Entschiedenheit der ghibellinischen Partei angeschlossen und ward demnach von dem Luxemburger zum Reichsvicar in Genua ernannt worden. Noch befand er sich hier in dieser Stellung, als der Ruf der Pisaner an ihn erging. Ein Zeitgenosse, der ihn persönlich kannte, entwirft von ihm folgendes Bild: „*Uguccione* war ein Mann von rauhem Aussehen, riesigem Wuchse und ungewöhnlicher physischer Kraft. Er bediente sich desshalb sehr grosser Waffen und viel schwerer, als andere Menschen im Gewöhnlichen pflegten, so dass seine Kühnheit und seine Stärke übermenschlich schienen.“ Daneben besass er, wie der nämliche Schriftsteller berichtet, eine hinreissende natürliche Beredtsamkeit und ein die Herzen gewinnendes Wesen. Das war also der Mann, der jetzt an die Spitze des Gemeinwesens in Pisa trat, um das ghibellinische Banner aufrecht zu halten.

In Pisa angekommen, blieb *Uguccione* nicht müssig. Auch wartete er nicht, bis er angegriffen würde; mit kühner und tapferer Hand kehrte er die Verhältnisse um. Die sonst Angegriffenen wurden jetzt die Angreifer. *Uguccione's* erste Aufgabe war, die Stadt Lucca zu demüthigen. Wiederholt war Pisa in früheren Zeiten von den Lucchesen gedrückt und gefährdet worden. Im Jahre 1310 hatten sich die Guelfen der Herrschaft über Lucca bemächtigt und die Anhänger der gegnerischen Partei ins Exil gesandt. Sofort nach Antritt seines neuen Amtes rüstete *Uguccione* ein Heer und verlangte von den Lucchesen Rückgabe aller früher den Pisanern genommenen Burgen und Wiederaufnahme der verbannten Ghibellinen in ihre Vaterstadt. Nach kurzer, machtloser Gegen-

wehr mussten die Lucchesen sich fügen. Im März 1314 zogen die lucchesischen Verbannten ein in ihre Vaterstadt und zugleich in den Besitz ihrer eingezogenen Güter. Allein *Uguccione's* Absichten reichten noch weiter. Mit den wiedereingesetzten Verbannten war zum Voraus ein Plan verabredet worden. Demgemäss verlangten diese politische Gleichberechtigung mit ihren Gegnern. Hierüber Aufruhr und Strassenkampf in Lucca. Zur rechten Stunde langte *Uguccione* mit einem Heere (am 14. Juni 1314) vor der Stadt an. Seine Bundesgenossen inwendig wussten ein Thor ihm in die Hände zu spielen. Die Guelfen mussten die Flucht ergreifen. Nach einer achttägigen Plünderung nahm *Uguccione* Besitz von der Stadt und setzte seinen Sohn *Francesco* als Podestà ein. Die Florentiner, die ihren Parteigenossen zu Hülfe kamen, langten zu spät an; die Stadt war für sie bereits verloren.

Es ist sehr natürlich, dass Dante nach Heinrichs VII. Tod auf diesen kühnen Anführer, der das kaiserliche Banner so mannhaft aufrecht erhielt, seine Blicke richtete und den Rest seiner Hoffnungen auf ihn setzte. In der zweiten Hälfte des Jahres 1314 zog er in der That nach Lucca, wo er so lange sich aufhielt, als *Uguccione's* Glück währte. Wo er die Zwischenzeit, die seit Heinrichs Tod verflossen, verlebt, lässt sich nicht genau bestimmen. *Leonardo Bruni* berichtet ganz kurz: „Nach dem Tode des Kaisers Heinrich brachte Dante seine übrige Lebenszeit in grosser Armuth zu, in verschiedenen Gegenden der Lombardei, Toscana's und der Romagna, unter dem Schutze verschiedener Herrscher sich aufhaltend.“ Aussicht nach Florenz zurückzukehren war für ihn vorläufig keine mehr vorhanden. In seinen dem Hauptinhalt nach im vorigen Kapitel mitgetheilten Briefen hatte er gegen die Florentiner eine zu kühne und zu derbe Sprache geführt, als dass er jetzt hätte darauf rechnen können, Gerechtigkeit bei ihnen zu finden. Sie hatten ihm im Gegentheil diese Sprache sehr übel vermerkt, ihr Hass gegen ihn war dadurch noch bedeutend gestiegen. Als

sie daher durch ein Dokument vom 6. September 1311 den meisten unter den verbannten Weissen aus politischer Klugheit die Rückkehr gestatteten, schlossen sie unter Anderen auch unsern Dichter ausdrücklich von der Amnestie aus. An eine Rückkehr mit Waffengewalt konnte er, nachdem der Anfangs ihm so vielversprechend scheinende Römerzug so unglücklich geendet, nicht mehr denken. So musste er denn wieder zum Wanderstab greifen. Man vermuthet, er habe sich zunächst einige Zeit in Umbrien bei *Boso Raffaelli da Gubbio*, mit welchem er im Jahr 1302 in Arezzo zusammengetroffen und sich befreundet hatte, sowie auch in dem benachbarten Camalduenserkloster *Santa Croce di fonte Avellana*, am Fusse des Catria, einer der höchsten Gipfel der Apenninen, aufgehalten. Die Vermuthung beruht auf einer bezüglichen Sage, die sich in jenen Gegenden erhielt. Im Kloster *Santa Croce* zeigt man noch die Zimmer, die er bewohnt haben soll, und seine Büste mit der aus dem sechzehnten Jahrhundert herrührenden Inschrift: „Diess ist die gastliche Zelle, in welcher man sagt, dass Dante Alighieri gewohnt und einen nicht kleinen Theil seines erhabenen und nahezu göttlichen Werkes gedichtet habe u. s. w.“ Auch in Gubbio zeigt man einen Thurm mit der Inschrift: „Hier wohnte der Poët Dante Alighieri und schrieb seine Gesänge.“ Liegt dieser Sage, wie wahrscheinlich, eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, so werden wir die Periode des Aufenthaltes des Dichters in jenen Gegenden eben um die Zeit nach Heinrich's VII. Tod zu suchen haben. Vor 1311 kann er wohl nicht dort gewesen sein, indem *Boso* oder *Bosone*, sein Gastfreund, seit 1300 verbannt war und erst in diesem Jahre zurückkehren durfte. Zwischen 1315 und 1318 auch nicht, da *Bosone* in diesem Jahr abermals verbannt war. Nach 1318, wo dieser zum zweiten Male wieder heimkehren durfte, scheint sich Dante am Hofe zu Verona aufgehalten zu haben. Da er nun im April 1311 im Casentinischen sich befand, und um die Mitte 1314 nach Lucca kam, so muss sein Aufenthalt in Umbrien in die dazwischen liegende Zeit fallen.

Dass er aber auch nach dem Tode seines kaiserlichen Helden weder den Muth verloren, noch auch das Vertrauen auf das Eintreten besserer Zustände aufgegeben, — dass er den grossen Angelegenheiten seines Vaterlandes und der Menschheit überhaupt noch immer seine wärmste Theilnahme zuwandte, — diess zu beweisen bot sich ihm bald die Gelegenheit dar. Von einem Nachfolger des Luxemburgers war freilich einstweilen nichts zu erwarten. Der deutsche Thron blieb zunächst eine Zeit lang unbesetzt und die darauf erfolgte Doppelwahl veranlasste in Deutschland Unruhen und Kämpfe, die über das Todesjahr des Dichters hinauswährten. Da es aber im Norden so trostlos aussah, so richtete Dante seine Blicke nach Süden. Zwar bot auch dieser einen nicht minder trostlosen Anblick dar. Wie aber, wenn die „babylonische Gefangenschaft" ein Ende nehmen, wenn ein Papst nach des Dichters Sinn, ein Papst von Benedicts XI. Geist beseelt den römischen Stuhl besteigen würde? Hätte man dann nicht mit Zuversicht auf bessere Zeiten und Zustände hoffen dürfen? Die einen neuen Tag verheissende Morgenröthe schien aufgehen zu wollen. Um die Mitte April 1314 war Clemens V. gestorben, ein trauriges Andenken hinterlassend. In Carpentras in der Provence waren vierundzwanzig Cardinäle im Conclave versammelt. Nur ihrer sechs waren Italiener, die übrigen entweder Franzosen oder den Franzosen zugethan. Durch die Erfahrung von der unwürdigen Rolle, welche Clemens V. in Avignon hatte spielen müssen, belehrt, sowie auch von Nationalstolz und Nationalhoffnungen bewogen, strebten die ersteren darnach, die Wahl eines Italieners durchzusetzen, der den päpstlichen Stuhl nach Rom zurückverlegen und die Schäden der Kirche heilen würde. Da trat Dante als beredter Vertheidiger dieses Strebens auf. An die italienischen Cardinäle richtet er einen langen, im gewohnten Style der alttestamentlichen Propheten geschriebenen Brief. „Wie sitzet sie so einsam, die sonst volkreiche Stadt; eine Wittwe ist sie geworden, die Herrin der Völker!" Mit

dieser Klage hebt er sein Schreiben an, wie er lange Jahre zuvor bei einem andern Anlasse ein ganz anderes Schreiben angehoben hatte. Von jeher, fährt er fort, habe die Habgier der Priester die Unruhen und das Verderben der Völker verschuldet und den Feinden des christlichen Glaubens Anlass gegeben, denselben zu verspotten und zu verlästern. Als Christ, als treuer Anhänger der katholischen Kirche müsse er auch gegenwärtig deren Schäden beweinen, denn noch immer werde der Glaube verlästert. „Und — was noch schrecklicher ist — gewisse Sterndeuter und Unglückspropheten behaupten, dass Ihr, Euren freien Willen missbrauchend, dieses erwählt habt. Und in der That, Ihr, die Hauptleute der streitenden Kirche, die Ihr es unterlasset, den Wagen der Braut des Gekreuzigten auf seiner deutlich gezeichneten Bahn zu lenken, — nicht anders als jener falsche Wagenlenker Phaethon, seid Ihr aus dem Geleise gewichen. Ihr, denen es oblag, die Euch nachfolgende Heerde durch die Wildnisse dieser Pilgrimschaft sicher zu geleiten, Ihr habt sie zugleich mit Euch in den Abgrund gerissen. Keine nachzuahmenden Beispiele halte ich Euch vor, denn dem Wagen der Braut Christi habt Ihr nicht das Gesicht, nein! Ihr habt ihm den Rücken zugekehrt. Ja wahrlich! Denen gleichet Ihr, die dem Propheten gezeigt wurden, ihre Rücken gegen den Tempel gekehrt. — — Sehet aber hin auf die Geissel, sehet hin auf das Feuer und verachtet die Geduld Dessen nicht, der zur Busse Euch rufet. — — ‚Und wer ist Der,‘ werdet Ihr vielleicht erzürnt fragen, ‚wer ist Der, welcher, ohne Usa's plötzliche Strafe zu scheuen, verwegen die Hand gegen die wankende Bundeslade ausstreckt?‘ Ja wohl, das geringste bin ich unter den Schäflein der Heerde Jesu Christi. Ja wohl, zu arm bin ich, als dass ich mir priesterliches Ansehen anmassen dürfte. Nicht also durch Reichthum, sondern durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und der Eifer für sein Haus verzehrt mich! Denn auch im Munde der Säuglinge und Unmündigen ertönte schon Gott wohlgefällige Wahrheit und der

Blindgeborne hat jene Wahrheit bekannt, welche die Pharisäer nicht allein verschwiegen, sondern mit Bosheit zu verkehren wagten. — — Usa's Verwegenheit, die man mir vorwerfen zu dürfen glaubt, wird mich nicht verunreinigen. Denn jener streckte die Hand gegen die Lade aus, ich aber gegen die Stiere, die da ausschlagen und auf Abwege gerathen." Nicht zum Streit wolle er sie herausfordern, vielmehr die Schamröthe, falls sie nicht jedes Schamgefühl verloren, ihnen auf die Wangen treiben. Denn nur Eine Klage töne immerdar seinem Ohre entgegen: die Klage über die allgemein herrschende Habgier. „Glaubet ja nicht, ihr Väter, dass ich, indem ich also rede, wie ein Phönix in der Welt da stehe! Nein, Alles flüstert oder denkt, was ich laut ausspreche." Die Uebel liegen ja vor Aller Augen da. Seiner beiden Sonnen (des Papstes und des Kaisers) beraubt, sitze Rom wie eine Wittwe einsam und würde selbst einem Hannibal mitleidenswerth erscheinen. Darüber sollen sie, die italienischen Cardinäle, am meisten erröthen; denn sie seien Schuld, dass sich für die übrigen Bewohner Italiens die Sonne verfinstert habe. „Das Uebel," sagt Dante zum Schlusse, „wird wieder gut gemacht werden (obwohl unfehlbar dem apostolischen Stuhle ein Schandmal und ein Brandzeichen bleiben und ihn, dem Himmel und Erde vorbehalten sind, verunstalten wird), wenn Ihr, die Ihr Urheber solcher Verwirrung gewesen, für die Braut Christi, für Rom, welches ist der Sitz der Braut, für unser Italien und, um es kurz zu sagen, für die Gesammtheit der Erdenpilger einmüthig und männlich kämpfet, damit Ihr Euch auf der Rennbahn des begonnenen Kampfes, auf die ringsum von allen Ufern des Oceans hingeblickt wird, ruhmgekrönt darstellet und vernehmen möget: ‚Ehre sei Gott in der Höhe,' und damit die Schmach der Gascogner, die von schnöder Gier entbrannt die Glorie der Lateiner sich anmassen wollen, in den späteren Jahrhunderten den Nachkommen als warnendes Beispiel diene."

Aber des Dichters beredte Worte waren in den Wind gesprochen. Die Wahl der Cardinäle fiel nach langer Debatte auf den Bischof von Avignon (Johann XXII.), Dante's und aller Besseren Wünsche blieben unerfüllt, die „babylonische Gefangenschaft" dauerte fort. Für den Dichter ist dieser Brief insofern charakteristisch, als er einerseits, wie schon angedeutet, den Beweis liefert, dass er an den grossen Angelegenheiten des Staates und der Kirche auch dann noch regen Antheil nahm, als bereits viele seiner Wünsche unerfüllt geblieben und so manche schöne Hoffnung zu Grabe gegangen war; andererseits uns zeigt, wie fern er sich von jeder Einseitigkeit hielt. Mit dem nämlichen Eifer, mit welchem er sonst den Kaiser nach Rom rief, ruft er jetzt den Papst dorthin. Zwei Sonnen sind nach seinem Systeme zum Wohle der Menschheit erforderlich; wo die eine fehlt, vermisst er sie schmerzlich, denn sein System ist ihm zur heiligen, innigsten Ueberzeugung geworden.

In Lucca, wohin er sich begab und von wo aus er wahrscheinlich diesen Brief schrieb, scheint Dante endlich einige Ruhe gefunden zu haben. Hier fand er, unter dem Schutze des tapferen und gefürchteten *Uguccione* (den er früher schon, in den ersten Jahren seiner Verbannung, kennen gelernt und mit dem er ein freundschaftliches Verhältniss angeknüpft hatte) und dessen nicht minder tapferen Sohnes *Francesco*, nicht allein eine Zufluchtsstätte, sondern gewissermassen eine zweite Heimath. Hier hatte er wahrscheinlich, wie aus dem bald zu erwähnenden Urtheil gegen ihn allerdings sich schliessen lässt, seine Söhne um sich. Hier durfte er nach langen Jahren wieder einmal die Freuden des Familien- und des geselligen Lebens kosten. Hier fand er Musse, an seinem unsterblichen Gedichte weiter zu arbeiten. Hier lächelte ihm der Himmel eine Weile wieder freundlich zu, hier durfte er sich wieder einmal eines behaglichen Daseins erfreuen. Besonders trug das innige und liebliche Verhältniss zu einer edlen Frau dazu bei, den Aufenthalt in Lucca ihm lieb und theuer zu machen.

Auf dieses Verhältniss hat Dante selbst hingedeutet und die Terzinen, die er demselben widmete, sind vielleicht zu der Zeit gedichtet worden, da dasselbe noch fortwährte. Was er schon erlebt in die Form der Prophetie einkleidend, legt er auf dem Reinigungsberge dem Dichter *Buonagiunta degli Urbicciani* aus Lucca die Worte in den Mund:

Schon lebt ein Weib, doch trägt sie noch nicht Binden,
Begann er, welche lieb Dir meine Stadt
Wird werden lassen, wie man sie auch tadle.

Dass man bei dem hier erwähnten Verhältniss an eine Liebschaft im gewöhnlichen Sinne gedacht hat, ist selbstverständlich. Gemeine Seelen können sich ja kein anderes Verhältniss zweier edlen Herzen verschiedenen Geschlechts zu einander denken, als das, welches durch sinnliche Liebesreize entsteht. Edlere Gemüther werden hingegen denn doch auch ein edles, reines, freundschaftliches und eben darum meistens viel innigeres Verhältniss denken können. An ein solches haben wir auch hier schlechterdings einzig und allein zu denken. Dante hatte sowohl äusserlich als auch namentlich innerlich zu viel erlebt, er hatte seine früheren Verirrungen zu ernstlich bereut, als dass man annehmen dürfte, er habe sich jetzt wieder als nahezu fünfzigjähriger Mann durch neuen sinnlichen Liebesreiz verlocken lassen. Nein, darüber war er jetzt hinaus. — Die Angaben darüber, wer die edle Frau war, welche dem verbannten Dichter sein Loos verschönerte, lauten so verschieden, dass es nicht möglich ist, zu einem sicheren Resultat zu gelangen.

Grosse Ereignisse trugen sich in seiner Nähe zu, während Dante in Lucca weilte, — Ereignisse, die dazu angethan waren, die in seinem Herzen bald erstorbene Hoffnung auf Rückkehr in seine Vaterstadt neu zu beleben. Trotzdem dass er noch immer in einen Thronstreit mit seinem Nebenbuhler, Friedrich von Oesterreich, verwickelt war, richtete Ludwig der Bayer jetzt schon sehnsüchtige

Blicke über die Alpen und hin nach dem schönen, aber für seine Vorgänger verhängnissvollen Italien, wo die Wünsche und Erwartungen der Ghibellinen ihm entgegen kamen. Die Gestalt, auf welche sein Auge zunächst fiel, war keine andere, als die *Uguccione's della Faggiuola*, des tapferen Degens und gewaltigen Gebieters von Pisa und Lucca, des Beschützers und Freundes unseres Dichters. Im März 1315 bestätigte der deutsche Fürst *Uguccione* und seine beiden Söhne im Besitze einer Anzahl Burgen im Arnothale und belehnte sie zum Voraus mit allem Reichsgut, das sie den Reichsfeinden abnehmen würden. Dadurch ward die Kampfeslust des ohnedem schon streitsüchtigen *Uguccione* bedeutend gesteigert. Er rüstete sich zum Krieg gegen den Hauptfeind seiner Partei, — gegen Florenz. Er begann damit, dass er in das Pistoj'sche Gebiet einfiel und viele Burgen, welche die Florentiner besetzt hielten, an sich brachte, von welchen er die einen zerstörte und die andern mit seinen Pisanern besetzte. Vom Kriegsglück in hohem Grade begünstigt, rückte er immer weiter vor, fiel ein in das florentinische Gebiet und begann die Belagerung der Bergfeste *Montecatini in Val di Nievole*, zehn Meilen von Florenz entfernt, welche die Strasse nach Florenz beherrschte und in welche die Florentiner eine Besatzung geworfen hatten. Darüber entstand grosse Aufregung in der toscanischen Hauptstadt. Eilboten wurden mit Briefen nach allen Richtungen ausgesandt, um die Bundesgenossen um Hülfe zu ersuchen. „Eilt uns zu Hülfe," heisst es in dem Kreisschreiben, „denn wir befinden uns in der grössten Bedrängniss, und in der kleinsten Verzögerung liegt die meiste Gefahr." Von allen Seiten eilten Hülfstruppen heran. In weniger als einem Monat hatten sie ein Heer beisammen, welches das *Uguccione's* noch bedeutend übertraf. Unter der Anführung des Bruders Roberts von Neapel, des Prinzen Philipp, zog das Heer am 6. August 1315 aus Florenz, um die Belagerung von *Montecatini* zu entsetzen. Mehrere Tage standen die beiden Heere einander

gegenüber, vom Fluss *Nievole* von einander getrennt, bevor es zur entscheidenden Schlacht kam. „Beinahe ganz Italien wartete mit Aufregung auf den Ausgang des Kampfes. Denn es war offenbar, dass es sich nicht sowohl um *Montecatini*, sondern vielmehr darum handelte, welche der beiden Parteien, die guelfische oder die ghibellinische, das Uebergewicht in Italien erhalten würde.“ Die Florentiner waren siegesgewiss, *Uguccione* war, oder schien besorgt. Er traf Anstalten zum Rückzuge, allein der Weg ward ihm vom Feind versperrt. So kam es denn am 29. August zur Schlacht, einer der grössten und blutigsten, wovon die Geschichte des Mittelalters zu erzählen weiss. Lange währte der Kampf, lange war er unentschieden. Zuletzt endete er aber mit einer vollständigen Niederlage der Guelfen. Ihrer über zweitausend bedeckten das Schlachtfeld, 1500 waren in *Uguccione's* Gefangenschaft gerathen. Klagegetön erscholl fast in jedem florentinischen Hause. „In Florenz, Bologna, Siena, Perugia und Neapel legte die ganze Bevölkerung wegen der verlornen Bürger Trauerkleider an.“ Herzog Peter, ein anderer Bruder König Roberts, fiel in der Schlacht. *Montecatini* ergab sich sofort. *Uguccione* hatte vollständig gesiegt, nur wenige seiner Leute waren gefallen. Aber doch konnte er seines Sieges nicht recht froh werden, nicht ohne Thränen auf das Schlachtfeld hinblicken. Ach, unter den Gefallenen befand sich auch sein tapferer und hoffnungsvoller Sohn *Francesco*.

Welchen Antheil hat nun Dante an diesen Vorgängen genommen? Darüber gibt das Urtheil einiges Licht, welches die bestürzten Florentiner zwei Monate darauf gegen ihn erneuerten. Dasselbe ist datirt vom 6. November 1315 und ward von dem Vicar des Königs Robert, *Ranieri di Zacaria d'Orvieto*, dem die Florentiner die Signorie ihrer Stadt übergeben, erlassen. Zum dritten Male wird über den Dichter das Verbannungs-, zum zweiten Male das Todesurtheil ausgesprochen. „Wenn sie“ (die „Ghibellinen und Verbannten,“ d. h. Dante und seine Schicksalsgenossen) „in

unsere Gewalt oder in die der Republik Florenz kommen sollten, so sollen sie auf den Richtplatz geführt und ihnen das Haupt vom Rumpf getrennt werden, so dass sie sterben." Ausserdem werden sie, „damit sie sich ihres Ungehorsams nicht rühmen," für vogelfrei, an Person und Habe die Beute eines Jeden, erklärt. Als Grund dieser wiederholten Verurtheilung wird freilich die Verachtung der Gebote der Republik und die Verweigerung der zugesprochenen Busse angegeben. Allein es ist denn doch wohl einleuchtend, dass diese Verurtheilung ein Akt der Rache gegen diejenigen unter den verbannten Weissen war, welche sich an der Schlacht von *Montecatini* irgendwie betheiligten. Dass nun Dante persönlich an derselben Theil genommen, ist, da er bereits sein fünfzigstes Lebensjahr um einige Monate überschritten hatte, nicht gerade unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich. Höchst bemerkenswerth ist es aber, dass die Verurtheilung dieses Mal — und zwar zum ersten Male — auch auf seine Söhne ausgedehnt wurde. Zum ersten Male heisst es in diesem Urtheil: Dante Alighieri *und seine Söhne*. Liefert dieser Umstand, wie bereits erwähnt, den wohl ziemlich sicheren Beweis, dass Dante seine Söhne in Lucca bei sich hatte, so bleibt doch noch die Frage übrig, warum denn diessmal auch *sie* vom Verbannungs-, beziehungsweise Todesurtheil, getroffen wurden. Man ist über diese Frage ganz einfach mit der leichten Bemerkung hinweggegangen, das möge nur der Vicar König Roberts gewusst haben. Vielleicht wussten es aber doch auch Andere. Erinnern wir uns, dass Dante im Jahr 1292 sich verehelicht hatte und dass seine Ehe in dem verhältnissmässig kurzen Zeitraum von etwa zehn Jahren mit sechs bis sieben Kindern gesegnet worden ist, so werden wir zu der Annahme nicht allein berechtigt, sondern geradezu gezwungen sein, dass das älteste seiner Kinder im Jahr 1293, das zweitälteste 1294 geboren wurde. Nehmen wir nun an, diese ältesten seiner Kinder seien eben die zwei Söhne gewesen, die ihn überlebten, was wenigstens weder unwahrscheinlich und noch

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben.“ *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

416

Fünftes Kapitel.

Die verschmähte Gnade.

— **Eiferseele,**
Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!
Inferno VIII, 44 ff.

Schon hatte Dante vierzehn Jahre lang das Brod der Verbannung gegessen, als er, seinem einst gewaltigen, nun aber gestürzten Beschützer und Gönner nachfolgend, aus Lucca zog. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, waren aber in diesem langen Zeitraume nicht erloschen und nicht erkaltet. So manche schöne Hoffnung lag schon in tausend Scherben zerschlagen zu seinen Füssen, sein Herz hoffte aber noch immer, — es hoffte den ihm heiligen Boden noch betreten, — es hoffte, seine Tage doch noch in seinem geliebten Florenz beschliessen zu dürfen, — es hoffte dort die letzte Ruhe zu finden, wo die Gräber seiner Väter, wo auch die Gräber so mancher seiner Lieben sich befanden. Noch immer von dieser Hoffnung getragen und gehoben, lenkte er seine Schritte, wie es scheint, zunächst nach *Lunigiana* zu dem jüngeren *Malespina* und von da nach *Verona*, zu dem von ihm so hochgepriesenen Scaliger, den er bei seinem früheren Aufenthalte daselbst als einen Knaben kennen gelernt, der aber seitdem bereits Proben seines tapferen Muthes gegeben hatte.

Vorläufig zwar hatte es den Anschein, als wäre keine Aussicht auf Rückkehr für ihn vorhanden. An eine Rückkehr durch Waffengewalt war, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, jedenfalls nicht zu denken. Dass aber seine Mitbürger ihn begna-

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello,* liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's,* verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann," sagt *Landino,* sein Zeitgenosse.

Guido Novello ging mit dem Gedanken um, dem Vater der modernen europäischen Poesie ein herrliches Grabmal zu setzen. Mehrere zeitgenössische Dichter, bemüht, dem edlen Todten den Lorbeerkranz auf die bleiche Stirne zu drücken, sandten poetische Grabinschriften ein. Unter den ihm vorgelegten soll *Guido* diejenige des uns schon bekannten *Giovanni del Virgilio* ausgewählt haben. Dieselbe lautet:

Dante, der Gottesgelehrte, vertraut mit jeglichem Dogma,
Welches die Philosophie nährt an der herrlichen Brust,
Er, der Stolz der Musen, des Volkes geliebtester Sänger,
Ruht hier, aber sein Ruhm reicht bis an's Ende der Welt.
Der die Räume der Tief' und die anderen Reiche der Seelen
Ausgetheilt mit des Geist's und mit des Wortes Gewalt,
Auch zuletzt mit der Musenschalmei die Fluren erfüllte,
Ihm hat das heit're Geschäft Atropos neidisch zerstört.
Undankbar hat ihm Florenz, die grausame Heimat,
Ihrem Dichter, o Schmach! nur mit Verbannung gelohnt;
Doch das edle Ravenna, am Herde des Guido Novello,
Der dort rühmlich gebot, pflegte mit Freuden den Gast.
Am vierzehnten des Jahres eintausend dreihundert
Und noch siebenmal drei kehr't er zum Himmel zurück.

Sein rühmliches Vorhaben, dem Dichter ein prächtiges Grabmal zu errichten, konnte aber *Guido Novello* nicht ausführen. Denn schon im folgenden Jahre verlor er die Herrschaft, ward von Ravenna vertrieben und starb selbst als Verbannter zu Bologna. Die mitgetheilte Inschrift scheint erst später auf das Grab gesetzt worden zu sein. Seither ist aber noch mehrfach an diese Grabstätte gerührt worden. Nachdem zuerst *Bernardo Bembo*, der Vater des berühmten Cardinals *Pietro*, im Jahre 1483, dann der päpstliche Cardinallegat *Domenico Corsi*, im Jahr 1692, endlich im Jahr 1780 der Cardinallegat *Valenti Gonzaga* das Grabmal hatten verzieren, ausbessern und umbauen lassen, wusste man zuletzt nicht einmal mehr mit Bestimmtheit den Ort anzugeben, wo die Gebeine des grossen Dichters ruhten. Erst bei Gelegenheit der

Feier seines sechshundertjährigen Geburtstages, im Jahre 1865, sind dieselben wieder aufgefunden worden. In vielen italienischen Städten sind in dem letztgenannten Jahre dem erhabensten Genius und grössten Dichter Ehrendenkmäler errichtet worden. Das herrlichste, unvergänglichste Denkmal hat er sich aber selbst errichtet.

Siebentes Kapitel.

Das Charakterbild.

> **Mit jeder Trefflichkeit war er gegürtet;**
> **Gerecht war er im Handeln und im Reden.**
> **PURGATORIO VII, 114. XVII, 30.**

Wir schicken uns an, von Dante's Person uns zu verabschieden. Durch ein vielbewegtes inneres und äusseres Leben haben wir ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Mussten wir da so wiederholt den Mangel an zuversichtlichen Nachrichten beklagen, so fliessen umgekehrt die Quellen, woraus eine Charakteristik des Dichters geschöpft werden kann, so reichlich, dass man sich, will man nur einen kurzen Abschnitt und nicht ein eigenes Werk darüber schreiben, um eine Auswahl verlegen sieht. Vorerst hat er selbst mit scharfen, deutlichen Zügen sein eigenes Charakterbild gezeichnet. Noch nie vielleicht hat ein Dichter den Stempel seines individuellen Charakters seinen Werken *so* auf die Stirne gedrückt, wie der Sänger der Göttlichen Komödie. Ferner verwei-

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines so grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen.“

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

ten es für überflüssig, das Urtheil seines Biographen zu berichtigen. Dass er auch von sinnlichen Leidenschaften unendlich viel zu berichten weiss, lässt sich von *Boccaccio* zum Voraus erwarten. Das Richtige hierüber glauben wir indess schon früher festgestellt zu haben.

Mit *Boccaccio's* Charakterschilderung stimmen im Wesentlichen auch *Leonardo Bruni* und *Filippo Villani* überein, ohne derselben etwas Nennenswerthes beizufügen. Die späteren Biographen haben sich durchgängig des *Boccaccio* als der in dieser Beziehung einzigen Quelle bedient.

— In seinem Leben sowohl, als auch in seinen Schriften erscheint Dante als eine durch und durch ideale Natur. Schon als Knabe, man möchte sagen schon als zartes Kind, hebt er sich empor zu dem Reiche der Ideale, um dasselbe nie mehr, wenigstens nicht gänzlich, wieder zu verlassen. Was ihm dieses Reich zuerst erschliesst, das ist die edelste und reinste, die wahrste und innigste Liebe, die sehr früh schon Eingang fand in sein edles Herz. Sein Glaube an das Ideal ist unerschütterlich. Alle Schläge, mögen sie unmittelbar von der Hand der Vorsehung, oder mögen sie von den Feinden herkommen, vermögen es nicht, diesen Glauben ihm zu rauben. Mit einem aussergewöhnlich scharfen Verstande begabt, von unendlichem Wissensdurst erfüllt und getrieben, drang sein tiefsinnender Geist hinein in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens. An feiner Beobachtungsgabe, an tiefer Welt- und Menschenkenntniss dürften gar wenige unter den hervorragendsten Geistern aller Völker und aller Zeiten ihm gleich kommen. Zum scharfen Verstande gesellte sich aber bei ihm eine ungewöhnliche Gemüthstiefe, zum eindringenden Geiste ein zartfühlendes, warmes Herz. Darum bebt er vor den Wegen zurück, auf welchen Herz und Gemüth immer leerer auszugehen scheinen, je weiter Geist und Verstand vorschreiten. Die Welt, die ihn umgibt, die Geschichte, die Menschen, die Verhältnisse, Alles beurtheilt er von seinem ide-

alen Standpunkte aus. Doch selten nur geräth er mit der nackten Wirklichkeit in Widerspruch. Denn sein Ideal ist bei ihm Leben und das Leben ist bei ihm Ideal geworden. Wohl hatte das wirkliche Leben, die wirkliche Welt zu seiner Zeit, wie auch sonst immer, und in manchen Beziehungen noch mehr als sonst, unendlich Vieles aufzuweisen, was dem Ideale des Dichters gar wenig entsprach. Aber weit entfernt, sich durch die so unvollkommene reale Wirklichkeit abschrecken und entmuthigen zu lassen, dient die Erfahrung von ihr nur dazu, die Sehnsucht nach dem Höheren um so lebendiger in ihm zu erwecken. Dieses Sehnen nach dem Höheren erfüllt ihn immerdar; auf den Höhen des Glückes fühlt sich sein Geist noch nicht befriedigt und sein Verlangen nicht gestillt, — in den Tiefen des Unglücks wird jenes Sehnen ihm zum Troste. Was sonst für so Viele dazu dient, den Geist zu lähmen, ihn in das Gebiet des Alltäglichen, des Gemeinen herniederzuziehn, das dient für Dante zu einer frischen Anspornung, das leiht seinem Geiste neue Schwingen. So das Glück, so auch das Unglück. Bei der Liebeswonne erhebt sich sein Geist zur anstaunenden Betrachtung der Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, beim Liebeswehe aber zur Betrachtung der Glorie eines verklärten Geistes. Im Glück sucht er, so viel an ihm, zur Verwirklichung seines Ideals eines glücklichen Weltzustandes beizutragen, im Unglück hofft er beständig, dieses Ideal werde in der Zukunft noch verwirklicht werden. Dante ist gross; seine Grösse verdankt er aber noch mehr als seiner eminenten geistig-intellectuellen Begabung seinem unerschütterlich festen Glauben an das Höhere, seinem unausgesetzten ernsten und eifrigen Streben nach demselben.

Was noch besonders hervorgehoben werden mag, das ist Dante's unbedingte Wahrheitsliebe, seine Uneigennützigkeit, seine Treue und seine innige Vaterlandsliebe.

Er selbst konnte öffenlich von sich bezeugen, er sei von Jugend auf von der Liebe zur Wahrheit ernährt worden, er sei kein

furchtsamer Freund derselben. Ueber alle Fragen, nicht allein des menschlichen Wissens, sondern auch des christlichen Glaubens denkt er forschend nach, um zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen. Und was er einmal für wahr erkannt, das spricht er mit unerbittlicher Offenheit freimüthig aus, ohne sich durch irgend welche Nebenrücksichten bestimmen oder beeinflussen zu lassen. Wohl verbirgt er sich die äusseren Gefahren nicht, welche mit dem rücksichtslosen, unbedingten Aussprechen der Wahrheit stets verbunden sind. Allein die Gefahr schreckt ihn nicht davon ab; mag sein Wort auch die Hohen dieser Welt treffen, — was gilts? ein Dante sucht seinen Ruhm darin. Weiss er doch, dass ein reines, schuldloses Gewissen aus ihm herausspricht. Darum kann er sich von seinem Urahn sagen lassen:

— Ein Gewissen,
Das eig'ne oder fremde Schuld befleckt,
Wird Deines Wortes Herbigkeit empfinden.
Doch soll Dich das nicht hindern, ungeschminkt
Vollständig Dein Gesicht zu offenbaren,
Und wer dann räudig ist, den lass' sich kratzen. — —
Es wird Dein Ruf dem Winde gleichen, welcher
Am heftigsten die höchsten Gipfel trifft,
Und zu nicht kleinem Ruhm wird Das gereichen.

Diese Wahrheitsliebe bethätigte aber Dante nicht allein im Reden, er bethätigte sie im gleichen Umfange auch im Handeln. Daher seine wahrhaft bewunderungswürdige Unparteilichkeit, die um so höher anzuschlagen ist, als es ihm zu einer vom Parteiwesen bewegten Zeit, in einem durch Parteiwesen zerrissenen Lande zu leben beschieden war. Nichts ist ungerechtfertigter, als wenn man, wie es von seinem ältesten bis herab zu seinem jüngsten Biographen vielfach geschehen, den Dichter der Göttlichen Komödie zu einem exclusiven Parteimann zu stempeln sucht. Dante's ganzes Leben, Dante's sämmtliche Werke sind Eine grosse Negation dieser Behauptung. Wo die Macht in seinen Händen liegt, da macht

er zwischen den Genossen der eigenen und denen der gegnerischen Partei durchaus keinen Unterschied. Selbst über Den Parteigenossen, der ihm zugleich der intimste Freund ist, spricht er, ob auch das Herz ihm darüber blutet, das schwere Urtheil der Verdammung aus, wo die Gerechtigkeit diess zu fordern scheint. Er, der begeisterte Anhänger und Lobredner des Kaiserthums, er nimmt in seinem Exile seine Zuflucht zu einem entschiedenen Guelfen, bei einem solchen bringt er den Abend seines Lebens zu, denn nicht einen Partei-, sondern einen sittlichen Massstab legt er an die Menschen an. Er, den die eigene Ueberzeugung und die von Seiten der Gegenpartei erlittene Unbill zu der Partei der Ghibellinen hindrängten, er steht nicht an, hervorragende Ghibellinen durch Versetzung in seine poetische Hölle zu brandmarken, hervorragende Guelfen in seinem poetischen Himmel zu verherrlichen. Darum durfte er es wagen, darum war er dazu geeignet, das Weltgericht zu anticipiren. Eine *Göttliche Komödie* aus der Feder eines eingefleischten Parteimannes wäre ein gehässiges Pamphlet geworden, von der Mitwelt wenig beachtet, von der Nachwelt vollständig vergessen. Aus der unbedingt unparteiischen, wahrheitsliebenden Feder eines Dante aber ist die *Göttliche Komödie* ein Werk geworden, das die Mitwelt schon bewunderte, das die Nachwelt in immer höheren Masse anstaunte und auf ewige Zeiten anstaunen wird.

Seine Feinde haben ihm, wie wir früher gesehen, den Vorwurf gemacht, er habe sich während seiner Amtsverwaltung bestechen lassen und nach unerlaubtem Gewinn gestrebt. Allein dieser Vorwurf fällt ganz auf deren Urheber zurück. Sind je ungerechte Beschuldigungen gegen einen Menschen erhoben worden, so ist diese der ersten eine. Kaum eifert Dante gegen ein Laster so oft und so sehr, wie gegen Eigennutz und Geldgier. Kaum eine Tugend lobt und preist er so sehr, wie die Entsagung, den freiwilligen Verzicht auf irdischen Besitz. Von jenem Laster steht er nicht an, die Uebelstände in Kirche und Staat abzuleiten. Im Be-

wusstsein seines inneren Werthes konnte er mit Verachtung auf Diejenigen herabsehen, welche nach irdisch-vergänglichen Gütern strebten. Doch — wir haben ja schon früher bemerkt, es sei lächerlich, Dante gegen solche Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. In diesem Punkte bedarf es dessen jedenfalls nicht.

Dante war frei von aller Selbstsucht und von aller Eigennützigkeit, weil wahre, aufrichtige, selbstlose Liebe zu seinen Mitmenschen ihn beseelte, weil diese Liebe sein Herz erfüllte. Bessere politische, sociale, sittliche nnd religiöse Zustände zu befördern, der Menschheit den Weg zu einer doppelten, der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit anzubahnen, das war stets die nie aus dem Auge verlorne Hauptaufgabe seines Lebens, diess das Ziel, nach welchem seine politische und literarische Wirksamkeit immerdar strebte. „Die Liebe hiess mich gehen und heisst mich reden," das ist der einzig richtige Schlüssel zum Verständniss des Charakters der Person und der Werke des erhabenen Dichters. Sein eigener literarischer Ruhm war freilich auch ein Ziel seines Strebens, aber nicht anders wollte er einen solchen Ruhm sich erwerben, als durch Werke, die seinen Mitmenschen nützlich sein, die ihr wahres Glück befördern würden. Darum ergreift er so oft die Feder, um Gegenstände zu behandeln, um Fragen zu untersuchen, deren hohe Wichtigkeit er mit richtigem Blicke erkannt hat, von denen er aber selbst sagen muss, sie seien bis dahin unerörtert geblieben. Daran namentlich ist es ihm gelegen, seinem Volke eine nationale, einige Literatur, eine einige Cultursprache zu geben. Einheit und Freiheit, das sind die zwei Gedanken, die ihn ganz erfüllen, für deren Verwirklichung er die ganze Kraft seines Lebens einsetzt. Sein damals tausendfach zerrissenes Vaterland vorzüglich als ein einiges und freies zu sehen, das ist der hohe Traum seines Herzens. Und weil seine Vaterlandsliebe eine ernstliche und aufrichtige ist, darum ist sie mit dem Zorne über Die, welche dessen Parteiwesen begünstigten und dessen traurige Zustände verschuldeten, untrennbar

verbunden. Daher ist Dante's allgemeine Menschenliebe sowohl, als auch namentlich seine Vaterlandsliebe eine vielfach missverstandene. Und nicht allein von der Mit-, auch von der Nachwelt ist Dante in dieser Hinsicht vielfach missverstanden worden. In der derben Sprache, die er hin und wieder, vorzüglich aber in den drei Briefen aus der Zeit des Römerzuges Hinrichs VII. gegen seine Vaterstadt führt, hat man schon wiederholt das Gegentheil von Liebe zum Vaterlande. finden wollen. Aber mit Unrecht. Je inniger er seine Vaterstadt liebte, je aufrichtiger er deren Grösse und Wohl wünschte, um so mehr musste seine Feuerseele gegen Die sich ereifern, welche dieselbe — wenigstens nach seinem Dafürhalten — zu Grunde richteten. Und wenn er den deutschen Machthaber mit fast schwärmerischer Begeisterung als den Engel des Friedens, als den Retter seines Vaterlandes begrüsste, so that er es keineswegs, weil er sein Vaterland einem Fremden unterworfen sehen wollte, denn der Nachfolger und Erbe der Cäsaren war in seinen und vieler anderen hervorragenden Italiener Augen jener Zeit kein Fremder, sondern der rechtmässige Herr: nein! Dante that es vielmehr, weil in ihm die felsenfeste Ueberzeugung sich gebildet hatte, von einem Kaiser und *nur* von einem Kaiser sei Heil für Italien zu erwarten, — nur ein solcher könne die Einheit der Völker begründen, den Frieden derselben sichern.

Ein makelloser Engel war Dante, bei all' seinen intellectuellen und sittlichen Vorzügen freilich nicht, — er hatte auch seine Fehler und Schwächen, die er selbst sehr wohl erkannte. Das Sprüchwort, dass wo viel Licht, da auch viel Schatten ist, trifft indess bei ihm nicht zu. Einen dunkeln Schatten lässt eine keineswegs kurze Periode seines Lebens allerdings zurück. Wir haben diese Periode kennen gelernt, zugleich aber auch vernommen, wie aufrichtig der Dichter seine sinnlichen und religiösen Verirrungen bekannt und bereut hat. Hat er sich auch im Fallen von den übrigen Menschenkindern nicht unterschieden, so hat er sich doch von

der grossen Mehrzahl derselben darin unterschieden, dass er von seinem Falle mit aller Energie sich wieder erhob und den Fall bitterlich bereute. Auch seine übrigen Schwächen hat Dante, weit entfernt sie verheimlichen zu wollen, aufrichtig bekannt, wie denn überhaupt rücksichtslose Aufrichtigkeit ein Grundzug seines Charakters ist. Miteinander übereinstimmend werfen *Giovanni Villani* uud *Boccaccio* ihm Stolz vor. Wohl könnten wir diesen Vorwurf auf eine edle, jede Berührung mit dem Gemeinen sorgfältig vermeidende Selbstachtung, auf eine aller falschen Bescheidenheit abholde richtige Schätzung des eigenen Werthes zu beschränken versucht werden. Und da diese Selbstachtung und Selbstschätzung mit zu Dante's charakteristischen Eigenschaften gehören, so würden wir wohl der Versuchung, ihn von einer, wenn auch leichten sittlichen Schwäche freizusprechen, nachgeben. Allein der Dichter ruft selbst ein kräftiges Halt! uns zu, indem er nicht allein von Stolz, sondern auch von Neid nicht völlig frei gewesen zu sein gesteht:

Das Auge wird auch mir geraubt hier werden
  Doch kurze Zeit nur, sagt' ich, denn die Sünde
  Die neidisch blickend es verübt, ist klein nur.
Viel gröss're Furcht indess hält meine Seele
  Befangen vor der Qual im vor'gen Kreise *(der Stolzen)*
  Und drücken fühl' ich schon die Last dort unten.

Zur Vervollständigung der Charakteristik Dante's könnte noch eine nicht unbedeutende Anzahl Anekdötchen angeführt werden, die über ihn umlaufen und die ihn vorzüglich als einen mit treffendem Witze und unglaublicher Geistesgegenwart begabten Mann charakterisiren. Doch glauben wir bei Anekdötchen um so weniger uns aufhalten zu müssen, als es — abgesehen von deren durchgängig höchst zweifelhaften Glaubwürdigkeit — ihrer nicht bedarf, um uns davon zu überzeugen, dass Dante die erwähnten Eigenschaften in reichem Masse besass. So nehmen wir denn von der gewaltigen Persönlichkeit des erhabensten Dichters Abschied.

Die Gefühle, die uns beim Zurückschauen auf den zurückgelegten Weg innerlich durchbeben, — es sind Gefühle anstaunender Bewunderung vor Dante's Grösse, zugleich aber auch eigener Ohnmacht, von dieser gewaltigen Persönlichkeit, von diesem eminenten Geiste, von diesem erhabenen Charakter ein entsprechendes, ein zutreffendes Bild zu entwerfen, — die nämlichen Gefühle sind es, welchen der grosse *Michel Angelo* in einem Sonett auf den unsterblichen Dichter Worte verliehen:

Was er verdient, wird nie von ihm gesagt.
An Blinde war sein helles Licht verloren;
Eh' schilt man, die sich wider ihn verschworen,
Als man Ein Lobeswort entsprechend sagt.
Hinab stieg er in's Reich der Irrthumsnacht,
Dann auf zu Gott, den Blick uns zu entfloren.
Der Himmel liess ihn ein zu seinen Thoren,
Den aus den eig'nen seine Stadt verjagt.
Undankbar Vaterland, das seine Leiden
Zum Unheil dir erzeugt; willst du mir sagen,
Dass hier die Trefflichsten am meisten leiden?
So ist's! Und wohl kann zum Beweise dienen,
Dass Keiner härt'ren Bann, als er, getragen,
Wie nie ein Grösserer, als er erschienen.

SIEBENTES BUCH.

DAS EWIGE DENKMAL.

ten es für überflüssig, das Urtheil seines Biographen zu berichtigen. Dass er auch von sinnlichen Leidenschaften unendlich viel zu berichten weiss, lässt sich von *Boccaccio* zum Voraus erwarten. Das Richtige hierüber glauben wir indess schon früher festgestellt zu haben.

Mit *Boccaccio's* Charakterschilderung stimmen im Wesentlichen auch *Leonardo Bruni* und *Filippo Villani* überein, ohne derselben etwas Nennenswerthes beizufügen. Die späteren Biographen haben sich durchgängig des *Boccaccio* als der in dieser Beziehung einzigen Quelle bedient.

— In seinem Leben sowohl, als auch in seinen Schriften erscheint Dante als eine durch und durch ideale Natur. Schon als Knabe, man möchte sagen schon als zartes Kind, hebt er sich empor zu dem Reiche der Ideale, um dasselbe nie mehr, wenigstens nicht gänzlich, wieder zu verlassen. Was ihm dieses Reich zuerst erschliesst, das ist die edelste und reinste, die wahrste und innigste Liebe, die sehr früh schon Eingang fand in sein edles Herz. Sein Glaube an das Ideal ist unerschütterlich. Alle Schläge, mögen sie unmittelbar von der Hand der Vorsehung, oder mögen sie von den Feinden herkommen, vermögen es nicht, diesen Glauben ihm zu rauben. Mit einem aussergewöhnlich scharfen Verstande begabt, von unendlichem Wissensdurst erfüllt und getrieben, drang sein tiefsinnender Geist hinein in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens. An feiner Beobachtungsgabe, an tiefer Welt- und Menschenkenntniss dürften gar wenige unter den hervorragendsten Geistern aller Völker und aller Zeiten ihm gleich kommen. Zum scharfen Verstande gesellte sich aber bei ihm eine ungewöhnliche Gemüthstiefe, zum eindringenden Geiste ein zartfühlendes, warmes Herz. Darum bebt er vor den Wegen zurück, auf welchen Herz und Gemüth immer leerer auszugehen scheinen, je weiter Geist und Verstand vorschreiten. Die Welt, die ihn umgibt, die Geschichte, die Menschen, die Verhältnisse, Alles beurtheilt er von seinem ide-

alen Standpunkte aus. Doch selten nur geräth er mit der nackten Wirklichkeit in Widerspruch. Denn sein Ideal ist bei ihm Leben und das Leben ist bei ihm Ideal geworden. Wohl hatte das wirkliche Leben, die wirkliche Welt zu seiner Zeit, wie auch sonst immer, und in manchen Beziehungen noch mehr als sonst, unendlich Vieles aufzuweisen, was dem Ideale des Dichters gar wenig entsprach. Aber weit entfernt, sich durch die so unvollkommene reale Wirklichkeit abschrecken und entmuthigen zu lassen, dient die Erfahrung von ihr nur dazu, die Sehnsucht nach dem Höheren um so lebendiger in ihm zu erwecken. Dieses Sehnen nach dem Höheren erfüllt ihn immerdar; auf den Höhen des Glückes fühlt sich sein Geist noch nicht befriedigt und sein Verlangen nicht gestillt, — in den Tiefen des Unglücks wird jenes Sehnen ihm zum Troste. Was sonst für so Viele dazu dient, den Geist zu lähmen, ihn in das Gebiet des Alltäglichen, des Gemeinen herniederzuziehn, das dient für Dante zu einer frischen Anspornung, das leiht seinem Geiste neue Schwingen. So das Glück, so auch das Unglück. Bei der Liebeswonne erhebt sich sein Geist zur anstaunenden Betrachtung der Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, beim Liebeswehe aber zur Betrachtung der Glorie eines verklärten Geistes. Im Glück sucht er, so viel an ihm, zur Verwirklichung seines Ideals eines glücklichen Weltzustandes beizutragen, im Unglück hofft er beständig, dieses Ideal werde in der Zukunft noch verwirklicht werden. Dante ist gross; seine Grösse verdankt er aber noch mehr als seiner eminenten geistig-intellectuellen Begabung seinem unerschütterlich festen Glauben an das Höhere, seinem unausgesetzten ernsten und eifrigen Streben nach demselben.

Was noch besonders hervorgehoben werden mag, das ist Dante's unbedingte Wahrheitsliebe, seine Uneigennützigkeit, seine Treue und seine innige Vaterlandsliebe.

Er selbst konnte öffenlich von sich bezeugen, er sei von Jugend auf von der Liebe zur Wahrheit ernährt worden, er sei kein

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben." *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

Dass er aber auch nach dem Tode seines kaiserlichen Helden weder den Muth verloren, noch auch das Vertrauen auf das Eintreten besserer Zustände aufgegeben, — dass er den grossen Angelegenheiten seines Vaterlandes und der Menschheit überhaupt noch immer seine wärmste Theilnahme zuwandte, — diess zu beweisen bot sich ihm bald die Gelegenheit dar. Von einem Nachfolger des Luxemburgers war freilich einstweilen nichts zu erwarten. Der deutsche Thron blieb zunächst eine Zeit lang unbesetzt und die darauf erfolgte Doppelwahl veranlasste in Deutschland Unruhen und Kämpfe, die über das Todesjahr des Dichters hinauswährten. Da es aber im Norden so trostlos aussah, so richtete Dante seine Blicke nach Süden. Zwar bot auch dieser einen nicht minder trostlosen Anblick dar. Wie aber, wenn die „babylonische Gefangenschaft“ ein Ende nehmen, wenn ein Papst nach des Dichters Sinn, ein Papst von Benedicts XI. Geist beseelt den römischen Stuhl besteigen würde? Hätte man dann nicht mit Zuversicht auf bessere Zeiten und Zustände hoffen dürfen? Die einen neuen Tag verheissende Morgenröthe schien aufgehen zu wollen. Um die Mitte April 1314 war Clemens V. gestorben, ein trauriges Andenken hinterlassend. In Carpentras in der Provence waren vierundzwanzig Cardinäle im Conclave versammelt. Nur ihrer sechs waren Italiener, die übrigen entweder Franzosen oder den Franzosen zugethan. Durch die Erfahrung von der unwürdigen Rolle, welche Clemens V. in Avignon hatte spielen müssen, belehrt, sowie auch von Nationalstolz und Nationalhoffnungen bewogen, strebten die ersteren darnach, die Wahl eines Italieners durchzusetzen, der den päpstlichen Stuhl nach Rom zurückverlegen und die Schäden der Kirche heilen würde. Da trat Dante als beredter Vertheidiger dieses Strebens auf. An die italienischen Cardinäle richtet er einen langen, im gewohnten Style der alttestamentlichen Propheten geschriebenen Brief. „Wie sitzet sie so einsam, die sonst volkreiche Stadt; eine Wittwe ist sie geworden, die Herrin der Völker!“ Mit

dieser Klage hebt er sein Schreiben an, wie er lange Jahre zuvor bei einem andern Anlasse ein ganz anderes Schreiben angehoben hatte. Von jeher, fährt er fort, habe die Habgier der Priester die Unruhen und das Verderben der Völker verschuldet und den Feinden des christlichen Glaubens Anlass gegeben, denselben zu verspotten und zu verlästern. Als Christ, als treuer Anhänger der katholischen Kirche müsse er auch gegenwärtig deren Schäden beweinen, denn noch immer werde der Glaube verlästert. „Und — was noch schrecklicher ist — gewisse Sterndeuter und Unglückspropheten behaupten, dass Ihr, Euren freien Willen missbrauchend, dieses erwählt habt. Und in der That, Ihr, die Hauptleute der streitenden Kirche, die Ihr es unterlasset, den Wagen der Braut des Gekreuzigten auf seiner deutlich gezeichneten Bahn zu lenken, — nicht anders als jener falsche Wagenlenker Phaethon, seid Ihr aus dem Geleise gewichen. Ihr, denen es oblag, die Euch nachfolgende Heerde durch die Wildnisse dieser Pilgrimschaft sicher zu geleiten, Ihr habt sie zugleich mit Euch in den Abgrund gerissen. Keine nachzuahmenden Beispiele halte ich Euch vor, denn dem Wagen der Braut Christi habt Ihr nicht das Gesicht, nein! Ihr habt ihm den Rücken zugekehrt. Ja wahrlich! Denen gleichet Ihr, die dem Propheten gezeigt wurden, ihre Rücken gegen den Tempel gekehrt. — — Sehet aber hin auf die Geissel, sehet hin auf das Feuer und verachtet die Geduld Dessen nicht, der zur Busse Euch rufet. — — ‚Und wer ist Der,‘ werdet Ihr vielleicht erzürnt fragen, ‚wer ist Der, welcher, ohne Usa's plötzliche Strafe zu scheuen, verwegen die Hand gegen die wankende Bundeslade ausstreckt?‘ Ja wohl, das geringste bin ich unter den Schäflein der Heerde Jesu Christi. Ja wohl, zu arm bin ich, als dass ich mir priesterliches Ansehen anmassen dürfte. Nicht also durch Reichthum, sondern durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und der Eifer für sein Haus verzehrt mich! Denn auch im Munde der Säuglinge und Unmündigen ertönte schon Gott wohlgefällige Wahrheit und der

Blindgeborne hat jene Wahrheit bekannt, welche die Pharisäer nicht allein verschwiegen, sondern mit Bosheit zu verkehren wagten. — — Usa's Verwegenheit, die man mir vorwerfen zu dürfen glaubt, wird mich nicht verunreinigen. Denn jener streckte die Hand gegen die Lade aus, ich aber gegen die Stiere, die da ausschlagen und auf Abwege gerathen." Nicht zum Streit wolle er sie herausfordern, vielmehr die Schamröthe, falls sie nicht jedes Schamgefühl verloren, ihnen auf die Wangen treiben. Denn nur Eine Klage töne immerdar seinem Ohre entgegen: die Klage über die allgemein herrschende Habgier. „Glaubet ja nicht, ihr Väter, dass ich, indem ich also rede, wie ein Phönix in der Welt da stehe! Nein, Alles flüstert oder denkt, was ich laut ausspreche." Die Uebel liegen ja vor Aller Augen da. Seiner beiden Sonnen (des Papstes und des Kaisers) beraubt, sitze Rom wie eine Wittwe einsam und würde selbst einem Hannibal mitleidenswerth erscheinen. Darüber sollen sie, die italienischen Cardinäle, am meisten erröthen; denn sie seien Schuld, dass sich für die übrigen Bewohner Italiens die Sonne verfinstert habe. „Das Uebel," sagt Dante zum Schlusse, „wird wieder gut gemacht werden (obwohl unfehlbar dem apostolischen Stuhle ein Schandmal und ein Brandzeichen bleiben und ihn, dem Himmel und Erde vorbehalten sind, verunstalten wird), wenn Ihr, die Ihr Urheber solcher Verwirrung gewesen, für die Braut Christi, für Rom, welches ist der Sitz der Braut, für unser Italien und, um es kurz zu sagen, für die Gesammtheit der Erdenpilger einmüthig und männlich kämpfet, damit Ihr Euch auf der Rennbahn des begonnenen Kampfes, auf die ringsum von allen Ufern des Oceans hingeblickt wird, ruhmgekrönt darstellet und vernehmen möget: ‚Ehre sei Gott in der Höhe,' und damit die Schmach der Gascogner, die von schnöder Gier entbrannt die Glorie der Lateiner sich anmassen wollen, in den späteren Jahrhunderten den Nachkommen als warnendes Beispiel diene."

Aber des Dichters beredte Worte waren in den Wind gesprochen. Die Wahl der Cardinäle fiel nach langer Debatte auf den Bischof von Avignon (Johann XXII.), Dante's und aller Besseren Wünsche blieben unerfüllt, die „babylonische Gefangenschaft" dauerte fort. Für den Dichter ist dieser Brief insofern charakteristisch, als er einerseits, wie schon angedeutet, den Beweis liefert, dass er an den grossen Angelegenheiten des Staates und der Kirche auch dann noch regen Antheil nahm, als bereits viele seiner Wünsche unerfüllt geblieben und so manche schöne Hoffnung zu Grabe gegangen war; andererseits uns zeigt, wie fern er sich von jeder Einseitigkeit hielt. Mit dem nämlichen Eifer, mit welchem er sonst den Kaiser nach Rom rief, ruft er jetzt den Papst dorthin. Zwei Sonnen sind nach seinem Systeme zum Wohle der Menschheit erforderlich; wo die eine fehlt, vermisst er sie schmerzlich, denn sein System ist ihm zur heiligen, innigsten Ueberzeugung geworden.

In Lucca, wohin er sich begab und von wo aus er wahrscheinlich diesen Brief schrieb, scheint Dante endlich einige Ruhe gefunden zu haben. Hier fand er, unter dem Schutze des tapferen und gefürchteten *Uguccione* (den er früher schon, in den ersten Jahren seiner Verbannung, kennen gelernt und mit dem er ein freundschaftliches Verhältniss angeknüpft hatte) und dessen nicht minder tapferen Sohnes *Francesco*, nicht allein eine Zufluchtsstätte, sondern gewissermassen eine zweite Heimath. Hier hatte er wahrscheinlich, wie aus dem bald zu erwähnenden Urtheil gegen ihn allerdings sich schliessen lässt, seine Söhne um sich. Hier durfte er nach langen Jahren wieder einmal die Freuden des Familien- und des geselligen Lebens kosten. Hier fand er Musse, an seinem unsterblichen Gedichte weiter zu arbeiten. Hier lächelte ihm der Himmel eine Weile wieder freundlich zu, hier durfte er sich wieder einmal eines behaglichen Daseins erfreuen. Besonders trug das innige und liebliche Verhältniss zu einer edlen Frau dazu bei, den Aufenthalt in Lucca ihm lieb und theuer zu machen.

Auf dieses Verhältniss hat Dante selbst hingedeutet und die Terzinen, die er demselben widmete, sind vielleicht zu der Zeit gedichtet worden, da dasselbe noch fortwährte. Was er schon erlebt in die Form der Prophetie einkleidend, legt er auf dem Reinigungsberge dem Dichter *Buonagiunta degli Urbicciani* aus Lucca die Worte in den Mund:

> Schon lebt ein Weib, doch trägt sie noch nicht Binden,
> Begann er, welche lieb Dir meine Stadt
> Wird werden lassen, wie man sie auch tadle.

Dass man bei dem hier erwähnten Verhältniss an eine Liebschaft im gewöhnlichen Sinne gedacht hat, ist selbstverständlich. Gemeine Seelen können sich ja kein anderes Verhältniss zweier edlen Herzen verschiedenen Geschlechts zu einander denken, als das, welches durch sinnliche Liebesreize entsteht. Edlere Gemüther werden hingegen denn doch auch ein edles, reines, freundschaftliches und eben darum meistens viel innigeres Verhältniss denken können. An ein solches haben wir auch hier schlechterdings einzig und allein zu denken. Dante hatte sowohl äusserlich als auch namentlich innerlich zu viel erlebt, er hatte seine früheren Verirrungen zu ernstlich bereut, als dass man annehmen dürfte, er habe sich jetzt wieder als nahezu fünfzigjähriger Mann durch neuen sinnlichen Liebesreiz verlocken lassen. Nein, darüber war er jetzt hinaus. — Die Angaben darüber, wer die edle Frau war, welche dem verbannten Dichter sein Loos verschönerte, lauten so verschieden, dass es nicht möglich ist, zu einem sicheren Resultat zu gelangen.

Grosse Ereignisse trugen sich in seiner Nähe zu, während Dante in Lucca weilte, — Ereignisse, die dazu angethan waren, die in seinem Herzen bald erstorbene Hoffnung auf Rückkehr in seine Vaterstadt neu zu beleben. Trotzdem dass er noch immer in einen Thronstreit mit seinem Nebenbuhler, Friedrich von Oesterreich, verwickelt war, richtete Ludwig der Bayer jetzt schon sehnsüchtige

Blicke über die Alpen und hin nach dem schönen, aber für seine Vorgänger verhängnissvollen Italien, wo die Wünsche und Erwartungen der Ghibellinen ihm entgegen kamen. Die Gestalt, auf welche sein Auge zunächst fiel, war keine andere, als die *Uguccione's della Faggiuola*, des tapferen Degens und gewaltigen Gebieters von Pisa und Lucca, des Beschützers und Freundes unseres Dichters. Im März 1315 bestätigte der deutsche Fürst *Uguccione* und seine beiden Söhne im Besitze einer Anzahl Burgen im Arnothale und belehnte sie zum Voraus mit allem Reichsgut, das sie den Reichsfeinden abnehmen würden. Dadurch ward die Kampfeslust des ohnedem schon streitsüchtigen *Uguccione* bedeutend gesteigert. Er rüstete sich zum Krieg gegen den Hauptfeind seiner Partei, — gegen Florenz. Er begann damit, dass er in das Pistoj'sche Gebiet einfiel und viele Burgen, welche die Florentiner besetzt hielten, an sich brachte, von welchen er die einen zerstörte und die andern mit seinen Pisanern besetzte. Vom Kriegsglück in hohem Grade begünstigt, rückte er immer weiter vor, fiel ein in das florentinische Gebiet und begann die Belagerung der Bergfeste *Montecatini in Val di Nievole*, zehn Meilen von Florenz entfernt, welche die Strasse nach Florenz beherrschte und in welche die Florentiner eine Besatzung geworfen hatten. Darüber entstand grosse Aufregung in der toscanischen Hauptstadt. Eilboten wurden mit Briefen nach allen Richtungen ausgesandt, um die Bundesgenossen um Hülfe zu ersuchen. „Eilt uns zu Hülfe," heisst es in dem Kreisschreiben, „denn wir befinden uns in der grössten Bedrängniss, und in der kleinsten Verzögerung liegt die meiste Gefahr." Von allen Seiten eilten Hülfstruppen heran. In weniger als einem Monat hatten sie ein Heer beisammen, welches das *Uguccione's* noch bedeutend übertraf. Unter der Anführung des Bruders Roberts von Neapel, des Prinzen Philipp, zog das Heer am 6. August 1315 aus Florenz, um die Belagerung von *Montecatini* zu entsetzen. Mehrere Tage standen die beiden Heere einander

gegenüber, vom Fluss *Nievole* von einander getrennt, bevor es zur entscheidenden Schlacht kam. „Beinahe ganz Italien wartete mit Aufregung auf den Ausgang des Kampfes. Denn es war offenbar, dass es sich nicht sowohl um *Montecatini*, sondern vielmehr darum handelte, welche der beiden Parteien, die guelfische oder die ghibellinische, das Uebergewicht in Italien erhalten würde." Die Florentiner waren siegesgewiss, *Uguccione* war, oder schien besorgt. Er traf Anstalten zum Rückzuge, allein der Weg ward ihm vom Feind versperrt. So kam es denn am 29. August zur Schlacht, einer der grössten und blutigsten, wovon die Geschichte des Mittelalters zu erzählen weiss. Lange währte der Kampf, lange war er unentschieden. Zuletzt endete er aber mit einer vollständigen Niederlage der Guelfen. Ihrer über zweitausend bedeckten das Schlachtfeld, 1500 waren in *Uguccione's* Gefangenschaft gerathen. Klagegetön erscholl fast in jedem florentinischen Hause. „In Florenz, Bologna, Siena, Perugia und Neapel legte die ganze Bevölkerung wegen der verlornen Bürger Trauerkleider an." Herzog Peter, ein anderer Bruder König Roberts, fiel in der Schlacht. *Montecatini* ergab sich sofort. *Uguccione* hatte vollständig gesiegt, nur wenige seiner Leute waren gefallen. Aber doch konnte er seines Sieges nicht recht froh werden, nicht ohne Thränen auf das Schlachtfeld hinblicken. Ach, unter den Gefallenen befand sich auch sein tapferer und hoffnungsvoller Sohn *Francesco*.

Welchen Antheil hat nun Dante an diesen Vorgängen genommen? Darüber gibt das Urtheil einiges Licht, welches die bestürzten Florentiner zwei Monate darauf gegen ihn erneuerten. Dasselbe ist datirt vom 6. November 1315 und ward von dem Vicar des Königs Robert, *Ranieri di Zacaria d'Orvieto*, dem die Florentiner die Signorie ihrer Stadt übergeben, erlassen. Zum dritten Male wird über den Dichter das Verbannungs-, zum zweiten Male das Todesurtheil ausgesprochen. „Wenn sie" (die „Ghibellinen und Verbannten," d. h. Dante und seine Schicksalsgenossen) „in

unsere Gewalt oder in die der Republik Florenz kommen sollten, so sollen sie auf den Richtplatz geführt und ihnen das Haupt vom Rumpf getrennt werden, so dass sie sterben." Ausserdem werden sie, „damit sie sich ihres Ungehorsams nicht rühmen," für vogelfrei, an Person und Habe die Beute eines Jeden, erklärt. Als Grund dieser wiederholten Verurtheilung wird freilich die Verachtung der Gebote der Republik und die Verweigerung der zugesprochenen Busse angegeben. Allein es ist denn doch wohl einleuchtend, dass diese Verurtheilung ein Akt der Rache gegen diejenigen unter den verbannten Weissen war, welche sich an der Schlacht von *Montecatini* irgendwie betheiligten. Dass nun Dante persönlich an derselben Theil genommen, ist, da er bereits sein fünfzigstes Lebensjahr um einige Monate überschritten hatte, nicht gerade unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich. Höchst bemerkenswerth ist es aber, dass die Verurtheilung dieses Mal — und zwar zum ersten Male — auch auf seine Söhne ausgedehnt wurde. Zum ersten Male heisst es in diesem Urtheil: Dante Alighieri *und seine Söhne*. Liefert dieser Umstand, wie bereits erwähnt, den wohl ziemlich sicheren Beweis, dass Dante seine Söhne in Lucca bei sich hatte, so bleibt doch noch die Frage übrig, warum denn diessmal auch *sie* vom Verbannungs-, beziehungsweise Todesurtheil, getroffen wurden. Man ist über diese Frage ganz einfach mit der leichten Bemerkung hinweggegangen, das möge nur der Vicar König Roberts gewusst haben. Vielleicht wussten es aber doch auch Andere. Erinnern wir uns, dass Dante im Jahr 1292 sich verehelicht hatte und dass seine Ehe in dem verhältnissmässig kurzen Zeitraum von etwa zehn Jahren mit sechs bis sieben Kindern gesegnet worden ist, so werden wir zu der Annahme nicht allein berechtigt, sondern geradezu gezwungen sein, dass das älteste seiner Kinder im Jahr 1293, das zweitälteste 1294 geboren wurde. Nehmen wir nun an, diese ältesten seiner Kinder seien eben die zwei Söhne gewesen, die ihn überlebten, was wenigstens weder unwahrscheinlich und noch

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben." *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

Fünftes Kapitel

Die verschmähte Gnade.

— Eiferseele.
Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!
Inferno VIII, 44 f.

Schon hatte Dante vierzehn Jahre lang das Brod der Verbannung gegessen, als er, seinem einst gewaltigen, nun aber gestürzten Beschützer und Gönner nachfolgend, aus Lucca zog. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, waren aber in diesem langen Zeitraume nicht erloschen und nicht erkaltet. So manche schöne Hoffnung lag schon in tausend Scherben zerschlagen zu seinen Füssen, sein Herz hoffte aber noch immer, — es hoffte den ihm heiligen Boden noch betreten, — es hoffte, seine Tage doch noch in seinem geliebten Florenz beschliessen zu dürfen, — es hoffte dort die letzte Ruhe zu finden, wo die Gräber seiner Väter, wo auch die Gräber so mancher seiner Lieben sich befanden. Noch immer von dieser Hoffnung getragen und gehoben, lenkte er seine Schritte, wie es scheint, zunächst nach *Lunigiana* zu dem jüngeren *Malespina* und von da nach *Verona*, zu dem von ihm so hochgepriesenen Scaliger, den er bei seinem früheren Aufenthalte daselbst als einen Knaben kennen gelernt, der aber seitdem bereits Proben seines tapferen Muthes gegeben hatte.

Vorläufig zwar hatte es den Anschein, als wäre keine Aussicht auf Rückkehr für ihn vorhanden. An eine Rückkehr durch Waffengewalt war, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, jedenfalls nicht zu denken. Dass aber seine Mitbürger ihn begna-

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello*, liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's*, verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann," sagt *Landino*, sein Zeitgenosse.

dahin gegen ihn so grausamen Mitbürger bestimmen, ihm den Dichterkranz zu flechten. Diese Hoffnung hatte so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, dass *sie* vorzüglich ihn bestimmte, das Anerbieten seines jüngeren Bewunderers, *Giovanni del Virgilio,* zur Dichterkrönung nach Bologna sich zu begeben, auszuschlagen.

Doch auch diese, die höchste, erste und letzte Hoffnung seines Lebens sollte sich nicht erfüllen. Seine Tage waren gezählt, sein Werk war vollendet; — ein Bote ward zu ihm gesandt, um seinem Exile ein Ende zu machen, um von den Leiden einer Verbannung, die nahezu zwei Decennien gewährt hatte, ihn zu erlösen, um „zu gerechtem, lautrem Volk von Florenz" ihn zu geleiten. Schon so Manche, die seinem Herzen lieb und theuer gewesen, hatte er von dannen gehen sehen: *Beatrice,* seine erste Liebe; *Cavalcanti,* seinen ersten Freund; *Gemma,* seine Gemahlin; zwei Kinder; Heinrich VII., sein Ideal; *Uguccione,* seinen einst gewaltigen Beschützer, und so manche Andere. Nun hatte auch *seine* Stunde geschlagen, — jene Stunde, die er so oft herbeigesehnt, da seine Seele emporschweben und die Glorie seiner *Beatrice* anschauen durfte. Ruhig konnte er die Welt verlassen, denn nach jahrelanger angestrengter Arbeit hatte er nun die Arbeit seines Lebens vollbracht, hatte er der Welt ein Werk gegeben, darin er ruhmgekrönt immerdar leben sollte.

Seine letzten Tage brachte Dante noch damit zu, im Dienste seines Gönners ein Werk des Friedens anzubahnen. Die Republik Venedig hatte nämlich gegen *Guido da Polenta* eine feindselige Stellung eingenommen. Um wo möglich das friedliche Verhältniss zwischen Venedig und Ravenna wieder herzustellen, sandte *Guido* seinen Gastfreund hin nach der Lagunenstadt. In den ersten Monaten des Jahres 1321 kam der grosse Gesandte in Venedig an. Aber seine ohne Zweifel beredten Worte fanden kein Gehör beim venetianischen Senat. Ja, es wird sogar berichtet, die Venetianer hätten, in der Besorgniss, durch des Dichters Beredtsamkeit zum

Erstes Kapitel.

Die Entstehungszeit.

— — **Die heil'ge Dichtung**
Daran Hand angelegt hat Erd' und Himmel,
Und d'rob ich *manches Jahr* schon hager worden.
PARADISO XXV, 1—3.

Von der Betrachtung der Person gehen wir nun zur Betrachtung des Hauptwerkes über. Haben die bisherigen Abschnitte den Versuch gewagt, das Lebens- und Charakterbild eines Mannes zu zeichnen, der zu den äusserst wenigen und seltenen gehört, auf welche die Menschheit mit Stolz hinzuweisen das Recht hat, so soll der jetzige Abschnitt mit einem literarischen Werke sich beschäftigen, welches in der Geschichte aller Literaturen einzigartig und in seiner Art unerreicht, ja unerreichbar dasteht, — mit einem poetischen Werke, das alles Aehnliche weit hinter sich lässt. Grösser, erhabener und bewunderungswürdiger als in seinen übrigen Werken tritt Dante's Gestalt in dieser reifen Frucht seines Lebens uns entgegen. Auch dort zwar bekundet er eine schöpferische Kraft, erweist er sich als einen kunstgeübten Bildner. Doch wird die fortgeschrittene Zeit wohl — und im Ganzen nicht völlig mit Unrecht — den Ruhm beanspruchen, weit über das, was er dort leistete, geschritten zu sein. Aber die *Göttliche Komödie* steht nach mehr als einem halben Jahrtausend immer noch uner-

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

·Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines sò grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen.“

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

[illegible] es für [illegible], das Urtheil seines Biographen zu berichti-gen. Dass er auch von sinnlichen Leidenschaften [illegible] nicht zu [illegible] weiss, lässt sich von *Boccaccio* nur [illegible]. Das Richtige hierüber glauben wir indess schon früher festgestellt zu haben.

Mit *Boccaccio's* Charakterschilderung stimmen im Wesentlichen auch *Leonardo Bruni* und *Filippo Villani* überein, ohne derselben etwas Nennenswerthes beizufügen. Die späteren Biographen haben sich durchgängig des *Boccaccio* als der in dieser Beziehung einzigen Quelle bedient.

— In seinem Leben sowohl, als auch in seinen Schriften erscheint Dante als eine durch und durch ideale Natur. Schon als Knabe, man möchte sagen schon als zartes Kind, hebt er sich empor zu dem Reiche der Ideale, um dasselbe nie mehr, wenigstens nicht gänzlich, wieder zu verlassen. Was ihm dieses Reich zuerst erschliesst, das ist die edelste und reinste, die wahrste und innigste Liebe, die sehr früh schon Eingang fand in sein edles Herz. Sein Glaube an das Ideal ist unerschütterlich. Alle Schläge, mögen sie unmittelbar von der Hand der Vorsehung, oder mögen sie von den Feinden herkommen, vermögen es nicht, diesen Glauben ihm zu rauben. Mit einem aussergewöhnlich scharfen Verstande begabt, von unendlichem Wissensdurst erfüllt und getrieben, drang sein tiefsinnender Geist hinein in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens. An feiner Beobachtungsgabe, an tiefer Welt- und Menschenkenntniss dürften gar wenige unter den hervorragendsten Geistern aller Völker und aller Zeiten ihm gleich kommen. Zum scharfen Verstande gesellte sich aber bei ihm eine ungewöhnliche Gemüthstiefe, zum eindringenden Geiste ein zartfühlendes, warmes Herz. Darum bebt er vor den Wegen zurück, auf welchen Herz und Gemüth immer leerer auszugehen scheinen, je weiter Geist und Verstand vorschreiten. Die Welt, die ihn umgibt, die Geschichte, die Menschen, die Verhältnisse, Alles beurtheilt er von seinem ide-

alen Standpunkte aus. Doch selten nur geräth er mit der nackten Wirklichkeit in Widerspruch. Denn sein Ideal ist bei ihm Leben und das Leben ist bei ihm Ideal geworden. Wohl hatte das wirkliche Leben, die wirkliche Welt zu seiner Zeit, wie auch sonst immer, und in manchen Beziehungen noch mehr als sonst, unendlich Vieles aufzuweisen, was dem Ideale des Dichters gar wenig entsprach. Aber weit entfernt, sich durch die so unvollkommene reale Wirklichkeit abschrecken und entmuthigen zu lassen, dient die Erfahrung von ihr nur dazu, die Sehnsucht nach dem Höheren um so lebendiger in ihm zu erwecken. Dieses Sehnen nach dem Höheren erfüllt ihn immerdar; auf den Höhen des Glückes fühlt sich sein Geist noch nicht befriedigt und sein Verlangen nicht gestillt, — in den Tiefen des Unglücks wird jenes Sehnen ihm zum Troste. Was sonst für so Viele dazu dient, den Geist zu lähmen, ihn in das Gebiet des Alltäglichen, des Gemeinen herniederzuziehn, das dient für Dante zu einer frischen Anspornung, das leiht seinem Geiste neue Schwingen. So das Glück, so auch das Unglück. Bei der Liebeswonne erhebt sich sein Geist zur anstaunenden Betrachtung der Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, beim Liebeswehe aber zur Betrachtung der Glorie eines verklärten Geistes. Im Glück sucht er, so viel an ihm, zur Verwirklichung seines Ideals eines glücklichen Weltzustandes beizutragen, im Unglück hofft er beständig, dieses Ideal werde in der Zukunft noch verwirklicht werden. Dante ist gross; seine Grösse verdankt er aber noch mehr als seiner eminenten geistig-intellectuellen Begabung seinem unerschütterlich festen Glauben an das Höhere, seinem unausgesetzten ernsten und eifrigen Streben nach demselben.

Was noch besonders hervorgehoben werden mag, das ist Dante's unbedingte Wahrheitsliebe, seine Uneigennützigkeit, seine Treue und seine innige Vaterlandsliebe.

Er selbst konnte öffenlich von sich bezeugen, er sei von Jugend auf von der Liebe zur Wahrheit ernährt worden, er sei kein

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben." *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

stattfand, musste dasselbe bereits veröffentlicht sein, da sich der bolognesische Dichter in seiner ersten Ekloge darauf bezieht und Dante in seiner Antwortsekloge vom *Inferno* und *Purgatorio* als vollendet spricht. Hingegen bemerkt er dort ausdrücklich, der letzte Theil des Gedichtes, das *Paradiso*, sei zu jener Zeit noch rückständig gewesen. Möglich, dass er bereits einige Gesänge davon gedichtet hatte, als er die bezügliche Ekloge schrieb. *Vollendet* dagegen wurde das *Paradiso* ohne Zweifel in den letzten Monaten des Lebens des Dichters. Sein am Schlusse der *Vita Nuova* geäusserter Wunsch ward ihm gewährt. Die Vorsehung hat sein Leben so lange verlängert, bis er seiner *Beatrice* das grossartigste, bewunderungswürdigste Denkmal errichtet, dann hat sie ihn sofort abgerufen, die Glorie seiner verklärten Jugendgeliebten zu schauen.

Giovanni Boccaccio berichtet, Dante sei vom Tode übereilt worden, bevor er die dreizehn letzten Gesänge seines Gedichtes veröffentlicht hatte. Seine Söhne und Freunde hätten mehrere Monate vergeblich darnach gesucht und endlich jede Hoffnung sie zu finden aufgegeben. Da sei nach acht Monaten des Dichters Schatten seinem Sohne *Jacopo* im Traum erschienen und habe ihm eine verborgene Stelle gezeigt, in dem von ihm einst bewohnten Zimmer, allwo die vermissten Schlussgesänge des herrlichen Gedichtes verborgen waren und beim Nachsehen wirklich aufgefunden wurden. Wie sich zum Voraus erwarten lässt, hat *Boccaccio* diese Erzählung nach seiner Weise ausgeschmückt. Es fragt sich aber, ob der Kern der Sache auf einer geschichtlichen Thatsache beruhe? Der Berichterstatter beruft sich auf das Zeugniss eines dabei mitthätig gewesenen Mannes, was allerdings seinen Bericht glaubwürdig zu machen scheint. Nehmen wir hinzu, dass Dante, wie bemerkt, die letzten Monate — vielleicht Tage — seines Lebens mit der Vollendung seines erhabenen Gedichtes zubrachte, so hat man keine genügenden Gründe, die Hauptsache von *Boccaccio's* Bericht zu

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello*, liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's*, verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann," sagt *Landino*, sein Zeitgenosse.

Guido Novello ging mit dem Gedanken um, dem Vater der modernen europäischen Poesie ein herrliches Grabmal zu setzen. Mehrere zeitgenössische Dichter, bemüht, dem edlen Todten den Lorbeerkranz auf die bleiche Stirne zu drücken, sandten poetische Grabinschriften ein. Unter den ihm vorgelegten soll *Guido* diejenige des uns schon bekannten *Giovanni del Virgilio* ausgewählt haben. Dieselbe lautet:

Dante, der Gottesgelehrte, vertraut mit jeglichem Dogma,
Welches die Philosophie nährt an der herrlichen Brust,
Er, der Stolz der Musen, des Volkes geliebtester Sänger,
Ruht hier, aber sein Ruhm reicht bis an's Ende der Welt.
Der die Räume der Tief' und die anderen Reiche der Seelen
Ausgetheilt mit des Geist's und mit des Wortes Gewalt,
Auch zuletzt mit der Musenschalmei die Fluren erfüllte,
Ihm hat das heit're Geschäft Atropos neidisch zerstört.
Undankbar hat ihm Florenz, die grausame Heimat,
Ihrem Dichter, o Schmach! nur mit Verbannung gelohnt;
Doch das edle Ravenna, am Herde des Guido Novello,
Der dort rühmlich gebot, pflegte mit Freuden den Gast.
Am vierzehnten des Jahres eintausend dreihundert
Und noch siebenmal drei kehr't er zum Himmel zurück.

Sein rühmliches Vorhaben, dem Dichter ein prächtiges Grabmal zu errichten, konnte aber *Guido Novello* nicht ausführen. Denn schon im folgenden Jahre verlor er die Herrschaft, ward von Ravenna vertrieben und starb selbst als Verbannter zu Bologna. Die mitgetheilte Inschrift scheint erst später auf das Grab gesetzt worden zu sein. Seither ist aber noch mehrfach an diese Grabstätte gerührt worden. Nachdem zuerst *Bernardo Bembo*, der Vater des berühmten Cardinals *Pietro*, im Jahre 1483, dann der päpstliche Cardinallegat *Domenico Corsi*, im Jahr 1692, endlich im Jahr 1780 der Cardinallegat *Valenti Gonzaga* das Grabmal hatten verzieren, ausbessern und umbauen lassen, wusste man zuletzt nicht einmal mehr mit Bestimmtheit den Ort anzugeben, wo die Gebeine des grossen Dichters ruhten. Erst bei Gelegenheit der

Feier seines sechshundertjährigen Geburtstages, im Jahre 1865, sind dieselben wieder aufgefunden worden. In vielen italienischen Städten sind in dem letztgenannten Jahre dem erhabensten Genius und grössten Dichter Ehrendenkmäler errichtet worden. Das herrlichste, unvergänglichste Denkmal hat er sich aber selbst errichtet.

Siebentes Kapitel.

Das Charakterbild.

Mit jeder Trefflichkeit war er gegürtet;
Gerecht war er im Handeln und im Reden.
Purgatorio VII, 114. XVII, 30.

Wir schicken uns an, von Dante's Person uns zu verabschieden. Durch ein vielbewegtes inneres und äusseres Leben haben wir ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Mussten wir da so wiederholt den Mangel an zuversichtlichen Nachrichten beklagen, so fliessen umgekehrt die Quellen, woraus eine Charakteristik des Dichters geschöpft werden kann, so reichlich, dass man sich, will man nur einen kurzen Abschnitt und nicht ein eigenes Werk darüber schreiben, um eine Auswahl verlegen sieht. Vorerst hat er selbst mit scharfen, deutlichen Zügen sein eigenes Charakterbild gezeichnet. Noch nie vielleicht hat ein Dichter den Stempel seines individuellen Charakters seinen Werken *so* auf die Stirne gedrückt, wie der Sänger der Göttlichen Komödie. Ferner verwei-

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines so grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen.“

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

ten es für überflüssig, das Urtheil seines Biographen zu berichtigen. Dass er auch von sinnlichen Leidenschaften unendlich viel zu berichten weiss, lässt sich von *Boccaccio* zum Voraus erwarten. Das Richtige hierüber glauben wir indess schon früher festgestellt zu haben.

Mit *Boccaccio's* Charakterschilderung stimmen im Wesentlichen auch *Leonardo Bruni* und *Filippo Villani* überein, ohne derselben etwas Nennenswerthes beizufügen. Die späteren Biographen haben sich durchgängig des *Boccaccio* als der in dieser Beziehung einzigen Quelle bedient.

— In seinem Leben sowohl, als auch in seinen Schriften erscheint Dante als eine durch und durch ideale Natur. Schon als Knabe, man möchte sagen schon als zartes Kind, hebt er sich empor zu dem Reiche der Ideale, um dasselbe nie mehr, wenigstens nicht gänzlich, wieder zu verlassen. Was ihm dieses Reich zuerst erschliesst, das ist die edelste und reinste, die wahrste und innigste Liebe, die sehr früh schon Eingang fand in sein edles Herz. Sein Glaube an das Ideal ist unerschütterlich. Alle Schläge, mögen sie unmittelbar von der Hand der Vorsehung, oder mögen sie von den Feinden herkommen, vermögen es nicht, diesen Glauben ihm zu rauben. Mit einem aussergewöhnlich scharfen Verstande begabt, von unendlichem Wissensdurst erfüllt und getrieben, drang sein tiefsinnender Geist hinein in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens. An feiner Beobachtungsgabe, an tiefer Welt- und Menschenkenntniss dürften gar wenige unter den hervorragendsten Geistern aller Völker und aller Zeiten ihm gleich kommen. Zum scharfen Verstande gesellte sich aber bei ihm eine ungewöhnliche Gemüthstiefe, zum eindringenden Geiste ein zartfühlendes, warmes Herz. Darum bebt er vor den Wegen zurück, auf welchen Herz und Gemüth immer leerer auszugehen scheinen, je weiter Geist und Verstand vorschreiten. Die Welt, die ihn umgibt, die Geschichte, die Menschen, die Verhältnisse, Alles beurtheilt er von seinem ide-

alen Standpunkte aus. Doch selten nur geräth er mit der nackten Wirklichkeit in Widerspruch. Denn sein Ideal ist bei ihm Leben und das Leben ist bei ihm Ideal geworden. Wohl hatte das wirkliche Leben, die wirkliche Welt zu seiner Zeit, wie auch sonst immer, und in manchen Beziehungen noch mehr als sonst, unendlich Vieles aufzuweisen, was dem Ideale des Dichters gar wenig entsprach. Aber weit entfernt, sich durch die so unvollkommene reale Wirklichkeit abschrecken und entmuthigen zu lassen, dient die Erfahrung von ihr nur dazu, die Sehnsucht nach dem Höheren um so lebendiger in ihm zu erwecken. Dieses Sehnen nach dem Höheren erfüllt ihn immerdar; auf den Höhen des Glückes fühlt sich sein Geist noch nicht befriedigt und sein Verlangen nicht gestillt, — in den Tiefen des Unglücks wird jenes Sehnen ihm zum Troste. Was sonst für so Viele dazu dient, den Geist zu lähmen, ihn in das Gebiet des Alltäglichen, des Gemeinen herniederzuziehn, das dient für Dante zu einer frischen Anspornung, das leiht seinem Geiste neue Schwingen. So das Glück, so auch das Unglück. Bei der Liebeswonne erhebt sich sein Geist zur anstaunenden Betrachtung der Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, beim Liebeswehe aber zur Betrachtung der Glorie eines verklärten Geistes. Im Glück sucht er, so viel an ihm, zur Verwirklichung seines Ideals eines glücklichen Weltzustandes beizutragen, im Unglück hofft er beständig, dieses Ideal werde in der Zukunft noch verwirklicht werden. Dante ist gross; seine Grösse verdankt er aber noch mehr als seiner eminenten geistig-intellectuellen Begabung seinem unerschütterlich festen Glauben an das Höhere, seinem unausgesetzten ernsten und eifrigen Streben nach demselben.

Was noch besonders hervorgehoben werden mag, das ist Dante's unbedingte Wahrheitsliebe, seine Uneigennützigkeit, seine Treue und seine innige Vaterlandsliebe.

Er selbst konnte öffenlich von sich bezeugen, er sei von Jugend auf von der Liebe zur Wahrheit ernährt worden, er sei kein

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben." *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

Fünftes Kapitel.

Die verschmähte Gnade.

> — Eiferseele,
> Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!
> INFERNO VIII, 44 ff.

Schon hatte Dante vierzehn Jahre lang das Brod der Verbannung gegessen, als er, seinem einst gewaltigen, nun aber gestürzten Beschützer und Gönner nachfolgend, aus Lucca zog. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, waren aber in diesem langen Zeitraume nicht erloschen und nicht erkaltet. So manche schöne Hoffnung lag schon in tausend Scherben zerschlagen zu seinen Füssen, sein Herz hoffte aber noch immer, — es hoffte den ihm heiligen Boden noch betreten, — es hoffte, seine Tage doch noch in seinem geliebten Florenz beschliessen zu dürfen, — es hoffte dort die letzte Ruhe zu finden, wo die Gräber seiner Väter, wo auch die Gräber so mancher seiner Lieben sich befanden. Noch immer von dieser Hoffnung getragen und gehoben, lenkte er seine Schritte, wie es scheint, zunächst nach *Lunigiana* zu dem jüngeren *Malespina* und von da nach *Verona*, zu dem von ihm so hochgepriesenen Scaliger, den er bei seinem früheren Aufenthalte daselbst als einen Knaben kennen gelernt, der aber seitdem bereits Proben seines tapferen Muthes gegeben hatte.

Vorläufig zwar hatte es den Anschein, als wäre keine Aussicht auf Rückkehr für ihn vorhanden. An eine Rückkehr durch Waffengewalt war, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, jedenfalls nicht zu denken. Dass aber seine Mitbürger ihn begna-

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello*, liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's*, verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann," sagt *Landino*, sein Zeitgenosse.

empörte sich gegen den Allmächtigen. Zur Strafe dafür ward er in ein graunvolles Ungeheuer verwandelt und vom Himmel hinabgeworfen. Vom Zenith des nachherigen Reinigungsberges stürzt er hinunter bis zum Mittelpunkt der Erde, wo das Gesetz der Schwere ihn auf ewig festgebunden hält. Das Land sieht das Ungeheuer auf sich herniederfallen, zieht sich aus Schrecken zurück nach der entgegengesetzten Hemisphäre, so dass die jenseitige mit des Meeres Fluthen bedeckt wird. Wie das Monstrum in das Innere der Erde hineinfällt, spritzt ein Theil derselben hinter ihm in die Höhe und bildet den Reinigungsberg; ein anderer Theil flieht auf der entgegengesetzten Seite vor ihm zurück, wodurch im Innern der Erde eine unermessliche Höhle, — das Infernum — auf deren Oberfläche aber, dem Reinigungsberg direct entgegengesetzt, das Calvarium, der Berg der Reinigung entsteht. „Vom Himmel," so lässt sich Dante von seinem Führer belehren, wie sie, auf dem zottigen Leibe des Ungeheuers hinab- und hinaufkletternd, im Mittelpunkte der Erde die Grenze der diesseitigen Hemisphäre überschritten haben,

> Vom Himmel stürzt' auf *dieser* Seit' er nieder,
> Und alles Land, das diesseits sich erhoben,
> Verbarg vor Grauen sich in Meerestiefen
> Und tauchte auf in Eurer Hemisphäre.
> Hier aber liess vielleicht er diese Höhlung,
> Um ihn zu flieh'n, und thürmte sich zu Berge.

Während die Scholastik, überhaupt das ganze Mittelalter, das Purgatorium in das Innere der Erde, in die Nähe der Hölle, verlegte, hat Dante, der allgemeinen Vorstellung entgegen, diese beiden Regionen räumlich weit von einander getrennt und ein freundlicheres, mehr ästhetisches und dichterisches Purgatorium geschaffen. Nicht ein finstrer Raum im Schoosse der Erde, wie das Fegefeuer der Mönche und der Volkssage, — Dante's Purgatorium ist unter freiem Himmel, ein himmelaustrebender, sonnenbeschienener Berg. In mancher Hinsicht erscheint das Purgatorium

in seiner äusseren Construction als ein Gegensatz zum Infernum. Ist dieses ein vom Himmel je tiefer je mehr sich entfernender Schlund, so ist jenes ein je höher um so mehr dem Himmel sich nähernder Berg. Dort geht es hinab, immer ferner von Gott, zu immer schwärzeren Sünderseelen, hier geht es empor, Gott immer näher, zu immer reineren, für das Reich der ewigen Seligkeit reiferen Seelen. Je weiter man in die bezügliche Region dringt, desto schärfer wird der Gegensatz. Das Purgatorium zerfällt auch, wie schon früher bemerkt, in neun Abtheilungen: ein Vorhof oder Antipurgatorium, wo die Seelen Derer harren, die sich auf Erden in der Busse säumig erwiesen; sieben Kreise, wo die Seelen durch entsprechende Qualen ihre Sünden abbüssen, und endlich das irdische Paradies, — ein Aufenthalt der Wonne, wo die Sühnung der gereinigten Seelen vollendet, sie durch den Lethetrank sogar von der Erinnerung an die frühere Schuld befreit und vorbereitet werden, zu den lichten Himmelsregionen emporzusteigen. Das Antipurgatorium und die Vorhölle unterscheiden sich von einander nur dadurch, dass die Bewohner dieser nicht, wie die jenes, des Himmelsanblickes und der Sonnenstrahlen sich erfreuen und keine Hoffnung nähren dürfen. Positive Qualen werden an keinem der beiden Orte erduldet. Die Kreise werden zwar in beiden Reichen je weiter je kleiner; allein im Infernum nehmen die drei letzten an Breite zu, indem sie in drei, zehn und vier Unterabtheilungen zerfallen; im Purgatorium scheint dagegen das Umgekehrte der Fall zu sein, so dass der letzte Kreis nur eine *Mauer* genannt werden kann. Die unterste Region des Infernum vollends und die oberste des Purgatoriums, die *Giudecca* und das irdische Paradies bilden den ausgesprochensten Gegensatz zu einander: dort die höchste Qual, hier die höchste Seligkeit, die der noch im Leibesleben weilende Mensch fassen und geniessen kann; dort die grösstmögliche Entfernung von Gott, hier die für den noch nicht Verklärten grösstmögliche Gottesnähe; dort der Aufenthalt des grauenvollen Gegen-

bildes der Dreieinigkeit, hier der Ort, wo das ideale Gottesreich auf Erden zur Darstellung gebracht wird. In der Construction des irdischen Paradieses ist eine Nachahmung der bezüglichen biblischen Sage unverkennbar; dagegen ist die Lage, welche Dante demselben gibt, sowie dessen Verhältniss zum Purgatorium durchaus neu, sinnig und originell zu nennen.

Auch in der topographischen Construction des Paradieses erscheint seine dichterische Phantasie im hellsten Lichte. Nach der gewöhnlichen Ansicht hatten alle Seligen Einen Aufenthaltsort, das jenseits der Sternenwelt im Empireum sich befindende himmlische Paradies. Hätte sich der Dichter dieser Vorstellung unbedingt angeschlossen, so würde sie der epischen und gegliederten Darstellung, der successiven Entwicklung, die der Charakter seines Gedichtes forderte, hindernd entgegengetreten sein. „Er nahm also zu einem Kunstgriff Zuflucht und zog die sogenannten neun Himmel in den Kreis seiner Wanderung. So gewann er für seine dichterischen und didactischen Zwecke freien Spielraum. Er versetzt die verschiedenen von ihm neunfach gegliederten Arten der Seligen in die verschiedenen neun Himmel und erreicht dadurch eine räumliche Bewegung, ein räumliches Fortschreiten, eine höhere Anschaulichkeit für den letzten ideellsten Theil des Gedichtes" (*Wegele*). Um aber den Widerspruch, in welchen er sich zu der zur Kirchenlehre gewordenen gewöhnlichen Ansicht dadurch setzt, wieder zu beseitigen, erinnert er einmal gelegentlich daran, dass die Seelen der Seligen nicht wirklich in den verschiedenen Sternen vertheilt sind, auf welchen sie ihm erscheinen, sondern alle zumal ihren eigentlichen Sitz im Empyreum haben, in den verschiedenen Himmeln aber seinen Blicken sich zeigen, um ihm ihre verschiedenen Seligkeitsgrade anschaulich zu machen:

> *Der* Seraph, der in Gott am tiefsten schaute,
> Auch Moses, Samuel und Wen von beiden
> Johannes du auch wählst, ja selbst Maria,

reicht da, noch immer bezeichnet sie die höchste Höhe, bis zu welcher ein dichterischer Genius sich erhob, alle Zeiten haben in dem kunstvollendeten Baue dieses Denkmals sich ergötzt, alle Zeiten daran gelernt — und auch in Zukunft, so lange die Menschheit nicht zur Barbarei zurücksinken wird, werden alle Zeiten mit Entzücken sich daran ergötzen, mit Bewunderung daran lernen, mit Ehrfurcht in die Tiefen dieses erhabenen Gedichtes zu dringen suchen.

Dante hatte schon am Schlusse der *Vita Nuova* die Absicht geäussert, der Geliebten seiner Jugend ein poetisches Denkmal errichten zu wollen, durch welches sie mehr als je eine andere Sterbliche verherrlicht werden sollte. Die *Göttliche Komödie* ist dieses ewige Denkmal, welches der Dichter seiner Jugendgeliebten, zugleich aber auch sich selbst, gesetzt hat.

Jene Stelle der *Vita Nuova* und die Vision, deren dieselbe gedenkt, datiren, wie wir schon früher gesehen, höchst wahrscheinlich vom Jubeljahr 1300. In das nämliche Jahr, und zwar in die Charwoche desselben, versetzt nun Dante auch die Vision seines grossen Gedichtes. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass die Schlussvision der *Vita Nuova* und die Vision der *Göttlichen Komödie* Eins sind.

Den Plan zu seinem grossen Gedichte hat Dante demnach erst im Jahr 1300 gefasst, — in jenem Jahre, das für die ganze Christenheit so bedeutungsvoll, für das innere und äussere Leben des Dichters aber so folgenschwer gewesen, — in jenem Jahre, in welchem auch Dante's Nachbar, *Giovanni Villani*, den Gedanken seiner ausführlichen Chronik fasste.

Eine Sage lässt die sieben ersten Gesänge des göttlichen Gedichts noch vor Dante's Verbannung zu Florenz entstanden sein. Aber selbst der Berichterstatter von der Anekdote ihrer Auffindung, *Giovanni Boccaccio*, kann nicht umhin, wohlbegründete Zweifel an deren Glaubwürdigkeit zu äussern. Gleichwohl haben die meisten

älteren und auch noch manche neuere Dantebiographen und Danteausleger angenommen, der Dichter habe sein grosses Werk bereits vor der Verbannung begonnen.

Gegen diese Annahme sprechen indess ganz positive Gründe. Ist zunächst die Schlussstelle der *Vita Nuova*, wie allgemein angenommen wird und kaum einem Zweifel unterliegt, nicht früher als im Jahr 1300 geschrieben worden, so liefert sie den zwingendsten Beweis, dass Dante nicht allein bis dahin die Arbeit noch nicht begonnen, sondern auch nicht daran dachte, in der nächsten Zeit an dieselbe zu gehen. Dort sagt er nämlich, er habe den Entschluss gefasst, von seiner verklärten *Beatrice* einstweilen nicht mehr zu reden, sondern es dann erst zu thun, wenn er sich durch seine Studien befähigt habe, sie auf würdigere Weise zu besingen. Ja, er bemerkt ausdrücklich, diess werde nur in dem Falle geschehen, wenn Gott ihm noch **einige Jahre** irdischen Lebens schenke. Wenn mich nun nicht Alles täuscht, spricht Dante selbst hiermit im Jahr 1300 es deutlich aus, dass er erst nach einigen Jahren sein grosses Werk zu beginnen gedachte. Oder wie? Er, der damals sagte, er wolle einstweilen nicht mehr von *Beatrice* reden, sollte er gleichwohl sofort darauf das Werk ihrer Apotheose begonnen haben? Er, der sich damals, weil er die Lücken seines Wissens erkannte, unfähig fühlte, ein der Verklärten würdiges Werk zu schaffen, sollte er denn gewähnt haben, in aller Eile, über Nacht, in den Besitz dieser Fähigkeit gelangt zu sein? Nein; Dante's bestimmt ausgesprochene Absicht war, die nächsten Jahre seines Lebens dazu zu verwenden, durch anhaltende Studien jene Kenntnisse sich zu erwerben, welche ihn befähigen sollten, ein unsterbliches Werk zu schaffen. Unmöglich kann er desshalb gleich in den nächsten Zeiten dieses Werk begonnen haben, und was von einer Ausarbeitung, ja gar Veröffentlichung der ersten Gesänge des erhabenen Gedichtes vor der Verbannung berichtet wird, ist ganz einfach dahin zu verweisen, wo es hingehört — in das Gebiet der Novelle und der Sage.

Die auf das Jubeljahr 1300 nächstfolgenden Jahre mochten wohl nicht besonders geeignet sein, dem Dichter die zur Verfolgung seines Zweckes nöthige Musse und innere Ruhe zu gewähren. Zunächst wurde er zu sehr in das politische Leben und Treiben seiner Vaterstadt hineingezogen, worauf die Verbannung und deren Folgen hinzukamen. Diess Alles mochte ohne Zweifel seinen Geist zu sehr beschäftigen, seine Gedanken, seine Kräfte zu sehr in Anspruch nehmen, als dass er sich mit den beabsichtigten Vorstudien zu seinem grossen Gedichte ernstlich hätte befassen können. Sein hohes Ziel hat er indess gewiss niemals aus den Augen verloren. So sahen wir ihn denn schon in den ersten Jahren der Verbannung eine wissenschaftliche Thätigkeit entwickeln, die um so bewunderungswürdiger erscheint, als sein sorgenvolles, unstätes und vielbewegtes äusseres Leben seinen Bestrebungen sehr hinderlich sein, lähmend auf seinen Geist wirken musste. Die Studien, womit er sich um diese Zeit beschäftigte und welche Vorstudien zu seinem grossen Gedichte sein sollten, waren vorzugsweise philosophische und philologische. Da er sein Werk in einer noch jungen, unentwickelten, im Werden begriffenen Sprache zu schreiben beabsichtigte, so musste es ihm daran liegen, über diese junge Volkssprache gründliche Forschungen anzustellen. Eine Frucht dieser Forschungen ist sein unvollendet gebliebenes Werk *De vulgari eloquentia.* Da er ferner seinem Gedichte einen universellen Charakter aufprägen wollte, so strebte er darnach, umfassende encyklopädische Kenntnisse sich zu erwerben. Eine Frucht seiner Studien in dieser Richtung ist das gleichfalls unvollendet gebliebene *Convito.* Erst nachdem er diese Vorstudien gemacht, einerseits, andererseits aber **erst nachdem er zum Andenken an Beatrice definitiv zurückgekehrt,** hat Dante die *Göttliche Komödie* begonnen.

Wir werden demnach die Entstehungszeit derselben erst nach dem Römerzuge Heinrichs VII. beginnen lassen dürfen. Entspricht

furchtsamer Freund derselben. Ueber alle Fragen, nicht allein des menschlichen Wissens, sondern auch des christlichen Glaubens denkt er forschend nach, um zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen. Und was er einmal für wahr erkannt, das spricht er mit unerbittlicher Offenheit freimüthig aus, ohne sich durch irgend welche Nebenrücksichten bestimmen oder beeinflussen zu lassen. Wohl verbirgt er sich die äusseren Gefahren nicht, welche mit dem rücksichtslosen, unbedingten Aussprechen der Wahrheit stets verbunden sind. Allein die Gefahr schreckt ihn nicht davon ab; mag sein Wort auch die Hohen dieser Welt treffen, — was gilts? ein Dante sucht seinen Ruhm darin. Weiss er doch, dass ein reines, schuldloses Gewissen aus ihm herausspricht. Darum kann er sich von seinem Urahn sagen lassen:

— Ein Gewissen,
Das eig'ne oder fremde Schuld befleckt,
Wird Deines Wortes Herbigkeit empfinden.
Doch soll Dich das nicht hindern, ungeschminkt
Vollständig Dein Gesicht zu offenbaren,
Und wer dann räudig ist, den lass' sich kratzen. — —
Es wird Dein Ruf dem Winde gleichen, welcher
Am heftigsten die höchsten Gipfel trifft,
Und zu nicht kleinem Ruhm wird Das gereichen.

Diese Wahrheitsliebe bethätigte aber Dante nicht allein im Reden, er bethätigte sie im gleichen Umfange auch im Handeln. Daher seine wahrhaft bewunderungswürdige Unparteilichkeit, die um so höher anzuschlagen ist, als es ihm zu einer vom Parteiwesen bewegten Zeit, in einem durch Parteiwesen zerrissenen Lande zu leben beschieden war. Nichts ist ungerechtfertigter, als wenn man, wie es von seinem ältesten bis herab zu seinem jüngsten Biographen vielfach geschehen, den Dichter der Göttlichen Komödie zu einem exclusiven Parteimann zu stempeln sucht. Dante's ganzes Leben, Dante's sämmtliche Werke sind Eine grosse Negation dieser Behauptung. Wo die Macht in seinen Händen liegt, da macht

er zwischen den Genossen der eigenen und denen der gegnerischen Partei durchaus keinen Unterschied. Selbst über Den Parteigenossen, der ihm zugleich der intimste Freund ist, spricht er, ob auch das Herz ihm darüber blutet, das schwere Urtheil der Verdammung aus, wo die Gerechtigkeit diess zu fordern scheint. Er, der begeisterte Anhänger und Lobredner des Kaiserthums, er nimmt in seinem Exile seine Zuflucht zu einem entschiedenen Guelfen, bei einem solchen bringt er den Abend seines Lebens zu, denn nicht einen Partei-, sondern einen sittlichen Massstab legt er an die Menschen an. Er, den die eigene Ueberzeugung und die von Seiten der Gegenpartei erlittene Unbill zu der Partei der Ghibellinen hindrängten, er steht nicht an, hervorragende Ghibellinen durch Versetzung in seine poetische Hölle zu brandmarken, hervorragende Guelfen in seinem poetischen Himmel zu verherrlichen. Darum durfte er es wagen, darum war er dazu geeignet, das Weltgericht zu anticipiren. Eine *Göttliche Komödie* aus der Feder eines eingefleischten Parteimannes wäre ein gehässiges Pamphlet geworden, von der Mitwelt wenig beachtet, von der Nachwelt vollständig vergessen. Aus der unbedingt unparteiischen, wahrheitsliebenden Feder eines Dante aber ist die *Göttliche Komödie* ein Werk geworden, das die Mitwelt schon bewunderte, das die Nachwelt in immer höheren Masse anstaunte und auf ewige Zeiten anstaunen wird.

Seine Feinde haben ihm, wie wir früher gesehen, den Vorwurf gemacht, er habe sich während seiner Amtsverwaltung bestechen lassen und nach unerlaubtem Gewinn gestrebt. Allein dieser Vorwurf fällt ganz auf deren Urheber zurück. Sind je ungerechte Beschuldigungen gegen einen Menschen erhoben worden, so ist diese der ersten eine. Kaum eifert Dante gegen ein Laster so oft und so sehr, wie gegen Eigennutz und Geldgier. Kaum eine Tugend lobt und preist er so sehr, wie die Entsagung, den freiwilligen Verzicht auf irdischen Besitz. Von jenem Laster steht er nicht an, die Uebelstände in Kirche und Staat abzuleiten. Im Be-

Sieg davon tragen; letztere, die Schwarzen, werden dann „*lange Zeit* die Stirne hoch tragen.“ Als nun Dante dieses schrieb, da musste es ihm bereits bekannt sein, dass die Versuche der Weissen, nach Florenz zurückzukehren und ihre Gegner zu demüthigen, gescheitert waren. Kurz nach der Verbannung konnte er noch nicht wissen, dass die Schwarzen *lange Zeit* die Stirne hoch tragen würden, — er musste im Gegentheil sicher hoffen und glauben, dieselben würden bald erniedrigt werden. So, wie er in der angeführten Stelle spricht, konnte er erst reden, nachdem seit der Verbannung eine ziemliche Reihe von Jahren verstrichen war.

Entscheidend ist aber, — um manche andere minder stringente Beweise zu übergehen, — was Dante den Papst Nikolaus III. (*Hölle* XIX,79 ff.) sagen lässt, dass nämlich Clemens V. nicht so lange auf dem römischen Stuhle sitzen würde, wie er (Nikolaus) einst gesessen. Diess konnte Dante natürlicherweise erst dann sagen, nachdem ihm bestimmt bekannt war, wie lange Clemens V. auf dem päpstlichen Stuhle sitzen würde, d. h. erst nach Clemens' V. Tode. Nun starb Clemens am 20. April 1314. Erst nach diesem Zeitpunkte kann also Dante jene Stelle gedichtet haben.

Viel weiter herunter werden wir dagegen die Vollendung des *Inferno* nicht setzen dürfen. Ein Werk wie die *Divina Commedia* erforderte natürlicherweise viele Jahre Arbeit. Dazu bezeugt es der Dichter selbst, manche Jahre sich damit beschäftigt zu haben. Wir werden demnach annehmen müssen, Dante habe — allerdings nach vielen Vorarbeiten — nicht lange nach Heinrichs VII. Tode die Ausarbeitung seines grossen Gedichtes in seiner jetzigen Gestalt begonnen und während seines verhältmässig ruhigen Aufenthaltes zu Lucca, etwa im Jahr 1315, dessen ersten Theil vollendet und veröffentlicht.

Der zweite Theil, das *Purgatorium,* ist in den drei darauffolgenden Jahren entstanden. Im Jahr 1319, in welchem der poetische Briefwechsel zwischen Dante und *Giovanni del Virgilio*

stattfand, musste dasselbe bereits veröffentlicht sein, da sich der bolognesische Dichter in seiner ersten Ekloge darauf bezieht und Dante in seiner Antwortsekloge vom *Inferno* und *Purgatorio* als vollendet spricht. Hingegen bemerkt er dort ausdrücklich, der letzte Theil des Gedichtes, das *Paradiso*, sei zu jener Zeit noch rückständig gewesen. Möglich, dass er bereits einige Gesänge davon gedichtet hatte, als er die bezügliche Ekloge schrieb. *Vollendet* dagegen wurde das *Paradiso* ohne Zweifel in den letzten Monaten des Lebens des Dichters. Sein am Schlusse der *Vita Nuova* geäusserter Wunsch ward ihm gewährt. Die Vorsehung hat sein Leben so lange verlängert, bis er seiner *Beatrice* das grossartigste, bewunderungswürdigste Denkmal errichtet, dann hat sie ihn sofort abgerufen, die Glorie seiner verklärten Jugendgeliebten zu schauen.

Giovanni Boccaccio berichtet, Dante sei vom Tode übereilt worden, bevor er die dreizehn letzten Gesänge seines Gedichtes veröffentlicht hatte. Seine Söhne und Freunde hätten mehrere Monate vergeblich darnach gesucht und endlich jede Hoffnung sie zu finden aufgegeben. Da sei nach acht Monaten des Dichters Schatten seinem Sohne *Jacopo* im Traum erschienen und habe ihm eine verborgene Stelle gezeigt, in dem von ihm einst bewohnten Zimmer, allwo die vermissten Schlussgesänge des herrlichen Gedichtes verborgen waren und beim Nachsehen wirklich aufgefunden wurden. Wie sich zum Voraus erwarten lässt, hat *Boccaccio* diese Erzählung nach seiner Weise ausgeschmückt. Es fragt sich aber, ob der Kern der Sache auf einer geschichtlichen Thatsache beruhe? Der Berichterstatter beruft sich auf das Zeugniss eines dabei mitthätig gewesenen Mannes, was allerdings seinen Bericht glaubwürdig zu machen scheint. Nehmen wir hinzu, dass Dante, wie bemerkt, die letzten Monate — vielleicht Tage — seines Lebens mit der Vollendung seines erhabenen Gedichtes zubrachte, so hat man keine genügenden Gründe, die Hauptsache von *Boccaccio's* Bericht zu

der grossen Mehrzahl derselben darin unterschieden, dass er von seinem Falle mit aller Energie sich wieder erhob und den Fall bitterlich bereute. Auch seine übrigen Schwächen hat Dante, weit entfernt sie verheimlichen zu wollen, aufrichtig bekannt, wie denn überhaupt rücksichtslose Aufrichtigkeit ein Grundzug seines Charakters ist. Miteinander übereinstimmend werfen *Giovanni Villani* uud *Boccaccio* ihm Stolz vor. Wohl könnten wir diesen Vorwurf auf eine edle, jede Berührung mit dem Gemeinen sorgfältig vermeidende Selbstachtung, auf eine aller falschen Bescheidenheit abholde richtige Schätzung des eigenen Werthes zu beschränken versucht werden. Und da diese Selbstachtung und Selbstschätzung mit zu Dante's charakteristischen Eigenschaften gehören, so würden wir wohl der Versuchung, ihn von einer, wenn auch leichten sittlichen Schwäche freizusprechen, nachgeben. Allein der Dichter ruft selbst ein kräftiges Halt! uns zu, indem er nicht allein von Stolz, sondern auch von Neid nicht völlig frei gewesen zu sein gesteht:

Das Auge wird auch mir geraubt hier werden
 Doch kurze Zeit nur, sagt' ich, denn die Sünde
 Die neidisch blickend es verübt, ist klein nur.
Viel gröss're Furcht indess hält meine Seele
 Befangen vor der Qual im vor'gen Kreise *(der Stolzen)*
 Und drücken fühl' ich schon die Last dort unten.

Zur Vervollständigung der Charakteristik Dante's könnte noch eine nicht unbedeutende Anzahl Anekdötchen angeführt werden, die über ihn umlaufen und die ihn vorzüglich als einen mit treffendem Witze und unglaublicher Geistesgegenwart begabten Mann charakterisiren. Doch glauben wir bei Anekdötchen um so weniger uns aufhalten zu müssen, als es — abgesehen von deren durchgängig höchst zweifelhaften Glaubwürdigkeit — ihrer nicht bedarf, um uns davon zu überzeugen, dass Dante die erwähnten Eigenschaften in reichem Masse besass. So nehmen wir denn von der gewaltigen Persönlichkeit des erhabensten Dichters Abschied.

Die Gefühle, die uns beim Zurückschauen auf den zurückgelegten Weg innerlich durchbeben, — es sind Gefühle anstaunender Bewunderung vor Dante's Grösse, zugleich aber auch eigener Ohnmacht, von dieser gewaltigen Persönlichkeit, von diesem eminenten Geiste, von diesem erhabenen Charakter ein entsprechendes, ein zutreffendes Bild zu entwerfen, — die nämlichen Gefühle sind es, welchen der grosse *Michel Angelo* in einem Sonett auf den unsterblichen Dichter Worte verliehen:

Was er verdient, wird nie von ihm gesagt.
An Blinde war sein helles Licht verloren;
Eh' schilt man, die sich wider ihn verschworen,
Als man Ein Lobeswort entsprechend sagt.
Hinab stieg er in's Reich der Irrthumsnacht,
Dann auf zu Gott, den Blick uns zu entfloren.
Der Himmel liess ihn ein zu seinen Thoren,
Den aus den eig'nen seine Stadt verjagt.
Undankbar Vaterland, das seine Leiden
Zum Unheil dir erzeugt; willst du mir sagen,
Dass hier die Trefflichsten am meisten leiden?
So ist's! Und wohl kann zum Beweise dienen,
Dass Keiner härt'ren Bann, als er, getragen,
Wie nie ein Grösserer, als er erschienen.

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines so grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen.“

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

als ein dramatisches Gedicht betrachtet wissen wollte. Ein Drama ist die *Göttliche Komödie* nicht. „Man sieht leicht," sagt *Schelling,* „dass das Gedicht nach den gewöhnlichen Begriffen nicht dramatisch heissen kann, da es keine beschränkte Handlung darstellt. Inwiefern Dante selbst als die Hauptperson betrachtet wird, die nur als Band für die unermessliche Reihe von Gesichten und Gemälden dient und mehr leidend als thätig sich verhält, könnte dieses Gedicht dem Roman sich zu nähern scheinen; aber auch dieser Begriff erschöpft es so wenig, als es nach einer gewöhnlicheren Vorstellung episch heissen kann, da in den Gegenständen der Darstellung selbst keine Aufeinanderfolge stattfindet. Als Lehrgedicht es zu betrachten, ist gleichfalls nicht möglich, da es in einer viel unbedingteren Form und Absicht als der des Lehrens geschrieben ist (?). Es ist also nichts von alle dem insbesondere, auch nicht etwa nur eine Zusammensetzung, sondern eine ganz eigenthümliche, gleichsam organische, durch keine willkürliche Kunst wieder hervorzubringende Mischung aller Elemente dieser Gattungen, ein absolutes Individuum, nichts Anderem und nur sich selbst vergleichbar."

Der Stoff, den die Göttliche Komödie zunächst behandelt, ist das Leben der unsterblichen Seelen in der Ewigkeit. Aus drei Reichen, so lehrt die Kirche, welcher der Dichter angehört, aus drei Reichen besteht die übersinnliche Welt, an drei verschiedenen Orten kann die abgeschiedene Menschenseele sich befinden. Beladen von Schuld und ohne Busse aus dem irdischen Leben scheidend, fährt sie hinab in die finsteren Räume der Hölle, in den Ort nie endender Qualen. Die bussfertige und gläubige Seele geht dagegen hin an den Ort der Reinigung und Läuterung, um, nachdem sie die ihren Sünden entsprechenden Qualen überstanden hat und dadurch geläutert worden ist, zu den lichten Paradieseshöhen emporzusteigen. Viel hatte sich die christliche Phantasie im Mittelalter damit beschäftigt, den Zustand der abgeschiedenen Seelen, — Derer

zumal, welche am Orte der ewigen, oder aber am Orte der zeitlichen Qualen sich befinden sollten, anschaulich zu machen. Durch eine grauenvolle, schreckenerregende Ausmalung jener Qualen suchte der Prediger, der Mönch auf die Gemüther der Gläubigen Eindruck zu machen, sei es, um sie zum frommen, gottesfürchtigen Leben zu bewegen, sei es, um Gaben von ihnen zu erlangen. Einen besonderen Zweig der damaligen Literatur bilden die vielen Visionen, die den dunkeln Schleier zu lüften versuchten, welcher die jenseitigen Reiche vor den Augen der Sterblichen verhüllt. Auch die damalige Kunst liebte es, ihre Stoffe in der übersinnlichen Welt sich zu holen. An Kirchenportalen, in Mosaiken und wohl auch sonst stellte sie mit Vorliebe das jüngste Gericht dar, und die Phantasie der Künstler erschöpfte sich, immer neue, grauenvollere Höllenqualen zu ersinnen und bildlich zu veranschaulichen. Namentlich befasste sich aber die dramatische Kunst jener Zeiten mit grosser Vorliebe damit, den Zustand der vom Leibe getrennten Seelen zu versinnlichen. Die Bühne war in drei Stockwerken übereinander aufgebaut, in deren mittlerem man das Weltgetriebe, oben die Seligkeit des Himmels, unten die Qualen der Hölle sah. Ein grossartiges Schauspiel dieser Art ward unter Anderm zu Florenz am ersten Mai 1304 gegeben. Ueberall in der Stadt ward ausgerufen, wer Nachrichten aus jener Welt vernehmen wolle, möge sich auf die Arnobrücke, *alla Carraia* und an den Arnostrand begeben. Auf Barken und Kähnen auf dem Arno ward dann eine Höllenvorstellung gegeben, — die Qualen der Verdammten und die grauenvolle Scheusslichkeit der Dämonen anschaulich gemacht. Eine grosse Menschenmenge ging hin, an dem Schauspiel sich zu ergötzen — um nicht wieder zurückzukehren. Denn unter der Last der Neugierigen stürzte die Brücke zusammen, in den Wellen des Arno fanden viele ihren Tod, „so dass," bemerkt der Chronist *Giovanni Villani*, „aus dem spasshaften Spiele Ernst ward und, wie man ausgerufen hatte, gingen Viele — durch den Tod hin, Nachrichten von jener Welt zu vernehmen."

viel weniger unmöglich ist, so befanden sich dieselben im Jahr 1315 in einem Alter von 21 bis 22 Jahren; — wohl kein zu junges Alter, um Kriegsdienste zu leisten. Dann lässt sich aber auch nicht ein hinreichender Grund angeben, warum sie sich nicht unter den Kriegsschaaren *Uguccione's* hätten befinden sollen. Und hatten sie, oder auch nur der Eine unter ihnen, bei *Montecatini* gegen die Florentiner mitgefochten, dann ist es sehr wohl erklärlich, dass das Urtheil über sie gefällt und eben so erklärlich, dass auch ihr Vater zum dritten Male verurtheilt wurde.

Mit einem verächtlichen Lächeln mag übrigens Dante die Nachricht von dieser neuen Verurtheilung empfangen haben. Schien doch die Macht der Guelfen gebrochen, die ihrer Gegner aber befestigt! Der Dichter mochte im Gegentheil hoffen, bald durch *Uguccione's* siegreiche Waffen wieder in Florenz eingeführt zu werden. Allein schon in der nächsten Zeit nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung. *Uguccione* verstand es, Siege zu erfechten, nicht aber den erfochtenen Sieg zu verfolgen. Sein Sieg war nur der Beginn seines Falles. Durch die Grausamkeit, womit er angesehene Bürger von Pisa hinrichten liess, sowie durch sein sonstiges Auftreten seiner Partei gegenüber erregte er den Verdacht, als wolle er sich zum Gewaltherrscher von Pisa aufschwingen. Seine Feinde mehrten sich. „Die angeknüpfte Verbindung mit König Ludwig hatte sich nicht nachhaltig erwiesen, und auf der andern Seite hatte auch König Friedrich noch im Verlaufe desselben Jahres in Toscana, namentlich mit *Castruccio Castracani* von Lucca, dem persönlichen, aber im Grunde nicht politischen Gegner *Uguccione's*, Beziehungen angeknüpft, die doch nicht ganz bedeutungslos geblieben sind und offenbar zum Falle desselben mitgewirkt haben." *Castruccio* gerieth in die Hände *Neri's della Faggiuola*, der an die Stelle seines bei Montecatini gefallenen Bruders zum Podestà von Lucca eingesetzt worden war. Dieser verurtheilte ihn zum Tode. Aber das Urtheil konnte nicht vollzogen werden. Es entstand ein

Aufruhr in Lucca. *Neri* rief seinen Vater *Uguccione* zu Hülfe. Bevor die Hülfe kam, musste er fliehen. Kaum hatte *Uguccione* Pisa verlassen, um dem Sohn zu Hülfe zu eilen, da brach auch hier der Aufruhr aus. Sein Palast ward verbrannt, die Angehörigen seines Hauses hingerichtet. Auch in Lucca war keine Rettung mehr. An Einem Tage (10. April 1316) hatte er die Herrschaft über beide Städte verloren. Seine politische Rolle war damit ausgespielt. Dante's zuvor so mächtiger Beschützer war jetzt sein Schicksalsgenosse, der ruhmgekrönte Sieger von Montecatini ein verbannter Flüchtling geworden. Mit seinem Sohne flüchtete er sich zunächst nach Lunigiana zu seinem Freunde Spinetta Malaspina, dann nach Verona zu Can Grande della Scala. Die Signorie der Stadt Pisa ward dem Grafen *Gaddo de' Gherardeschi*, die der Stadt Lucca dem zum Tode verurtheilten, aber vom Volke wieder befreiten, *Castruccio Castracani* übergeben.

Und auch Dante musste nun das ihm liebgewordene Lucca wieder verlassen und weiter wandern.

Fünftes Kapitel.

Die verschmähte Gnade.

— **Eiferseele,**
Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!
INFERNO VIII, 44 ff.

Schon hatte Dante vierzehn Jahre lang das Brod der Verbannung gegessen, als er, seinem einst gewaltigen, nun aber gestürzten Beschützer und Gönner nachfolgend, aus Lucca zog. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, waren aber in diesem langen Zeitraume nicht erloschen und nicht erkaltet. So manche schöne Hoffnung lag schon in tausend Scherben zerschlagen zu seinen Füssen, sein Herz hoffte aber noch immer, — es hoffte den ihm heiligen Boden noch betreten, — es hoffte, seine Tage doch noch in seinem geliebten Florenz beschliessen zu dürfen, — es hoffte dort die letzte Ruhe zu finden, wo die Gräber seiner Väter, wo auch die Gräber so mancher seiner Lieben sich befanden. Noch immer von dieser Hoffnung getragen und gehoben, lenkte er seine Schritte, wie es scheint, zunächst nach *Lunigiana* zu dem jüngeren *Malespina* und von da nach *Verona*, zu dem von ihm so hochgepriesenen Scaliger, den er bei seinem früheren Aufenthalte daselbst als einen Knaben kennen gelernt, der aber seitdem bereits Proben seines tapferen Muthes gegeben hatte.

Vorläufig zwar hatte es den Anschein, als wäre keine Aussicht auf Rückkehr für ihn vorhanden. An eine Rückkehr durch Waffengewalt war, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, jedenfalls nicht zu denken. Dass aber seine Mitbürger ihn begna-

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello*, liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's*, verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann,“ sagt *Landino*, sein Zeitgenosse.

sehr natürlich. Sie konnten damals noch nicht ahnen, welchen unsterblichen Ruhm sich Dante erwerben und wie seine Vaterstadt noch nach Jahrhunderten vergeblich sich bemühen würde, die sterblichen Ueberreste desselben zu erhalten. Und hätten sie auch eine Ahnung davon gehabt, sie würden sich dadurch gleichwohl schwerlich haben bestimmen lassen, durch eine Zurückrufung, wie Dante sie verlangte, ihre eigene Vergangenheit seit fünfzehn Jahren zu verurtheilen. Vor der Parteileidenschaft mussten alle anderen Empfindungen schweigen.

Gleichwohl konnte aber Dante den Gedanken nicht aufgeben, dass sein Dichterruhm endlich seine Feinde erweichen und ihm den Rückweg nach Florenz eröffnen möchte. Auf rührende Weise hat er noch einige Zeit später diese Hoffnung in den letzten Gesängen seines grossen Gedichtes ausgesprochen:

Geschäh' es je, dass das geweihte Lied,
An welches Hand gelegt so Erd' als Himmel
Und welches jahrelang mich hager machte,
Die Grausamkeit bezwänge, die mich ausschliesst
Von jener schönen Hürde, d'rin als Lamm
Ich schlief, den Wölfen feind, die sie befehden,
Mit and'rer Stimme und mit and'rem Haare
Kehrt' ich dann heim als Dichter, um die Krone
Zu nehmen an dem Born, wo ich getauft ward.

Es war ihm aber nicht beschieden, die Erfüllung dieser süssen Hoffnungen zu erleben.

Sechstes Kapitel.

Lebensabend und Heimgang.

> Welch' Staunen musste da sich mein bemächt'gen,
> Der ich zum Göttlichen vom Menschlichen,
> Zum Ew'gen von der Zeit gekommen war
> Und zu gerechtem, laut'rem Volk von Florenz!
> Erfüllt von ihm und von der Freude, war mir
> Willkommen stumm zu sein und nicht zu hören.
> Und wie der Pilger in dem Tempel seines
> Gelübdes am Beschau'n sich freut und schon,
> Wie er beschaffen, zu erzählen hofft,
> So liess in dem lebend'gen Licht die Blicke
> Lustwandelnd ich von Sitz zu Sitze schweifen,
> Bald aufwärts, bald hinab und bald im Kreise.
>
> Paradiso XXXI, 37–48.

Auf *Bartolomeo della Scala*, bei welchem Dante in den ersten Jahren seines Exils einige Zeit die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, war, nachdem er 1304 gestorben, sein zweiter Bruder *Alboino* in der Herrschaft von Verona nachgefolgt, ein Mann, der nicht so wie sein Bruder gegen den verbannten Dichter gesinnt gewesen zu sein scheint, und welcher von diesem auf eine keineswegs günstige Art erwähnt wurde. Bereits im Jahre 1310 hatte ihn aber sein jüngerer, tapferer und edelgesinnter Bruder, *Can Grande*, gezwungen, die Herrschaft mit ihm zu theilen. Nicht lange darauf starb der untüchtige *Alboino* und *Can Grande* blieb Alleinherrscher von Verona.

Sofort begann *Can Grande*, obwohl noch ein Jüngling, (er war geboren 1291), Proben seines Herrscher- und Feldherrntalentes zu geben. In der Verwaltung des Gemeinwesens führte er bedeutende Verbesserungen ein. Von seiner Uneigennützigkeit gab er

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines so grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen.“

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

1318 hatte der lombardische Ghibellinenbund ihn zum Feldhauptmann erkoren. Kein Wunder daher, wenn sich der Dichter Anfangs einer glücklichen Illusion hingab. Anfangs: denn er scheint bald eingesehen zu haben, dass auch diese Hoffnung eine trügerische sei. Die erwartete und gehoffte Rettung Italiens schiebt er später in weitere, unbestimmtere Ferne. Das Leben hatte seinen politischen Blick geschärft und zuviel schmerzliche Erfahrungen hatte er gemacht, zu viel bittere Enttäuschungen erlebt, um allzulange in seinem Inneren illusorische Hoffnungen zu nähren.

Uebrigens fand der vielgeplagte Dichter am Hofe zu Verona abermals in gewissem Sinne eine zweite Heimat. Hier hatte er wieder seine zwei Söhne bei sich und wieder fand er Musse, an seinem grossen Gedichte weiter zu arbeiten. *Can Grande* soll ihm sogar das Amt eines Richters anvertraut haben. Des Fürsten Freigebigkeit befreite ihn von den äusserlichen Sorgen, die ihn so oft gedrückt haben mochten. In Verona scheint nämlich der Dichter zu einigem Wohlstande gelangt zu sein und einige Besitzungen sich erworben zu haben. Zu diesen gehörte namentlich die Villa von *Gargagnano*, welche in der Folgezeit immer im Besitze der Alighieri und ihrer Erben verblieben ist. Nach der Ueberlieferung soll Dante auf diesem Landgut mehrere Gesänge seines grossen Werkes gedichtet haben. Sicherer ist, dass sein Sohn Pietro von dieser Zeit an seinen bleibenden Aufenthalt in Verona nahm, wo er wichtige öffentliche Aemter bekleidete und das Geschlecht seines grossen Vaters fortpflanzte.

Dante hat es nicht unterlassen, seinem hohen Gönner ein Ehrendenkmal zu setzen. Abgesehen von der vorhin angeführten, allerdings dunkeln und streitigen Stelle im ersten Gesange des *Inferno*, spricht er sein dankbares Herz dort deutlicher aus, wo er sich im *Paradies* (XVII) von seinem Urahn *Cacciaguida* die ihm bevorstehende Zukunft weissagen lässt. „Mit ihm," sagt ihm sein Vorfahr, d. h. mit *Bartolomeo della Scala*,

Mit ihm wirst *Den,* der dieses starken Sternes
Eindruck bei der Geburt so sehr erfahren,
Dass, was er thun wird, Staunen weckt, Du sehn.
Noch hat die Welt ob seines zarten Alters
Ihn nicht bemerkt, denn diese Räder haben
Erst seit neun Jahren sich um ihn gedreht:
Doch eh' den hohen Heinrich der Gascogner
Verräth, wird an des Geldes und der Mühen
Nichtachtung Funken seines Werth's man sehn.
So werden sich die Proben seiner Grossmuth
Verbreiten, dass sogar der Feinde Zungen
Darüber stumm zu bleiben nicht vermögen.
Auf ihn vertrau' und das, was er Dir thun wird:
Verwandelt wird durch ihn das Loos von Vielen,
Indem er Arme reich macht, arm die Reichen.

Dante's Aufenthalt zu Verona scheint übrigens hin und wieder durch Ausflüge nach anderen Städten unterbrochen worden zu sein. So soll er denn etliche Zeit im *Castello di Paratico*, unweit Brescia, in Udine, im *Castello di Tolmino* bei dem Patriarchen von Aquileia, *Pogano della Torre*, verlebt haben. In der Umgegend von *Tolmino* wird noch heutzutage eine Grotte gezeigt, welche den Namen *Grotta di Dante* führt, und ein Felsblock, worauf er an seinem Gedichte gearbeitet haben soll. Zwingende, oder auch nur annähernd sichere Beweise für den Aufenthalt Dante's an diesen verschiedenen Orten lassen sich indess keine beibringen. Will man auch einen solchen annehmen, so ist jedenfalls nicht an ein längeres Verweilen an der einen oder der andern dieser Oertlichkeiten, sondern einfach an eine Excursion von Verona aus zu denken. Mit Sicherheit wissen wir nur von einem Ausfluge des Dichters nach Mantua, wo er sich vielleicht einige Zeit aufhielt. Es geht diess aus der Einleitung zu der früher kurz besprochenen Dissertation *de aqua et terra* hervor. Hier erzählt der Dichter selbst, dass er zu dieser Untersuchung durch einen bei seiner Anwesenheit in Mantua entstandenen wissenschaftlichen Streit sich veranlasst gesehen habe. Zugleich liefert aber die bezügliche Ab-

handlung den indirecten zwar, doch nichtsdestoweniger sicheren Beweis, dass sein Aufenthalt in dieser Stadt ein nur vorübergehender gewesen. Denn wäre dem nicht also, so würde die Disputation ohne Zweifel an dem nämlichen Orte, wo der Streit entstanden, veranstaltet worden sein. Allein dieselbe fand eben erst statt, als Dante nach Verona zurückgekehrt war, „in der Kapelle der heiligen Helene und in Gegenwart des gesammten Clerus von Verona," am 20. Januar 1320. Hieraus scheint hervorzugehn, dass der eigentliche Aufenthalt des Dichters zu dieser Zeit Verona gewesen ist.

Bald nach Abhaltung jener Disputation verliess er aber Verona und begab sich nach Ravenna. Die Reise dorthin hat man allerdings in eine viel frühere Zeit setzen wollen. Erst vor Kurzem ist die Annahme verfochten worden, in Ravenna habe Dante nach Heinrichs VII. Tode seinen dauernden Aufenthalt genommen und von hier aus, um Menschen- und sonstige Kenntnisse sich zu erwerben, mehrere Ausflüge nach verschiedenen Orten, so namentlich auch nach Verona gemacht. Diese Annahme (die, wie sich leicht denken lässt, den Poststempel von Ravenna trägt) entbehrt aber jeglichen Grundes, während die soeben erwähnte Disputation ganz entschieden dagegen spricht. War der Streit in Mantua entstanden und war Dante verhindert, die Frage an Ort und Stelle zu erörtern, so lässt es sich in der That nicht absehen, warum er zu diesem Zwecke nach Verona sich begeben haben sollte, wenn Ravenna bereits der Ort seines gewöhnlichen Aufenthaltes gewesen wäre.

Die Gründe, welche den Dichter bewogen, den Hof von Verona zu verlassen, lassen sich nur vermuthen. An ein Zerwürfniss mit *Can Grande* ist jedenfalls nicht zu denken. Sagen und Anekdoten berichten zwar, es sei dem Dichter am Hofe von Verona hin und wieder Spott zu Theil geworden, was Reibungen zwischen ihm und einigen Höflingen veranlasst habe. Und es ist allerdings an-

zunehmen, dass es ihm hier, wie wohl auch sonst, nicht an Neidern fehlte und dass der ernsthafte Mann allfällige spöttische Bemerkungen ganz anders auffasste, als sein jugendlicher jovialer Gönner. Allein Dante war gewiss weit davon entfernt, diesem Letzteren die Missgunst und den etwaigen Muthwillen der Höflinge zur Last zu legen. Seine eigenen Worte zeigen vielmehr, dass er *Can Grande* auch später sehr hoch schätzte, ihm ein dankbares Andenken bewahrte. So die vorhin mitgetheilte Stelle, welche ohne Zweifel niedergeschrieben wurde, nachdem Dante Verona bereits verlassen hatte. So namentlich aber auch jenes früher schon erwähnte Schreiben, mit welchem der Dichter dem Scaliger sein *Paradiso* widmete und welches vielleicht die letzte Arbeit ist, die aus Dante's Feder hervorging. Da lässt keine auch noch so leise Spur irgend welcher vorgefallenen Misshelligkeit sich entdecken. Da athmet Alles die freundlichste Gesinnung, das dankerfüllteste Andenken an den früheren Wohlthäter. „Das ruhmvolle Lob Eurer Herrlichkeit,“ so beginnt das Schreiben, „welches der wachsame Ruf im Fluge aussäet, wirkt auf Verschiedene so verschieden, dass es Diese zu der Hoffnung ihres Glückes emporhebt, Jene dagegen in den Schrecken der Vernichtung hinabstürzt. Einst zwar hielt ich diesen Heroldsruf, der die Thaten der jetzigen Menschen weit überragt, für einen übertriebenen, der über das Wesen der Wahrheit hinausgehe. Um aber nicht länger in Ungewissheit zu schweben, kam ich, wie die Königin vom Morgenlande nach Jerusalem und wie Pallas zum Helikon kam, nach Verona, um mit eigenen Augen das Vernommene zu erforschen. Hier sah ich Eure Grossthaten, hier sah und genoss ich zugleich Eure Wohlthaten. Hatte ich nun früher Euren Ruf für übertrieben gehalten, so erkannte ich jetzt, dass Eure Thaten denselben noch weit übertreffen. Daher kam es, dass das blosse Hören mit einer gewissen inneren Unterwürfigkeit zuerst meine Neigung gewann, der Anblick aber mich sofort zu Eurem ergebensten Freunde machte. — — Indem ich nun Eurer

Fünftes Kapitel.

Die verschmähte Gnade.

— Eiferseele,
Gesegnet sei der Schooss, der Dich getragen!
INFERNO VIII, 44 ff.

Schon hatte Dante vierzehn Jahre lang das Brod der Verbannung gegessen, als er, seinem einst gewaltigen, nun aber gestürzten Beschützer und Gönner nachfolgend, aus Lucca zog. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die Sehnsucht, dahin zurückzukehren, waren aber in diesem langen Zeitraume nicht erloschen und nicht erkaltet. So manche schöne Hoffnung lag schon in tausend Scherben zerschlagen zu seinen Füssen, sein Herz hoffte aber noch immer, — es hoffte den ihm heiligen Boden noch betreten, — es hoffte, seine Tage doch noch in seinem geliebten Florenz beschliessen zu dürfen, — es hoffte dort die letzte Ruhe zu finden, wo die Gräber seiner Väter, wo auch die Gräber so mancher seiner Lieben sich befanden. Noch immer von dieser Hoffnung getragen und gehoben, lenkte er seine Schritte, wie es scheint, zunächst nach *Lunigiana* zu dem jüngeren *Malespina* und von da nach *Verona*, zu dem von ihm so hochgepriesenen Scaliger, den er bei seinem früheren Aufenthalte daselbst als einen Knaben kennen gelernt, der aber seitdem bereits Proben seines tapferen Muthes gegeben hatte.

Vorläufig zwar hatte es den Anschein, als wäre keine Aussicht auf Rückkehr für ihn vorhanden. An eine Rückkehr durch Waffengewalt war, wie die Verhältnisse sich nun gestaltet hatten, jedenfalls nicht zu denken. Dass aber seine Mitbürger ihn begna-

Nachgeben gezwungen zu werden, ihm nicht einmal eine Audienz gestattet. Wie dem sei, Dante's Gesandtschaft hatte keinen glücklichen Erfolg. Der Friede, den er einzuleiten gekommen war, wurde erst im Mai des folgenden Jahres abgeschlossen. Tief betrübt kehrte der Dichter nach Ravenna zurück. Es war seine letzte Wanderung auf Erden. Nach Ravenna zurückgekehrt, befiel ihn eine schwere Krankheit. Am 14. September 1321 erfolgte sein Heimgang. Sechsundfünfzig Jahre und etwas über vier Monate hatte er auf Erden gelebt. Sein Geist schwebte nun empor zu jenen Paradieseshöhen, zu welchen er sich bereits während seines Leibeslebens so oft emporgeschwungen hatte. Dante starb als Verbannter seiner irdischen Heimat. Aber in die Heimat droben ward er sofort als ewiger Bürger aufgenommen.

Dante's sterbliche Ueberreste ruhen zu Ravenna bis zu dieser Stunde. Sein edler Schirmherr, *Guido Novello*, liess den Leichnam, mit den Insignien der Poesie geschmückt, durch die edelsten Bürger von Ravenna zu Grabe tragen. In der Marienkapelle, neben der Minoritenkirche, ward er feierlich beigesetzt. Guido begnügte sich aber nicht damit, seinen Schützling zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Nach der Feierlichkeit des Begräbnisses versammelte sich Alles wieder im Trauerhause, und der Herr von Ravenna ward hier zum lobpreisenden Grabredner des florentinischen Verbannten. *Guido* hielt selbst dem Dichter in dem Hause, welches dieser zu Ravenna bewohnt hatte, die Trauerrede, in welcher er die Verdienste des Verewigten feierte. Der erblichene Dichter hatte aber bereits durch seine erhabenen Terzinen den Namen seines Leichenredners, — den Namen der *Polenta's*, verewigt. Die Freundschaft für den Dichter hat *Guido* auf dessen Söhne übertragen. Was er dem Vater geschenkt, durften diese behalten. Noch im fünfzehnten Jahrhundert lebte ein Nachkomme des grossen Dichters zu Ravenna, „ein gelehrter, beredter, seines grossen Vorfahrs würdiger Mann," sagt *Landino*, sein Zeitgenosse.

Guido Novello ging mit dem Gedanken um, dem Vater der modernen europäischen Poesie ein herrliches Grabmal zu setzen. Mehrere zeitgenössische Dichter, bemüht, dem edlen Todten den Lorbeerkranz auf die bleiche Stirne zu drücken, sandten poetische Grabinschriften ein. Unter den ihm vorgelegten soll *Guido* diejenige des uns schon bekannten *Giovanni del Virgilio* ausgewählt haben. Dieselbe lautet:

Dante, der Gottesgelehrte, vertraut mit jeglichem Dogma,
Welches die Philosophie nährt an der herrlichen Brust,
Er, der Stolz der Musen, des Volkes geliebtester Sänger,
Ruht hier, aber sein Ruhm reicht bis an's Ende der Welt.
Der die Räume der Tief' und die anderen Reiche der Seelen
Ausgetheilt mit des Geist's und mit des Wortes Gewalt,
Auch zuletzt mit der Musenschalmei die Fluren erfüllte,
Ihm hat das heit're Geschäft Atropos neidisch zerstört.
Undankbar hat ihm Florenz, die grausame Heimat,
Ihrem Dichter, o Schmach! nur mit Verbannung gelohnt;
Doch das edle Ravenna, am Herde des Guido Novello,
Der dort rühmlich gebot, pflegte mit Freuden den Gast.
Am vierzehnten des Jahres eintausend dreihundert
Und noch siebenmal drei kehr't er zum Himmel zurück.

Sein rühmliches Vorhaben, dem Dichter ein prächtiges Grabmal zu errichten, konnte aber *Guido Novello* nicht ausführen. Denn schon im folgenden Jahre verlor er die Herrschaft, ward von Ravenna vertrieben und starb selbst als Verbannter zu Bologna. Die mitgetheilte Inschrift scheint erst später auf das Grab gesetzt worden zu sein. Seither ist aber noch mehrfach an diese Grabstätte gerührt worden. Nachdem zuerst *Bernardo Bembo*, der Vater des berühmten Cardinals *Pietro*, im Jahre 1483, dann der päpstliche Cardinallegat *Domenico Corsi*, im Jahr 1692, endlich im Jahr 1780 der Cardinallegat *Valenti Gonzaga* das Grabmal hatten verzieren, ausbessern und umbauen lassen, wusste man zuletzt nicht einmal mehr mit Bestimmtheit den Ort anzugeben, wo die Gebeine des grossen Dichters ruhten. Erst bei Gelegenheit der

Feier seines sechshundertjährigen Geburtstages, im Jahre 1865, sind dieselben wieder aufgefunden worden. In vielen italienischen Städten sind in dem letztgenannten Jahre dem erhabensten Genius und grössten Dichter Ehrendenkmäler errichtet worden. Das herrlichste, unvergänglichste Denkmal hat er sich aber selbst errichtet.

Siebentes Kapitel.

Das Charakterbild.

Mit jeder Trefflichkeit war er gegürtet;
Gerecht war er im Handeln und im Reden.
Purgatorio VII, 114. XVII, 30.

Wir schicken uns an, von Dante's Person uns zu verabschieden. Durch ein vielbewegtes inneres und äusseres Leben haben wir ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Mussten wir da so wiederholt den Mangel an zuversichtlichen Nachrichten beklagen, so fliessen umgekehrt die Quellen, woraus eine Charakteristik des Dichters geschöpft werden kann, so reichlich, dass man sich, will man nur einen kurzen Abschnitt und nicht ein eigenes Werk darüber schreiben, um eine Auswahl verlegen sieht. Vorerst hat er selbst mit scharfen, deutlichen Zügen sein eigenes Charakterbild gezeichnet. Noch nie vielleicht hat ein Dichter den Stempel seines individuellen Charakters seinen Werken *so* auf die Stirne gedrückt, wie der Sänger der Göttlichen Komödie. Ferner verwei-

len auch seine ältesten Biographen, die über so manche Ereignisse seines äusseren Lebens ganz stillschweigend hinweggehen oder aber nur flüchtig dieselben berühren, mit besonderer Vorliebe bei der Schilderung seines Charakters. Lassen wir nun zuerst die bedeutendsten unter diesen zu Worte kommen.

Der florentinische Chronist *Giovanni Villani*, nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Nachbar des Dichters, der mit diesem vor dessen Exil in persönlichem Verkehr gestanden zu sein scheint, gibt von ihm folgende Charakteristik. „Dieser Dante war wegen seines Wissens etwas eingebildet, eigensinnig und mürrisch, daneben, gleichsam nach Philosophenart unfreundlich, konnte er sich mit den Ungelehrten nicht recht unterhalten. Allein wegen der sonstigen Tugenden, der Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit eines sò grossen Bürgers, scheint es geziemend, sein Andenken in dieser unserer Chronik zu verewigen, obwohl die erhabenen Werke, die er schriftlich uns hinterliess, wahres Zeugniss von ihm geben und unserer Stadt zum Ruhm gereichen."

Weit ausführlicher hat sein ältester Biograph, *Giovanni Boccaccio*, über Dante's Charakter gesprochen. Sein Urtheil ist im Ganzen als ein richtiges zu betrachten, in Einzelnheiten bedarf es freilich sehr berichtigt und eingeschränkt zu werden. „Dieser unser Dichter war von mittlerer Grösse und ging im vorgerückten Alter etwas gebückt. Sein Gang war ernst und gelassen, immer war er sehr ehrsam gekleidet, jeweilen wie es seinem Alter ziemte. Er hatte ein längliches Gesicht, eine Adlernase, die Augen eher gross als klein, ein grosses Kinn, die Unterlippe etwas vorstehend, braune Gesichtsfarbe, Bart und Haar dicht, schwarz und kraus, sein Aussehen war immer melancholisch und nachdenklich. — In seinem öffentlichen und häuslichen Benehmen war er ungemein gesetzt und geregelt, in all' seinen Sitten mehr als irgend jemand sonst leutselig und gesittet. Im Essen und Trinken war er sehr mässig, sowohl indem er die bestimmte Zeit einhielt, als auch

indem er niemals über das Bedürfniss genoss; keiner Speise gab er vor anderen den Vorzug; die feinen lobte er, genoss aber meistens einfache und tadelte Diejenigen sehr, deren Hauptbestreben dahin zielt, ausgewählte Speisen sich zu verschaffen und sie mit grosser Sorgfalt zubereiten zu lassen; diese, behauptete er, essen nicht um zu leben, sondern leben um zu essen. Niemand war wachsamer als er, sowohl in den Studien, als auch bei jeder andern Sorge, die ihm am Herzen lag, so dass seine Familie und seine Frau öfters sich darüber beklagten. — Selten sprach er ungefragt, dann aber mit Ueberlegung und auf eine dem Gegenstand angemessene Weise. Nichtsdestoweniger war er, wo es Noth that, sehr beredt und redselig, rasch und trefflich in seinem Vortrag. — Er erfreute sich an der Einsamkeit und Absonderung von den Menschen, um in seinen denkenden Betrachtungen nicht gestört zu werden. Fiel ihm ein Gedanke ein, der ihn besonders reizte, während er sich in Gesellschaften befand, so antwortete er niemals auf eine Frage, bevor er denselben ausgesponnen oder aber verworfen hatte, was öfters, wenn er bei Tische sass, oder mit Genossen lustwandelte, oder auch bei sonstigen Anlässen sich ereignete. In seinen Studien war er in den Stunden, die er denselben widmete, so eifrig, dass keine vernommene Neuigkeit ihn davon abzuziehen vermochte. — Dieser Dichter hatte auch eine wunderbare Fassungsgabe, ein sehr festes Gedächtniss und einen durchdringenden Verstand. — Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde. — Er schätzte sich selbst sehr hoch und wusste gar wohl, was er galt; — ausserdem war dieser treffliche Mann in all' seinen widrigen Schicksalen sehr tapfer; nur in Einem war er, ich weiss nicht ob ich ungeduldig oder gehässig sagen soll, nämlich in Parteiangelegenheiten. — — " Fortfahrend schildert ihn der Decameronist als einen über alle Massen eingefleischten Ghibellinen. Doch wissen wir bereits, wie weit entfernt von Parteileidenschaft Dante war, und hal-

ten es für überflüssig, das Urtheil seines Biographen zu berichtigen. Dass er auch von sinnlichen Leidenschaften unendlich viel zu berichten weiss, lässt sich von *Boccaccio* zum Voraus erwarten. Das Richtige hierüber glauben wir indess schon früher festgestellt zu haben.

Mit *Boccaccio's* Charakterschilderung stimmen im Wesentlichen auch *Leonardo Bruni* und *Filippo Villani* überein, ohne derselben etwas Nennenswerthes beizufügen. Die späteren Biographen haben sich durchgängig des *Boccaccio* als der in dieser Beziehung einzigen Quelle bedient.

— In seinem Leben sowohl, als auch in seinen Schriften erscheint Dante als eine durch und durch ideale Natur. Schon als Knabe, man möchte sagen schon als zartes Kind, hebt er sich empor zu dem Reiche der Ideale, um dasselbe nie mehr, wenigstens nicht gänzlich, wieder zu verlassen. Was ihm dieses Reich zuerst erschliesst, das ist die edelste und reinste, die wahrste und innigste Liebe, die sehr früh schon Eingang fand in sein edles Herz. Sein Glaube an das Ideal ist unerschütterlich. Alle Schläge, mögen sie unmittelbar von der Hand der Vorsehung, oder mögen sie von den Feinden herkommen, vermögen es nicht, diesen Glauben ihm zu rauben. Mit einem aussergewöhnlich scharfen Verstande begabt, von unendlichem Wissensdurst erfüllt und getrieben, drang sein tiefsinnender Geist hinein in die Tiefen des Natur- und Menschenlebens. An feiner Beobachtungsgabe, an tiefer Welt- und Menschenkenntniss dürften gar wenige unter den hervorragendsten Geistern aller Völker und aller Zeiten ihm gleich kommen. Zum scharfen Verstande gesellte sich aber bei ihm eine ungewöhnliche Gemüthstiefe, zum eindringenden Geiste ein zartfühlendes, warmes Herz. Darum bebt er vor den Wegen zurück, auf welchen Herz und Gemüth immer leerer auszugehen scheinen, je weiter Geist und Verstand vorschreiten. Die Welt, die ihn umgibt, die Geschichte, die Menschen, die Verhältnisse, Alles beurtheilt er von seinem ide-

alen Standpunkte aus. Doch selten nur geräth er mit der nackten Wirklichkeit in Widerspruch. Denn sein Ideal ist bei ihm Leben und das Leben ist bei ihm Ideal geworden. Wohl hatte das wirkliche Leben, die wirkliche Welt zu seiner Zeit, wie auch sonst immer, und in manchen Beziehungen noch mehr als sonst, unendlich Vieles aufzuweisen, was dem Ideale des Dichters gar wenig entsprach. Aber weit entfernt, sich durch die so unvollkommene reale Wirklichkeit abschrecken und entmuthigen zu lassen, dient die Erfahrung von ihr nur dazu, die Sehnsucht nach dem Höheren um so lebendiger in ihm zu erwecken. Dieses Sehnen nach dem Höheren erfüllt ihn immerdar; auf den Höhen des Glückes fühlt sich sein Geist noch nicht befriedigt und sein Verlangen nicht gestillt, — in den Tiefen des Unglücks wird jenes Sehnen ihm zum Troste. Was sonst für so Viele dazu dient, den Geist zu lähmen, ihn in das Gebiet des Alltäglichen, des Gemeinen herniederzuziehn, das dient für Dante zu einer frischen Anspornung, das leiht seinem Geiste neue Schwingen. So das Glück, so auch das Unglück. Bei der Liebeswonne erhebt sich sein Geist zur anstaunenden Betrachtung der Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, beim Liebesweh aber zur Betrachtung der Glorie eines verklärten Geistes. Im Glück sucht er, so viel an ihm, zur Verwirklichung seines Ideals eines glücklichen Weltzustandes beizutragen, im Unglück hofft er beständig, dieses Ideal werde in der Zukunft noch verwirklicht werden. Dante ist gross; seine Grösse verdankt er aber noch mehr als seiner eminenten geistig-intellectuellen Begabung seinem unerschütterlich festen Glauben an das Höhere, seinem unausgesetzten ernsten und eifrigen Streben nach demselben.

Was noch besonders hervorgehoben werden mag, das ist Dante's unbedingte Wahrheitsliebe, seine Uneigennützigkeit, seine Treue und seine innige Vaterlandsliebe.

Er selbst konnte öffenlich von sich bezeugen, er sei von Jugend auf von der Liebe zur Wahrheit ernährt worden, er sei kein

furchtsamer Freund derselben. Ueber alle Fragen, nicht allein des menschlichen Wissens, sondern auch des christlichen Glaubens denkt er forschend nach, um zur Erkenntniss der Wahrheit zu gelangen. Und was er einmal für wahr erkannt, das spricht er mit unerbittlicher Offenheit freimüthig aus, ohne sich durch irgend welche Nebenrücksichten bestimmen oder beeinflussen zu lassen. Wohl verbirgt er sich die äusseren Gefahren nicht, welche mit dem rücksichtslosen, unbedingten Aussprechen der Wahrheit stets verbunden sind. Allein die Gefahr schreckt ihn nicht davon ab; mag sein Wort auch die Hohen dieser Welt treffen, — was gilts? ein Dante sucht seinen Ruhm darin. Weiss er doch, dass ein reines, schuldloses Gewissen aus ihm herausspricht. Darum kann er sich von seinem Urahn sagen lassen:

— Ein Gewissen,
Das eig'ne oder fremde Schuld befleckt,
Wird Deines Wortes Herbigkeit empfinden.
Doch soll Dich das nicht hindern, ungeschminkt
Vollständig Dein Gesicht zu offenbaren,
Und wer dann räudig ist, den lass' sich kratzen. — —
Es wird Dein Ruf dem Winde gleichen, welcher
Am heftigsten die höchsten Gipfel trifft,
Und zu nicht kleinem Ruhm wird Das gereichen.

Diese Wahrheitsliebe bethätigte aber Dante nicht allein im Reden, er bethätigte sie im gleichen Umfange auch im Handeln. Daher seine wahrhaft bewunderungswürdige Unparteilichkeit, die um so höher anzuschlagen ist, als es ihm zu einer vom Parteiwesen bewegten Zeit, in einem durch Parteiwesen zerrissenen Lande zu leben beschieden war. Nichts ist ungerechtfertigter, als wenn man, wie es von seinem ältesten bis herab zu seinem jüngsten Biographen vielfach geschehen, den Dichter der Göttlichen Komödie zu einem exclusiven Parteimann zu stempeln sucht. Dante's ganzes Leben, Dante's sämmtliche Werke sind Eine grosse Negation dieser Behauptung. Wo die Macht in seinen Händen liegt, da macht

er zwischen den Genossen der eigenen und denen der gegnerischen Partei durchaus keinen Unterschied. Selbst über Den Parteigenossen, der ihm zugleich der intimste Freund ist, spricht er, ob auch das Herz ihm darüber blutet, das schwere Urtheil der Verdammung aus, wo die Gerechtigkeit diess zu fordern scheint. Er, der begeisterte Anhänger und Lobredner des Kaiserthums, er nimmt in seinem Exile seine Zuflucht zu einem entschiedenen Guelfen, bei einem solchen bringt er den Abend seines Lebens zu, denn nicht einen Partei-, sondern einen sittlichen Massstab legt er an die Menschen an. Er, den die eigene Ueberzeugung und die von Seiten der Gegenpartei erlittene Unbill zu der Partei der Ghibellinen hindrängten, er steht nicht an, hervorragende Ghibellinen durch Versetzung in seine poetische Hölle zu brandmarken, hervorragende Guelfen in seinem poetischen Himmel zu verherrlichen. Darum durfte er es wagen, darum war er dazu geeignet, das Weltgericht zu anticipiren. Eine *Göttliche Komödie* aus der Feder eines eingefleischten Parteimannes wäre ein gehässiges Pamphlet geworden, von der Mitwelt wenig beachtet, von der Nachwelt vollständig vergessen. Aus der unbedingt unparteiischen, wahrheitsliebenden Feder eines Dante aber ist die *Göttliche Komödie* ein Werk geworden, das die Mitwelt schon bewunderte, das die Nachwelt in immer höheren Masse anstaunte und auf ewige Zeiten anstaunen wird.

Seine Feinde haben ihm, wie wir früher gesehen, den Vorwurf gemacht, er habe sich während seiner Amtsverwaltung bestechen lassen und nach unerlaubtem Gewinn gestrebt. Allein dieser Vorwurf fällt ganz auf deren Urheber zurück. Sind je ungerechte Beschuldigungen gegen einen Menschen erhoben worden, so ist diese der ersten eine. Kaum eifert Dante gegen ein Laster so oft und so sehr, wie gegen Eigennutz und Geldgier. Kaum eine Tugend lobt und preist er so sehr, wie die Entsagung, den freiwilligen Verzicht auf irdischen Besitz. Von jenem Laster steht er nicht an, die Uebelstände in Kirche und Staat abzuleiten. Im Be-

wusstsein seines inneren Werthes konnte er mit Verachtung auf Diejenigen herabsehen, welche nach irdisch-vergänglichen Gütern strebten. Doch — wir haben ja schon früher bemerkt, es sei lächerlich, Dante gegen solche Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. In diesem Punkte bedarf es dessen jedenfalls nicht.

Dante war frei von aller Selbstsucht und von aller Eigennützigkeit, weil wahre, aufrichtige, selbstlose Liebe zu seinen Mitmenschen ihn beseelte, weil diese Liebe sein Herz erfüllte. Bessere politische, sociale, sittliche nnd religiöse Zustände zu befördern, der Menschheit den Weg zu einer doppelten, der zeitlichen und ewigen Glückseligkeit anzubahnen, das war stets die nie aus dem Auge verlorne Hauptaufgabe seines Lebens, diess das Ziel, nach welchem seine politische und literarische Wirksamkeit immerdar strebte. „Die Liebe hiess mich gehen und heisst mich reden,“ das ist der einzig richtige Schlüssel zum Verständniss des Charakters der Person und der Werke des erhabenen Dichters. Sein eigener literarischer Ruhm war freilich auch ein Ziel seines Strebens, aber nicht anders wollte er einen solchen Ruhm sich erwerben, als durch Werke, die seinen Mitmenschen nützlich sein, die ihr wahres Glück befördern würden. Darum ergreift er so oft die Feder, um Gegenstände zu behandeln, um Fragen zu untersuchen, deren hohe Wichtigkeit er mit richtigem Blicke erkannt hat, von denen er aber selbst sagen muss, sie seien bis dahin unerörtert geblieben. Daran namentlich ist es ihm gelegen, seinem Volke eine nationale, einige Literatur, eine einige Cultursprache zu geben. Einheit und Freiheit, das sind die zwei Gedanken, die ihn ganz erfüllen, für deren Verwirklichung er die ganze Kraft seines Lebens einsetzt. Sein damals tausendfach zerrissenes Vaterland vorzüglich als ein einiges und freies zu sehen, das ist der hohe Traum seines Herzens. Und weil seine Vaterlandsliebe eine ernstliche und aufrichtige ist, darum ist sie mit dem Zorne über Die, welche dessen Parteiwesen begünstigten und dessen traurige Zustände verschuldeten, untrennbar

verbunden. Daher ist Dante's allgemeine Menschenliebe sowohl, als auch namentlich seine Vaterlandsliebe eine vielfach missverstandene. Und nicht allein von der Mit-, auch von der Nachwelt ist Dante in dieser Hinsicht vielfach missverstanden worden. In der derben Sprache, die er hin und wieder, vorzüglich aber in den drei Briefen aus der Zeit des Römerzuges Hinrichs VII. gegen seine Vaterstadt führt, hat man schon wiederholt das Gegentheil von Liebe zum Vaterlande. finden wollen. Aber mit Unrecht. Je inniger er seine Vaterstadt liebte, je aufrichtiger er deren Grösse und Wohl wünschte, um so mehr musste seine Feuerseele gegen Die sich ereifern, welche dieselbe — wenigstens nach seinem Dafürhalten — zu Grunde richteten. Und wenn er den deutschen Machthaber mit fast schwärmerischer Begeisterung als den Engel des Friedens, als den Retter seines Vaterlandes begrüsste, so that er es keineswegs, weil er sein Vaterland einem Fremden unterworfen sehen wollte, denn der Nachfolger und Erbe der Cäsaren war in seinen und vieler anderen hervorragenden Italiener Augen jener Zeit kein Fremder, sondern der rechtmässige Herr: nein! Dante that es vielmehr, weil in ihm die felsenfeste Ueberzeugung sich gebildet hatte, von einem Kaiser und *nur* von einem Kaiser sei Heil für Italien zu erwarten, — nur ein solcher könne die Einheit der Völker begründen, den Frieden derselben sichern.

Ein makelloser Engel war Dante, bei all' seinen intellectuellen und sittlichen Vorzügen freilich nicht, — er hatte auch seine Fehler und Schwächen, die er selbst sehr wohl erkannte. Das Sprüchwort, dass wo viel Licht, da auch viel Schatten ist, trifft indess bei ihm nicht zu. Einen dunkeln Schatten lässt eine keineswegs kurze Periode seines Lebens allerdings zurück. Wir haben diese Periode kennen gelernt, zugleich aber auch vernommen, wie aufrichtig der Dichter seine sinnlichen und religiösen Verirrungen bekannt und bereut hat. Hat er sich auch im Fallen von den übrigen Menschenkindern nicht unterschieden, so hat er sich doch von

sich zu wenden, — wie seine Schritte auf diesem Wege erschwert, oder gar gehindert werden, wenn die beiden Regimente, das staatliche und das kirchliche, in einem anormalen Verhältnisse zu einander stehend, ihre hohe Aufgabe nicht erfüllen, — wesentlich erleichtert aber, wenn Staat und Kirche, ihrer Aufgabe und Pflicht eingedenk, ihn auf diesem Wege treu leiten, — wie er auf dieser Bahn fortschreitend, die Sünde in ihrer Abscheulichkeit erkennt, sie bereut und ernstliche Busse darüber thut und endlich gereinigt und geläutert des Friedens Gottes theilhaftig wird und zur höchsten Seligkeit, zum Anschauen des Ewigen gelangt, — diess seinen Lesern anschaulich und lebendig vor Augen zu führen, ist Dante's Zweck, — diess die Idee, von welcher sein Gedicht von Anfang bis zum Ende getragen und beherrscht ist. Eine grosse Allegorie des Menschen, der Sünde und der Erlösung, das ist die *Göttliche Komödie.*

Viertes Kapitel.

Die Geheimnisse des Eingangs.

> **Ihr, die gesund Euch das Verständniss wahrtet,**
> **Erwägt die Lehre wohl, die mit dem Schleier**
> **Der Verse sich verhüllt, die seltsam lauten!**
> **Inferno IX, 61—63.**

Die zwei ersten Gesänge des Infernum bilden die Einleitung zur ganzen *Divina Commedia.* Dieselben sind aber nicht allein die Einleitung, sie sind zugleich der Schlüssel des ganzen Gedichts. Von dem richtigen Verständniss der in ihnen enthaltenen Allegorien hängt das richtige Verständniss des ganzen Gedichtes und seiner einzelnen Theile wesentlich ab. „Gleich einer geistreichen Ouvertüre," — sagt *Blanc,* — „welche den Hauptcharakter und die wesentlichen Züge des folgenden musikalischen Drama's mehr ahnen lässt und andeutet, als unmittelbar ausspricht und nur Dem ganz verständlich ist, der mit dem ganzen Werke schon vertraut geworden, so weisen diese beiden einleitenden Gesänge in vielen für sich allein räthselhaften Anklängen auf den Zweck und auf alle Theile des kunstvollen Dichtergebildes hin: dem Kundigen werfen sie Licht auf das Ganze, und nur aus dem Ganzen sind ihre einzelnen Hieroglyphen zu verstehen."

Bei dieser grossen Wichtigkeit der Eingangsgesänge kann ein näheres Eingehen auf deren Inhalt und Bedeutung nicht wohl unterlassen werden, obgleich unsere Absicht nicht ist, hier einen Commentar zur Göttlichen Komödie, sondern nur eine allgemeine Charakteristik des unsterblichen Gedichtes zu liefern. Dass der Scharf-

sinn der Ausleger, zumal der neueren und neuesten, gerade an den zwei ersten Gesängen sich vorzüglich versuchte, dass über die Bedeutung der in denselben vorkommenden Symbole eine Unzahl von Meinungen, Hypothesen und — Absurditäten aufgestellt wurde, lässt sich zum Voraus erwarten. Die verschiedenen von einander abweichenden Ansichten zu berücksichtigen oder auch nur namhaft zu machen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Es mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, dass die alten Ausleger bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache einig gehen und das Richtige getroffen haben. Erst mit dem Aufkommen der seichten Aufklärung ging den Auslegern, zumal den italienischen, das tiefere religiöse Gefühl verloren, und in dem Streben, den grossen Dichter zu einem seichten Aufklärer herabzuwürdigen, ward der feste Boden verlassen und man wagte sich hinaus in das unsichere Meer. Die hervorragendsten neuesten Forscher auf diesem Gebiete sind indess wieder zur alten Auffassung zurückgekehrt, welche gegenwärtig als die allgemein herrschende bezeichnet werden kann. —

Es wird nun an diesem Orte erforderlich sein, bevor wir auf die Auslegung der betreffenden zwei Gesänge eintreten, eine kurze Darstellung des formellen Inhaltes derselben vorauszuschicken, wobei wir uns möglichst der eigenen Worte des Dichters bedienen werden.

In der Mitte seines Lebensweges, — d. h. in seinem 35. Lebensjahre, das für Dante in das Jubeljahr 1300 fiel, — fand sich der Dichter in einem finsteren Walde verirrt, der auch noch in der Erinnerung sein Herz mit Furcht erfüllt. Wie er in denselben gerathen, vermag er nicht zu sagen, denn der Schlaf hatte ihn überwältigt, als er den geraden Weg verlassen. Aus dem Waldthale endlich heraustretend, erblickt er einen Berg, dessen Gipfel von den Sonnenstrahlen beleuchtet wird. Dieser Anblick beschwichtigt einigermassen die Angst, welche sein Herz erfüllte, und nach kurzer

Rast schickt er sich an, den Berg zu besteigen. Aber siehe da! drei Thiere erscheinen und verhindern ihn, seinen Weg fortzusetzen. Zuerst ein Pantherthier, leichtfüssig und behende, das überdeckt war mit geflecktem Haare; dann ein Löwe, welcher erhabenen Hauptes und mit grimmem Hunger auf ihn dräuend zugeschritten kam, und endlich eine Wölfin, die von jeder Gier besessen schien in ihrer Magerkeit. Durch diese Thiere, besonders durch das letzte, wird er in den Wald zurückgedrängt, er stürzt zur Tiefe nieder. Da erscheint ihm Virgils Schatten, welcher, nachdem er sich dem Dichter zu erkennen gegeben und von ihm um Hülfe vor dem Thiere angefleht worden, ihn über den Weg, den er einschlagen müsse und über das Schicksal der Wölfin belehrt:

Willst Du entgehen diesem argen Orte,
Erwiedert' er, als er mich weinen sah,
So musst Du Dich zu and'rer Reis' entschliessen;
Denn jenes Thier, das Deiner Klagen Anlass,
Gestattet Niemand, diesen Weg zu ziehen.
Es hindert Jeden, bis es ihn getödtet.
So bös geartet ist es, so verworfen,
Dass seine schnöde Gier es nimmer sättigt
Und nach dem Frass mehr Hunger als zuvor hat.
Viel Thiere sind, mit denen es sich gattet,
Und mehr noch werden sein, bis dass der Windhund
Erscheinen wird, der unter Qual es tödtet.
Nicht Land, nicht Silberblech sind seine Speise,
Wohl aber Weisheit, Christenlieb' und Tugend.
Daheim ist zwischen Feltro er und Feltro.
Italien wird er retten, das gebeugte,
Für das Camilla einst, die Jungfrau, starb,
Eurialus, Nisus, Turnus sich verblutet.
Von Stadt zu Stadt wird er die Wölfin jagen,
Bis er zurückgetrieben sie zur Hölle,
Von wo der erste Neid sie losgelassen.



Darum schlägt ihm Virgil zu seinem Heile vor, den Weg durch Infernum und Purgatorium nach dem Paradiese einzuschlagen; h die beiden ersten Reiche wolle er selbst des Dichters Führer

sein, zum Paradiese aber werde eine würdigere Seele ihn leiten. Sofort entschliesst sich Dante dem Virgil zu folgen, freudig geht er ihm nach. Aber bereits nach den ersten Schritten erwachen Zweifel in des Dichters Seele. Er fühlt sich nicht würdig, den ihm vorgeschlagenen Weg zu gehen. Er sei kein Aeneas und kein Paulus, denen allerdings Aehnliches vergönnt worden. Virgil muntert ihn dadurch auf, dass er ihm berichtet, von Wem er ihm zu Hülfe gesandt worden sei. *Beatrice* sei ihm im Vorinfernum erschienen und habe ihm den Auftrag gegeben, den Dichter vom nahen Verderben zu erretten; sie selbst sei von *Lucia* und diese wieder von einem nicht genannten *holden* Weibe dazu aufgefordert worden. Auf dieses hin fasst der Dichter frischen Muth, freudig folgt er seinem Führer bis zum Eingang des Infernum, wo die eigentliche Wanderung ihren Anfang nimmt.

Dass diese ganze Darstellung eine rein symbolische ist, leuchtet wohl ohne Weiteres von selbst ein. Die Symbole nun, deren Bedeutung wir zu suchen haben, sind folgende: der dunkle Wald, der sonnenbeschienene Hügel, die drei Thiere, die ihm den Weg versperren, Virgil, der Windhund und die drei seligen Frauen, die im Himmelshofe fürsorgend des Dichters gedenken. Erst nachdem wir die Bedeutung dieser Symbole festgetetzt, werden wir den Sinn der ganzen allegorischen Erzählung im Zusammenhange fassen können.

Vorerst mag noch auf den Gegensatz aufmerksam gemacht werden, in welchem die meisten dieser Symbole offenbar zu einander stehen. Zu dem finsteren Walde, dem rauhen, wilderwachsenen, dichten, in welchen kein Strahl der Sonne eindringt, bildet der sonnige Hügel, der Anfang ist und Ursach aller Freude, den ausgesprochensten Gegensatz. Dessgleichen sind die drei Thiere und die drei Frauen am Himmelshofe einander direct entgegengesetzt. Jene suchen des Dichters Verderben, diese seine Rettung. Jene wollen seinen Ausgang aus dem finstern Walde verhindern, diese

wollen ihn aus demselben hinausführen. Drei Feinde jene, drei Freunde diese. Dem dritten Thiere, der Wölfin, ist zugleich auch der Windhund entgegengesetzt. Letzterer ist der Feind und Vernichter der ersteren: — die Wölfin ein Verderber, der Windhund ein Retter.

Gehen wir nun zu der Deutung der symbolischen Bilder über. Was zunächst die Bedeutung des finsteren Waldes anlangt, darüber lässt uns Dante selbst durchaus nicht im Zweifel. Mit seinem einstigen Freunde, *Forese Donati*, redend, sagt er:

— — Rufst Du Dir in's Gedächtniss,
Wie Du mit mir und wie mit Dir ich lebte,
So wird Dich die Erinn'rung noch beschweren
Von solchem Leben wandte mich erst neulich
Der ab, der vor mir geht, als deren Bruder,
Die dort am Himmel steht (die Sonne wies ich),
Euch voll geleuchtet. — —

Die Rückbeziehung dieser Stelle auf den ersten und zweiten Gesang des Infernum scheint unverkennbar. War dort von dem Walde gesagt, er erneue die Furcht schon in der Erinnerung, so treffen wir hier den nämlichen Gedanken wieder, nur dass hier das vergangene sündhafte Leben die Stelle des Waldes vertritt. Dort erschien Virgils Schatten, um den Dichter von den Schrecknissen des Waldes zu retten; hier heisst es aber, auf diese Rettung hinweisend, Virgil habe ihn von *dem* Leben, dessen Erinnerung noch jetzt beschwerlich fällt, abgewandt. Wir haben demnach hier den nämlichen Gedanken wie dort, nur dass hier derselbe nicht mehr in Allegorien eingekleidet, sondern unverblümt und offen ausgesprochen ist. Diese Stelle scheint für die Bedeutung des allegorischen Waldes entscheidend. Nehmen wir noch hinzu, dass Dante in seinen Bekenntnissen vor Beatrice auf dem irdischen Paradiese das Geständniss ablegt, nach der Geliebten Tode hätten „die gegenwärtigen Dinge ihm durch falsche Lust die Schritte gewandt," — dass er, von Beatrice Abschied nehmend, bekennt, ein Sclave ge-



wesen und durch sie zur Freiheit geführt worden zu sein, was durchaus nur auf die Sclaverei unter der Sünde und auf die Befreiung von derselben sich beziehen kann, — so werden wir mit allen älteren Auslegern in dem finsteren Walde das Symbol des sündigen, lasterhaften Lebens erblicken und jede andere Deutung als eine durchaus verfehlte abweisen müssen.

Wiewohl es unsere Absicht nicht ist, auf andere Deutungen uns einzulassen, so glauben wir doch an dieser Stelle einige Bemerkungen nicht unterdrücken zu dürfen. Es leuchtet ein, dass von der Deutung des allegorischen Waldes diejenige der übrigen Symbole wesentlich abhängt. Neuere Ausleger haben nun den Wald politisch gedeutet und Dante's Verirrung in demselben mit seiner lebhaften Theilnahme am Gemeindewesen von Florenz oder mit seiner Verbannung in Verbindung gebracht. Gegen letztere Deutung spricht aber der Umstand ganz entschieden, dass Dante seine Vision in das Frühjahr 1300 verlegt, dass er diesen Zeitpunkt im ganzen Gedichte strenge festhält und von seiner Verbannung als von etwas Zukünftigem in demselben spricht. Er konnte denn doch nicht im Verlaufe des Gedichtes ein Ereigniss sich erst weissagen lassen, von welchem er im Eingang als von einem bereits eingetroffenen gesprochen. Der nämliche Umstand spricht aber auch gegen die Deutung des Waldes auf Dante's Antheilnahme an den politischen Angelegenheiten seiner Vaterstadt. Seine Verirrung im finsteren Walde hat er nach seinem Gedichte im Frühjahr 1300 erkannt und zu diesem Zeitpunkte fand seine Rettung statt. „Da er sich nun," sagt *Wegele* treffend, „notorisch in den unmittelbar darauf folgenden Monaten und so fort bis zu seiner Verbannung mehr und lebhafter als je an die politischen Angelegenheiten seiner Vaterstadt hingegeben hat, so läge hier ein krasser Widerspruch zwischen jener Angabe des Gedichtes, falls diese ihre Auslegung richtig wäre, und zwischen den unumstösslichen Thatsachen vor. Der Dichter wäre ja demgemäss, nachdem er aus dem Walde erret-

tet worden und jene Belehrung über die Nichtigkeit des politischen Treibens erhalten hatte, in seinen alten Fehler zurückgefallen, und der ausserordentliche Weg der Verzückung in die übersinnliche Welt wäre für ihn fruchtlos geblieben. Einen solchen Widerspruch wird aber dem Dichter wohl niemand zuschreiben wollen." Ferner liesse sich diese Deutung des Waldes nur dann hören, wenn es sich nachweisen liesse, dass der Dichter in seiner Theilnahme an dem politischen Leben von Florenz später eine Verirrung erblickt hätte. Dem ist aber durchaus nicht also; im Gegentheil, Dante spricht stets von seinem politischen Wirken mit dem Bewusstsein der Unschuld und des Rechtes, er rechnet sich seine Verbannung zur Ehre, weil sie eine Folge seines Rechtthuns gewesen und er „mit den Guten gefallen" sei. Wenn er nun dieses beruhigende Bewusstsein im Herzen trug, wie konnte er dann sein politisches Wirken als eine Verirrung bezeichnen? *Wegele*, der diese Deutungen gründlich und nach unserer Ansicht endgiltig widerlegt, versteht nun unter dem Walde „den zerrütteten, rechtlosen, hülflosen Zustand, in welchen die ganze Menschheit in Folge des Sturzes des Kaiserthums, der Verweltlichung des Papstthums gerathen ist." Allein von *diesem* Zustande ist Dante nun einmal *nicht* befreit worden; sein ganzes Leben hindurch musste er vielmehr darunter leiden. Ist der Wald das Symbol solchen anormalen Zustandes, so ist es ganz einfach nicht wahr, dass der Dichter den finsteren Wald je habe verlassen dürfen. Er wäre dann im Gegentheil erst nach seiner Vision, d. h. erst nach 1300, recht zur Tiefe niedergestürzt. Seine eigenen, vorhin angeführten Worte deuten aber auf eine Rettung anderer und tieferer Art, — auf die Rettung von dem sündigen, gottentfremdeten und darum ruhe- und friedelosen Leben.

Ist nun der Wald das Symbol eines solchen Lebens, so kann sein Gegensatz, der sonnenbeschienene Hügel nur das Symbol des tugendhaften, in der Gemeinschaft mit Gott geführten Lebens sein. Sehr passend und entsprechend ist hiefür das Bild einer Anhöhe,

eines Berges oder Hügels, gewählt, wie denn schon die heilige Schrift wiederholt des nämlichen Bildes für die gleiche Sache sich bedient. Wie die Sünde und das Laster den Geist erniedrigen und entwürdigen, so wird er durch ein tugendhaft frommes Leben geadelt und erhoben. Wie daher der Wald das entsprechende Bild des sündigen, nach unten strebenden, so ist der Hügel das entsprechende Bild des tugendhaften, nach oben strebenden Lebens. Das Finstere des Waldes und das Erhellte, Lichte des Hügels deuten wieder unverkennbar darauf hin, indem sie an das biblische „Wandeln in der Finsterniss" und „Wandeln im Lichte" erinnern.

Die drei Thiere, die seinem Weitergehen auf dem Wege nach der lichten Höhe sich entgegensetzten und den Dichter in die finstere Tiefe zurückdrängten, sind höchst wahrscheinlich zunächst aus einer Stelle des Propheten Jeremias entlehnt. „Darum," heisst es dort, (V, 6) „wird sie der Löwe aus dem Walde schlagen, der Abend-Wolf sie verderben; der Parder lauert gegen ihre Städte: wer aus ihnen herausgeht, wird zerrissen werden; denn viel sind ihrer Vergehungen, zahlreich ihre Uebertretungen." Für den allegorischen Sinn, den Dante ihnen beilegt, ist hiemit freilich nichts gewonnen. Auf zwei derselben kommt indess der Dichter im Verlaufe seines Werkes wieder zurück und zwar auf eine Weise, die über deren symbolische Bedeutung keinen Zweifel übrig lässt. Die Stelle, worin das Pantherthier wieder erwähnt wird, (Infernum, XVI, 106) gehört allerdings zu den dunkelsten des ganzen Gedichtes. So viel geht aber aus derselben immerhin ziemlich deutlich hervor, dass das Pantherthier als Symbol einer bestimmten Gattung von Sünden, und zwar der Sinnlichkeit, der „Fleischeslust," gebraucht wird. Dessgleichen kommt Dante auch auf die Wölfin später zurück (Purg. XX, 10). Wie er nämlich den Kreis der büssenden Geizigen verlässt, da ruft er aus:

Vermaledeiet sei'st Du, alte Wölfin,
Die du mehr Beute hast als and're Thiere,
Weil ewig unersättlich ist Dein Hunger.

Leidenschaften. — Indem sich aber die Sünde in ihrer inneren Gemeinheit und Verächtlichkeit dem Auge des Dichters darstellt, enthüllt sich ihm zugleich das Innere des Sünders. Aeusserlich betrachtet scheint er zwar glücklich, und uralt ist ja die Klage, dass es ihm auf Erden besser ergehe als dem Frommen. — „Ich aber, — wenig fehlte, so strauchelten meine Füsse; fast nichts, so glitten meine Schritte; denn ich beneidete die Uebermüthigen, weil ich das Glück der Frevler sah.“ So lautet das Bekenntniss eines Frommen des alten Bundes im LXXIII. Psalm, der einen trefflichen Commentar zum Dante'schen Infernum liefert. Ganz anders hingegen stellt die Sache sich dar, wenn die blendende Hülle trügerischen Scheines hinwegfällt, wenn der Mensch in das Innere seine Blicke richtet. Bei allem äusseren Wohlergehen trägt der Sünder die Hölle in seinem Herzen. Wie verächtlich, wie elend erscheint unserem Dichter der Feigling, der zwar seinen Zweck erreicht hat, vom Kampfe verschont zu bleiben, dessen Gesellschaft aber nicht die Guten nur, sondern auch die thatkräftigen Frevler verschmähen! Wie öde und trostlos der innere Zustand Derer, die ihre Hoffnung nicht auf Gott setzen, wenn sie auch von einem äusseren Glanze umgeben sind! Wie bejammerungswürdig der innere Zustand Derer, welche der Wollust fröhnen! Und so sind überhaupt alle, von der Phantasie des Dichters so mannigfach abgestuften Höllenstrafen zunächst nur „das Sinnbild für den Seelenzustand des in seiner Sünde verstockten Sünders.“ In vielen Fällen liegt diese Beziehung auf der Hand. Doch auch da, wo sie nicht so deutlich vorliegt, ist als gewiss anzunehmen, dass sie der Dichter auch hineingelegt hat, — nur dass wir sie vielleicht nicht mehr herauszufinden vermögen.

Diese Erkenntniss, zu welcher die Wanderung durch das Infernum des inneren, geistigen Lebens des Sünders führt, — die Erkenntniss, dass die Sünde ihr eigenes Gericht in sich trägt und unerbittlich vollzieht, — sie ist wohl dazu angethan, den Sünder

zur Busse zu bewegen, ihn von der Knechtschaft der Sünde zu befreien. Sie muss das lebhafte Verlangen in ihm erwecken, von dieser Unseligkeit, welche mit der Sünde untrennbar verbunden ist, erlöst zu werden. Gesteigert muss aber dieses Verlangen in hohem Masse werden, wenn der Mensch seine Blicke von der Zeit auf die Ewigkeit hinüberrichtet. Dass in Dante's Gedicht eine Beziehung auf das Jenseits liegt, ist jedenfalls unstreitig. Es enthält, wie schon früher bemerkt, nicht allein die enthüllte Wahrheit des Inneren, sondern auch die enthüllte Wahrheit des Jenseits. Und hierin erscheint Dante wahrhaft gross, dass er die landläufigen Vorstellungen der Höllenstrafen aufgibt und sie unendlich tiefer und gewiss sehr richtig auffasst. Die Höllenstrafen in seinem Infernum sind ganz einfach die Fortsetzung des inneren Seelenzustandes des unbussfertigen Sünders. Aber allerdings im potenzirten Massstabe. Denn ist einmal die schmale Brücke des Diesseits überschritten, dann ändert sich des Menschen Lage. Schon hier trägt zwar der verstockte Sünder die Qualen der Hölle in seinem Innern. Allein durch die Freuden der äusseren Welt, durch die Genüsse der Sinne kann er noch — zuweilen lange Zeit hindurch, — das Bewusstsein dieser inneren Qualen unterdrücken, die Hölle, die er im eigenen Busen trägt, sich selbst und Anderen verborgen halten. Dort aber fällt alles Aeussere hinweg. Keine äussere Zerstreuung, keine sinnlichen Genüsse mehr! Nur die innere Oede und Leere, nur die Hölle des Herzens, nur das Gewissen und seine Qual ist geblieben. Die Unseligkeit, die hier im Diesseits schon sich anbahnte, — sie ist dort im Jenseits eine vollendete geworden.

Zu dieser Erkenntniss ward der Dichter mittelst seiner ekstatischen Wanderung durch die Regionen der verlornen Seelen geführt, zu dieser Erkenntniss will er seine Leser durch sein Infernum führen. Wer solche tiefe Blicke in das Wesen und das Gericht der Sünde gethan, der sehnt sich nach Befreiung von ihr. Der Weg der Busse und Genugthuung wird betreten, die Wanderung

durch das Purgatorium hebt an. Die Strafen des Purgatoriums sind das Sinnbild für den Seelenzustand des reuigen und büssenden Sünders. Sie sind hart und schwer, doch ist ihnen der Stachel genommen. In ihnen erkennt der Sünder nur das willkommene Mittel, um zum Heile zu gelangen. Durch die Stufen der Busse kehrt der Dichter zu Gott, nachdem er das Elend der Sünde erkannt. Immer weiter auf diesem Wege fortschreitend, gelangt er zum inneren Frieden. Seine von Oben erleuchtete Vernunft hat ihn zur Erkenntniss der Sünde und zur Busse geführt, — durch das Sichversenken in die Lehren der göttlichen Offenbarung ist er zur Seligkeit gelangt. Die bezaubernde Musik, die sein Paradies von Anfang bis zu Ende durchtönt, — der Dichter hat sie schon auf Erden vernommen. Von einer Stufe der Erkenntniss schreitet er zur andern fort, bis er zuletzt zur Intuition des Ewigen gelangt, wo er mehr fühlt, als seine, oder irgend eines Menschen Sprache auszusprechen vermag.

Wie dürftig ist die Sprache doch für meinen
  Gedanken, und er selbst, mit Dem verglichen,
  Was ich geschaut; wie ist es mehr als winzig! — — —
Dem Geometer, der sich ganz vertieft,
  Den Kreis zu messen, und, wie sehr er sinne,
  Den Grundsatz, dessen er bedarf, nicht findet,
War ich vergleichbar bei *dem* neuen Anblick.

Sechstes Kapitel.

Der bleibende Werth.

Einem göttlichen Gedichte
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ew'gen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.
Uhland.

Dass die Göttliche Komödie ein Werk ist, welches die Krone der Unsterblichkeit auf der Stirne trägt, diess hat die Geschichte von nun mehr als einem halben Jahrtausend bewiesen. Worin nun die unvergängliche Bedeutung, der bleibende Werth dieses einzigartigen, alten und doch immer noch unerreicht dastehenden Gedichtes liege, darauf soll noch kurz hingewiesen werden.

Seine Hauptbedeutung liegt darin, dass es aus den Tiefen des geistigen Lebens, des inneren Erfahrens geschöpft ist. Denn wohl besingt Dante zunächst, was er selbst erlebt und erfahren, wie er aus sittlichen und religiösen Verirrungen den Weg zu Gott und zum Frieden, zur Ruhe des Gemüthes wiederfand. Wohl sind seither mehrere Jahrhunderte vergangen, in welchen unermessliche Fortschritte gemacht zu haben die Menschheit mit Fug und Recht sich rühmen kann. Aber trotz aller Fortschritte wird der Mensch noch heute mit dem gleichen Herzen, mit den nämlichen Bedürfnissen des Gemüthes wie vor sechs Jahrhunderten geboren, und noch immer seither ist der Weg des Heiles der nämliche, ewig Eine geblieben. Und dieses Herz, dieses Gemüth, — immerdar wird es mit dem lebhaftesten Interesse einem hervorragenden, höchst be-

deutenden Genius auf seinen Ruhe und Befriedigung suchenden Gängen folgen, — immerdar wird es Dem dankbar sein, der es über den Weg zum Heile ebenso tief als richtig unterweiset.

Freilich, Dante's Gedicht wurzelt im Mittelalter und ist in die Tiefen mittelalterlicher Mystik eingetaucht. Aber mit klarem Geiste und tief schauendem, richtig urtheilendem Blicke steht Dante über seiner Zeit, von einem höheren Standpunkte aus dieselbe betrachtend. In der doppelten Eigenschaft steht er in der Göttlichen Komödie da: als Richter, der Vergangenheit und Gegenwart mit sammt ihrer Geschichte, ihren Sitten und Gebräuchen vom Standpunkte der Ewigkeit aus beurtheilt, — und als Prophet, der neue, bessere Zeiten verkündet. Man hat den Dichter der *Divina Commedia* zu einem Reformator vor der Reformation machen wollen. Mit Unrecht, sofern es sich um das kirchliche Dogma, aber mit Recht, sofern es sich um die kirchlichen Sitten handelt. Gegen die kirchlichen Missbräuche hat kaum je Einer so geeifert, wie der Dichter der Göttlichen Komödie. Durch die Autorität lässt er sich nicht einschüchtern, Freiheit ist der Grundzug seines Wesens, der Grundzug seines Gedichtes. Ob er sich auch den Vorstellungen seiner Zeit anschliesst, so würde man sich doch sehr irren, wenn man den sprüchwörtlich gewordenen mittelalterlichen Aberglauben bei Dante wiederzufinden meinte. Es ist im Gegentheil höchst bemerkenswerth, wie frei und selbständig der Dichter der Göttlichen Komödie in dieser Hinsicht dasteht. Sein Kunstwerk enthält, was den Glauben angeht, eher ein Zuwenig als ein Zuviel. Den Grund hievon hat man in der speculativen Richtung der Dante'schen Theologie suchen zu müssen geglaubt. Indess dürfte er anderswo liegen. Es ist eben dem Sänger nicht um die Doctrin, es ist ihm um das Leben zu thun. Der Leser soll mit ihm Erfahrung sammeln auf der geistigen Wanderung, um besser zu leben und seliger zu sterben. Und in der That ist der Weg, den der Sänger hiezu anweist, der richtige. Dante's Anschauungen über die Erlösung sind

durch und durch nüchtern und gesund. Weil er das Menschenherz kennt und den Heilsweg selbst gegangen, ernstlich gegangen ist, darum hält er sich fern von dem Selbstbetrug der falschen Mystik, die da wähnt, urplötzlich, in einem Augenblick könne oder gar müsse sich der Mensch bekehren. Einem solchen frommen Schwindler würde der Dichter entgegenrufen:

Zu and'rer Reise musst Du Dich entschliessen!

Dante kennt keinen blinden, äusserlich angenommenen, nachgesprochenen Glauben. Für Alles, auch für die tiefsten Geheimnisse des Christenthums, sucht, forscht er nach Gründen, oder doch wenigstens nach Analogien, welche eine Lehre dem Denken einleuchtend machen sollen. Das Kind des Mittelalters beschämt in dieser Beziehung gar viele Kinder des neunzehnten Jahrhunderts. Die Göttliche Komödie ist ein Erbauungsbuch im eminentesten Sinne dieses Wortes, — ein Erbauungsbuch, mit welchem wohl nur wenige sich vergleichen lassen.

In der Ausführung seines Grundgedankens hat nun aber der Dichter einen ungeheuren Stoff zusammengebracht, geistig ausgeprägt und in kunstreicher Gliederung aufgebaut. Zunächst Geschichte der geistigen Entwicklung, des inneren Lebens des Dichters und der Menschheit überhaupt, enthält die Göttliche Komödie zugleich ein abgeschlossenes theologisches und philosophisches System und daneben auch die Geschichte der Zeit, zu welcher, und namentlich des Volkes, unter welchem sie entstanden ist. Dass Dante's Theologie und Philosophie einem für uns überwundenen Standpunkte angehört, bedarf nicht erst erwähnt zu werden. Seine Theologie und Philosophie ist eben wesentlich keine andere als die der Scholastiker, nur dass sie bei ihm der Schul- und Kirchensprache entkleidet und poetisch verklärt erscheint. Thomas von Aquino ist sein vorzüglicher Lehrer in der Theologie, Aristoteles in der Philosophie sein Meister. In seiner Auffassung der Geschichte dagegen steht Dante durchaus selbständig da. Er ist einer der Ersten, wel-

cher die Geschichte nicht vom Standpunkte der Kirche, sondern vom Standpunkte der Politik auffasst und betrachtet. Dante ist auch in dieser Hinsicht der prophetische Vorläufer der neueren Zeit. Sein grosses Gedicht ist ein historisches Denkmal von unvergänglichem Werthe. Es enthält nicht allein die Geschichte des Dichters, es enthält zugleich die Geschichte seiner Zeit nach allen Beziehungen und Richtungen hin. Die äusseren Schicksale, die Kämpfe, das Denken, das Wissen, der Glaube, die Sitten, die Gebräuche, die Studien, die Kenntnisse, die Hoffnungen, die Tugenden und die Laster der Zeit, das Alles spiegelt sich in seinem Gedichte ab. „Die Göttliche Komödie ist nicht blos ein Bild der Zeit, deren Denkmal sie sein will; ihr ganzer Stoff, ihr ganzer Inhalt sind die Lebensmomente des Mittelalters und dessen Gedanke der Pulsschlag, der in ihr lebt; nur dass Alles in seiner durchgekämpften Vollendung und Reinigung herbeigezogen wird: das Alterthum, bisher durch den mechanischen Fleiss dunkler Mönche erhalten und mit mechanischer Fessel der Form den Geist in Banden haltend, tritt hier zum ersten Mal lebendig und mit eigener Geltung in das Leben des Geistes wieder ein; das romantische Ritterthum empfängt hier seinen edelsten Ausdruck; das Wissen des Mittelalters von der Natur, dem Menschenleben, den Gestirnen greift mit poetischer Wahrheit und poetischem Leben in die Handlung des Gedichtes ein; die scholastische Philosophie tritt uns in lebendiger Gestalt entgegen; die Kirche wird in der Nacktheit ihres Verderbens gezüchtigt und in ihrer möglichen, schönen Gestalt geträumt und verherrlicht; des Dichters Zeit selbst, als die am meisten charakteristische Epoche des Mittelalters geht vor dem Leser in einem gegenwärtigen, leidenschaftlichen, fast erlebten Bilde auf, und der Einheitsgedanke des Mittelalters endlich ist die Seele des Gedichtes und sein idealer Inhalt. — Die historische Bedeutung des Gedichtes liegt darin, dass es nicht allein ein Denkmal des Mittelalters ist, sondern dasjenige Kunstwerk, in welchem

durch und durch nüchtern und gesund. Weil er das Menschenherz kennt und den Heilsweg selbst gegangen, ernstlich gegangen ist. darum hält er sich fern von dem Selbstbetrug der falschen Mystik, die da wähnt, urplötzlich, in einem Augenblick könne oder gar müsse sich der Mensch bekehren. Einem solchen frommen Schwindler würde der Dichter entgegenrufen:

Zu and'rer Reise musst Du Dich entschliessen!

Dante kennt keinen blinden, äusserlich angenommenen, nachgesprochenen Glauben. Für Alles, auch für die tiefsten Geheimnisse des Christenthums, sucht, forscht er nach Gründen, oder doch wenigstens nach Analogien, welche eine Lehre dem Denken einleuchtend machen sollen. Das Kind des Mittelalters beschämt in dieser Beziehung gar viele Kinder des neunzehnten Jahrhunderts. Die Göttliche Komödie ist ein Erbauungsbuch im eminentesten Sinne dieses Wortes, — ein Erbauungsbuch, mit welchem wohl nur wenige sich vergleichen lassen.

In der Ausführung seines Grundgedankens hat nun aber der Dichter einen ungeheuren Stoff zusammengebracht, geistig ausgeprägt und in kunstreicher Gliederung aufgebaut. Zunächst Geschichte der geistigen Entwicklung, des inneren Lebens des Dichters und der Menschheit überhaupt, enthält die Göttliche Komödie zugleich ein abgeschlossenes theologisches und philosophisches System und daneben auch die Geschichte der Zeit, zu welcher, und namentlich des Volkes, unter welchem sie entstanden ist. Dass Dante's Theologie und Philosophie einem für uns überwundenen Standpunkte angehört, bedarf nicht erst erwähnt zu werden. Seine Theologie und Philosophie ist eben wesentlich keine andere als die der Scholastiker, nur dass sie bei ihm der Schul- und Kirchensprache entkleidet und poetisch verklärt erscheint. Thomas von Aquino ist sein vorzüglicher Lehrer in der Theologie, Aristoteles in der Philosophie sein Meister. In seiner Auffassung der Geschichte dagegen steht Dante durchaus selbständig da. Er ist einer der Ersten, wel-

cher die Geschichte nicht vom Standpunkte der Kirche, sondern vom Standpunkte der Politik auffasst und betrachtet. Dante ist auch in dieser Hinsicht der prophetische Vorläufer der neueren Zeit. Sein grosses Gedicht ist ein historisches Denkmal von unvergänglichem Werthe. Es enthält nicht allein die Geschichte des Dichters, es enthält zugleich die Geschichte seiner Zeit nach allen Beziehungen und Richtungen hin. Die äusseren Schicksale, die Kämpfe, das Denken, das Wissen, der Glaube, die Sitten, die Gebräuche, die Studien, die Kenntnisse, die Hoffnungen, die Tugenden und die Laster der Zeit, das Alles spiegelt sich in seinem Gedichte ab. „Die Göttliche Komödie ist nicht blos ein Bild der Zeit, deren Denkmal sie sein will; ihr ganzer Stoff, ihr ganzer Inhalt sind die Lebensmomente des Mittelalters und dessen Gedanke der Pulsschlag, der in ihr lebt; nur dass Alles in seiner durchgekämpften Vollendung und Reinigung herbeigezogen wird: das Alterthum, bisher durch den mechanischen Fleiss dunkler Mönche erhalten und mit mechanischer Fessel der Form den Geist in Banden haltend, tritt hier zum ersten Mal lebendig und mit eigener Geltung in das Leben des Geistes wieder ein; das romantische Ritterthum empfängt hier seinen edelsten Ausdruck; das Wissen des Mittelalters von der Natur, dem Menschenleben, den Gestirnen greift mit poetischer Wahrheit und poetischem Leben in die Handlung des Gedichtes ein; die scholastische Philosophie tritt uns in lebendiger Gestalt entgegen; die Kirche wird in der Nacktheit ihres Verderbens gezüchtigt und in ihrer möglichen, schönen Gestalt geträumt und verherrlicht; des Dichters Zeit selbst, als die am meisten charakteristische Epoche des Mittelalters geht vor dem Leser in einem gegenwärtigen, leidenschaftlichen, fast erlebten Bilde auf, und der Einheitsgedanke des Mittelalters endlich ist die Seele des Gedichtes und sein idealer Inhalt. — Die historische Bedeutung des Gedichtes liegt darin, dass es nicht allein ein Denkmal des Mittelalters ist, sondern dasjenige Kunstwerk, in welchem

immer Poësie geworden, das Rechte nicht immer gefunden (?), die spitzfindigen Untersuchungen über den Sündenfall der Engel, die Art ihres Denkens, über die Flecken des Mondes oder die Zeit, die Adam im Paradiese zugebracht, sind uns schwer geniessbar und mehr für den Gelehrten, als den Musenfreund; dann aber strahlt sein Genius, seine idealisirende Phantasie oft wieder so herrlich auf und kleidet die allgemein gültige religiöse Wahrheit so rein und glänzend in das Gewand der Dichtung, dass man es wohl begreift, wie Männer, die sich Dante zum Geleiter durch's Leben erkoren, nicht die Hölle, sondern das Paradies für das Vorzüglichste erklären. Dante weiss es selbst, dass er hier nicht für die Menge dichtet." Am Eingange des *Paradiso* warnt er Diejenigen, die mit geringen Kenntnissen versehen sind, davor, ihm auf dem hohen Fluge seines Geistes nachzufolgen. Denen, die über diesen letzten Theil seiner Dichtung geringschätzig zu urtheilen sich erkühnen, — ihnen gelten des Dichters Worte:

Die hörbegierig Ihr in kleinem Nachen
Bis hieher nachgefolgt seid meinem Schiffe,
Das mit Gesang die salz'ge Fluth zertheilet,
Kehrt nun zurück zu Eurem Heimatstrande,
Wagt nicht in's hohe Meer Euch, denn Ihr wäret,
Verlör't Ihr meine Spur, gar leicht verloren.

Am glänzendsten bewährt sich Dante's poetischer Genius in den Episoden, an denen sein Gedicht so reich ist. Berühmt und allbekannt sind in dieser Beziehung die der unglücklichen *Francesca da Rimini* und des Grafen *Ugolino della Gherardesca*, welch' letztere selbst einem Göthe anstaunende Bewunderung abnöthigte. Man würde sich indess sehr irren, wollte man, dem oberflächlich-leichtfertigen Urtheile Voltaire's folgend, meinen, die zwei genannten Episoden seien die einzigen in der *Divina Commedia*, welche zum Erhabensten gehören, was die Poësie je hervorgebracht. An solchen Stellen ist dieses Gedicht so unendlich reich,

dass man um eine Auswahl verlegen sein dürfte. Namentlich die grosse Vision des irdischen Paradieses steht in ihrer Art in nie erreichter poetischer Schönheit und Erhabenheit da. — Dazu steht dem Dichter eine unübersehbare, nie erschöpfte Fülle der herrlichsten, aus dem Natur- und Menschenleben entlehnten Bilder und Vergleichungen zu Gebote. Hierin erscheint Dante als ein tiefer und feiner Beobachter der Natur und des Menschen, der seines Gleichen kaum finden dürfte. „Sein Wahrheitssinn," sagen wir wieder mit *Carrière,* „blickt den Menschen und Thieren in's Herz, und von innen heraus weiss er die Formen so auszuprägen, dass sie die Bedeutung der Sache ausdrücken. Neben ausgemachten Gleichnissen nach Art der Alten ist es gewöhnlich nur ein Zug, den er in die Handlung einflicht oder zur Verdeutlichung heranzieht, aber dieses eine ist ganz sprechend, mag er eine spähende Seele mit dem alten Schneider vergleichen, der das schwache Auge zuspitzt, um das Nadelöhr zu finden, oder mag ein hochherziger Verdammter stumm die Vorüberwandelnden anblicken wie ein Löwe, der ausruht. In der Hölle sind es besonders Bilder aus der Thierwelt von wilder und widriger Art, um ihre Schauer und Qualen zu bezeichnen, am Berg der Reinigung streben die Pflanzen empor, die Lilie, die der Sonne den Kelch öffnet, der Dorn, der verdorrt schien und doch im Frühling wieder Rosen trägt, und im Paradiese strahlt und funkelt das Licht mit seinen Farben, der Himmel mit seinen Gestirnen. Durchgeht man die Göttliche Komödie mit Rücksicht auf die Gleichnisse aus der Natur und dem Menschenleben, so bewundert man zugleich ihre Fülle und Bestimmtheit; das offene Auge ergreift das Charakteristische, und der Mund hat das rechte Wort dafür. Ein neuer Naturalismus, der sich nicht mit Herkömmlichem begnügt, sondern in der Freude des eigenen Lebens und Fühlens schwelgt, kommt hier zuerst durch die Poësie in die Kunst. Dante's Freund, Giotto, geht als Maler auf dieser Bahn, am nächsten aber kommt ihm Van Eyk und seine Schule. Und diese Gleich-

immer Poësie geworden. das Rechte nicht immer gefunden (?), die spitzfindigen Untersuchungen über den Sündenfall der Engel, die Art ihres Denkens, über die Flecken des Mondes oder die Zeit, die Adam im Paradiese zugebracht, sind uns schwer geniessbar und mehr für den Gelehrten, als den Musenfreund; dann aber strahlt sein Genius, seine idealisirende Phantasie oft wieder so herrlich auf und kleidet die allgemein gültige religiöse Wahrheit so rein und glänzend in das Gewand der Dichtung, dass man es wohl begreift, wie Männer, die sich Dante zum Geleiter durch's Leben erkoren, nicht die Hölle, sondern das Paradies für das Vorzüglichste erklären. Dante weiss es selbst, dass er hier nicht für die Menge dichtet." Am Eingange des *Paradiso* warnt er Diejenigen, die mit geringen Kenntnissen versehen sind, davor, ihm auf dem hohen Fluge seines Geistes nachzufolgen. Denen, die über diesen letzten Theil seiner Dichtung geringschätzig zu urtheilen sich erkühnen, — ihnen gelten des Dichters Worte:

> Die hörbegierig Ihr in kleinem Nachen
> Bis hieher nachgefolgt seid meinem Schiffe,
> Das mit Gesang die salz'ge Fluth zertheilet,
> Kehrt nun zurück zu Eurem Heimatstrande,
> Wagt nicht in's hohe Meer Euch, denn Ihr wäret,
> Verlör't Ihr meine Spur, gar leicht verloren.

Am glänzendsten bewährt sich Dante's poetischer Genius in den Episoden, an denen sein Gedicht so reich ist. Berühmt und allbekannt sind in dieser Beziehung die der unglücklichen *Francesca da Rimini* und des Grafen *Ugolino della Gherardesca*, welch' letztere selbst einem Göthe anstaunende Bewunderung abnöthigte. Man würde sich indess sehr irren, wollte man, dem oberflächlich-leichtfertigen Urtheile Voltaire's folgend, meinen, die zwei genannten Episoden seien die einzigen in der *Divina Commedia*, welche zum Erhabensten gehören, was die Poësie je hervorgebracht. An solchen Stellen ist dieses Gedicht so unendlich reich,

dass man um eine Auswahl verlegen sein dürfte. Namentlich die grosse Vision des irdischen Paradieses steht in ihrer Art in nie erreichter poetischer Schönheit und Erhabenheit da. — Dazu steht dem Dichter eine unübersehbare, nie erschöpfte Fülle der herrlichsten, aus dem Natur- und Menschenleben entlehnten Bilder und Vergleichungen zu Gebote. Hierin erscheint Dante als ein tiefer und feiner Beobachter der Natur und des Menschen, der seines Gleichen kaum finden dürfte. „Sein Wahrheitssinn," sagen wir wieder mit *Carrière*, „blickt den Menschen und Thieren in's Herz, und von innen heraus weiss er die Formen so auszuprägen, dass sie die Bedeutung der Sache ausdrücken. Neben ausgemachten Gleichnissen nach Art der Alten ist es gewöhnlich nur ein Zug, den er in die Handlung einflicht oder zur Verdeutlichung heranzieht, aber dieses eine ist ganz sprechend, mag er eine spähende Seele mit dem alten Schneider vergleichen, der das schwache Auge zuspitzt, um das Nadelöhr zu finden, oder mag ein hochherziger Verdammter stumm die Vorüberwandelnden anblicken wie ein Löwe, der ausruht. In der Hölle sind es besonders Bilder aus der Thierwelt von wilder und widriger Art, um ihre Schauer und Qualen zu bezeichnen, am Berg der Reinigung streben die Pflanzen empor, die Lilie, die der Sonne den Kelch öffnet, der Dorn, der verdorrt schien und doch im Frühling wieder Rosen trägt, und im Paradiese strahlt und funkelt das Licht mit seinen Farben, der Himmel mit seinen Gestirnen. Durchgeht man die Göttliche Komödie mit Rücksicht auf die Gleichnisse aus der Natur und dem Menschenleben, so bewundert man zugleich ihre Fülle und Bestimmtheit; das offene Auge ergreift das Charakteristische, und der Mund hat das rechte Wort dafür. Ein neuer Naturalismus, der sich nicht mit Herkömmlichem begnügt, sondern in der Freude des eigenen Lebens und Fühlens schwelgt, kommt hier zuerst durch die Poësie in die Kunst. Dante's Freund, Giotto, geht als Maler auf dieser Bahn, am nächsten aber kommt ihm Van Eyk und seine Schule. Und diese Gleich-

demnach der Vater der Renaissance und eben dadurch der Vater der neuen Zeit, — mittelbar auch der Vater der Reformation.

Zugleich ist Dante der Vater der italienischen Poësie. Die hervorragendsten Dichter Italiens, Petrarca und Boccaccio, Tasso und Ariosto, Monti und Alfieri sind von Dante angeregt worden und haben, ob sie es auch zum Theil nicht gestehen mochten, Vieles aus seinem Gedichte entlehnt. Die Geschichte der italienischen Nationalliteratur weist die unbestreitbare Thatsache auf, dass sie jedesmal eine bedeutende Höhe erreichte, wenn das Studium des Dante blühte, dass sie hingegen in kläglichen Verfall gerieth, wenn es vernachlässigt wurde. Ein jeder neue Aufschwung, den die italienische Literatur im Laufe von über einem halben Jahrtausend nahm, muss im Sänger der Göttlichen Komödie seinen Vater erkennen.

Auch die Kunst hat sich hin und wieder von Dante's Geist beseelen lassen. Orcagna, Giotto, Masaccio, Lucas van Leyden und vor Allen der grosse Michelangelo werden von Dante angeregt, sie leben von Seinem Leben, sie nehmen aus seinem Gedichte die Motive zu ihren künstlerischen Schöpfungen. Michelangelo's „jüngstes Gericht,“ ein Werk, das seines Gleichen im Bereiche der gesammten Kunst nicht findet, ist ein Kind der Göttlichen Komödie.

Den mächtigen, allgewaltigen Einfluss des Dante'schen Geistes auf Cultur, Poësie, Wissenschaft und Kunst der folgenden Zeiten eingehend zu verfolgen und im Einzelnen nachzuweisen, wäre die Aufgabe eines eigenen Werkes. Hier beschränken wir uns auf einige wenige Andeutungen über das, was von der Nachwelt für die Verbreitung und das Verständniss seines unsterblichen Gedichtes geleistet wurde.

Wie die unmittelbaren Zeitgenossen dasselbe bei seinem ersten Erscheinen aufnahmen, darüber fehlt es uns an bestimmten Nachrichten. Die Art und Weise wie Dante's Zeitgenosse, Giovanni Villani, von der *Commedia* spricht, lässt indess mit ziemlicher

Sicherheit darauf schliessen, dass dem Gedichte noch vor des Dichters Tode hohe Anerkennung zu Theil wurde. Freilich mochte diese Anerkennung noch nicht eine allgemeine sein. Die Zunftgelehrten der damaligen Zeit bezeigten keine Lust, einem poëtischen Kunstwerke ihre Aufmerksamkeit zu schenken, das nicht in der lateinischen, sondern in der Sprache des Volkes geschrieben war. Petrarca, der so unendlich tief unter Dante stand, glaubte sich gleichwohl berechtigt, geringschätzig über ihn zu urtheilen. Aber trotz aller Anfeindungen stieg Dante's und seines Werkes Ruf von Jahr zu Jahr immer höher. Die Verbreitung, das Bekanntwerden der Göttlichen Komödie musste, wie es in der Natur der Sache liegt, langsam erfolgen zu einer Zeit, da es nur auf dem Wege von Handschriften geschehen konnte. Anderthalb Jahrhunderte ward das heilige Gedicht durch mehr oder minder dazu geeignete Abschreiber vervielfältigt, ehe die Kunst ein unendlich leichteres und besseres Mittel der Vervielfältigung literarischer Werke erfand. Das Gedicht war zwar trotz dieser Schwierigkeiten auf eine Weise verbreitet, wie kaum irgend ein anderes literarisches Erzeugniss aus den Zeiten vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Zahl der noch jetzt vorhandenen Handschriften desselben beläuft sich auf über fünfhundert. Allein bei dieser Art der Vervielfältigung musste das geweihte Lied nicht wenig einbüssen. Es hing nämlich von der Befähigung und Gewissenhaftigkeit des einzelnen Abschreibers ab, ob die genommene Abschrift treu und genau, oder aber verfälscht und entstellt ausfallen würde. Da lässt es sich wohl denken, wie es dabei zugehen musste. Der unkundige Schreiber ging zwar mit dem guten Willen an seine Arbeit, den ihm vorliegenden Text mit Genauigkeit zu copiren, ohne sich irgend welche Aenderungen daran zu erlauben. Allein eine diplomatisch genaue Abschrift war von solchen natürlich nicht zu erwarten. Von seiner Gewandtheit im Lesen von Handschriften und von der Deutlichkeit der ihm vorliegenden hing es eben ab, ob er nicht hin und

wieder unrichtig lesen und folglich auch unrichtig schreiben würde. Dazu ist es fast undenkbar, dass ihm bei einer so umfassenden abschriftlichen Arbeit kein Versehen hätte begegnen können. So ward der Ausdruck, den Dante selbst gewählt, hin und wieder verändert, zuweilen geradezu entstellt, und diese Entstellung musste bei manchen Stellen mit dem Ausdruck zugleich auch den Sinn treffen. Kaum besser musste es dem Gedichte gehen, wenn ein Kundiger die Arbeit des Abschreibens übernahm. Zunächst fragte es sich, ob eine treue oder aber eine bereits entstellte Handschrift ihm vorlag. Denn dass nur sehr wenige Abschriften vom Autograph des Dichters selbst genommen wurden und genommen werden konnten, während die meisten durch Handschriften aus zweiter und dritter Hand vermittelt wurden, ist von selbst einleuchtend. Sodann erlaubte sich der kundige Abschreiber, — da es sich eben nicht um eine juridisch-exacte Abschrift des ihm vorliegenden Originals handelte, — in manchen Fällen, wo er den Ausdruck seines Originals nicht verstand, oder wo derselbe ihm nicht deutlich, oder nicht passend schien, denselben durch einen andern, nach seinem Dafürhalten besseren zu ersetzen. Auf diese Weise kam es, — musste es nothwendig kommen, dass keine zwei unter den vielen Handschriften bis ins Einzelne vollkommen übereinstimmten. Es entstand eine unübersehbare, nicht zu überwältigende Masse verschiedener *Lesarten.* Von diesen beruht zwar eine grosse Anzahl offenbar auf Missverständniss, viele andere sind für die Form uud den Sinn der bezüglichen Stelle des Gedichtes von keinem Belang. Allein bei einer nicht geringen Anzahl von Stellen ist es keineswegs unwichtig, welcher der verschiedenen Lesarten der Vorzug gegeben wird, und da das Autograph des Dichters für uns als verloren zu betrachten ist, so lässt sich bei jeder einzelnen Stelle nicht sofort entscheiden, wie Dante selbst geschrieben, wie der ursprüngliche Text seines Gedichtes gelautet habe. Es fällt demnach der Kritik die nicht leicht zu lösende Auf-

gabe zu, durch Prüfung und Vergleichung der Handschriften einen Text der *Divina Commedia* herzustellen, der die möglichste Garantie biete, richtig, d. h. dem Sinn, dem Geiste und der Sprache des Dichters entsprechend zu sein.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ward die Göttliche Komödie unzählige Male gedruckt. Von der ersten gedruckten Ausgabe vom Jahre 1472 an sind bis zur gegenwärtigen Stunde bei 330 Ausgaben derselben in der Grundsprache erschienen. Allein die vorhin angedeutete Aufgabe der Kritik ward bis zur jüngsten Zeit entweder gar nicht unternommen oder aber höchst mangelhaft gelöst. Die ältesten Ausgaben sind ganz einfach Abdrücke von Handschriften, die sich zufällig in den Händen der Herausgeber befanden, ohne dass sie irgendwie kritisch geprüft worden wären. Bei einigen späteren Ausgaben wurden zwar Handschriften verglichen, allein prinziplos und ohne die eigentliche Aufgabe sich recht klar zu machen. „Wo man gerade auf ein Bedenken stiess, oder wo es galt, eine Vermuthung zu unterstützen, da schlug man Handschriften nach, hier einmal die einen drei, ein Paar Gesänge später andere fünf. Darüber aber, welchen relativen Werth jene Handschriften hatten, bekam der Leser nichts zu erfahren, aus dem einfachen Grunde, weil der Herausgeber selbst davon keinerlei Ahnung hatte.“

Der Ruhm, zuerst einen festen Grund für die Herstellung eines authentischen Textes der *Divina Commedia* gesetzt, die erste, nach bestimmten Principien geführte, auf richtigen kritischen Grundsätzen beruhende Ausgabe besorgt, der Unsicherheit und Willkür auf diesem Gebiete den Todesstoss versetzt zu haben, — dieser Ruhm gebührt einem mitlebenden Deutschen, *Karl Witte*. Ich schreibe hier nicht die Geschichte des Textes der *Divina Commedia* und muss daher sowohl auf den Nachweis, dass die Grundlage aller früheren Ausgaben eine unkritische ist, als auch auf die Hervorhebung der unsterblichen Verdienste dieses unter

den Dantefreunden in ganz Europa hochgefeierten Forschers verzichten. Hier muss die Bemerkung genügen, dass die Göttliche Komödie erst an *Witte* den scharfsinnigen Interpreten gefunden, der ihren Text auf seine ursprüngliche Gestalt zurückzuführen mit diplomatischer Genauigkeit, mit treuester Gewissenhaftigkeit, mit tiefster Einsicht und mit Glück unternahm. Die Arbeiten auf diesem Gebiete sind freilich weit entfernt davon, zu ihrem Abschlusse gekommen zu sein. Der einzig richtige und mögliche Weg, auf welchem sie zu einem Abschlusse gebracht werden können, ist indess durch *Witte* entdeckt und den Arbeitern auf diesem Felde gezeigt worden; Denen, die in seine Fussstapfen treten, leuchtet die Hoffnung entgegen, durch treue Arbeit endlich zu gesicherten Resultaten zu gelangen.

Unendlich mehr Fleiss als auf die Herstellung eines richtigen Textes haben die nachkommenden Geschlechter auf die Erforschung und Darlegung des Sinnes der heiligen Dichtung verwendet. Die Göttliche Komödie hat seit ihrem Bekanntwerden unter den Landsleuten des Dichters eine unübersehbare Literatur hervorgebracht, und diese Literatur nimmt in stets gesteigertem Masse von Tag zu Tag zu. Eine unendliche Fülle von umfangreichen Commentaren sind seit den frühesten Zeiten über dieses Werk geschrieben worden, — jedes Jahr bringt wieder mehrere grössere und kleinere Bände Auslegungen und Deutungen und noch immer sind nicht alle Geheimnisse enthüllt, die das erhabene Kunstwerk in seinem Schoosse birgt. Kaum war der Dichter in das Grab hinabgestiegen und schon machten sich seine Zeitgenossen daran, umfassende Arbeiten über sein eminentes Werk zu unternehmen. Dazu ward eine Ehre ihm zu Theil, die sonst keinem Dichter je zu Theil geworden. Es waren kaum fünfzig Jahre seit seinem Tode verflossen und in mehreren italienischen Städten wurden Lehrstühle errichtet, um das heilige Gedicht öffentlich zu erklären. Florenz, das den Dichter einst aus seinem Schoosse verstossen, — Florenz, das ihn, so lange er hie-

nieden wallte, verfolgt, ihm seine Thore verschlossen gehalten hatte, — Florenz war die erste Stadt, welche ihm diese Ehre erwies. Durch ein Dekret vom 9. August 1373 ward ein Gehalt für einen Exegeten der *Divina Commedia* ausgesetzt, der berühmte *Boccaccio* auf den neuerrichteten Lehrstuhl berufen. In der St. Stephankirche begann der sechzigjährige Mann an einem Oktobersonntage des nämlichen Jahres das Werk jenes Grossen öffentlich zu erklären, dem seine Vaterstadt einst die Betretung ihres Gebietes verboten. Nach seinem Tode nahmen Andere den „Dante-Lehrstuhl" ein, Männer wie *Francesco Filelfo*, *Filippo Villani*, *Verino*, *Gelli*, *Bartoli*, *Varchi* und der grosse *Galilei* hielten Vorlesungen über Dante's Göttliche Komödie. — Bologna, Pisa, Piacenza, Venedig, Mailand und andere Städte folgten dem von Florenz gegebenen Beispiele nach, überall wurden Lehrstühle eigens zur Erklärung der *Divina Commedia* errichtet. Viele, zum Theil umfassende und werthvolle Commentare, wie z. B. die von *Boccaccio*, *Francesco da Bûti*, *Benvenuto Rambaldi*, *Guiniforto degli Bargigi* und Andere sind bei Gelegenheit der öffentlichen Interpretation der *Divina Commedia* entstanden. Daneben beschäftigten sich manche Privatpersonen damit, das geweihte Lied soweit zu erklären, als sie es vermochten. Die Arbeiten dieser ältesten und alten Erklärer tragen freilich hin und wieder das Gepräge der Zeit, in welcher sie entstanden sind, und lassen Manches zu wünschen übrig. Gleichwohl sind sie, zumal die ältesten unter ihnen, für das eigentliche Studium der Göttlichen Komödie von hoher Wichtigkeit, zum Theil geradezu unentbehrlich, und was die Auffassung des Grundgedankens und der Tendenz des Gedichtes angeht, haben sie alle in der Hauptsache das Richtige. Durch die schon früher erwähnte, gegen Ende des vorigen und Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts, aufgekommene sogenannte politische Auslegungsweise ging den Italienern das Verständniss ihres grössten Dichters verloren, das geweihte Lied ward entweiht, alles Erhabene

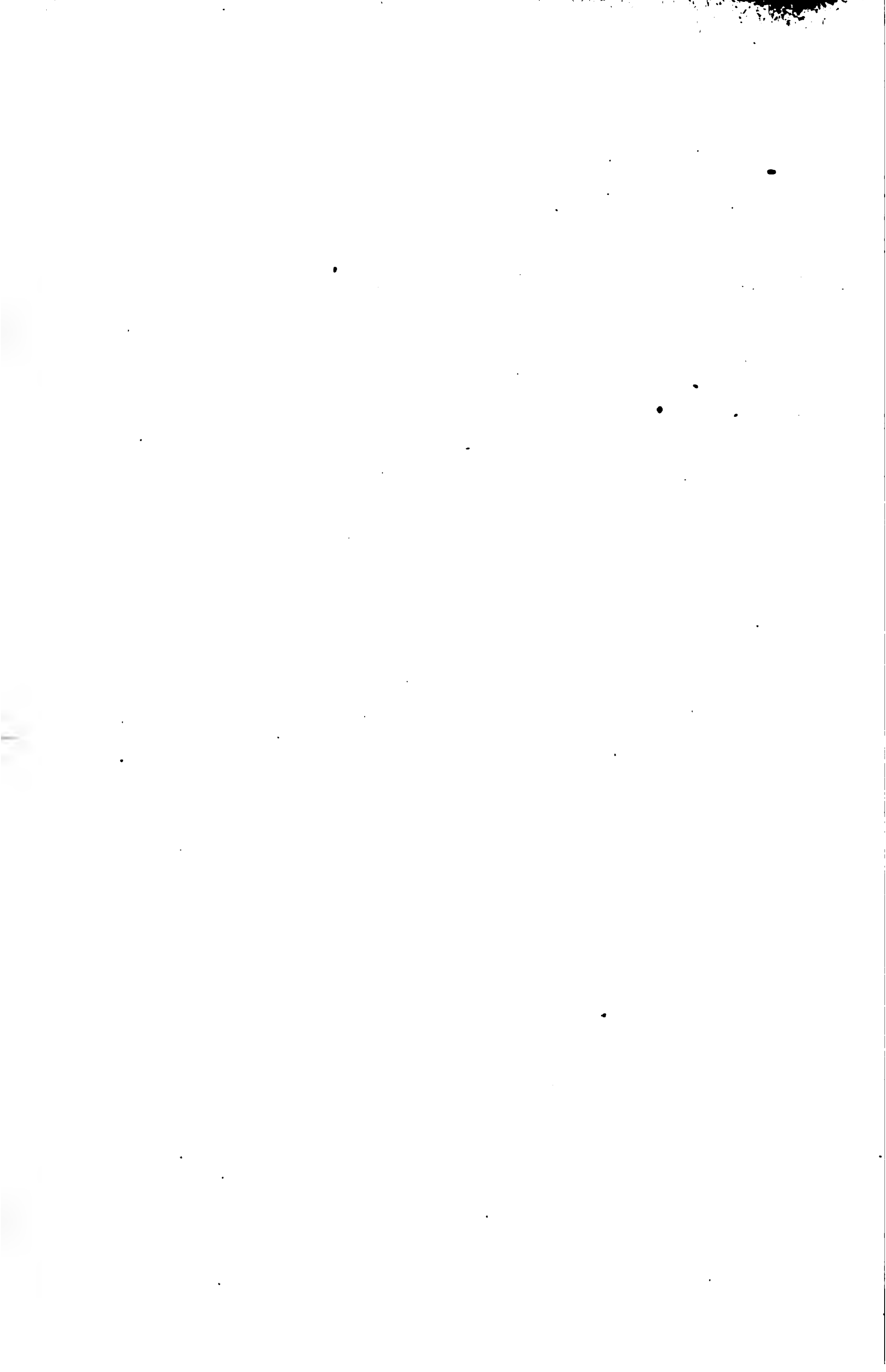
und Poëtische in demselben verdampft. Der neue Sinn, den man in der Göttlichen Komödie entdeckt zu haben glaubte, schlug aber in Unsinn um, worin der Neapolitaner *Rossetti* und dessen Nachbeter, der Franzose *Aroux*, das Unglaubliche geleistet. Der gesunde Sinn trug indess über den Unsinn den Sieg davon, die bedeutendsten unter den Freunden des Dichters kehrten zur richtigen Auffassung der Alten zurück und arbeiteten mit Erfolg daran, sie zu vertiefen und im Einzelnen zu erweitern und zu berichtigen. Männer, wie *Giuliani, Tommaseo, Berardinelli, Barelli* u. v. A. haben in dieser Richtung Bedeutendes geleistet.

Ein Werk wie die Göttliche Komödie gehört aber nicht einem einzelnen Volke, — es gehört der Menschheit. Daher strebten die meisten gebildeten Völker Europa's darnach, sich das erhabene Werk zugänglich zu machen. Deutschland vor allen hat seit nun bald einem Jahrhundert dem grossen mittelalterlichen Dichter ein eingehendes und tiefes Studium gewidmet. Bei dreissig vollständige oder partielle Uebersetzungen der *Divina Commedia* sind seit 1763 in Deutschland erschienen, wovon manche zahlreiche Auflagen erlebten. Durch Treue und Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, sowie durch den beigefügten, in das Verständniss des Dichters tief und gründlich einführenden Commentar ragen die von *Philalethes* (des jetzt regierenden Königs Johann von Sachsen) und von *Witte* über alle anderen hervor. Im Eifer für Erforschung der Geheimnisse des Dante'schen Gedichtes, sowie für Förderung des geschichtlichen, theologischen und philosophischen Verständnisses desselben werden des Dichters Land- und Sprachgenossen von den Deutschen beinahe überboten. Die Leistungen von *Merian, A. W. von Schlegel, Schelling, Abeken, Schlosser, Hegel, Göschel, Ruth* u. v. A., besonders aber von *Philalethes, Blanc, Wegele* und namentlich von *Witte*, dürfen dem Besten und Trefflichsten, was die Danteliteratur in Italien hervorgebracht, würdig zur Seite gestellt werden. Eine seit 1865 be-

stehende, nach Dante sich nennende deutsche Gesellschaft hat sich zum Ziel gesetzt, das Verständniss des Dichters und die Liebe zu demselben zu pflanzen und zu erweitern.

Nicht ohne Erfolg haben auch andere Nationen, namentlich die französische und englische, den grössten Sänger des Mittelalters in den Kreis ihrer Studien gezogen. Die Göttliche Komödie ist in nahezu alle europäischen Sprachen übersetzt, alle Völker und Zungen schöpfen je länger je mehr Lebensnahrung aus Dante's begeisterten und tiefsinnigen Worten. Was er selbst zu thun mit richtigem Blicke verschmähte, das hat die Nachwelt gethan, — sie hat seinem Hauptwerke das Sprachgewand der alten Römer verliehen. Ja, sogar das morgenländische Sprachgewand haben Dante's erhabene Terzinen angelegt; vor mir liegt sein *Inferno* in der Sprache des alten Bundes. Selbst in einer Welt, die Dante nicht kannte und die für ihn nicht vorhanden war, wird jetzt, nach mehr als einem halben Jahrtausend, sein Werk gelesen und bewundert, erschallt jetzt sein Ruf. Aus der neuen Welt ruft ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts herüber zum grösseren Dichter des vierzehnten, der in der alten Welt einst lebte und nun auf Himmelshöhen die Glorie Dessen schaut, der das All bewegt:

O Stern des Morgens! Du der Freiheit Stern,
Des Lichtes Bote, Dessen Strahlen zogen
Hoch ob der Appenninen dunklem Bogen,
Herold des neuen Tag's, der nicht mehr fern!
Aus allen Wäldern, aus der Berge Kern,
Aus Städten wiederhallt, aus Meereswogen,
Dein Lied, bis dass Italien eingesogen
Es ganz, und völlig es verstehen lern'.
Verkündigt ist Dein Ruhm von Bergeshöh'n,
Durch alle Völker, bis zum fernsten Reich,
Erscholl Dein Ruhm, wie eines Sturmwinds Weh'n;
Abtrünnige und Gläub'ge, Alle gleich
In ihrer Sprache, hören Dich und seh'n
Auf Dich verwundert, staunend, schreckensbleich.



Nachträge.

Vorbemerkung. Nachfolgende Blätter bezwecken nur, den geneigten Leser auf die hauptsächlichsten Errungenschaften und Fortschritte des letztverflossenen Decenniums in aller Kürze aufmerksam zu machen, wollen und können aber den Gegenstand nicht im Entferntesten erschöpfen und noch viel weniger die nach dem heutigen Stande der Dante-Forschung geforderte Um- und Neubearbeitung desselben irgendwie ersetzen. Der Verfasser bittet, nicht mehr hier zu erwarten, als einige wenige historische, biographische und namentlich literarische Notizen und keine auch nur annähernde Vollständigkeit zu verlangen. Er selbst weiss sehr gut, wie Vieles noch ausserdem nachzutragen und auch zu verbessern wäre, kann es aber an diesem Orte zu thun nicht versuchen. Zum Voraus lehnt er daher jedweden Vorwurf über das Fehlen dieser und jener Notiz oder Verbesserung ab und erlaubt sich die Bitte, man möchte ihn mit dergleichen verschonen. Gewiss wird die Arbeit nicht ungethan bleiben und soll in nicht allzulanger Zeit dem Publikum vorgelegt werden. Die wesentlichsten Fragen, die hier in Betracht kommen, werden inzwischen einzeln und in eingehendster Weise in einem besonderen Werke untersucht werden, wovon der erste, die Jugendzeit des Dichters umfassende Theil bis zu Ostern kommenden Jahres im gleichen Verlage erscheinen soll, und worauf zum Voraus zu verweisen erlaubt sein möge.

Zu S. 46 ff. Während es früher an Vorstudien über den in diesem Kapitel behandelten Gegenstand so gut wie ganz fehlte, ist jüngst unsere deutsche Literatur um ein Werk bereichert worden, welches Niemand, der sich für die religiösen Zustände des Mittelalters interessirt, unbeachtet lassen darf. Es ist dies die *Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter vom Ende des achten Jahrhunderts bis zum Anfange des vierzehnten* von *Hermann Reuter* (2 Bde. Berlin 1875—77). Die hier vorgetragenen Ansichten haben durch *Reuter's* umfassende und gründliche Untersuchungen im Grossen und Ganzen eine glänzende Bestätigung gefunden und es ist namentlich der oft gehörten Behauptung, dass der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie im Mittelalter nicht vorhanden gewesen sei, für immer Stillschweigen auferlegt worden. *Reuter* hat mit den besten Gründen und aus den Quellen nachgewiesen, dass die Aufklärung im zwölften und dreizehnten Jahrhundert viel verbreiteter und tiefgreifender war, als man sonst anzunehmen wagte. Dass nun ein Geist wie Dante nicht umhin konnte, sich mit derselben auseinander zu setzen wird kaum jemand im Ernste in Abrede stellen wollen. Es hat sich somit gezeigt, dass unsere Grundauffassung des Dichters und seines geistigen Entwicklungsganges nicht, wie man wohl schon behauptet hat, in der Luft schwebt, sondern auf sicherster historischer Basis ruht.

Zu S. 67 u. ff. Die in diesem Kapitel besprochenen Fragen sind in den letzten Jahren vielfach und zum Theil sehr gründlich erörtert worden. Was die Entstehung der italienischen Schriftsprache anlangt, kann hier genügen auf die Arbeiten von *Corazzini, Bartoli, D' Ovidio, D' Ancona,* namentlich aber *N. Caix* zu verweisen. Im Ganzen dürften die Ansichten von *Friedrich Diez,* welchen ich mich angeschlossen hatte, nicht

wesentlich zu modificiren sein. Unter den, die älteste italienische Poesie behandelnden Arbeiten, ragt namentlich *Gaspary's* „Die Sicilianische Dichterschule des dreizehnten Jahrhunderts" (Berlin, 1878) hervor. Daneben verdient besonders *Adolfo Bartoli's* Literaturgeschichte verglichen zu werden. Unverhältnissmässig viel ist über den (S. 73 erwähnten) angeblich ältesten sicilischen Dichter *Ciullo d' Alcamo* verhandelt worden. Hier genügt es zu erwähnen, dass selbst seine Existenz zweifelhaft geworden ist. *Gaspary* geht vielleicht zu weit, wenn er (S. 123) meint, dieser Name werde „wohl bald aus der Literaturgeschichte wieder verschwinden". Aus einer Geschichte Dante's hingegen kann er ohne Schaden verschwinden, obwohl ihn auch noch *Pietro Mattei* in seiner sonst sehr tüchtigen Arbeit *(Della sintassi e dello stile dei predecessori di Dante*, Triest 1878) als den „wahrscheinlich ältesten" italienischen Dichter anführt. Man vergleiche über diese Frage die Arbeiten von *Monaci*, *D' Ancona*, *N. Caix*, *Bartoli*, *Corazzini*, *Grion*, *Gaspary* u. A.

Tief eingreifend sind die Resultate der neueren Forschung über die vordante'sche Prosa. Sämmtliche auf S. 77 erwähnte Arbeiten sind als Fälschungen nachgewiesen worden. Schon im Jahre 1868 wies *Bernhardi* nach, dass die *Diurnali* des *Matteo Spinello di Giovenazzo* eine Fälschung des sechzehnten Jahrhunderts sind und damit war die Frage abgethan, obwohl noch 1870 der Neapolitaner *Miniero Riccio* („I Notamenti di Matteo Spinelli da Giovenazzo difesi ed illustrati") eine Lanze für die Echtheit brechen zu müssen glaubte (vergl. auch *Capasso*, *Sui Diurnali di Matteo da Giovenazzo*, *Memoria.* Napoli 1872; *von Sybel's* Historische Zeitschrift, 1872, I. S. 200—205). Zwei Jahre später (1870) erschien die Arbeit von *Paul Scheffer-Boichorst:* „Die florentinische Geschichte der Malespini eine Fälschung" (wiederabgedruckt in den *Florentiner Studien*, Leipz.

1874. Seite 1—44). Auch diese Frage war alsobald abgethan und kaum dürfte jemand noch daran denken das *Malespini*'sche Machwerk in Schutz zu nehmen.[1])

Weit bedeutender, auch für unseren Gegenstand, ist die sogenannte *Dino-Frage*, welche eine geradezu traurige Berühmtheit erlangt hat. Schon im Jahre 1858 hatte der kürzlich verstorbene *Pietro Fanfani* die Echtheit der „Chronik" bezweifelt, doch waren die damals angeführten Gründe nicht der Art, dass sie besondere Beachtung verdient hätten. Man fuhr noch eine Weile fort, die „Chronik" als ein Juwel der altitalienischen Literatur zu betrachten. Da kündigte *Scheffer-Boichorst* am Schlusse seiner vorhin erwähnten Abhandlung an, es würde der Tag kommen, da er an das Werk dessen, den Florenz wohl seinen Thukydides oder Sallust heisse, Hand zu legen sich ermuthigt und berechtigt fühlen könnte. Um dem armen Chronisten wenigstens ein Grab in Italien selbst zu bereiten, machte sich nun *Giusto Grion* daran, die geschehene Fälschung nachzuweisen (*La cronaca di Dino Compagni opera di A. F. Doni*, Verona 1871). Mehr die Leichtfertigkeit des angeschlagenen Tones als die Schwäche der vorgebrachten Argumente trug die Schuld, dass die Grion'sche Schrift keine ernstliche Beachtung fand. Aber mit *Scheffer-Boichorst's* meisterhafter Kritik (*Florentiner Studien*, S.45—210) hat die „Chronik" den Todesstoss erhalten und waren alle seitherigen Versuche, den Todten wieder in's Leben zu rufen, vergeblich. Leider hatte die Academie der Crusca die sonderbare Grille, um jeden Preis die Echtheit der „Chronik" zu retten, wesshalb in Italien ein Streit entstand, der bis zur Stunde noch

---

1) In Italien hatte lange vor Scheffer-Boichorst der seither verstorbene Prof. Todeschini mit aller Entschiedenheit die Ansicht verfochten, dass die Malespini'sche Chronik eine elende Fälschung sei; Scritti su Dante, I, p. 365 ff.

nicht beendigt ist. Mit einem Eifer, der wahrlich besser hätte angewendet werden können, griff *Fanfani* in unzähligen Schriften (darunter dickleibige Bände) die Echtheit an und hat allerdings den vom deutschen Kritiker geführten Beweis, namentlich nach der sprachlichen Seite, wesentlich vervollständigt. Zu bedauern ist, dass er sich nicht selten geradezu in's Kindische verirrte. Die Akademiker und ihre Trabanten verfolgten ihn dafür mit einer Wuth, welche von den literarischen Zuständen unserer Zeit ein trauriges Zeugniss ablegt. Auch in Deutschland dauerten die Verhandlungen eine Weile fort (*C. Hegel*, „Die Chronik des Dino Compagni. Versuch einer Rettung.“ Leipz. 1875. *Scheffer-Boichorst*, „Die Chronik des D. C. Kritik der Hegel'schen Schrift“, Ebd. 1875, u. s. w.) und endeten damit, dass der Glaube an die Echtheit ganz allgemein aufgegeben wurde. Nur die Mitglieder der Crusca fuhren und fahren fort, entweder die Echtheit der angefochtenen Chronik im Ganzen zu vertheidigen, oder wenigstens Einiges darin retten zu wollen. Doch zeigt gerade das weitschweifige und ermüdende Werk *Isidoro*'s *Del Lungo*, wovon soeben zwei dickleibige Bände (Florenz, Le Monnier's Nachfolger) erschienen sind, welch' ein vergebliches Bemühen es ist, gegen die Macht der Thatsachen kämpfen zu wollen. Für die ernste Wissenschaft ist die Frage als abgethan, die geschehene Fälschung als endgültig erwiesen zu betrachten.

Ist es nun nicht mehr erlaubt, die Chroniken Malespini's und Dino Compagni's als Geschichtsquellen zu benützen, so folgt daraus, dass die bisherigen Darstellungen der florentinischen Geschichte in der Zeit Dante's nicht mehr zu Recht bestehen können. Hier muss es aber genügen, das Factum einfach zu constatiren. Denn da es mit einzelnen Nachträgen und Berichtigungen doch nicht gethan wäre, vielmehr die ganze Darstellung eine andere werden müsste, so scheint es angezeigt, erstere zu unterlassen

und die gänzliche Umarbeitung auf günstigere Gelegenheit aufzusparen. Uebrigens bedingt die Modification der Darstellung der florentinischen Geschichte kaum eine wesentliche Modification der Biographie des Dichters. Von den seither veröffentlichten umfassenden Darstellungen der florentinischen Geschichte hat die von *Gino Capponi* (3 Bände, Flor. 1876; deutsch von *Dütschke*, 2 Bde. Leipz. 1876) nach wie vor die alten Chronisten benützt. Auf besserer kritischer Grundlage ruht das umfassende Werk des Franzosen *Perrens*, jedoch ist auch dieses nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen. Zu vergleichen sind namentlich auch die Arbeiten von *Scheffer-Boichorst*, *C. Hegel* und *O. Hartwig*.

Zu S. 83 ff. Noch fehlt es an einer gründlichen kritischen Untersuchung der Quellen. Ein tüchtiger Beitrag dazu ist *Th. Paur*'s Schrift: „Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's" (Görlitz 1862). Auch *C. Hegel* („Ueber den historischen Werth der älteren Dante-Commentare", Leipz. 1878) bietet manches Beachtenswerthe. Die Glaubwürdigkeit der Dante-Biographie von *Boccaccio* ist in der jüngsten Zeit vielfach erörtert worden (vergl. namentlich *Witte*, „Dante-Forschungen" II, S. 48—120). Das Resultat dürfte sein, dass keine einzige Angabe des *Boccaccio* unbedingten Glauben verdient, wenn sie nicht anderweitige Bestätigung findet. Hiernach darf sein Werk kaum noch als „Hauptquelle" bezeichnet werden.

Die biographische Literatur ist inzwischen sehr bedeutend angewachsen. Dieselbe findet man verzeichnet in *Petzholdt*'s „Bibliographia Dantea" (2. Aufl. Dresden 1876, wozu zu vergl. meinen *Nachtrag* im „Anzeiger für Bibliographie u. s. w." 1876. S. 340—344; 372—381) und in *Ferrazzi*'s *Manuale Dantesco* (Vol. IV und V. Bassano 1871—77); das Neueste im vierten Bande des *Jahrbuchs der deutschen Dante-Gesellschaft* (Leipz. 1877, S. 594—655). Besonders hervorragend sind die Arbeiten

von *Todeschini*, *D' Ancona*, *Gargani*, *Labruzzi di Nexima*, *Imbriani*. Von *Wegele*'s Buch ist (1879) eine dritte Auflage erschienen, die aber, was den biographischen Theil anlangt, noch ganz auf dem Standpunkt vom Jahre 1865 steht und von den Resultaten neuerer Forschungen nur selten Notiz nimmt. Beachtenswerth ist auch die Dante-Biographie, welche *Friedrich Notter* dem ersten Bande seiner deutschen Uebersetzung der Göttlichen Komödie vorausgeschickt hat. Tiefgreifend sind die Forschungen von *Imbriani*, jedoch nicht frei von Einseitigkeit und reich an Uebertreibungen und Paradoxien.

Zu S. 91 ff. Vergl. *Reumont*, *Dante's Familie* (Jahrbuch der deutschen D. G. II, S. 331—353). Es muss hier darauf verzichtet werden, die Frage über die Vorfahren des Dichters eingehend zu behandeln. Bemerkt muss jedoch werden, dass es durchaus irrig ist zu sagen, wie man neuerdings wiederum gesagt hat, Cacciaguida's Bruder Eliseo sei der Stammvater der Elisei geworden, denn die Familie der Elisei blühte zu Florenz ein Jahrhundert vor der Geburt von Cacciaguida's Bruder und von diesem weiss man nicht einmal mit Bestimmtheit ob er überhaupt Nachkommen hatte. Viel wichtiger ist aber ein anderer Umstand, der hier nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist (S. 96) gesagt, dass die Familie der Alighieri dem florentinischen Adel angehörte. Das war die allgemeine Annahme, kein Zweifel war darüber laut geworden. Seither ist aber durch sehr gewichtige Gründe der Beweis angetreten worden, dass Dante's Familie keineswegs zum Adel zählte (vergl. *Todeschini*, *Scritti su Dante*, I, 344 ff.). Obwohl allerdings noch das Eine und Andere sich einwenden lässt, so dürfte sich doch die frühere Annahme schwerlich mehr festhalten und vertheidigen lassen und sehr wahrscheinlich wird Dante *den* grossen Männern beizuzählen sein, welche aus dem Volke hervorgegangen sind.

(Näheres über diese, sowie über die in den folgenden Anmerkungen berührten Fragen, wird man in dem bereits erwähnten und demnächst erscheinenden Werke finden.)

Auch der Wohlstand der Familie Alighieri ist in jüngster Zeit angezweifelt und die Behauptung aufgestellt worden, dieselbe habe unter dem Druck einer nicht unerheblichen Schuldenlast geseufzt (vergl. *Witte*, Dante-Forschungen II, 61 ff.) Dass Dante und sein Bruder bedeutende Summen aufnahmen steht allerdings fest; doch reicht dieser Umstand nicht hin um die sehr wohl bezeugte Thatsache, dass die Familie wohlhabend war, ernstlich in Frage zu stellen.

Zu S. 102 ff. Heutzutage darf Dante's Geburtsjahr nicht mehr als unbedingt feststehend bezeichnet werden, denn es ist sehr ernstliche Einsprache dagegen erhoben und der Beweis angetreten worden, der Dichter müsse jedenfalls *vor* 1265 geboren worden sein (vergl. *Labruzzi di Nexima*, *Quando nacque Dante Alighieri?* in der Zeitschrift: *Il Propugnatore*, Vol. X. P. II. pag. 3—16 und Vol. XII. P. I. pag. 313—324). Dass der Beweis gelungen sei, kann nicht zugegeben, wohl aber muss eingeräumt werden, dass die Basis der früheren Annahme bis auf einen gewissen Grad erschüttert worden ist. Besonders Ein Argument harrt noch der Widerlegung. Es steht nämlich urkundlich fest, dass Dante im Jahre 1283 ganz selbständig einen Kaufvertrag abschloss: wie hätte er dies aber thun können, wenn er erst 1265 geboren, somit 1283 noch minorenn war? Nach *Labruzzi* wäre ferner der Geburts*monat* nicht der Mai sondern der Juni.

Zu S. 105 f. Man hat die hier versuchte Lösung der Schwierigkeit eine plausible genannt. Sie ist aber eine blosse Hypothese. Nach *Todeschini* wären Dante's Angehörige im J. 1260 gar nicht aus Florenz verbannt worden; nach *Labruzzi* soll der Dichter noch vor der Verbannung der Guelfen im J.

1260 geboren worden sein. Jedenfalls bedarf die Frage einer erneuten gründlichen Untersuchung, indem kaum einer unter den bisherigen Lösungsversuchen ein befriedigender genannt werden kann.

Zu S. 109 ff. In neuester Zeit haben *Todeschini* (a. a. O. p. 287 ff.) und *Imbriani* nachzuweisen versucht, dass *Brunetto Latini* nicht Dante's Lehrer gewesen. An eine Lehrthätigkeit im modernen Sinne dieses Wortes ist freilich nicht zu denken und dass *Latini*, sei es zu Florenz sei es anderswo, eine eigentliche Schule geleitet habe, ist schwerlich weiterhin anzunehmen. Hingegen steht sein sehr bedeutender Einfluss auf die geistige Entwicklung Dante's und auf den Fortschritt der Bildung in Florenz fest, jenes durch das Zeugniss des Dichters, dieses durch dasjenige des Chronisten Villani. Allerdings aber dürfte es angezeigt sein, den missverständlichen Ausdruck „Lehrer“ fortan zu vermeiden.

In dem Vers (*Hölle* VIII, 45): *Gesegnet sei der Schooss der Dich getragen* kann man ein Denkmal kindlicher Pietät doch nicht sehen. Die Worte sind eigentlich ein Citat aus dem Evangelium Lucae XI, 27, wo gewiss Niemand kindliche Pietät herausfinden wird. Es wird daher dabei bleiben müssen, dass Dante über alle seine Angehörigen ohne Ausnahme absolutes Stillschweigen beobachtet hat.

Zu S. 117 ff. Vergl. über Dante's Liebesverhältniss zu Beatrice besonders auch *Minich*, *Degli amori di Dante veri e supposti*, Padua 1871. *Nardi*, *Amori celebri dei poeti e degli artisti italiani*, Mail. 1874. Die hierher gehörenden Arbeiten von *Wolters* („Beatrice,“ Leiden 1874) und *Roseburghe Lothian* („Dante and Beatrice“, Lond. 1876) haben keinen historischen Werth.

Zu S. 156. Das Datum der Verehelichung Dante's steht keineswegs urkundlich fest. Was man als ganz sicher zu be-

trachten hat, ist, dass sie nicht vor 1292 und nicht nach 1297 stattgefunden haben kann. Vergl. *Todeschini*, a. a. O. S. 331 ff.

Zu S. 158 ff. Dante's eheliches Leben und der Charakter seiner Gemahlin sind in der neuesten Zeit Gegenstand vielfacher und zum Theil sehr lebhafter Erörterungen gewesen. Man vergleiche hierüber die Arbeiten von *Witte* (*Rivista Internazionale*, 1876. S. 6 ff. 97 ff. *Dante-Forschungen* II, 48 ff.), *Imbriani* (*Rivista Europea*, 1878, I. S. 70 ff.) und meine eigenen (*Rivista Internazionale*, 1876. S. 65 ff. 166 ff. *Die Gegenwart*, Band XV, 1879. S. 121 ff. 135 ff. *Nuova Rivista Internazionale*, 1879. S. 26 ff. 165 ff.). Auf den Streit näher einzugehen ist nicht dieses Ortes. Bemerkt muss jedoch werden, dass es nicht glaubwürdig ist, dass, wie *Boccaccio* erzählt, Dante's Ehe eine von den Verwandten gemachte gewesen sei, und dass es keineswegs urkundlich feststeht, dass der Dichter seine Frau nie wieder gesehen habe nach seiner Verbannung aus Florenz.

Zu S. 161 ff. *Todeschini* und *Imbriani* haben gegen die früher unbestrittene Ansicht, dass Gemma Donati dem Dichter sechs bis sieben Kinder geschenkt, energische Einsprache erhoben und auch *Witte* („Dante-Forsch." II, 86) hat Zweifel darüber geäussert. Der Beweggrund ist bei *Todeschini* das Bestreben, Dante's Verehelichung später stattfinden zu lassen, als man gewöhnlich annimmt; bei *Imbriani* und *Witte* ein Argument für Dante's glückliches Eheleben zu entkräften. *Todeschini* (a. a. O. S. 333 ff.) reducirt die Zahl der Kinder auf drei: Pietro, Jacopo und Beatrice; *Imbriani* sogar auf zwei, während Beatrice eine uneheliche Tochter Dante's sein soll, von ihm im Ehebruch erzeugt (!!!). Letztere Ansicht verdient wohl nur als Curiosum erwähnt zu werden; aber auch *Todeschini*'s Argumentation scheint an Hyperkritik zu leiden. Ueberhaupt kann die allzudestructive Richtung neuerer italienischer Forscher, die wirklich alles negiren oder

wenigstens anzweifeln, was nicht durch Urkunden bestätigt ist, nicht gebilligt werden. *Imbriani* behauptet sogar (*Propugnatore* XII, 1. pag. 327), drei Viertel von dem, was man über Dante zu wissen glaubt, sei „Mythus und Unsinn" und verlangt demgemäss, man solle damit beginnen, mit der bisherigen Tradition über Dante gründlich aufzuräumen und *tabula rasa* zu machen! Ob er seine eigene Vermuthung über die ehebrecherische Erzeugung der Beatrice Alighieri als „Unsinn" oder blos als „Mythus" betrachtet wissen will, ist nicht bekannt; immerhin aber ist aus diesem Beispiel ersichtlich, was etwa *Imbriani* statt des alten „Unsinns" bieten würde. Weit nüchterner und vorsichtiger ist *Todeschini*. Kann man auch seine Ansichten nicht ohne Weiteres acceptiren, so ist andererseits auch nicht in Abrede zu stellen, dass die Frage nach der Zahl der Kinder Dante's einer erneuten Untersuchung bedarf.

Zu S. 168 ff. Was die gegebene, hauptsächlich aus *Dino Compagni* geschöpfte, Darstellung der Schlacht von Campaldino anlangt, muss einfach an das früher Bemerkte erinnert werden. Dass Dante an dem Kriegszug theilgenommen steht fest. Fraglich ist hingegen, ob er bereits an früheren Kriegszügen theilgenommen habe. Man hat es neuerdings entschieden verneint und die Meinung ausgesprochen, aus dem bei Leonardo Bruni aufbewahrten Bruchstück eines Briefes Dante's folge „unzweifelhaft", dass dieses die erste Schlacht war, die er mitfocht. Indess beruht diese Meinung auf Nichtverständniss der angerufenen Stelle. Denn, da der Dichter hier sagt, er sei damals, als er die Schlacht von Campaldino mitfocht, der Waffen nicht unkundig gewesen (*non fanciullo nell' armi*, eigentlich: in den Waffen kein Kind mehr), so folgt hieraus doch wohl eher, dass sich Dante damals *nicht* zum ersten Male unter den Waffen befand.

Zu den folgenden Capiteln muss ich nochmals wiederholen,

dass eine umgearbeitete Darstellung der florentinischen Zeitgeschichte auf Grund der neueren Forschungen absolut nothwendig ist, dass mir aber der für diese Nachträge knapp zugemessene Raum nicht gestattet, darauf einzugehen und ich mich hier auf das beschränken muss, was ganz unmittelbar zu Dante's Leben und Werken gehört. Der Leser dieser Kapitel wolle nicht vergessen, dass sie im Jahre 1868 geschrieben wurden.

Zu S. 198 ff. Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dass jüngst *Imbriani* die Thatsächlichkeit der Gesandschaft Dante's an Bonifaz VIII. ganz entschieden geläugnet hat. Sollte *Imbriani* Recht behalten, so müsste die Lebensgeschichte Dante's in dieser entscheidenden Zeit gänzlich umgestaltet werden, oder vielmehr, wir würden hier im Finstern herumtappen müssen. Dass aber *Imbriani* Recht habe, kann einstweilen durchaus nicht zugegeben werden, obwohl ich weit davon entfernt bin, das Gewicht einiger der von ihm geltend gemachten Gründe zu verkennen. Doch sind diese Gründe nur scheinbare, während die Thatsache der Gesandschaft zu gut bezeugt ist, als dass sie von der nüchternen Forschung ernstlich bezweifelt werden dürfte.

Zu S. 200 ff. Ueber den Einzug Carl's von Valois in Florenz vergl. *Scheffer-Boichorst*, „Florentiner Studien“, S. 142 ff.

Zu S. 213 f. Dass Gemma, Dante's Gemahlin, um das Jahr 1308 gestorben sei, ist ganz entschieden falsch. Aus dem, vom 15. Februar 1314 datirten Testament ihrer Mutter Maria Donati geht unzweifelhaft hervor, dass Gemma damals noch am Leben war. Das Testament ist durch *Frullani* und *Gargani* in der officiellen Publication: *Della Casa di Dante* (Flor. 1865. pag. 41) veröffentlicht worden. Es lautet:

D. Maria ux. q. D. Manetti de Donatis fil. q. . . . (sic) *fa testamento 1314 17 febbrajo Ind. XIII.*

Volle esser seppellita in S. Maria Novella.

Reliquit Bartolae eius Nepti fil. q. Martini Bartolini Scambagni populi S. Martini de Florentia.

Item voluit quod de bonis suis dent et solvantur D. Gemmae fil. suae Uxori Dantis Alighierii de Florentia post mortem sui test. ũ 300 florenorum parvorum dummodo per dictum Dantem vel suos heredes, prefati heredes D. Mariae extracti et absoluti fuerint ab omni obbligatione in qua reperirent obbligati vel legati quacunque de causa pro ipso Dante cuiuscumque personae seu personis. Et maxime de obbligatione qua D. Manectus fecit tamquam fideiussor dicti Dantis, vel cum eo in solidum Pannocchiae et Jacobo de Corbizzis de flor. 480 auri sive plus, sive minus. Et de obbligatione 90 flor. auri sive plus sive minus in quibus sunt obbligati pro Ubaldino pro dicto Dante sive insolidum sive fidejussorio nomine pro eo. Et de obbligatione 46 auri sive plus sive minus pro quibus sunt obligati d. D. Manettus pro dicto Dante sive cum eo in solidum sive fidejussorio nomine pro eo,

Dno Filippo Lapi Bonaccolti,

Teruccio
Nicolao
Foresino et
Fil. Nerii } *eius fil. et haered.*

Zum IV. Buch, S. 215—278. Was in diesem Buche abgehandelt ist, habe ich später zum Gegenstand eingehender Erörterungen gemacht; vergl. meine Abhandlungen: „Zu Dante's innerer Entwickelungsgeschichte“, Jahrb. d. deutschen D. G. III, S. 1—40; „Zu Dante's Seelengeschichte“ ebd. IV, S. 143 —238; und meinen Commentar zu den letzten Gesängen des *Purgatorio*. Die Grundanschauung ist die nämliche geblieben, hingegen ist manches Einzelne sei es modificirt, sei es weiter entwickelt.

worden. Näher darauf einzugehen gestattet hier der Raum nicht und verweise ich den geneigten Leser auf die erwähnten Arbeiten, namentlich auf die Abhandlung im vierten Bande des Jahrbuchs, durch welche, wenn ich nicht irre, die Frage zu einem vorläufigen Abschluss gebracht worden ist. Dass die Grundanschauung die nämliche geblieben und sich in diesen Capiteln die Grundideen zu den in späteren Arbeiten weiter ausgeführten und fester begründeten Ansichten bereits niedergelegt finden, ist bekannt (vergl. *Witte, Dante-Forschungen* II, 300) und wird hier nur desshalb erwähnt, weil man jüngst behauptet hat, ich hätte später eine ganz andere Ansicht vorgetragen. Was nun die Modification anlangt, so besteht sie wesentlich darin, dass, entgegen der früheren Annahme, eine „sittliche Verirrung" des Dichters nicht mehr angenommen werden darf, sondern ausschliesslich eine intellectuelle (vergl. unten die Anmerkung zu S. 443). Man hat nun freilich gesagt, es sei nur „eine Einseitigkeit einer anderen entgegengesetzt worden". Von einem „Gegensatz" kann aber die Rede nicht sein, sondern eben nur von einer Fortentwicklung. Die „Einseitigkeit" anlangend, muss es der Zukunft überlassen bleiben, darüber ein Urtheil zu fällen, *wo* eine solche vorliegt. Einstweilen ist der Vorwurf als ein durchaus unbegründeter entschieden zurückzuweisen.

Zu S. 293 ff. Ueber Dante's „Neues Leben" ist jetzt namentlich zu vergleichen die glänzend ausgestattete, mit umfassenden Einleitungen und reichhaltigem Commentar versehene Ausgabe von *Alessandro D' Ancona* (Pisa 1872. 4°), namentlich aber die mit gewohnter Meisterschaft besorgte kritische Ausgabe von *Carl Witte* (Leipzig, 1876), in deren *Prolegomeni* die in diesem Kapitel besprochenen Fragen gründlich erörtert worden sind. Eine neue, recht hübsche deutsche Uebersetzung der *Witte*'schen Ausgabe, mit Weglassung des gelehrten Apparates,

hat uns eine Dame, *B. Jacobson*, gegeben (Halle, 1877). Sehr bedeutend versprach die Arbeit *Todeschini's: Cronologia della Vita Nuova di Dante (Scritti su D.* I, p. 323 ff.) zu werden, blieb aber leider unvollendet.

Zu S. 304 ff. Die Entstehungszeit der Schrift: „Ueber die Monarchie" ist noch immer streitig. *Witte* hat seine Ansicht, der ich mich angeschlossen und die ich auch jetzt, nach sorgfältigem Studium der darüber gepflogenen Verhandlungen, für die richtige halte, auf's Neue vertheidigt in den Prolegomenen zu seiner mustergültigen Ausgabe des Werkchens (Wien, 1874). Ihm ist seither u. A. auch *Hubatsch* beigetreten (vergl. die Einleitung zu dessen Uebersetzung der *Monarchie*, Leipz. 1872). Was *Derichsweiler* („Das politische System Dante's", Gebweiler 1874. S. 2—8) und neuerdings *Wegele* („D.'s Leben", 3. Aufl. S. 371—384) dagegen vorgebracht, hat wenig zu bedeuten. Dagegen hat *Giuliani* in seinem ausführlichen Commentar *(Opere latine di Dante*, Flor. 1878. Vol. I. S. 213—442) die Ansicht verfochten, dass unsere Schrift erst nach dem Exil, und zwar zwischen 1318 und 1320, entstanden sei. Kann auch nicht zugegeben werden, dass *Giuliani*'s Gründe irgend entscheidend wären, muss ich auch nach wie vor bei der Ansicht beharren, dass unsere Schrift vor dem Exil des Dichters abgefasst worden, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dass *Giuliani* sehr beachtenswerthe Gründe für seine Ansicht geltend gemacht hat und man nicht umhin kann, mit ihm zu rechnen. Demnach bedarf die Frage einer erneuten sorgfältigen und eingehenden Prüfung. Eine solche anzustellen bleibt einer anderweitigen Arbeit vorbehalten. Vergl. auch *Friedberg*, „Ueber die mittelalterlichen Lehren über das Verhältniss von Staat und Kirche", I. Theil, besonders S. 12 Anm. 2.

Zu S. 316 ff. Ueber die Schrift *De vulgari eloquentia*

ist jetzt besonders die vortreffliche und tief eindringende Arbeit des Neapolitaner Prof. *Francesco D' Ovidio* zu vergleichen („*Sul trattato de Vulgari eloquentia di Dante*, in *Ascoli*'s *Archivio glottologico*, 1873. II, S. 59—110; wiederabgedruckt in *D' Ovidio*'s *Saggi critici*, Neapel 1879. S. 330—415). Hier erhalten wir zum ersten Male eine wirklich wissenschaftliche, hin und wieder wohl etwas zu strenge Kritik der unvollendet gebliebenen Dante'schen Schrift. Nach *D' Ovidio* ist die Schrift zwischen 1304 und 1308, und zwar zu Bologna, geschrieben worden, und sollte dieselbe aus vier Büchern bestehen. Eine neue kritische Ausgabe mit ausführlichem Commentar hat uns *Giuliani* im ersten Bande seines Werkes *Opere latine di Dante* (S. 1—212) gegeben. Selbstverständlich darf, wer fortan über diese Frage mitsprechen will, die Arbeiten *Giuliani*'s und *D' Ovidio's* nicht unberücksichtigt lassen; hier muss es jedoch genügen, auf dieselben aufmerksam gemacht zu haben.

Zu S. 325 ff. Für das eingehende Verständniss von Dante's „Gastmahl" ist, trotz seiner nicht selten ermüdenden Weitschweifigkeit, wahrhaft epochemachend das grosse Werk von *Giuliani: Il Convito di Dante Alighieri reintegrato nel testo con nuovo commento* (Flor. 1874). Ausserdem ist namentlich zu vergleichen: *Vassallo, Il Convito di D. A. Discorso* (Flor. 1876). Einiges, das nicht ignorirt werden dart, findet man auch im ersten Bande von *Todeschini*'s *Scritti su Dante*. In meiner Auffassung der hier in Betracht kommenden principiellen Fragen haben mich diese neueren recht verdienstlichen Arbeiten nicht wankend zu machen vermocht.

Zu S. 340. Die Echtheit des hier erwähnten Schreibens Dante's an die Grafen Oberto und Guido von Romena ist von *Todeschini* (a. a. O. I, 222 ff.) stark und mit sehr beachtenswerthen Gründen angefochten worden. Dessgleichen soll auch

das Schreiben an den Cardinal von Ostia unter keinen Umständen von Dante verfasst worden sein. Was dieses letztere betrifft, muss ich allerdings gestehen, dass ich die Autorschaft unseres Dichters nicht mehr mit vollster Ueberzeugung in Schutz nehmen kann. *Witte* hält („Dante-Forschungen" II, 211, 220) Dante's Autorschaft nach wie vor für gesichert; ich glaube jedoch nicht, dass seine Bemerkungen hinreichen werden, *Todeschini*'s Bedenken zu beseitigen. Meinerseits muss ich vorläufig diese Frage als eine noch offene bezeichnen. Den Trostbrief an die beiden Grafen von Romena anlangend, glaube ich zwar nicht, dass es genüge zu sagen, dessen Echtheit sei „augenfällig" (*Witte*, a. a. O. S. 220); ich meine vielmehr man solle sie erst nachweisen und gegen die gemachten Angriffe vertheidigen. Doch glaube ich allerdings, dass sie sich vertheidigen und überzeugend nachweisen lasse. Uebrigens hängt die Frage nach der Echtheit beider Schreiben sehr eng mit anderen Fragen zusammen, auf welche einzugehen nicht dieses Ortes sein kann.

Zu S. 349 ff. Die in diesem Kapitel besprochene kleine Schrift Dante's war die am meisten vernachlässigte. Seither ist wenigstens Eine recht tüchtige Arbeit darüber erschienen, auf welche hier hingewiesen werden muss, nämlich: *W. Schmidt:* „Ueber Dante's Stellung in der Geschichte der Kosmographie. Erster Theil: die Schrift *De aqua et terra*." Graz, 1876. Gerne füge ich hier noch die Bemerkung bei, dass diese Schrift unseres Dichters von *Schmidt* viel besser und richtiger gewürdigt und beurtheilt worden ist, als es von mir (S. 352) geschehen.

Zu S. 357 ff. In Bezug auf die unter starker Benützung der Chronik des *Dino Compagni* gegebene Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, kann ich hier blos noch einmal an bereits Gesagtes erinnern. Ueber die Grafen Guidi ist zu vergleichen namentlich *Todeschini* (a. a. O. S. 211—260) und *Witte*

(„Dante-Forsch.“ II, S. 194—236). Unerwähnt darf ich nicht lassen, dass neuere Forschungen ausser Zweifel gestellt haben, dass es nur *Einen* Alessandro da Romena und nicht, wie man früher annahm, deren zwei zu Dante's Zeit gegeben hat (vergl. S. 372). Einem eventuellen Vorwurf zum Voraus zu begegnen, sei hier noch bemerkt, dass *Witte*, wie er selbst berichtet („D.-Forsch.“ II, 152), erst zu Ende des Jahres 1877 (also doch wohl durch mich, vergl. „Dante-Jahrb.“ IV, 597 f.) auf *Todeschini*'s Arbeiten aufmerksam gemacht wurde.

Zu S. 372 ff. Was in diesem Kapitel über Dante's Aufenthalt zu Bologna und zu Paris gesagt ist, darf nur als Hypothese, nicht etwa als sicher stehende historische Thatsache gelten. Im Grunde ist nicht allein die Zeit dieses Aufenthaltes, sondern auch dieser selbst streitig und fraglich. In der in Aussicht gestellten Arbeit wird die Frage eingehend behandelt werden. Hier nur Folgendes: lässt es sich nachweisen, dass Dante die Universität zu Bologna auf längere oder auf kürzere Zeit besucht, so wird es wohl das Natürlichste sein, diesen Aufenthalt, trotz *Villani*'s entgegenstehendes Zeugniss, in seine Jugendzeit zu verlegen. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, dass Dante auch *nach* seiner Verbannung Bologna wieder besucht, ja, *wenn* er in seiner Jugendzeit einige Zeit dort verlebt, ist es sogar im höchsten Grade wahrscheinlich, dass er sich auch später wieder dorthin begeben habe und insofern würde *Villani*'s Angabe eine richtige sein. Dass er aber schon vor seiner Verbannung die Universität zu Paris besucht habe, lässt sich schlechterdings nicht beweisen. Sollte sich die Reise dorthin nachweisen, oder wenigstens wahrscheinlich machen lassen, so liegt kaum ein triftiger Grund vor, dem bestimmten Zeugniss des Chronisten *Villani* (IX, 136), wozu noch das, freilich nicht schwer wiegende, *Boccaccio*'s kommt, zu widersprechen.

Zu S. 384 ff. Ueber den Römerzug Heinrichs VII. ist jetzt besonders zu vergleichen: *Bonaini, Acta Henrici VII.* ecc. Flor. 1877. Mit Benützung dieses Werkes vor seiner Veröffentlichung: *Pöhlmann,* „Der Römerzug Kaiser Heinrich VII.“ u. s. w. Nürnberg 1875. Man vergleiche auch die oben angeführten Werke von *Gino Capponi* und *Perrens.*

Zu S. 404 ff. *Witte* bemerkt (*Dante-Forsch.* II, 278): „Dass Dante längere Zeit in Lucca, einer so bedeutenden und seiner Heimath nahe gelegenen Stadt, verweilt haben wird, ist nicht nur vorauszusetzen, sondern wird im Purgat. XXIV, 45 ausdrücklich bezeugt, auch ergibt die Art dieses Zeugnisses, dass dieser Aufenthalt in eine vergleichungsweise spätere Zeit gefallen sein muss. Wenn aber mit voller Bestimmtheit gesagt wird: „In der zweiten Hälfte des Jahres 1314 zog Dante in der That nach Lucca, und S. 455 dieser Aufenthalt bis in das Jahr 1315 ausgedehnt wird, so kann ich darin nur einen Nachklang der Troya'schen Hypothese finden: dass Dante's eigentlicher Held und Gönner Uguccione della Faggiuola gewesen sei.“ Hierauf habe ich zu erwidern: Die Hypothese Troya's habe ich nie vertreten, obschon sie mir doch nicht die Geringschätzung zu verdienen scheint, mit welcher sie von Anfang an von *Witte* behandelt worden ist. Dass sodann meine Zeitbestimmung eine *ungefähre* ist, versteht sich im Grunde von selbst; die Richtigkeit derselben muss ich aber auch jetzt und auf so lange behaupten, als nicht nachgewiesen wird, dass der unbestrittene längere Aufenthalt Dante's in Lucca vor 1314 oder nach 1316 fallen muss. Beides scheint mir absolut unmöglich. Es bleibt daher die Zeit zwischen 1314 und 1316, also die von mir angenommene. Ueber die Freundin Dante's in Lucca vergl. meinen Commentar zur *Divina Commedia,* Bd. II, S. 470 u. ff. Die Frau hiess *Gentucca,* wer sie aber sonst war, lässt sich nicht mehr bestimmen. Wenigstens zwei Frauen dieses Namens lebten damals in Lucca.

Zu S. 423 ff. Ueber Can Grande und Dante's Aufenthalt in Verona vergl. die Arbeit von *Giusto Grion: Cangrande amico die Dante* (im *Propugnatore*, Vol. IV. Parte II. S. 395—427). Nach *Grion* war Can Grande am 9. Mai 1280 geboren. In der That dürfte sich das früher angenommene Geburtsdatum (1291) kaum mehr vertheidigen lassen. Die Zuversicht jedoch, womit *Grion* das Geburtsjahr festgesetzt zu haben glaubt, wird man kaum theilen können. Dass *Ferreto Vicentino* Glauben verdient, ist richtig; ob aber die Auslegung seiner Verse, welche *Grion* gibt, auch richtig ist, das dürfte noch fraglich sein. Wollen wir vorsichtig vorgehen, so werden wir sagen müssen, dass Can Grande um 1280 oder nicht viel später geboren wurde. Nicht genug zu bedauern ist, dass *Grion* wie sonst so auch in dieser, übrigens recht verdienstlichen Arbeit seiner gar zu lebhaften Phantasie keinen Zügel anlegt, und sich in Paradoxien vielfach verirrt.

Zu S. 428 ff. Man vergleiche über die letzten Jahre Dante's und über die späteren Schicksale seiner sterblichen Ueberreste die fleissige Arbeit von *Gasparo Martinetti Cardoni: Dante Alighieri in Ravenna. Memorie storiche con documenti*, Ravenna 1864. S. 18 scheint *Cardoni* annehmen zu wollen, dass sich Dante bereits 1317 bleibend in Ravenna niedergelassen habe, eine Ansicht, die ich nicht zu vertreten vermag. Stünde es fest, dass *Giotto* um 1319 nach Ravenna sich begab, und wäre *Vasari*'s Angabe richtig, dass er auf Verwendung des dort lebenden Dichters dahin berufen wurde, dann müsste man allerdings annehmen, dass Dante bereits im Jahre 1318 in Ravenna seinen Wohnsitz hatte. Beides ist jedoch wenig glaubwürdig (vergl. *E. Dobbert* in *Dohme*'s „Kunst und Künstler", XLI, S. 30 f.) Ob *Cardoni*, wie er sich S. 143 rühmt, streng darauf bedacht gewesen ist, sich von der historischen Wahrheit nicht zu entfernen, kann man einigermassen bezweifeln. Wenigstens wird die S. 32

ausgesprochene Ansicht, dass Dante in Ravenna ausser dem *Purgatorio* und *Paradiso* einen Theil des *Convivio*, die *Vulgari Eloquentia* und Gott weiss wie viele Gedichte und Briefe verfasst habe, auf den Namen historischer Wahrheit nicht Anspruch machen können.

Zu S. 432 f. Dass Dante von Guido da Palenta nach Venedig gesandt worden sei, wird allerdings von *G. Villani* bezeugt, steht aber gleichwohl keineswegs fest. In den Archiven zu Venedig hat man von dieser Gesandschaft noch keine Spur gefunden. Was aber noch bedenklicher ist, es findet sich der Name unseres Dichters in zwei hierher gehörigen Documenten (bei *Cardoni*, S. 125 ff.), worin die Namen Derjenigen, welche für Ravenna und Cervia mit der Republik unterhandelten, angeführt werden, nirgends erwähnt. Was *Cardoni*, S. 35 ff. darüber erzählt, ist ein widerspruchvolles Phantasiestück. Vergl. übrigens *Fraticelli*, *Vita di Dante*, S. 258 ff. *Cappi* in dem Sammelwerk: *Dante e il suo secolo*, S. 821 ff.

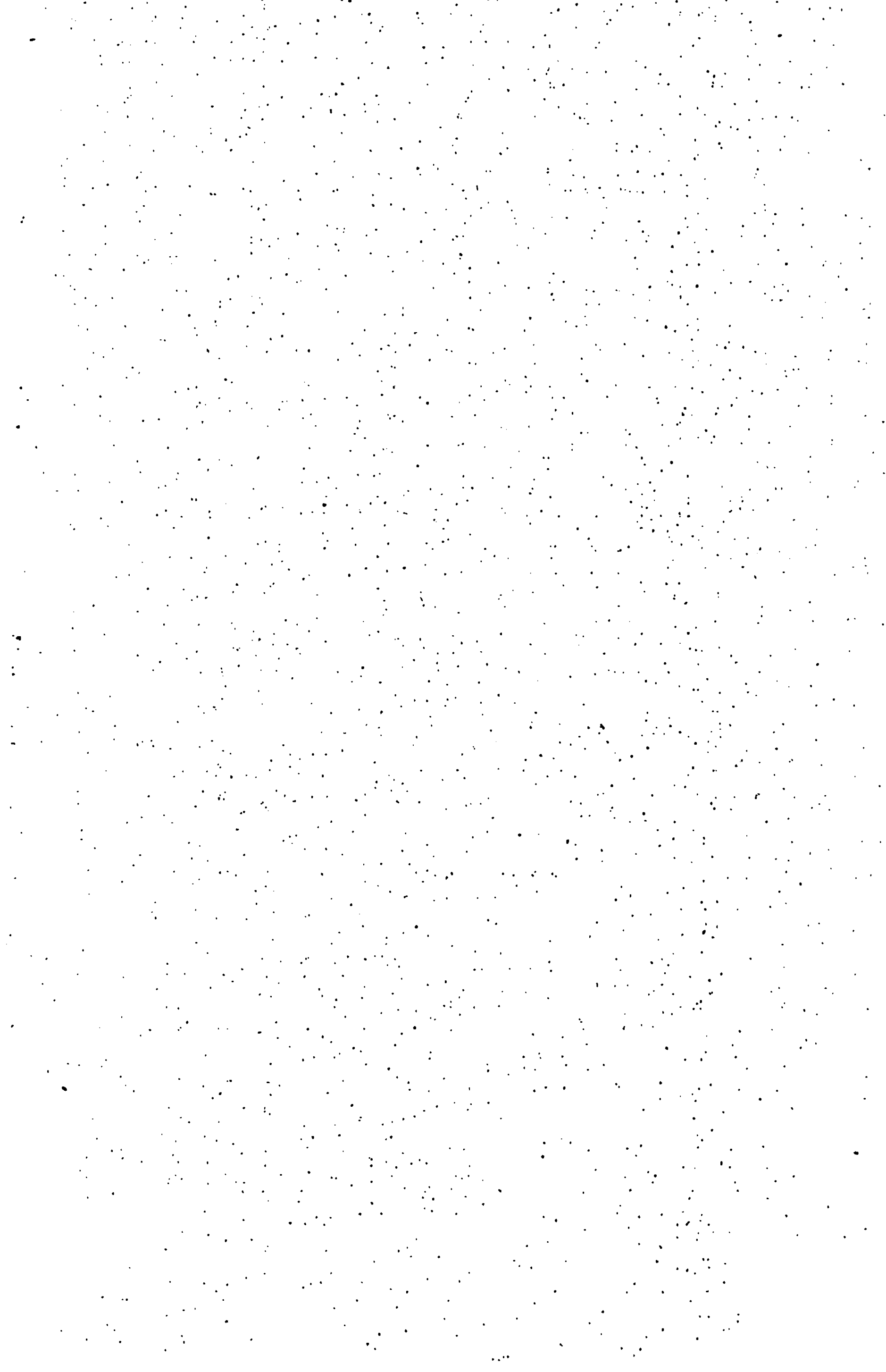
Zu S. 443 f. Nach einem eindringenden Studium des Dichters und seiner Werke kann ich die hier ausgesprochene Ansicht über die Schattenseite seines Charakters nicht mehr vertreten und bin vollkommen überzeugt, dass ihm grosses Unrecht geschieht, wenn man von „sinnlichen Verirrungen“ redet. Es geschieht freilich noch ganz allgemein, doch lebe ich der Zuversicht, dass man damit über kurz oder lang aufhören wird. Darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort und begnüge ich mich zur Ehrenrettung Dante's die früher ausgesprochene Ansicht ausdrücklich als eine solche zu erklären, welche einer wesentlichen Modification bedarf. Für das Nähere verweise ich auf die Abhandlung „Zu Dante's Seelengeschichte“ im vierten Bande des „Dante-Jahrbuchs.“ Die Befürchtung, welcher *Theodor Paur* in den Worten Ausdruck verliehen hat: „Uns scheint, die fast zum Dogma sich

verhärtende Trilogie in der geistigen Entwicklung Dante's, während sie vorerst immer noch eine geniale Hypothese bleibt, trägt die Gefahr in sich, dass nun alle übrigen Verhältnisse von dem Gesichtspunkte jener anscheinend als organisch sich empfehlenden Gliederung betrachtet und zurechtgestellt werden", — diese Befürchtung theile ich nicht. Ich weiss mich ebensosehr von Dogmatismus frei, als ich mir bewusst bin, aus dem unbefangensten Studium des Dichters geschöpft zu haben. In der oben in Aussicht gestellten Arbeit wird sich zeigen, ob es von meinem Standpunkte aus möglich sein wird, ein besseres, natürlicheres und psychologisch richtigeres Blid der Geistesentwicklung des Dichters zu entwerfen, als dasjenige, welches man sich bis dahin gemacht hat.

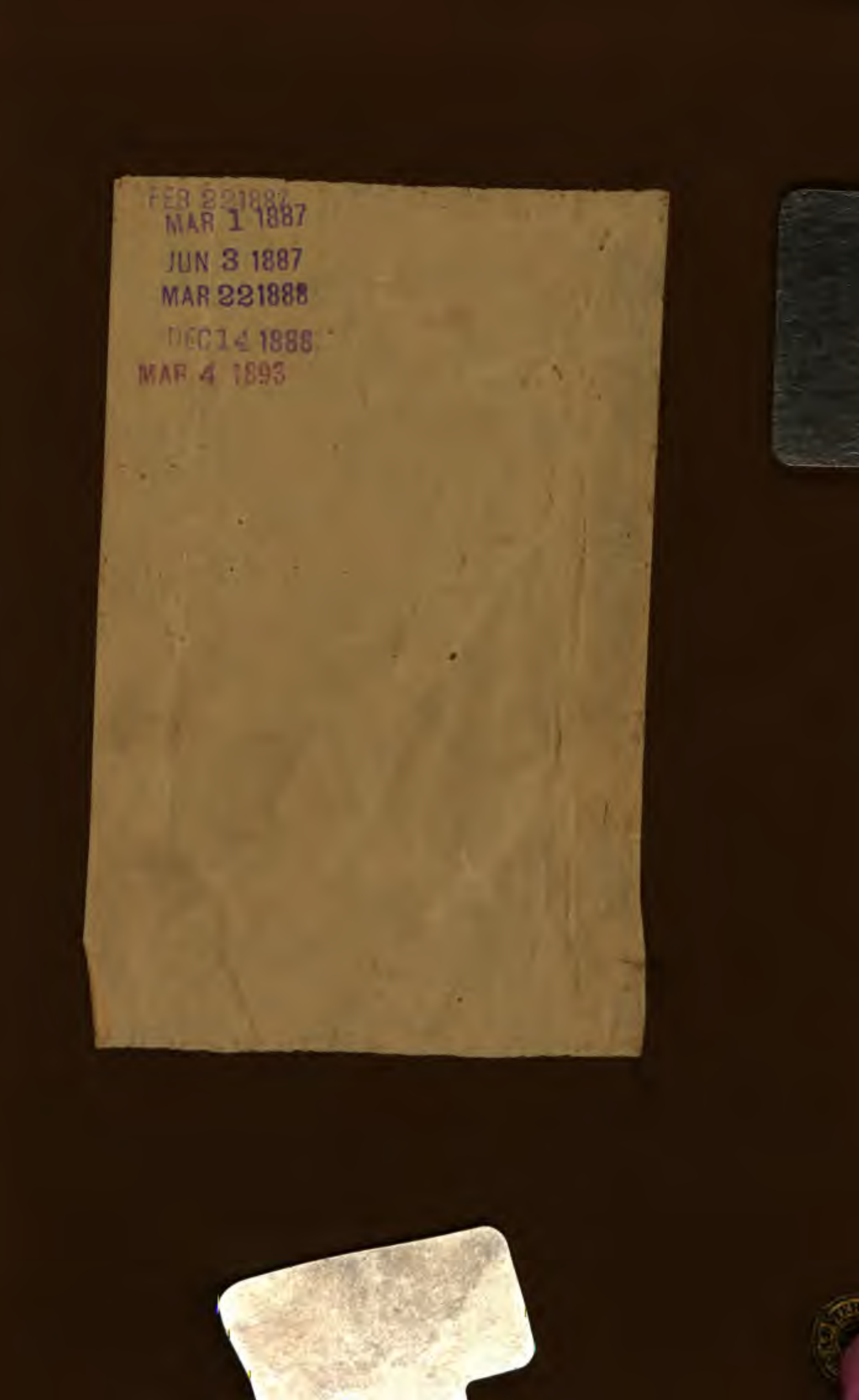
Zum VII. Buch, S. 447 ff. Da ich hier sehr Vieles hinzuzufügen, aher kaum etwas von Belang zu revociren oder zu ändern hätte, da ferner die Grenzen des mir für diese Nachträge gestatteten Raumes erreicht und schon nahezu überschritten sind, begnüge ich mich mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Als Einleitung zum Studium der Göttlichen Komödie dürfte dieser Abschnitt noch immer brauchbar sein. Die Berichtigungen und Ergänzungen im Einzelnen ergeben sich aus meinem Commentar zur *Divina Commedia,* der nach seiner Vollendung so ziemlich Alles bieten dürfte, was zum eingehenden Studium des Gedichtes erforderlich ist. Es wird gestattet sein, auf diese Arbeit zu verweisen. Wenn man die Besorgniss ausgesprochen hat, deren Vollendung nicht zu sehen (*Witte,* „Dante-Forsch." II, 466), so stehe hier zur Beruhigung die Notiz, dass der Druck des dritten Bandes soeben beginnt und ohne Unterbrechung fortschreiten wird. Ausser diesem Hauptwerke sei noch auf meine in den Bänden des „Dante-Jahrbuchs" veröffentlichten Abhandlungen verwiesen. Die Literatur über die Göttliche Komödie schwellt mit jedem Jahre

in fast bedenklichem Maasse an, so dass es nachgerade dem Gebildeten schwer wird, eine gute Auswahl zu treffen. Es dürfte daher manchem Leser nicht unerwünscht sein, hier einige Winke zu finden. Als gute italienische Ausgaben der *Divina Commedia,* mit einfachem, auf das nächste Bedürfniss berechnetem Commentar, sind die von *Brunone Bianchi, Andreoli* und *Camerini* am Meisten zu empfehlen. Unter den *deutschen* Uebersetzungen kann eigentlich nur zwischen der vom unvergesslichen *Philalethes* und der von *Witte* die Wahl schwer fallen. Wer auf den Reim nicht gerne verzichtet, mag zu den Uebersetzungen von *Notter* oder von *Bartsch* greifen. Auch diejenigen von *Kannegiesser* und *Streckfuss* verdienen noch immer, namentlich in den neueren Ausgaben, Beachtung. Für ein eingehenderes Studium bieten sich dem deutschen Leser zunächst die trefflichen und tiefgreifenden „Dante - Forschungen“ von *Karl Witte* (2 Bände 1869—79) und das „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft“ (bis jetzt 4 Bände) dar. In den zwei letzten Bänden des „Jahrbuchs“ wird, wer nach mehr Verlangen trägt, eine nur zu reiche Auswahl finden. Hier sollte keine Bibliographie der *Divina Commedia* gegeben werden.

Krebs-Schmitt Nachf. Gebr. Weisbrod, Frankfurt a. M.






FEB 22 1887
MAR 1 1887
JUN 3 1887
MAR 22 1888
DEC 14 1888
MAR 4 1893

